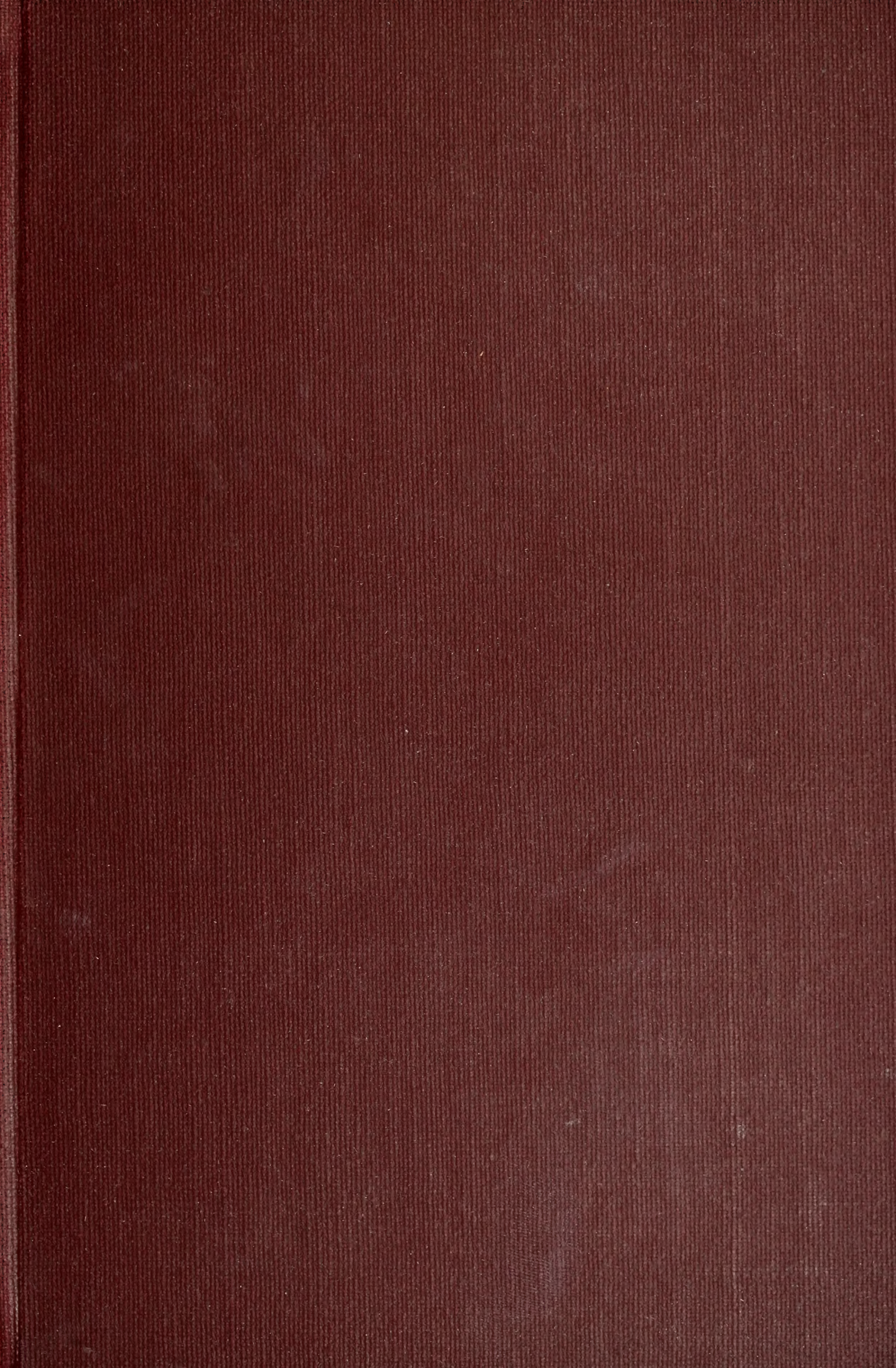
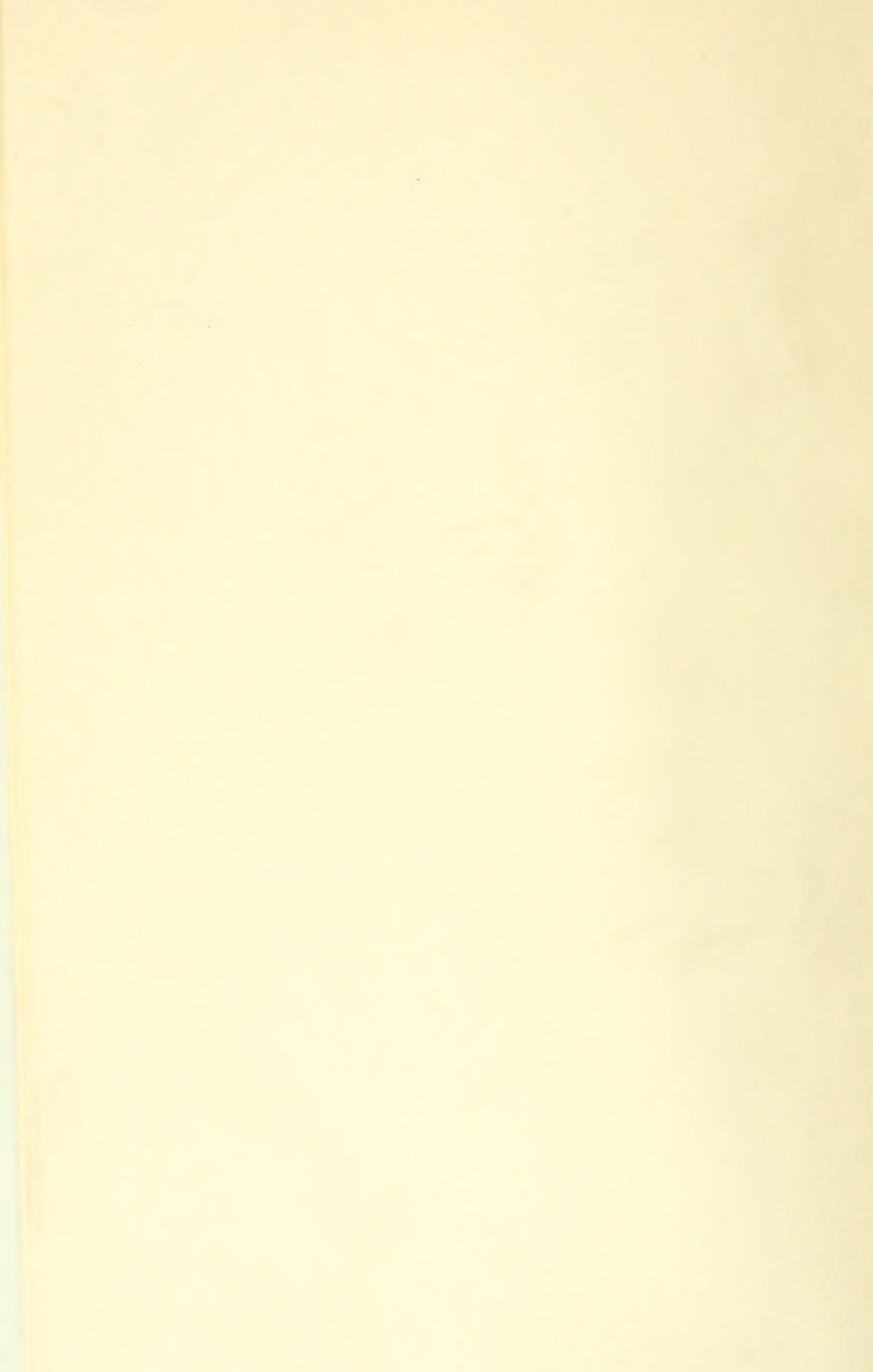










Viertes Heft April 1914

Die neue Rundschau

XXVter Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Rundschau:

Anmerkungen:

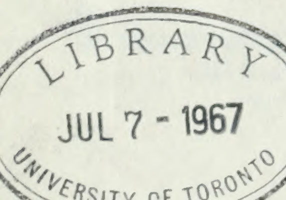
Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Inhalt

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W, Bülowstraße 90 erbeten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.
Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom
ganzjährig 28 Mark. Einzelhefte Mark 2,50.



Disraeli, Bismarck und die konservative Idee

von Samuel Saenger

I

Schriftsteller, die um die deutsche Zukunft bangen, bemühen sich seit einigen Jahren, Benjamin Disraeli bei uns in Mode zu bringen. Es genügt ihnen nicht, daß der Mann, den der ihm abgünstige Thomas Carlyle den hebräischen Zauberer taufte, ein besonders interessantes Kapitel der englischen Geschichte füllt. Es genügt ihnen nicht, daß das asiatische Mysterium, das zwischen ungezählten Flüchen und einer kompakten Masse geballter Fäuste sich in die europäische Geschichte zwängte, als große Merk- und Denkwürdigkeit in der historischen Rumpelkammer lagere. Sie wollen mehr. Blickten die Liberalen zur Zeit der preußisch-deutschen Verfassungswehen nach England hinüber, als dem Lande der bürgerlichen Freiheit und Selbstbestimmung, als der Heimat des Parlamentarismus und eines beneidenswerten politischen Selektionsverfahrens, das die stärksten Talente fast automatisch an die Spitze der Regierungsmaschine bringt: so versenken sich jene Schriftsteller, die konservativ gestimmt sind, in Disraelis Schicksal, weil sein Genius inmitten feindlicher Modernismen einer konservativen Erneuerung der Tat und der Idee nach vorgearbeitet habe. Darum empfehlen sie seine Romane und publizistischen Schriften, allen voran die „Vindication of the English Constitution", als politische Rezeptenbücher. Darum regen sie druckwütige Verleger zur Übersetzung von Büchern an, die Dokumente der Zeitgeschichte aber keine Kunstwerke sind (Contarini Fleming) und heute selbst in England einen beschränkten Leserkreis haben. Darum stellen sie sein Lebenswerk so dar, als ob es die aufbauende, die vorwärts weisende und vorwärts treibende Gewalt des konservativen Gedankens an einem schon geschichtlichen und doch so nahen Musterbeispiel zeige. Ja selbst seine Laufbahn, diese Einmaligkeit, von der Vorsehung (meinen sie) aus dem italienischen Ghetto in die angelsächsische Welt geschleudert und bis zur Höhe weltgeschichtlichen Einflusses emporgeführt, um das englische Leben vor Entseelung, vor utilitarischer Verknechtung, Materialisierung, Rationalisierung (in Popanilla) und das britische Imperium vor dem Zusammen-

bruch zu retten: auch diese Laufbahn preisen sie mit Engelszungen, als ob die Aufgabe wäre, in Deutschland Verhältnisse zu schaffen, die solche Einmaligkeiten zur Regel werden lassen. Sie glauben in der Grundformel dieser besonderen Existenz die Grundformel für den konservativ-radikalen Staatsmann zu finden, der uns nottäte. Das glauben sie.

Ich habe, als der erste Band der den Nachlaß Lord Beaconsfields zum erstenmal verarbeitenden Biographie von William Flavelle Monypenny erschien (bei John Murray, London; der zweite Band wurde im vorigen Jahre ausgegeben) das Mosaik dieses Lebens, Steinchen für Steinchen, im Aprilheft 1911 dieser Zeitschrift zusammengestellt; und daraus wurde deutlich, daß dem phantasievollen Jüngling der Umweg über die Literatur der geradeste Weg war. Sie bot ihm für die triebhaften Entladungen und die Selbstentblößungen seines Ehrgeizes das Gefäß. Aber darum gehört auch die Literatur Disraelis ganz organisch zu seinem Politikerschicksal. Sie enthält die Transfiguration seines politischen Wollens, seine konservative Weltanschauung. Hält man sich an sie, und denkt man an die auffallenden Ähnlichkeiten unserer inneren Lage mit jener Übergangszeit im England des platonisierenden Disraeli: so erklärt sich zum Teil seine Renaissance in Deutschland.

II

Sie reicht doch nicht aus, diese Erklärung. Wir haben Bismarck.

Disraeli wurde konservativ: aus Phantasiebegeisterung für den Luxus, die Geborgenheit und das selbstverständliche Herrentum der Oberschicht; aus dem Distanzgefühl des genialischen Ehrgeizigen; aus Snobismus; aus der Kontrastempfindung des von Unruhe hin- und hergeworfenen Intellektuellen, der nichts so bewundert wie Gewordenes, das gilt ohne sich beweisen zu müssen, wie den Anspruch, den Geschlechter irgendwie erworben haben und den der Erbe nur zu verwalten braucht. In Bismarck hingegen war die konservative Idee (in ganz weitem Verstande) blutgebunden: die Vorstellung von einem Klassen- und Ständestaat, von der ewigen Geltung des feudalen Pyramidenbaues; von den „gottgewollten" Gebundenheiten; von der Gewaltbasis aller Herrschaftsverhältnisse. Aber indem dies ausgesprochen wird, ist die Erklärung gefunden, die wir suchen. Bismarck lebte sein Wesen in Taten, in Willensentladungen, nicht in Gedanken. Seine allgemeinen Gedanken sind nichts als blitzende Aphorismen, die sein Werk begleiten und die Kette seiner Motivationen aufhellen; doch sie können von ihrer Blut- und Zeitbasis nicht losgelöst werden; verallgemeinert, ergeben sie ein paar dürftige Sätze, ohne Übertragbarkeit auf andere Zeiten, und ohne die Kraft, anspruchsvollere Gemüter durch etwas einer Weltanschauung Ähnliches zu lenken. Seine Methode bestand darin, mit den Mitteln des alten Polizeistaates: der Krone, dem Heer, den Beamten, revolutionäre Machtpolitik zu

treiben. Darum hat er zur Grundform des modernen Staates, der Repräsentativverfassung, nie ein inneres Verhältnis gewonnen, was immer er in den „Gedanken und Erinnerungen" zugunsten des parlamentarischen Ventils sagen mag. Darum hat er die Tendenz des modernen Arbeitsvolkes, sich von innen heraus und von unten herauf zu organisieren: hat er den Grundsinn des ganzen Europäismus mit tauben und blinden Mitteln bekämpft. Darum hat er die Seele der modernen Erwerbsgesellschaft, die Bourgeoisie, nie gemocht; und zum Teil mit aus Abneigung gegen deren (damals anglomanen) Liberalismus hat er dem Norddeutschen Reichstag das allgemeine direkte Wahlrecht gegeben: er glaubte, durch die Resultate des napoleonischen Referendums ermutigt, der monarchischen Loyalität des Volkes für immer sicher zu sein. Er hat sich also — freilich auch aus den bekannten anderen Motiven, die aus dem Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland die Säfte zogen — in den Mitteln, das Reich zu organisieren, sogar vom 'organisch' konservativen Standpunkt aus arg vergriffen; und Hans Delbrücks wiederholte Behauptung hat alle innere Evidenz für sich, daß Bismarck sich mit Staatsstreichgelüsten trug, die zu seinem Sturz beigetragen wenn nicht gar geführt haben. Wie will man aus den Elementen dieser großen Einmaligkeit, die Kronen zerbrechen, die Legitimität zerfetzen, die Deutschösterreicher in die rasende slawische Flut stoßen, die bürgerlichen Parteien zur Charakterlosigkeit entmannen, gegen seine Blutbestimmung antidemokratische Wälle einreißen und eine schandbare Reptilpresse schaffen mußte, um zu seinem Werk zu gelangen und es zu erhalten: wie will man aus solchen Elementen eine konservative Weltanschauung und Idealität aufbauen? Es ist unendlich fruchtbarer, zu diesem Zweck auf den Freiherrn vom Stein und seine Genossen zurückzugreifen. Sie haben, mit ethischen Kräften, eine Staatsgesinnung schaffen, in jedem Individuum einen Willensanteil am Staate hervorrufen, es zur Selbstverantwortung und Selbstbestimmung entwickeln helfen, und durch die Bauernbefreiung und die Begründung der Selbstverwaltung (nach englischem Vorbild) den Anfang gemacht, die polizeilistaatliche Dumpfheit aus Preußen zu treiben. Bismarcks Dämon war überwältigend, solange er mit Kräften wie mit Automaten hantieren konnte. Vor Seelen versagte er. Er gleicht darin Napoleon. Sein Schicksal läßt sich, so wenig wie seine Methode, auf pädagogische Formeln bringen. Lagarde, der krause Gottsucher, ist unter den konservativ gestimmten Zeitgenossen Bismarcks der einzige, der das wittert.

III

Als Disraeli 1837 ins Parlament trat, stand die neue Maschinenzeit fertig da. In allem Wesentlichen trug sie, wenn man von der Vertrustung des Kapitals und der noch ihre Form suchenden Organisation des sozial-

revolutionären Proletariats absieht, die entscheidenden Züge unserer Gegenwart. Da waren die Stadtmenschen, Marktmenschen, Maschinenmenschen, Betriebsmenschen, seelisch und geistig ohne Brücken nebeneinander gelagert, chaotisch aufgelockert bis in die Grundlagen des Puritanismus, der durch Jahrhunderte der festeste Kitt in der gewerblichen Mittelschicht und unter der Landbevölkerung gewesen war. David Ricardo verzeichnet 1815 einen der wesenhaftesten Züge: das Produktionsbedürfnis wird vom Kapitalismus aus entfacht, also die Seele der Menschen vom Gesetz eines „seelenlosen" Mechanismus bestimmt. Drei Jahre vor der ersten großen Parlamentsreform, 1829, findet sich in der liberalistischen Edinburgh Review, der Zeitschrift Macaulays und seiner vornehm gedämpften Fortschrittsfreunde, eine Beschreibung dieses ‚mechanical age', so reich an Wehmut und Sehnsucht, daß das gute Herz heutiger Salon-Gottsucher in den Schatten gestellt wird. Der individualistische Wirtschaftsstaat machte diesen liberalen Intellektuellen Sorge, und Bargeld, Angebot und Nachfrage und „natürlicher Lohn" nebst ungezügelter Ausbeutung von Männern, Kindern, Frauen jagten auch ihnen als Grundlagen der neuen Menschenbeziehung Angst ein. So sah die neue Gesellschaft, so sah unsre Welt vor neunzig Jahren aus; ihr wühlte die chartistische Unruhe schon im Gedärm, und während voll Zuversicht die Bourgeoisie im neuen Wahlrecht und im Freihandel ihr Recht suchte, öffneten sich dem Arbeitsvolk in der Genossenschaftsbewegung (Owen) und, am Anfang der dreißiger Jahre, in der Fabrikgesetzgebung langsam reinigende Ventile. Der Prophet sprach vom Leben ohne Leben: dem einer enormen Dampfmaschine, die in stumpfer Gleichgültigkeit weiterrollt. Er rief: Alles Elend ist mißleitete Fähigkeit (all misery is faculty misdirected). Wir Deutschen kennen diese Zeiten aus Marx und Engels, dessen fabelhaft eindringliche Beschreibung der Lage der arbeitenden Klasse (1843) der Vorläufer einer unübersehbaren wissenschaftlichen und agitatorischen Literatur geworden ist. Aber der wahrhaft intuitive Zeichendeuter bleibt Carlyle: „Nicht eine neue Gesellschaft baut ihr auf, wie ihr wohl wähnet, sondern ihr seid dabei, den von den Vätern errichteten Bau täglich mehr zu lockern, der euch, wenn schon nicht mehr regendicht, heute noch kümmerliche Unterkunft bietet. Ihr zehrt von einem Kapital, das weisere Vorfahren aufgespeichert, aber das früher oder später aufgezehrt sein muß. Auch seid ihr blind für die Zeichen der Zeit, die eueren Untergang verkünden. Was die Assyrier einst den Juden gewesen, was die Barbaren für die üppigen Völker des Mittelmeers, das ist die sozialrevolutionäre Partei für euch: eine Zuchtrute in der Hand der Gerechtigkeit, zudem ein Kind eurer eigenen Sünde, das euch zur Umkehr zwingen oder vernichten wird." Der Prophet Disraeli lallt in Reden und politischen Romanen das phantasievoll aber ohne Erschütterung nach; glaubhaft ist er erst wieder, wenn er sich der praktischen Sphäre nähert.

Nun sind, immer und überall, Industrialisierung und Demokratisierung zwei Seiten desselben gesellschaftlichen Vorgangs; mit dieser Tatsache hatte Disraeli im neuen Reformparlament zu rechnen. Er fand zwei Gruppen von Kämpfern vor, doch rangen nur zwei Zeitalter miteinander. Die drei Gruppen: die grundbesitzende Oligarchie; die industriellen Organisatoren der Wirtschaft mit ihrem Händler- und Mittelklassenanhang, und die radikalen Vorläufer, die auf den reinen Rechtsstaat, zunächst mit individueller Initiative zu Gemeinschaftsbildungen, zielten. Gruppe zwei und drei waren von allem Anfang in einer Art innerer Gegenbewegung. Die eine verkörperte die Seele des Liberalismus; sie ging auf die Befreiung des Individuums vom Staatszwang; sie wollte ihn wirtschaftlich und seelisch sich selber schenken und lag im Zuge des großen Stromes europäischer Kulturentwicklung. Die andere betrieb den Liberalismus als Interessenausdruck und als Bekenntnis ökonomischen Selbstvertrauens: sie blieb beim Manchestertum stehen. Aber sie gehörten, vorläufig wenigstens, zusammen, weil beide die Modernität bejahten. Die Oligarchie hatte, von den Tories alten Stils vertreten, die Partie grundsätzlich verspielt; und nur dem fünfzehnjährigen Kampf mit Napoleon dankte sie den Fortbestand ihrer Herrschaft inmitten einer neuen Wirtschaftswelt. Sie hatte, einundeinhalbes Jahrhundert, Britannien-Venedig regiert, siegreich im Kampf mit einer absolutistisch gerichteten Dynastie, siegreich im Kampf mit Frankreich um die Weltherrschaft in Indien und Amerika. Sie hatte, mit Flotten und Heeren und Abwehrzöllen und Handelsverträgen (wodurch zum Beispiel Portugal schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hörig wurde) diesen Imperialismus zugunsten des städtischen Patriziats und der in alle Erdwinkel vordringenden königlichen Kaufleute zur Höhe emporgeführt, diesen das Geschäft, sich das eigentliche Regieren vorbehaltend. Aber nach innen hatte sich eine grenzenlose Korruption in den parlamentarischen Adelsklub eingefressen; die durch Jahrhunderte berühmte Lokalverwaltung des Landes durch den Adel war innerlich zerrüttet, weil die Pflichtauffassung sich verflüchtigt hatte; sie hatten den Bauern, den Stolz des englischen Mittelalters, durch Anlage ungeheuerer Parks und Viehweiden in einen wurzellosen Landarbeiter, teilweise in einen Landstreicher verwandelt; und dieses Landstreichertum, von Elisabeths Regierung an eine wachsende Plage, gab der Versunkenheit des neu entstandenen Fabrikproletariats nicht allzuviel nach. Durch Anschluß an diese Gruppe, deren Programm in einem verfilzten feudalen Klassenegoismus bestand, waren keine moralischen Eroberungen zu machen. Anfangs, als Neuling unter den Tories, verschweigt Disraeli seine Zweifel; er sucht sie durch Ausfälle gegen die Gegner zu beschwichtigen. Er tut so (ein altes Spiel), als ob nur der vom Kontinent eingeschleppte Radikalismus, der Utilitarismus, die Verstandesaufklärung und ähnliche

Abstraktionen ihre politische Stellung wesentlich erschüttert hätten. Er tut so, als ob der Radikalismus das Produkt phantasielosen Denkens und vorsätzlich schlechten Willens sei. In den tausend Varianten seines Witzes und seiner geistreichen — Unwissenheit gibt er das auch zu glauben vor. Manches davon glaubt er freilich in der Tat. Er war ja, von allen Staatsmännern des letzten Jahrhunderts, der unwissenschaftlichste Kopf und hätte, Phantasiemensch der er war, nie zugegeben, daß ein Nebeneinander von Produktionstechnik, Arbeitsorganisation, Erkenntnisstufe, Wirtschaftsgesinnung und Vernunftkultur ein innerlich notwendiger Zusammenhang sei und die Politik im letzten Grunde bestimme. Und daß er die Grundeinstellungen von Bentham ablehnte; daß er den aufgeklärten Egoismus als letzten gemeinpolitischen Bestimmungsgrund verwarf; daß er die naturrechtliche Strömung haßte, die in seiner Heimat die Godwin, Cobbett, Price, Paine, Spence u. a. mit wachsender Energie gegen den Wall der Intuitionisten und Traditionsverfechter à la Burke lenkten: das war selbstverständlich und folgt aus seinem aristokratisch-autoritativen Temperament. Aber in dem wesentlichsten Punkte sah er, daß das Unüberwindliche am Gegner das angesammelte Klasseninteresse der ganzen neuen Industriewelt war. Darum konnte der Gedanke des Zollschutzes, an dem sie einmütig rüttelte, einem Mann wie Disraeli nicht Weltanschauung sein; und darum sucht er, während der politische Einzelkampf ihn aufzureiben beginnt, die Möglichkeiten einer konservativen Erneuerung von der Idee aus sich klar zu machen. Zu diesem Zwecke schreibt er, als Manifeste von Jung-England und der neuen Torypartei, die drei politischen Romane: „Coningsby", „Sybil" und „Tancred", wodurch er den romantisch in großen Vergangenheiten herumirrenden Jung-England-Freunden neue Lebensziele, den konservativ gestimmten Landsleuten eine Ideologie gibt.

IV

Ich summiere: Jede Geschichte ist die Geschichte vom Wechsel der jeweiligen Gewaltinhaber. Jede von ihr verliert, der Reihe nach, die Volksgunst. Erst liegt, in England, die Macht bei den großen Baronen; die Kirche zermalmt, mit dem König als ihrem Werkzeug, die großen Barone. Nun besticht der König das Parlament, die Baronskammer, und beraubt die Kirche — unter Heinrich VIII., dem Kirchen'reformator'. Jetzt ist der König Machtinhaber; das Parlament, das ist: die in ihm vertretene Adelsoligarchie, spannt das Volk vor seinen Wagen, wechselt die Dynastie (Wilhelm von Oranien), mit der es einen regelrechten Vertrag schließt, und erniedrigt den König zum obersten Verwaltungsbeamten. Einhundertundfünfzig Jahre ist die Staatsallgewalt im Parlament verkörpert: und seit zwei Generationen sinkt seine Volkstümlichkeit, es ver-

fällt in immer größere Mißgunst. 1832 sucht es die Volksgunst wieder zu erlangen: es gewinnt die Macht und wird desto verhaßter. Abwechselnd haben die Barone, die Kirche, der König einander verschlungen, und der Betrachter kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch der letzte Verschlinger dem Verschlungenwerden geweiht ist.

Disraeli möchte die Verfassung endlich stabilisieren. Nicht durch das Gleichgewicht von Gewalten, wie die Formel nach Montesquieu lautet. Er deutet nirgends an, daß Verfassungskämpfe Oberflächenkämpfe seien und etwa dadurch beseitigt würden, daß die ökonomischen und produktionstechnischen Ursachen zur Klassenbildung fortfielen. Er bewegt sich in ästhetischen und psychologisch-politischen Vorstellungen. Er denkt nicht an eine klassenlose Gesellschaft, sondern an eine parteilose Politik, die also Tory und radikal, das ist: un- und überparteilich zugleich sein muß. In den Reden, embryonal in seiner Verfassungsstudie, scharf und eindeutig im Coningsby wird dieser Gedanke abgewandelt und abgehandelt. Politik wird Kunst. Und nun hilft diese Blickrichtung in der obigen Phantasmagorie der Geschichte die natürliche Farbe und das Mysterium der Vorgänge entdecken: die Oligarchie ist Freiheit genannt, eine ausschließende Priesterkaste die Nationalkirche getauft, Herrschertum etwas betitelt worden was keine Herrschaft hat, während die absolute Gewalt von denen ausgeübt worden ist, die vorgeben, die Diener des Volkes zu sein. Im selbstsüchtigen Parteistreit sind zwei große Wesenheiten aus der Geschichte Englands gelöscht worden: der Monarch und die Menge. In dem Maße wie sich die Macht der Krone verringert hat, sind die Rechte des Volkes verschwunden: bis schließlich das Zepter ein Schaustück und sein Träger ein maskierter Höriger wurde (Sybil). Was finden wir, wenn wir nach innen blicken? Eine ungeheuere, nie gewesene und nie geahnte Entfaltung der Arbeitsenergien, beflügelt durch die Unterjochung der mechanischen Kräfte und getragen von den Millionenschwärmen, die teilweise erst durch die Entbäuerlichung ins Dasein gerufen wurden (Coningsby, 2. Buch; eine feine Bemerkung über die Geburt der Masse). Aber mit der materiellen Zivilisation hielt die sittliche nicht Schritt. Im Wirbel des Geld-, des Menschen- und des Maschinenmachens sind wir über die äußere Organisation wenn auch nicht über den Geist der alten Organisationen und Verfassungsformen hinausgewachsen. So spricht der Torydemokrat. Die Aristokraten sind die heiligen Behälter des alten guten sozialen Geistes; wenn sie sich innerlich erneuerten, wären sie berufen, dem modernen Leben und dem modernen Wirtschaftsvolk die moderne äußere Organisation zu geben.

Nie könnten, behauptet Disraeli, die ‚erzmittelmäßigen‘ und ichsüchtigen Mittelklassen das vollbringen, — sein Haß gegen diese ist grenzenlos; aber ebensowenig das Volk selber, und wenn es mit sämtlichen Wahlrechten

begnadet wäre. Wir kennen diesen Standpunkt, in seiner unendlich tieferen Begründung, aus Carlyle; tiefer, weil Carlyle die alte fuchsjagende und Grundrenten verzehrende Aristokratie ‚unworking aristocracy‘ nennt und ihrem modernen Gegenstück, der working aristocracy der Industriekapitäne und der Intelligenz, sozialen Geist, Menschtum, Demut, Frömmigkeit predigt . . In den Chartistendebatten im Unterhaus hatte Disraeli das Paradoxon gewagt: im aristokratischen England müßte sogar der Verrat, um erfolgreich zu sein, patrizisch sein; und während ein Jack Straw gehängt würde, könnte ein Lord Jack Straw Minister werden. So sieht die Vormundtheorie Disraelis aus; mit ihr will er dem entnationalisierenden Liberalismus und dem Glauben an den fortschreitenden Emanzipationsnutzen entgegenwirken. Er ist grundsätzlich gegen eine Aristokratie aus Geist und anderen ‚beweglichen‘ Faktoren (also auch des beweglichen Kapitals); er glaubt an eine solche der Gesinnung: und die muß blutgebunden und ein Produkt der Geschlechterzucht sein. Ich komme darauf zurück und lasse Disraeli sich weiter fragen: wie der Verschlinger des Parlamentes aussehen und woher er kommen werde?

Wenn die Lords 1832, durch die Androhung eines Peersschubs gezwungen die Demokratisierung des Wahlrechts zuzugeben, aufgehört haben, Magnifizenzen zu sein, so mag der Herrscher aufhören, Doge zu sein. Es ist nicht unmöglich, meint Disraeli, daß die politischen Bewegungen der Zeit, die, oberflächlich betrachtet, eine Tendenz zur Demokratie zu zeigen scheinen, in Wahrheit eine monarchische Richtung einschlagen. Er wird deutlicher. „In Wahrheit hat die fortgeschrittene Zivilisation eine Tendenz zur Monarchie. Die Monarchie ist eine Regierungsform, die zu ihrer vollen Entfaltung einen hohen Grad von Gesittung voraussetzt. Sie braucht die Unterstützung durch freie Gesetze, durch freie Gewohnheiten und eine weitverbreitete Intelligenz. Nur in rohen Zeiten des Übergangs sind politische Kompromisse erträglich. Eine gebildete Nation schrickt vor dem unvollkommenen Surrogat der Repräsentativverfassung zurück. Ein Haus der Gemeinen, das alle Staatsgewalten in sich verschluckt hat, wird in aller Wahrscheinlichkeit schneller fallen als es emporstieg. Die öffentliche Meinung hat ein direkteres, ein umfassenderes, ein wirksameres Organ der Äußerung als einen aus Parteimenschen zusammengesetzten Wahlkörper. Die Druckerpresse ist ein den klassischen und feudalen Zeiten unbekannter öffentlicher Faktor. Zum größten Teil erfüllt sie die Pflichten des Herrschers, des Priesters, des Parlamentes; sie beaufsichtigt, sie untersucht, sie erzieht. Drum könnte die öffentliche Meinung wie jemand wirken, der keine Klasseninteressen hat. Und frei von den Vorurteilen des Pöbels und dem entarteten Interesse des Untertanen, wird der Monarch auf dem Throne wieder göttlich." Vor solcher königlichen Machtfülle und einer aufgeklärten und nationalen öffentlichen Meinung würden die Parteiungen und sonstigen Zerrissen-

heiten des Landes versinken. Eine an Grundgesetze gebundene Monarchie, die Spitze eines breiten gemeindlichen Unterbaus und eines gebildeten und von einer freien und geistigen Presse vertretenen Volkes: dies soll die ideale Staatsform sein, die englischen Gesetzen, englischer Überlieferung, englischen Sitten und Gebräuchen entspräche. Die tatsächliche englische Geschichte wird in Disraelis Darstellung zur belustigendsten Karikatur; der Raisonneur Sidonia, dessen witzige Antithesen durch alle politischen Romane schreiten, der von Bolingbroke, von Pitt, von den Königen, vom Puritanismus entstellende Bilder entwirft, nimmt es in seiner selbstherrlichen Pose mit geschichtlichen Tatsachen nicht genau. Aber wir wissen, worauf das hinausläuft.

V

Worauf? Auf das soziale Königtum. Auf die in Einem Geschlecht und in jedem Gliede dieses Geschlechtes verkörperte Erbweisheit, auf den in die Wolken entrückten aber das Parlament durch seine Exekutivgewalt erdrückenden Unparteiischen, der la somma sapienza e il prim' amore sei. Für England war das ein kühn phantastischer Konstruktionsbegriff, den die Königsgeschichte der letzten Jahrhunderte: der Stuarts, der Welfen höhnisch zurückwies; ein luftiges geschichtsloses Apriori. Dem Leser wird auffallen, daß Ferdinand Lassalle während seines Verkehrs mit Bismarck auf den gleichen Gedanken verfiel: hier, im Preußen Friedrichs des Großen, war aber der Begriff keine Unlebendigkeit. Wenn der sozialistische Agitator ihn in seiner Not gegen die fortschrittliche Bourgeoisie zugunsten des Arbeitsvolkes anrief, so stellte er sich einigermaßen in die Linie, die die preußische Geschichte unter Bismarck später einzunehmen versuchte, obgleich er andre Endziele verfolgte.

In England fand der soziale Gedanke, der bei uns in Form des Staatssozialismus von Ideologen erdacht und von oben her verordnet wurde, verhältnismäßig schwer im Parlament Eingang, weil die Rasse zäh individualistisch ist. Dagegen wuchs da der Genossenschafts- und Gewerkschaftsgedanke aus Not und freier Entschließung zu echter, vorbildlicher Blüte.

Viel tiefer in konservativer englischer Tradition scheint mir Disraelis Gedanke einer blutgebundenen Aristokratie angelegt. Aber sie wäre selbst in England an der Zehrung gestorben, wenn ihr nicht fortwährend durch die Transfusion von Strömen Plebejerblutes Leben und Funktionskraft zuströmte. Sie ist tatsächlich nicht mehr die geradlinige Fortsetzung der alten grundbesitzenden Feudalität, Abenteurer jeglicher Art, Parvenüs, Snobs, Menschen mobilen Geistes, Intelligenz in modernster Prägung sind ihr in allergrößter Menge eingeschmolzen: und es ist die große Frage, ob und wie in Zukunft aus solchem Material lange Geschlechterfolgen von ungebrochener Anpassungskraft an das Leben und adeliger Gesinnung gebildet werden

können, und ob, wenn möglich, ihnen gesetzgeberische Vorrechte eingeräumt werden dürften. Disraeli hat sich die Antwort leicht gemacht: indem er altem, vom Anachronismus der Verfassung priviligiertem Blute zuredete, sich durch die sittliche Widergeburt zu erneuern. Das ist Romantik. Das Loch bleibt. Zugegeben ist: daß auf den Flugsand des Intelligenzfaktors allein keine Aristokratie zu gründen ist. Aber unsrem Gefühl und Bedürfnis ist ebenfalls schwimmender Grund eine soziale Rangordnung, die ein Gemengsel aus Feudalität, Plutokratie und romantischer Sehnsucht darbietet.

Doch geradezu parodistisch wirkt Disraelis Verherrlichung der Presse als Ersatz für den Parlamentarismus. O, meine Freunde, — die Presse als aristokratisierende Einrichtuug, die Presse! Die Feindschaft gegen den Parlamentarismus lag in der Luft: Carlyle, der die Adelskammer des achtzehnten Jahrhunderts verachtete, nennt ihn veraltet; eine Postkutsche neben der Eisenbahn. Disraelis Konstruktion war: auf der einen Seite soziales Königtum mit freiem Initiativrecht, das ein religiös gefärbtes Verantwortungsgefühl des Kronenträgers lenkt; auf der anderen: die freie, von allen guten Geistern bediente Presse. Man nehme das Referendum hinzu, mit dem in der Schweiz und in Amerika keine ermutigenden Erfahrungen gemacht wurden, und das Schema für den Cäsarismus ist geschaffen. Der Haß gegen die Ausschreitungen des Parteiregiments ist begreiflich; aber selbst in demokratischen Parlamenten sind sie bisher weniger klassenegoistisch gewesen als die Ständekammern, deren Taktik immer war, sich der Entwicklung entgegenzustemmen, bis die große Flut kam. Lies, zur Kritik, europäische Geschichte.

Auf den Abfall Disraelis von seinen Grundsätzen will ich hier nicht eingehen. Sie füllen ein böses Kapitel in seiner Geschichte: der Machthunger blieb in der Praxis regulierendes Prinzip. Um 1852 schrieb Bismarck an Gerlach: auch Disraeli-Stahl wird die englische Drehkrankheit nicht heilen. Es ist nicht schwer zu ahnen, was er sich gedacht hat, als der hebräische Zauberer auf seiner radikalen Reform des Wahlrechts den Niagara hinunterschoß.

Es bleibt? Die durch keine Romantik verhängte Auffassung des Imperialismus, als des Strebens, den Kampf der großen europäischen Völker um Erweiterung ihres Nahrungsmittelspielraums bewußt zu organisieren; und das frühe Bekenntnis und die tapfere Praxis einer staatlichen Fürsorge für die Beladenen. Es bleibt: die anregende politische Dialektik, die im toten Gestein seiner für uns erledigten Literatur wie blitzende Goldadern eingelagert sind. Es bleibt aber auch die Warnung, daß mit der großen romantischen Geste und der Verzauberung durch feudale Prunkstücke des Mittelalters unsre Not nicht geheilt und unsre Verwirrung noch gesteigert wird. Das bleibt, das vor allem.

Abendliche Häuser

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

(Fortsetzung)

Als Gertrud vor der Witzowschen Haustüre hielt, war ihr Lebensmut wieder gänzlich gesunken und als sie im Hausflur stand und der wohlbekannte feuchte Kalkgeruch ihr entgegenschlug, da fühlte sie sich nur noch als das junge Mädchen, dessen Lebenspläne gescheitert waren und das sich vor ihrem Vater fürchtete. Sylvia kam ihr besorgt entgegen und berichtete flüsternd, der Vater sei recht ungehalten. Gertrud zuckte die Achseln, sie war entschlossen, sich nichts daraus zu machen. Als sie in das Wohnzimmer trat, sagte sie daher möglichst unbefangen „Guten Abend". Baron Port saß an der Lampe und las die Zeitung, die Baronin saß neben ihm und strickte. Karo, der Hühnerhund, der zu Füßen seines Herrn schlief, erhob ein wenig seinen Kopf, der Duft von Schnee und Wald, den Gertrud in ihren Kleidern mitbrachte, regte ihn auf. „Guten Abend," sagte der Baron und legte die Zeitung fort; er wartete, bis seine Tochter sich gesetzt hatte, dann sah er sie über die Brille hinweg an und begann zu sprechen. Offenbar hatte er sich zurechtgelegt, was er sagen wollte, denn er sprach geläufig und übertrieben ermahnend. „Ich möchte wissen, wer diese neue Art der Geselligkeit hier bei uns importiert hat. Hat die Fastrade sie aus dem Krankenhause mitgebracht oder du aus der Singschule, oder hat der Dietz Egloff sie von seinen Portugiesen und Polacken gelernt? Für Krankenschwestern, Sängerinnen und Portugiesen sind sie vielleicht passend, für unsere Fräuleins passen sie mir nicht. Das wollte ich gesagt haben. Und dann, du bist ja kränklich, du sollst auskuriert werden, wenn es sich um die Gesundheit meiner Angehörigen handelt, spare ich nicht; aber ich verlange, daß nicht unvernünftig auf die Gesundheit losgewirtschaftet wird. Das wollte ich gesagt haben." Er griff wieder nach seiner Zeitung. Gertrud saß schweigend da; sie hätte gern geweint, sie hätte sich auch verteidigen können, statt dessen machte sie nur ein hochmütiges Gesicht, starrte in die Lampe, als hörte sie nicht zu, sondern dächte an ganz andere Dinge. Im Zimmer war es jetzt still, heiß und beklommen; sie hielt es nicht länger aus, sie erhob sich und ging in die dunkele Zimmerflucht hinüber. Dort schritt sie langsam auf und ab, sie fühlte sich gekränkt und gedemütigt. Also kränklich sein, das war jetzt ihr Beruf, sonst nichts. Wenn sie ging, ließ sie die Arme schlaff niederhängen, bewegte den ganzen Körper lässig hin und her, sie ging so, wie sie es zuweilen drüben in Dresden gesehen hatte an einer kleinen Sängerin, die das Leben rücksichtslos zu genießen verstand. Wenn sie nach durchjubelter Nacht am Morgen in ihren himmelblauen Morgenrock gehüllt in das Wohnzimmer kam, dann hatte sie diese sorglos

müden Bewegungen gehabt, die Gertrud stets wie die beredteste Gebärde der Verachtung aller Philistermoral erschienen waren. Allein jetzt so zu gehen brachte Gertrud keine Erleichterung. Wenn sie singen könnte. Aber das durfte sie ja nicht. Das einzige, was ihr jetzt helfen konnte, war ihr verboten. Und doch, das Bedürfnis zu singen war zu stark, sie ging in den Flur hinaus und stieg dort eine Treppe zum unteren Geschoß des Hauses hinab. Hier befand sich der Raum, in dem die Mägde zu spinnen pflegten; von weitem hörte sie schon das Schnurren der Spinnräder und den schläfrig eintönigen Gesang der Mägde. Entschlossen öffnete Gertrud die Türe. Der Raum war von einer trüben Petroleumlampe erhellt; es roch nach Wolle und den feuchten Holzscheiten, die im Ofen prasselten. In langer Reihe saßen die Mägde da, breite Gestalten in schweren Wollenkleidern; sie drehten an ihren Rädern und sangen beruhigt und schläfrig vor sich hin. Als Gertrud eintrat, blieben die Räder stehen und die Köpfe hoben sich. „Wartet," sagte Gertrud ein wenig atemlos und befangen, „ich singe euch etwas vor. Und sie begann gleich, etwas ganz Süßes mußte es sein.

„Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen trag ich dich fort."

Sie rang wieder die Hände ineinander, hob sich auf die Fußzehen, sang sich alles Witzowsche von der Seele, berauschte sich an diesem Liebesgirren.

„Dort wollen wir niedersinken
Dort unter dem Palmenbaum
Und Liebe und Wonne trinken
Und träumen manch seligen Traum."

Die Mägde hörten zu, ihre Lippen verzogen sich zu einem starren Lächeln, die Augen, die anfangs neugierig auf Gertrud gerichtet waren, wurden klar und regungslos und auf den großen Gesichtern lag es wie süße Schläfrigkeit. Jetzt war Gertrud zu Ende; ein wenig erstaunt schaute sie sich um, als erwachte sie aus einem Traum, dann lachte sie verlegen. Die Mägde lachten auch und die dicke Liese als die Älteste nahm das Wort und sagte: „Das kann unser Fräulein schön herausschreien." — „So, ja," meinte Gertrud, „jetzt gute Nacht," und sie verließ schnell das Zimmer. Das hatte ihr wohlgetan, nun würde sie schlafen können; sie wollte ein Schlafpulver nehmen und weiter träumen von schönen, süßen Dingen.

Dachhausen hatte versucht, auf der Heimfahrt beruhigend und heiter zu seiner Frau zu sprechen. Was war denn geschehn? Nichts, nicht wahr? Sie war in letzter Zeit ein wenig nervös, da mochte so eine Mondscheinpartie für sie zu anstrengend sein. Sie würden nächstens bei Tage fahren, das war alles. Lydia aber sagte kein Wort; erst zu Hause, als sie im Wohnzimmer vor dem Spiegel stand und ihr erhitztes Gesicht und ihre verweinten Augen betrachtete, da begann sie zu sprechen mit einer Stimme so böse und

klagend, als hätten sie die ganze Zeit über schon miteinander gestritten. Natürlich, er fand in alledem nichts, für ihn war nie etwas geschehen, er tanzt auf der Wiese Quadrille und sie muß im Schlitten hocken. „Aber du konntest doch nicht, Kind," wandte Dachhausen hilflos ein; aber Lydia lachte höhnisch, o! sie wußte wohl, sie war immer die Ausgeschlossene, ihr gab man zu verstehen, daß sie nicht dazu gehörte. Warum fuhr er nicht allein in den Wald, wenn er mit Gertrud tanzen wollte. Ihretwegen konnte er den ganzen Tag mit Gertrud tanzen, o Gott, wie ihr das gleichgültig war, aber es war seine Pflicht, ihr Demütigungen zu ersparen. Dachhausen war verzweifelt. „Demütigungen," rief er, „ich möchte den sehen, der dich zu demütigen wagt!" Allein es machte auf Lydia keinen Eindruck. „So," fuhr sie fort, „und hörtest du nicht, was Egloff vom Monde und der Karriere sagte?" — Nein, Dachhausen erinnerte sich nicht, und was es auch gewesen war, es hatte gewiß nichts mit Lydia zu tun. Lydia zuckte die Achseln: „Natürlich, du verstehst nichts, du siehst nichts, du hörst nichts," und als er besänftigend ihre Hand fassen wollte, wandte sie ihm den Rücken, sagte, sie wolle allein sein und ging in ihr Zimmer.

Ratlos blieb Dachhausen im Wohnzimmer zurück; er verstand Lydia immer weniger, sie war in letzter Zeit so gereizt, seine Ehe wurde so kompliziert, daß er sich in ihr nicht mehr zurechtfand. Hatte sie etwas gegen ihn? Aber das war ja nicht möglich, niemand hatte etwas gegen ihn und nun noch seine Frau. Aber da war nichts zu machen: zu ihr zu gehen wagte er nicht, so ging er in sein Arbeitszimmer, streckte sich auf dem Sofa aus und zündete sich seufzend eine Zigarre an.

Unterdessen jagte Egloff auf der mondbeschienenen Landstraße weiter. „Weiterfahren," hatte er dem Kutscher befohlen. „Zur Stadt?" fragte dieser. „Ach was, Stadt," sagte Egloff ärgerlich, nahm dem Kutscher die Leinen fort und fuhr selbst. Er bedurfte des weiten Raumes, dieses Lichtes, dieser Bewegung, zu Hause erwarteten ihn doch nur Geldsorgen und widerwärtige Gedanken. Hier brauchte er nicht zu denken und konnte das wärmende, angenehme Gefühl erhalten, das ihm in sich neu und wertvoll war. Also vorwärts, hinein in den Lichtnebel, vorüber an kleinen Katen, die still unter ihren Schneehauben schliefen, die leere Dorfstraße entlang, auf der nur hie und da ein schläfriger Hund anschlug. Vor einem Kruge hielt er an, um das Pferd einen Augenblick verschnaufen zu lassen. Und in der niedrigen Krugstube qualmte eine Lampe über dem Schenktisch; die schwarze Lene, die Krügerstochter, hatte die nackten Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme gestützt und schlief ganz fest. Auf einer Bank saß ein Bauer im Pelz, die Peitsche in der Hand, vor seinem Schnapsglase und schlief auch. Am Ofen aber kauerten nahe beieinander zwei Juden mit roten Bärten und flüsterten. „Lene," sagte Egloff und berührte den Arm des

Mädchens. Lene fuhr auf, das Gesicht ganz rot vom Schlaf unter dem wirren, schwarzen Haar. „Der Herr Baron," stammelte sie und lächelte schlaftrunken. „Auf auf! Schwarze," rief Egloff, „gib mir einen Gilka und bringe meinem Kutscher einen hinaus." Während das Mädchen die Gläser vollschenkte, sah Egloff sich in der Stube um und verzog sein Gesicht, als ekele ihn. Daß man überhaupt noch in diesen sogenannten Stuben, in diesen Menschenlöchern wohnen kann, ging es ihm durch den Sinn. Er fühlte sich in diesem Augenblick ganz als zugehörig zu der weiten, mondbeschienenen Ebene. Vor den Juden blieb er stehen und sagte: „Juden, warum schlaft ihr nicht? Läßt euch das Geld nicht schlafen? Zwackt euch das Geld so, daß ihr nicht schlafen könnt?" Die Juden sahen zu Egloff auf mit schnellen, wachsamen Blicken wie sichernde Tiere, dann lächelten sie demütig und der eine sagte: „Uns lassen unsere Sorgen nicht schlafen, den Herrn Baron läßt nicht schlafen das wilde Blut, so hat jeder, was ihn zwackt." „Ach, was wißt ihr vom Blut," meinte Egloff, „ihr habt ja keins." Er wandte sich ab, trank seinen Gilka und ging hinaus. Vor der Tür stand Lene, die Arme in die Schürze gewickelt und starrte zum Monde auf. „Hell, hell," sagte sie. „Ja, Lene," meinte Egloff, „das ist eine Nacht, ein anderes Mal nehme ich dich mit," und er stieg in seinen Schlitten und jagte weiter. Er lenkte in eine lange Birkenallee ein, die nach Barnewitz führte. Da lag auch das Schloß weiß und schweigend, der Mondschein glitzerte in den Fensterscheiben. Wie? dort in dem Arbeitszimmer war noch Licht. Sollte der gute Fritz noch arbeiten, dachte Egloff, das wäre neu. Aber dort auf dem anderen Flügel in Lydias Schlafzimmer war auch noch Licht, also ein Ehestreit. Und als er am Gartengitter mit seinem Schellengeläute vorüberjagte, öffnete sich dort im Flügel ein Fenster, eine weiße Gestalt beugte sich vor und horchte in die Nacht hinein. „Sie kennt meine Schellen," sagte sich Egloff befriedigt. „Wie sie heute im Walde weinte, die Kleine. Ach was, Puppenschmerzen." Er bog wieder in die Landstraße ein auf Witzow zu. Dort schlief schon alles, an dem langen Hause mit seinem plumpen Erker, der es wie eine riesige Stumpfnase überragte, waren alle Fenster wohlverschlossen, nichts regte sich, nur der struppige Hofhund stand vor der Haustüre und bellte klagend den Mond an. Da drin liegt nun, dachte Egloff, die arme Gertrud und träumt von irgendeiner großen Liebe. Was in diesen stillen Häusern die Mädchenträume wild sein müssen! „Allons, vorwärts", trieb er seinen Braunen an, und nun ging es wieder durch eine lange Birkenallee auf Paduren zu. Dunkel stand das Schloß zwischen den weißen Bäumen, nur an einem Fenster stahl sich ein schwacher Lichtschein durch die Vorhänge: das mußte die Nachtlampe des alten Barons sein. Ein Haus der Zuendegehenden, fiel es Egloff ein, eine große, finstere Krankenstube, und mitten drin Fastrade mit ihrem jungen Schlaf. „Ich

werde mir schon meinen Tag machen," klangen ihre Worte ihm nach. Hm, ja, das mochte ja ein recht heller Tag werden, an dem konnte sich vielleicht auch ein anderer, der gerade friert, wärmen. Ach was — wie die Karten fallen, so ist das Spiel.

Jetzt fror ihn und er war müde. Der Braune dampfte schon; so war es denn an der Zeit, nach Hause zu fahren.

Achtes Kapitel

Es war viel Schnee gefallen, im Padurenschen Hof und Park mußte der Schneeschlitten Wege einfahren, den ganzen Tag über hingen hellgraue Wolken am Himmel und durch die windstille Luft fielen die Schneeflocken ruhig und stetig nieder. Aber gegen Abend erhob sich stets ein Nordostwind, der die Wolken für eine Weile fortfegte, als wollte er Platz schaffen für den Sonnenuntergang, der mit viel Purpur und Gold am Himmel aufflammte. Dieser Augenblick erschien Fastrade als das einzige Ereignis der kurzen Tage, die sonst grau und formlos wie die Schneewolken waren. Sie eilte dann in den Park hinunter und ging die schmalen Wege zwischen den Schneewällen auf und ab. Hier konnte sie sich wieder auf etwas freuen, von dem sie nicht wußte, was es war, hier konnte sie etwas erwarten, das sie nicht kannte, hier fühlte sie ihren Körper und ihr Blut wie eine Wohltat. Woran sollte sie denken? Gleichviel, nur recht weit fort denken von der stillen Zimmerflucht da drinnen im Hause, und so dachte sie denn an Egloff. Wie ruhelos er war! Der Kutscher Maling hatte erzählt, der Sirowsche Herr fahre die Nächte hindurch hier in der Gegend herum. Ob er leidet? ob seine Geheimnisse ihn quälen? Sie waren alle gegen ihn, aber ihm schien das gleichgültig zu sein. Wenn man zu zweien auf der einen Seite steht und die anderen stehen alle auf der anderen Seite, das kann sogar lustig sein. Eine kluge Frauenhand könnte in diesem armen, zerfahrenen Leben vielleicht Ordnung schaffen, jedenfalls war er mit seiner Unruhe, seinen Geheimnissen, seinen Sorgen und seiner Heiterkeit das Leben, und was waren die anderen hier?

Vom Walde herüber erklang plötzlich ein Jagdhorn, schmetterte keck und triumphierend in den Winterabend hinein. Fastrade blieb am Gartengitter stehen und horchte. Das war Egloff, der für heute die Jagd schloß und diesen hellen Ruf des Lebens zu ihr herübersandte. Fastrade stand am Gitter, bis das Jagdhorn verstummte und bis das Abendrot verblaßt war, dann ging sie wieder in das Haus, um im Zimmer ihres Vaters Ruhkes Bericht anzuhören, die Memoiren des Herzogs von St. Simon zu lesen oder mit der Baronesse am Kamin zu sitzen.

In diesen Wintertagen pflegte die Baronesse Arabella einen besonders lebhaften Umgang mit ihren Erinnerungen. Sobald sie und Fastrade bei-

sammen am Kamin saßen, begann sie zu erzählen mit leise klagender Stimme, erzählte von ihrer Jugend, von längst vergangenen Padurenschen Sommern, von längst gestorbenen Menschen, und Fastrade hörte dem zu, sah diese Menschen und diese Sommer, wie wir alte Bilder sehen, über deren Farben sich ein leichter Staubschleier legt. Ein unendliches Gefühl der Vergänglichkeit, des Vorüber klang aus dieser Erzählung und machte Fastrade traurig. Zuweilen sprach die Baronesse auch von dem kommenden Feste, sprach von Gebäcken und Geschenken mit derselben klagenden Stimme, wie sie von ihrer Jugend sprach. Feste, dachte Fastrade, können wir hier auch Feste feiern?

Aber das Fest kam, ein Tannenbaum mit Lichtern stand auf dem Tisch, der Baron ließ sich seinen schwarzen Rock anziehen und saß im Saal erwartungsvoll auf seinem Sessel. Knechte und Mägde sangen mit ihren schweren, lauten Stimmen langsam und feierlich einen Choral. Und als sie fort waren, saß man beisammen und sah zu, wie die Lichter am Baume niederbrannten. Die Baronesse weinte still, der Baron hatte die Hände gefaltet und starrte vor sich hin. Fastrade ging zu ihm und kniete an seinem Stuhle nieder. Sie wußte nicht, was in dem schweigenden, alten Manne vorging, aber wenn ein Leiden ihn quälte, wollte sie nahe bei ihm knien, als könne sie ihm beistehen.

Als alles vorüber war und Fastrade in ihrem Zimmer stand, fühlte sie sich so wund und hilflos vor Mitleid und Wehmut, daß sie sich sagte: „Wenn ich jetzt zu Bette gehe, bleibt mir nichts übrig, als den Kopf in die Kissen zu drücken und zu weinen. Das will ich nicht. Dagegen aber gibt es nur ein Mittel, die Winternacht.“ Sie nahm ihre Pelzjacke und ihre Otterfellmütze und ging leise in den Park hinaus. Hier hingen die weißen Baumwipfel voll großer, sehr heller Sterne, hier war es wunderbar geheimnisvoll, hier in der klaren Luft, über der knisternden Schneedecke lag es wie ein festliches Erwarten, man stand still und geschmückt da und die Freuden konnten kommen. Es machte Fastrade auch wieder getrost, ihre Schmerzen und ihre Wehmut waren doch nur kleine abseits liegende dunkele Winkel, das eigentliche Leben war dieses große Flimmern, diese Weite, dieses geheimnisvolle Versprechen und Erwarten. Sie blieb am Gartengitter stehen und schaute auf das Land, auf die weiße Fläche, die im unsicheren Sternenschein zu einem hellen Nebel zerrann, in dem hie und da die Lichtpünktchen ferner Häuser gestreut waren.

Auf der Landstraße, die am Parkgitter vorüberführte, kam Schellengeklingel heran, ein Pferd erschien und ein Schlitten groß und schwarz im unsicheren, weißen Lichte. Jemand sprang aus dem Schlitten und kam auf das Gitter zu. „Ich dachte es mir gleich, daß Sie es sind, die hier steht,“ sagte Egloff und lachte. „Ja, ich bin noch ein wenig herausgekommen,“

erwiderte Fastrade. — „Das will ich glauben,“ meinte Egloff. „Ich bin auch fortgefahren, um dem Sirowschen Weihnachten zu entgehen.“

„Sie fahren öfters in der Nacht herum, höre ich,“ fragte Fastrade. Sie wunderte sich nicht über diese Unterhaltung am Gartengitter, sie erschien ihr selbstverständlich, als stünden sie beide in dem Sirowschen Wohnzimmer, nur daß es hier im Sternenschein unterhaltender und kameradschaftlicher war.

„So? haben Sie das gehört?“ fragte Egloff, „ja, ich habe mir die Ebene hier als eine Art Schlafsaal eingerichtet. Das ist sehr zuträglich. Überhaupt bin ich der Meinung, daß unsere Entwickelung einen verkehrten Weg eingeschlagen hat. Wir sind eigentlich Nachttiere wie all das andere Raubzeug. Am Tag schläft man im Bau und wenn es dann draußen still und dunkel wird, dann kriecht man heraus, treibt sich herum, schleicht um die schlafenden Wohnungen und Hühnerställe und lebt dann so sein eigentliches Leben.“

„Meinen Sie?“ sagte Fastrade. „Ja, das muß zuweilen hübsch sein.“

„Sie sollten auf solch einer Fahrt mitkommen,“ schlug Egloff vor.

Fastrade lachte: „Das wäre doch wohl gegen unsere Gesetze hier.“

„Glauben Sie an diese Gesetze?“ fragte Egloff.

Fastrade zuckte die Achseln: „Ich glaube nicht an sie, aber ich gehorche ihnen.“

„Da haben Sie unrecht,“ meinte Egloff, „Sie können sich nicht denken, wie befreundet man sich fühlt, wenn man so zu zweien über die Straßen jagt.“

„Doch, ich kann es mir denken,“ versetzte Fastrade nachdenklich. Sie hatte ihren Handschuh abgestreift und kühlte ihre Hand in dem Schneestreifen, der sich an das Gitter angesetzt hatte: „Also für diese Freundschaft bin ich zu feige.“

„Feige sind Sie nicht,“ versicherte Egloff mit Überzeugung. „Sie haben nur noch den Aberglauben an diese kleinen, triefäugigen Gesetzesaugen, die von den Schlössern in die Nacht hineinsehen. Das da drüben ist Barnewitz. Wie lächerlich doch solch ein Licht neben den Sternen aussieht. Na, gleichviel, wenn die Freundschaft so nicht zustande kommt, muß es anders gemacht werden. Mein Brauner wird höllisch unruhig, gute Nacht.“

Sie reichten sich durch das Gitter hindurch die Hand, Egloff ging zu seinem Schlitten und Fastrade lief den Weg dem Hause zu. Sie glaubte, sie würde jetzt schlafen können, ohne weinen zu müssen.

An einem der Feiertage kam Gertrud Port nach Paduren, um Fastrade zu besuchen. Sie war wieder sehr schlank und schmächtig in ihrem Kleide von zeitlosem Schnitt, das Gesichtchen, über und über weiß von Puder, schien kleiner geworden, die Augen waren unnatürlich groß. Sie klagte über

ihre Gesundheit — „das Leben vergeht in Müdigkeit und Melancholie", meinte sie. Als die beiden Mädchen jedoch in Fastradens Zimmer am Kamin saßen, begann Gertrud von Dresden zu sprechen und das belebte sie. „Du weißt," sagte sie, „zu Hause darf ich davon nicht sprechen, und wenn ich Sylvia einmal etwas erzähle, dann sehe ich es ihren Augen an, zuerst, daß es ihr nicht gefällt und dann, daß sie nicht mehr zuhört." So erzählte sie denn von der schönen Zeit, da sie tun konnte, was ihr beliebte, ohne saure Bemerkungen hören zu müssen, da jeder Tag ein neues Erlebnis, eine neue Emotion brachte. Sie erzählte, wie man abends mit den Freundinnen und Freunden im Café gesessen und Zigaretten geraucht hatte. „Siehst du, nicht nur das Leben und die Menschen waren interessant, nein, man war selbst interessant. Ein junger Künstler sagte mir: ‚Ich freue mich jeden Morgen, wenn ich aufstehe, darauf, an diesem Tage wieder Ihre Augen zu sehen, wie man sich darauf freut, in einem schönen Buche weiterzulesen.' Bei uns zu Hause denkt doch nie jemand daran, daß ich Augen habe, zu Hause bin ich eine langweilige Fremde." Von ihren Erinnerungen überwältigt schwieg sie jetzt und starrte verträumt in das Kaminfeuer hinein. — Im unteren Geschoß des Hauses, in den Gesindestuben wurde getanzt, Gedämpft konnte man die schnarrenden Töne einer Violine hören, auf der eintönig und unermüdlich einige Walzertakte gespielt wurden. „Du erzählst aber nicht von dir," fuhr Gertrud auf, „du hast wohl auch nichts erlebt? Hast du Egloff gesehen? Er soll verreist gewesen sein, erzählte Dachhausen, er soll gespielt haben und viel verloren, auch ein Duell soll er gehabt haben. Ein wilder Mensch. Fräulein von Dussa erzählte, er sei so ruhelos und fahre die Nächte hier in der Gegend herum. Der Papa sagte später: das ist wohl sein schlechtes Gewissen, das ihn nicht schlafen läßt. Der Papa urteilt überhaupt sehr streng über ihn."

„Ach ja," erwiderte Fastrade scharf, „sie urteilen alle sehr streng über ihn, aber ich finde, jeder Mensch müßte wenigstens einen Menschen haben, der ihn verteidigt, der ihn verteidigt, auch wenn er meinetwegen unrecht hat. Wenn alle über einen herfallen, das ist häßlich."

„Gewiß, er ist mir auch sympathisch," versetzte Gertrud, und ihre Stimme nahm einen seltsam lyrischen Klang an, „und überhaupt, wenn wir nicht lieben, was bleibt uns dann in diesem Leben?"

„Lieben?" fragte Fastrade erstaunt. „Wer liebt? Liebst du denn?" — Aber Gertrud fuhr zu sprechen fort, als hätte sie Fastradens Frage nicht gehört: „Und wäre es auch nur eine unglückliche Liebe."

„Ja liebst du denn unglücklich?" fragte Fastrade wieder.

Gertrud antwortete nicht, sie schaute ins Feuer und lächelte still vor sich hin. Sie mochte es nicht sagen, daß sie sich in den letzten Tagen dazu entschlossen hatte, Dachhausen unglücklich zu lieben. Aus dem unteren Ge-

schosse drang wieder deutlich der schnarrende, freudlose Walzer der Violine herauf. Die beiden Mädchen schwiegen eine Weile, da erhob sich Gertrud plötzlich und begann sich auf dem Teppich vor dem Kamine nach dem Takte der Violine zu drehen, ernst und eifrig, und ihr Schatten, lang und schmal, fuhr unruhig an den Wänden entlang. Mein Gott, dachte Fastrade, man lebt doch hier, als ob man gleich erwachen müßte, um dann erst mit der Wirklichkeit zu beginnen.

Gertrud war erschöpft, sie warf sich auf das Sofa und atmete schnell. „So," sagte sie, „das hat mir gut getan, jetzt will ich nach Hause fahren."

Neuntes Kapitel

Der Winter neigte sich seinem Ende zu. Fastrade hatte über die schon feucht gewordenen Wege ihren Abendspaziergang gemacht und kam nach Hause, wo der gewöhnliche Padurensche Abend sie erwartete. Couchon saß bei ihren Karten und es roch dort nach den Bratäpfeln, die sie stets im Ofenrohr hielt. Im Saal waren die Lampen noch nicht angezündet. Fastrade wollte, wie sie es jeden Abend tat, in das Zimmer ihres Vaters gehen, aber sie wurde unterwegs von der Baronesse Arabella aufgehalten, die im Dunkeln nach Fastradens Händen griff und flüsterte: „Der Egloff ist hier gewesen." — „O, wirklich," sagte Fastrade. Das klang gleichgültig, aber sie wußte sofort, daß sich etwas ereignet hatte, das diesen gewöhnlichen Padurenschen Abend für sie mit einem Schlage zu etwas sehr Bedeutsamem und Einzigem machte. „Und denke dir," fuhr die Baronesse fort, „er hat bei deinem Vater um deine Hand angehalten."

„Der tolle Mensch," entfuhr es Fastrade.

„Nicht wahr?" meinte die Baronesse. „Dein Vater hat auch, glaube ich, sehr ernst mit ihm gesprochen, er hat ihm auch wohl gesagt, daß er diese Verbindung nicht wünschen kann. Im übrigen hat er alles von deiner Entscheidung abhängig gemacht. Du weißt, er entscheidet jetzt so ungern etwas allein. Aber ich freue mich, liebes Kind, daß du auch so denkst."

„Wie denke ich?" sagte Fastrade schnell, „ich weiß gar nicht, wie ich denke."

„Aber, liebes Kind," wandte die Baronesse ein, „ein so leichtsinniger, junger Mensch."

„Nein, nein, nein, ich weiß nicht, wie ich denke," wiederholte Fastrade; sie machte sich von der alten Dame los und setzte schnell ihren Weg zum Zimmer ihres Vaters fort.

Als Fastrade eintrat, richtete der Baron sich aus seiner gebückten Haltung stramm auf: „Komm, setze dich, meine Tochter," sagte er feierlich. „Also der Dietz Egloff hat um deine Hand angehalten, du bist alt genug, um zu entscheiden." Er hielt inne und machte ein unzufriedenes Gesicht. Er war enttäuscht, daß das, was er sagte, so mühsam und dürftig herauskam.

„Nun ja,“ fuhr er dann fort und gab seiner Stimme einen ernsteren, volleren Klang, „ich habe ihm gesagt, daß ich nicht in der Lage bin, ihn für den geeigneten Gatten meiner Tochter zu halten. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn sozusagen mißbillige, aber ich würde dich fragen und du wirst entscheiden.“ Er schwieg dann und hustete, denn die Rede hatte ihn ermüdet.

„Was sagte er?“ fragte Fastrade und die Andeutung eines Lächelns zuckte um ihre Lippen. — „Er sagte nicht viel,“ erwiderte der Baron, „er sagte, er sehe deiner Entscheidung entgegen, dann stand er auf und ging fort. Nun, ich denke, die Entscheidung kann dir nicht schwer fallen.“ Eine Pause entstand. Fastrade hatte den Kopf auf die Lehne des Sessels zurückgebogen und schaute sinnend zur Decke auf, die Lippen noch immer wie bereit zu einem Lächeln. „Nun?“ fragte der Baron endlich.

„Ich denke,“ sprach Fastrade endlich zur Decke hinauf, „ich denke, ich schreibe ihm, daß er kommen kann.“

Der Baron antwortete eine Weile nicht, er hustete, räusperte sich, endlich begann er zu sprechen, unsicher und mit Anstrengung: „Das heißt also so viel, daß du ihn nimmst, ganz ohne zu überlegen, einen Menschen, von dem du weißt, daß ich ihn mißbillige, einen leichtsinnigen Menschen, einen Spieler. Aber so warst du immer, auf meinen Rat hörtest du ja nie, du mußtest deinen Willen haben. Aber Kind, Kind,“ die Stimme hob sich und wurde pathetisch, „zu spät einzusehen, daß ich recht habe, das bringt Kummer über alle. Du wirst sehen —“ Aber er hatte sich überschätzt, die Stimme brach plötzlich ab, er lehnte sich in seinen Sessel zurück und schloß die Augen. „Tue was du willst,“ murmelte er kleinlaut und mutlos, „du willst ja nicht gehorchen.“

Fastrade beugte sich besorgt vor, legte ihre Hand auf die Hand ihres Vaters: „Doch, Papa,“ sagte sie, „ich will gehorchen, aber wenn ich entscheiden soll, entscheide ich so.“

Der Baron verzog ärgerlich sein Gesicht: „Gut, gut, tue was du willst, geh jetzt, ich bin müde.“ Fastrade stand auf und ging. Drüben in ihrem Zimmer begegnete sie dem kleinen Stubenmädchen Trine. „Trine,“ sagte sie, „liebst du noch deinen Hans, deinen Stallburschen?“ Das Mädchen beugte verschämt den Kopf und lachte über das ganze Gesicht: „Ach was, der,“ murmelte es. — „Ja, liebe ihn nur,“ fuhr Fastrade fort, „er betrinkt sich zuweilen, nicht?“

„Ja, mit dem Trinken,“ erwiderte Trine, aber Fastrade unterbrach sie: „Das schadet nichts, liebe ihn nur, die armen Männer, sie stehen so im Leben, sie wissen nicht, wie sie in all diese Sachen hineinkommen, wir können ihnen vielleicht helfen.“ Trine hob ihr errötendes Gesicht zu Fastrade auf und sagte treuherzig: „Ach, Fräulein, der Hans hat auch einen ganz freundlichen Rausch.“ — „So, so,“ meinte Fastrade, „um so besser.“

An Egloff aber schrieb Fastrade: „Sie dürfen kommen. Fastrade."

Am Nachmittage des nächsten Tages wurde Egloff erwartet. Die Baronesse Arabella hatte ihr schwarzes Seidenkleid angezogen und ihre Scheitel frisch gebauscht. Mit kummervoller Geschäftigkeit ging sie durch die Zimmer und ordnete. Sinnend blieb sie vor Fastrade stehen: „Ich denke, wir machen das so," sagte sie, „ich lasse die Lampen im Saale früher anzünden, du empfängst ihn hier, ihr sagt euch das Nötige, ich bin bei deinem Vater, dann kommt ihr zu uns herein. Lange dürft ihr nicht bleiben, es regt deinen Vater auf und könnte ihm schaden. Ich gebe euch das Zeichen, wann ihr gehen sollt. Gut, ihr geht dann in dein Schreibzimmer und dort nimmt die Verlobung ihren weiteren Verlauf, bis Christoph zum Abendessen ruft. Dein Vater gibt eine Flasche Château Pape Clément und eine Flasche Roederer. Wir haben einen Fisch, Hühner und eine Charlotte, ich denke, so wird es gehen."

„Also ein Fest," sagte Fastrade spöttisch. Die alte Dame zuckte mit den spitzen Schultern: „Dein Vater meint, wie er auch über die Sache denken mag, es soll doch alles geschehen, was bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt." Aber Fastrade schien das alles nicht zu gefallen und es klang gereizt, als sie sagte: „Es ist gewiß sehr freundlich von Papa, daß er seinen geliebten Pape Clément opfert, aber ich finde, eine Verlobung ist ohnehin kein angenehmer Augenblick und wenn nun noch eine Zeremonie daraus gemacht wird —"

„Das ist nicht zu ändern," meinte die Baronesse und wandte sich wieder ihren Beschäftigungen zu, „jedes Ding hat seine Form."

Es begann schon zu dämmern, als Egloff ankam. Fastrade stand mitten im Saal in ihrem schwarzen Spitzenkleide, eine blasse Monatsrose im Gürtel. Sie machte ein etwas böses Gesicht, wie stets, wenn sie befangen war. Als Egloff eintrat, lächelte er sein spöttisches Lächeln, aber Fastrade sah sofort, daß auch er befangen war, und das gab ihr Mut. Er trat auf sie zu, nahm ihre Hand, küßte sie und behielt sie dann in der seinen. Fastrade bemerkte, daß diese Hand sehr kalt und sehr vorsichtig war, als fürchtete sie, ihr wehe zu tun. „Ich danke Ihnen," sagte Egloff, „ich hatte nicht geglaubt, daß es solch eine Qual sein kann, auf einen Brief zu warten, mit jeder Minute erschien mir mein Unternehmen gewagter, aber ich kann nicht warten, ich spiele gern: Vabanque."

Fastrade zog ein wenig die Augenbrauen zusammen. „Ach nein, nicht das," meinte sie, „ich möchte nicht einer dieser unangenehmen Gewinste sein."

Egloff lachte: „Nun gut, nennen wir es anders." — „Aber wie kamen Sie darauf?" fragte Fastrade, „wir kennen uns doch so wenig." „Das war eine Chance mehr für mich," erwiderte Egloff, „denn, wenn man sich erst kennt —" Fastrade jedoch unterbrach ihn: „Sie dürfen heute nicht so —

gottlos sprechen.“ — „Gottlos,“ wiederholte Egloff, „nein, ich fühle mich heute so fromm, wie es nur einer kann, an dem ein gutes Werk geschehen ist.“ Er küßte wieder Fastradens Hand und dann schwiegen sie. Fastraden ging es durch den Sinn, ich habe es gleich gedacht, daß dabei eine lächerliche Situation herauskommen wird. Endlich begann Egloff wieder zu sprechen: „Sie sehen, dieses Haus schüchtert mich so ein, ich unterlasse wahrscheinlich wichtige Dinge. Sind da nicht noch Formalitäten zu erfüllen?“

„Wir müssen zu meinem Vater hineingehen,“ erwiderte Fastrade.

„Natürlich,“ versetzte Egloff, „der väterliche Segen, natürlich. Muß man dabei knien?“ — „Das ist wohl nicht nötig,“ erwiderte Fastrade und ging voran in das Zimmer ihres Vaters.

Der Baron und Baronesse Arabella saßen ernst und erwartend da. Als Egloff eintrat, streckte der Baron ihm langsam die Hand entgegen und sagte: „Willkommen, meine Tochter hat für Sie entschieden, so haben wir alles andere der Vorsehung anheimzugeben. Setzt euch, Kinder.“ Er wartete, bis sie sich gesetzt hatten und fuhr dann fort: „Meine väterlichen Befürchtungen und Sorgen habe ich euch beiden mitgeteilt. Fastrade ist in dem Alter, selbst über sich zu bestimmen, so sei denn von dem allen nicht mehr die Rede.“ Und nach alter Gewohnheit machte er mit der flachen Hand einen Querschnitt durch die Luft. „Es bleibt mir somit nur übrig, des Himmels Segen auf euch herabzuflehen. Eine Bedingung jedoch möchte ich noch machen, ich verlange eine Wartezeit, bis zum nächsten Winter sagen wir. Sie können es mir nicht übel nehmen, wenn ich auf solcher Probezeit bestehe, wenn ich wissen will, ob der künftige Gatte meiner Tochter sich als meiner Tochter würdig bewährt.“ Der Baron war fertig, er lehnte sich zurück, er hatte kräftig und geläufig gesprochen, wie einst auf der Kreisversammlung, und das befriedigte ihn. Egloff dagegen dachte, dies ist der fatalste Augenblick meines Lebens, man sitzt und muß sich unangenehme Dinge sagen lassen, und was antwortet man nun auf so etwas. Endlich fiel ihm eine gut abgerundete Redensart ein, die er schnell und nachlässig hersagte: „Ich bin mir der großen Verantwortung wohl bewußt, die mir dieses unverdiente Glück auferlegt.“ Bei dem Worte Verantwortung horchte der Baron auf: „Verantwortung“ wiederholte er, „ganz richtig. Große Verantwortungen erziehen den Menschen, das ist ganz richtig.“ Jetzt gab die Baronesse das Zeichen und Fastrade und Egloff zogen sich zurück.

In Fastradens Zimmer drückte Egloff sich fest in die Sofaecke, zog Fastrade nahe an sich und sagte: „So, das wäre überstanden. Hier bei dir sitzt es sich gut, wunschlos behaglich.“ „Du Armer,“ meinte Fastrade, „so streng mit dir zu sein.“ — Egloff zuckte die Achseln: „Das ist vorüber, aber die Redensart mit der Verantwortung brachte ich doch gut heraus, die paßte so ganz in die Stimmung.“

Vor ihnen lag die stille Zimmerflucht, kein Ton regte sich im Hause, im Kamine prasselte das Feuer, draußen an den Fensterläden rüttelte der Frühlingswind. Egloff hatte eine Weile geschwiegen, jetzt lachte er plötzlich auf: „Immer wenn ich sah," sagte er, „daß zwei Verlobte feierlich und geheimnisvoll in einem Zimmer allein gelassen wurden, alles umher mußte still sein, niemand durfte sie stören, da sagte ich mir: was sprechen sie? Sie lernen sich kennen, gut, wie machen sie das? Jetzt weiß ich es. Sie sprechen gar nicht. Man hat gar keine Lust zum Sprechen, man hat gehört, was man hören wollte, daß man angenommen ist, nun ist man so wohltuend satt, daß man vorläufig nichts zu sagen braucht."

„Und ich dachte," versetzte Fastrade, „wenn zwei Verlobte sich zurückziehen, dann bekommt man viele ganz süße Sachen zu hören."

„Ach ja, natürlich," meinte Egloff, „diese süßen Sachen sind immer zu haben, aber es sind immer dieselben, wie die Bonbons beim Konditor Kirsch im Städtchen. Die einen sind rosa, die anderen sind gelb und alle sind in Silberpapier gewickelt."

„Ach ja, die habe ich sehr geliebt," gestand Fastrade, „die einen schmeckten nach Rosen und die anderen nach Zitronen, und sie waren so süß, daß, wenn man sie aß, einem die Luft verging und die Tränen in die Augen traten. Aber das ist nichts für uns, unsere Verlobung ist viel zu ernst."

Egloff fuhr auf: „Ernst? Warum soll unsere Verlobung besonders ernst sein? Weil es hier im Hause gespenstisch still und feierlich ist, weil dein Vater streng war und ich mich bewähren muß. Davon wird sich unsere Verlobung nicht anstecken lassen. Ich werde ja natürlich hierherkommen, um zu zeigen, ob ich mich bewähre, aber uns wirklich sehen, uns eigentlich sehen, wollen wir uns draußen. Wenn ich höre, wie es da draußen bläst und an den Fensterläden rüttelt, möchte ich dich gleich nehmen und hinaustragen."

Fastrade lächelte: „Würde das nicht gegen das Gesetz sein, wie der Baron Port sagt?" Egloff schlug mit der flachen Hand auf die Sofalehne und lachte laut: „Gegen das Gesetz des Baron Port zu sündigen, wird eine Wohltat mehr sein.

Während sie sprachen, betrachtete Fastrade genau Egloffs Gesicht. So nahe gesehen, war es ihr fremd, die eigensinnige Knabenstirn unter dem glattgescheitelten Haar war ihr bekannt, aber da waren zwei sichelförmige Fältchen zwischen den Augenbrauen. Auch war die rechte Augenbraue ein wenig höher als die linke, das gab wohl dem Gesichte den hochmütig spöttischen Ausdruck. Die Augen waren sehr dunkel, aber wenn sie in die auflodernde Flamme des Kamins sahen, wurden sie braun wie die Flügel der großen, schwarzen Herbstfalter, wenn die Sonne sie bescheint. Sie sah auf seine Hand nieder, welche die ihre hielt, eine breite, weiße Hand mit langen, schmalen Fingern, die sich seltsam nervös zuspitzten. Fastrade dachte daran,

gehört zu haben, daß Egloff sehr stark sei. Von diesen Händen genommen und in den Frühlingswind hinausgetragen zu werden, mußte vielleicht gut tun.

„Ach Gott, meine Erziehung," sagte Egloff, „meine Erziehung war dumm, ich wurde unmenschlich verwöhnt und doch war alles wieder verboten. Als ich mich dann später gierig auf meine Freiheit warf, enttäuschte sie mich, ich hatte mehr erwartet. Überhaupt an meiner ganzen Generation hier in der Gegend ist etwas versäumt worden. Unsere Väter waren kolossal gut, sie nahmen alles sehr ernst und andächtig. Es war wohl dein Vater, der gern von dem heiligen Beruf sprach, die Güter seiner Väter zu verwalten und zu erhalten. Na, wir konnten mit dieser Andacht nicht recht mit, nach einer neuen Andacht für uns sah man sich nicht um. Und so kam es denn, daß wir nichts so recht ernst nahmen, ja selbst die Väter nicht, nicht einmal die Großmütter. Da entstand wohl auch die Lust, jedes brave Ideal einmal an die Nase zu fassen."

Über Fastradens Gesicht ging ein schmerzlicher Ausdruck, plötzlich wie eine Vision sah sie die weißen Korridore des Krankenhauses, die Säle mit den Reihen der Betten, in denen auf weißen Kissen die bleichen Gesichter lagen, diese große Herberge der Leiden, in der sie numeriert und nach Klassen geordnet aufgespeichert waren.

„Und es ist doch eine so furchtbare Sache," sagte sie leise.

„Das Leben? natürlich," meinte Egloff ruhig, „eine Bestie, die nicht zu zähmen ist, da ist nichts zu machen. Früher ließ ich die Bestie Bestie sein, jetzt werde ich acht geben müssen, daß sie dir nicht zu nahe kommt" und er drückte Fastrade fester an sich. Sie lächelte wieder: „Aber hier in Paduren," sagte sie, „darfst du niemanden an die Nase fassen."

„Aber das Portsche Gesetz," rief Egloff lustig, „das fassen wir an die Nase, wir wollen ein Brautpaar sein, über das sie hier in der Gegend auf allen Schlössern die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

In der Zimmerflucht begann es jetzt lebendig zu werden, Baronesse Arabella ging hin und her, der Baron ließ sich durchführen und endlich erschien Christoph und meldete, es sei serviert.

Im Eßzimmer saß der Baron bereits am Tische, den Kopf gebeugt, das bleiche Gesicht müde und kummervoll, Baronesse Arabella und Couchon standen wartend hinter ihren Stühlen. Als Fastrade ihren Verlobten Couchon vorstellte, sah die alte Französin mit ihren fast hundertjährigen Augen kokett zu Egloff auf, lächelte mit dem zahnlosen Munde und murmelte: „Joli garçon". Hier setzt man sich mit Gespenstern zu Tisch, ging es Egloff durch den Sinn. Dann begann die Mahlzeit. Die Baronesse führte eine fast fieberhaft angeregte Unterhaltung, es war, als fürchte sie, eine Pause könnte entstehen und Unliebsames bringen. Sie sprach von den Egloffs, die

sie gekannt hatte, von einer Fürstin Coronat, Dietz Egloffs Großmutter mütterlicherseits, sie machte Verwechslungen in der Verwandtschaft, worüber man dann lachen konnte. Als nun aber doch eine Pause entstand, sah der Baron Egloff streng an und fragte: „Wird noch viel Wald geschlagen werden in Sirow?" Fastrade blickte zu Egloff hinüber, wirklich, er errötete wie ein Knabe, als er antwortete: „Ach nein, ich denke, das wird genügen." „Ja, unsere Wälder," fuhr der Baron mit erhobener Stimme fort, „unsere Wälder —" dann brach er jedoch mutlos ab, wie es ihm jetzt oft geschah, wenn er den Anlauf dazu nahm, wie früher eine bedeutsame Ansicht auszusprechen. Die Baronesse begann wieder schnell zu sprechen, sie sprach von dem Fisch, der eben gegessen worden war, einem großen Schlei, die Schleie aus dem kleinen See dort unten im Park waren ja berühmt ihres reinen Geschmackes wegen, und nun sprach man auch von anderen Fischen. Die Hühner wurden serviert, als der Baron wieder den Kopf erhob und fragte: „Werden durch die Verwüstung die Auerhähne nicht gestört?"

Dieses Mal antwortete Egloff ruhig und mit kaum merklichem Lächeln: „O nein, den Auerhähnen geschieht nichts." Der Baron nickte: „Ja, ja, die korrekte Pflege der Jagd ist auch ein Stück adeligen Idealismus."

Christoph schenkte jetzt den Roederer ein, eine feierliche Pause entstand, mit zitternder Hand erhob der Baron sein Glas und sagte mit bekümmerter Stimme: „Nun Arabella, wir können unserem neuen Verwandten jetzt wohl das Du anbieten, Gottes Segen über euch, meine Kinder." Die Gläser klangen aneinander, Christoph stand hinter dem Stuhle seines Herrn, faltete die Hände und machte ein Gesicht, als wollte er weinen. Während die Charlotte verzehrt wurde, schleppte die Unterhaltung sich nur mühsam hin, alle waren erleichtert, als die Baronesse Arabella die Tafel aufhob. Nach der Mahlzeit hielt man sich noch ein wenig im Saale auf, um eine Zigarette zu rauchen, der Baron sprach vom Nutzen der Drainage und dann verabschiedete sich Egloff. Fastrade begleitete ihn ins Vorzimmer hinaus, sie beugte den Kopf zurück, um ihm in die Augen zu sehen und lachte. „Das war ein Prüfungstag," sagte sie, „wenn ich bei euch bin, ist die Reihe an mir." „Es gibt eben eine Gerechtigkeit," erwiderte Egloff, faßte Fastrade um die Taille, hob sie empor und küßte sie. Christoph sah das mit maßlosem Erstaunen und wandte sich ab.

Zehntes Kapitel

Egloff lag in der Auerhahnhütte auf dem einfach aus Brettern zusammengeschlagenen Ruhebett. Er hüllte sich in seinen Mantel, denn es war kalt. Neben ihm auf dem Tisch standen eine Flasche Portwein und ein Glas, in einem Messingleuchter brannte eine Kerze, deren Flamme im Winde, der durch die Spalten des kleinen Holzbaues hereinblies, heftig hin und her

flackerte. Auf einem Stuhle saß der alte Förster Gebhard, die grüne Mütze tief in die Stirn gezogen, das Gesicht halb in seinem großen Bart wie in einem grauen Schal versteckt, so warteten sie beide, daß es Zeit sein würde, auf die Balz zu gehen. „Sprechen Sie, Gebhard, sprechen Sie, sonst schlafen Sie ein," sagte Egloff. Gebhard riß seine kleinen Augen auf, die ihm zufallen wollten und begann gehorsam zu sprechen. „Ja, wenn ich so denke, was wir hier schon alles für Besuch gehabt haben, feine Damen und andere." „Nicht davon, Gebhard," unterbrach ihn Egloff, „sprechen Sie von ruhigeren Sachen. Wenn Sie auch in meiner Jugend mein Lehrer in allerhand Sünden gewesen sind, so ist es doch nicht richtig, davon zu sprechen." „Ich spreche so nicht davon," murmelte Gebhard.

„Wenn Sie schon von Weibern sprechen müssen," fuhr Egloff fort, „dann sprechen Sie von guten, ruhigen, verheirateten Frauen." Gebhard kicherte in seinen Bart hinein. „Ja, da hab ich nun meine drei. Die erste war nun so eine kleine Dicke, dumm war sie, aber eine gute Frau. Schade, daß die mir wegstarb. Die zweite war die Kammerjungfer der Frau Baronin, die wollte Kopfschmerzen haben wie die Frau Baronin und im Bett Kaffee trinken. Als dann das Kind kam, war sie zu schwach und starb. Nun, und meine dritte Frau kennt der Herr Baron."

Egloff richtete sich ein wenig auf: „Mensch," sagte er, „was sprechen Sie da, was gehen mich Ihre Frauen an? Drei Frauen haben Sie gehabt und alle drei haben Sie genommen? und warum? Was war denn an Ihnen besonders daran?" Gebhard zuckte mit den Schultern: „Nun, nichts," meinte er „die Weiber wollen heiraten, was nun auch daraus wird. Das ist so, wenn einer das Reisen liebt, geht er auf die Reise, was ihm auf der Reise passiert, das ist abzuwarten." Egloff ließ sich wieder zurücksinken: „Ach Gebhard," sagte er, „Sie werden weise, dann schweigen Sie lieber."

Draußen um die Hütte rauschten die großen Tannen ein ununterbrochenes Brausen, das zeitweise anschwoll, dann wieder leise und weich wurde wie ruhiges Atmen. Egloff schloß die Augen, er wollte sich von dieser großen, verträumten Stimme des Waldes einschläfern lassen. „Drei Frauen hat der alte Sünder gehabt," dachte er, „so ganz ohne weiteres, und ich komme mit dieser einen Verlobung nicht zurecht." Wie unendlich einfach hatten ihm bisher die Weiber geschienen. Da war er, der ein Weib besitzen mußte und da war ein Weib, das sich hingeben wollte, wie einfach und selbstverständlich sich so zwei Sinnlichkeiten auseinandersetzen. Selbst mit Liddy, ihre Zusammenkünfte vorigen Sommer im nächtlichen Park von Sirow, es hatte ihn erregt, er hatte sich stets gefreut, wenn er ihr weißes Kleid zwischen den Bäumen aufschimmern sah oder wenn er sie dann atemlos und zitternd in seinen Armen hielt. Aber niemals hatte ihn der Gedanke beunruhigt, was Liddy von ihm denken könnte oder was in ihrer Seele vor-

ging, und jetzt bei diesem Mädchen kamen da plötzlich solche Unsicherheiten über ihn, die ihn ruhelos machten, so der Gedanke, warum liebt dich dieses Mädchen? Sie sieht wohl einen Anderen in dir und das Mißverständnis wird sich aufklären und du wirst sie verlieren. Und dann die beständige Anstrengung, dieser Andere zu sein, den sie in ihm sah. Ach Gott, wußte man denn mit solch einem Mädchen, woran man war? Einmal war es einem ganz nahe und dann so seltsam fern. Vorigen Abend hier im Walde, als der warme Südwestwind wehte und es so berauschend nach feuchter Erde und Knospen duftete, da war alles so selbstverständlich und klar gewesen, da gingen sie eng aneinander geschmiegt und ein jedes fühlte das Fieber im Blut des andern. Da waren keine Gedanken nötig. Und dann gleich am nächsten Tage auf dem Spaziergang war sie ganz wieder das Schloßfräulein, das ihn in Distanz hielt, das von der Welt sprach, als sei sie ein wohl eingerichteter Salon, in dem lauter gut erzogene Menschen unter festen Gesetzen lebten, ja, sie drängte ihm den Edelmut, die feine Erziehung, die Gesetze geradezu auf, legte sie in ihn hinein. Er konnte sie dann fast hassen, er hätte ihr dann gern etwas gesagt, was sie empörte und demütigte, aber er war zu feige. Wenn die weit offen schillernden Augen ihn begierig ansahen, als wollten sie etwas besonders Neues, Schönes aus ihm herauslesen, dann fürchtete er stets, sie würden den uninteressanten Gesellen in ihm entdecken, lauter ungewohnte, abspannende Gedanken. Er seufzte. Ach Gott, und was für unerbittliche Wirklichkeitsmenschen solche Mädchen waren. Jedes Erlebnis bekam feste Konturen, stand so sachlich und deutlich da, als könnte es nie mehr fortgewischt werden. Ein Erlebnis fallen lassen, wie wir eine angerauchte Zigarette fortwerfen, das kannten sie nicht. Ihnen wurde jedes Erlebnis zu einem Besitz, der mitzählte, als müßte es in ein Hauptbuch eingetragen werden für irgend eine künftige Abrechnung. So waren sie alle, von der schwarzen Lene im Krug bis zu Fastrade. Er hatte seine Wirklichkeit nie so recht gefühlt, er war sich stets ein Erlebnis gewesen, das ihm zufällig zuteil geworden war, das ja zuweilen recht vergnüglich war, aber zur Not auch fallen gelassen werden konnte.

Er richtete sich auf, dieses Herumraten an sich und an Fastrade machte ihn müde und unruhig zugleich. Er schenkte sein Glas voll, der alte Portwein hatte zuweilen die Eigenschaft, Dinge, die verworren und schwierig aussahen, plötzlich ganz einfach und klar erscheinen zu lassen. Der Zugwind wehte die Flamme der Kerze hin und her. Gebhard schlummerte, sein Schatten, groß und unförmlich, hüpfte unablässig auf der Wand. Draußen schien der Wind sich gelegt zu haben, nur ein leises, verschlafenes Rauschen ging noch durch den Wald. Deutlich waren jetzt all die kleinen Gewässer ringsum vernehmbar wie ein waches, eigensinniges Lachen, das in die große Ruhe der Nacht hineinspottete. Dann ertönte plötzlich der klagende Ruf

eines Kauzes und ein anderer antwortete ihm noch aus der Ferne. „Die haben es gut," dachte Egloff, „sich so in der kühlen Dunkelheit anzulocken, durch Zweige und Knospen zueinander zu fliegen, um ihre Liebesnacht zu feiern — raffiniert." Er lehnte sich wieder zurück, er wollte nichts mehr denken, nur Fastrade, Fastrade. Ja da war es leicht, seine Wirklichkeit zu fühlen, wenn man so königliche Arme hatte und mit einem so königlichen Körper sich abends zu Bett legte und morgens wieder aufstand. Eine angenehme Schläfrigkeit machte ihm jetzt die Glieder schwer, die Gedanken wurden undeutlich, begannen zu Träumen zu werden, zu Träumen, in die das Rauschen des Waldes, das Lachen der kleinen Gewässer hineinklangen und das Rufen der Käuzchen, die schon nahe beieinander waren.

Egloff erwachte von einem kalten Windstoß, der in das Zimmer fegte. Gebhard hatte die Türe geöffnet und schaute hinaus. „Es wird Zeit sein zu gehen," sagte er, „der Himmel hinter den Bäumen scheint mir schon so weiß." Egloff sprang auf, der kurze Schlaf hatte ihm gut getan und er freute sich jetzt auf die Jagd. Er nahm sein Gewehr und löschte die Kerze aus. „Gehen wir," sagte er.

Draußen war es noch finster, eine gute Strecke gingen sie auf einem bequemen Waldpfade hin, bis sie an ein Sumpfland kamen, das weiß von Nebel war. Die Dunkelheit hellte sich ein wenig auf, sie wurde grauschwarz, und deutlich standen Bäume und Büsche in ihr. Egloff und Gebhard begannen vorsichtig zu gehen, der Boden gab nach, jeder Tritt verursachte ein kleines, plätscherndes Geräusch, dann kamen Strecken, die mit dichtem Moos bewachsen waren, in das der Fuß einsank wie in weiche Polster. Zuweilen blieben die Jäger stehen und horchten hinein in all die kleinen Geräusche des Waldes, das Lispeln und Rauschen, um den einen Ton herauszuhören, auf den sie warteten. Der Boden wurde jetzt fester, vor ihnen standen hohe, alte Föhren, in deren dunkelen Schöpfen ein leichter Wind metallisch knisterte. Gebhard blieb zurück und Egloff schlich behutsam vorwärts. Eine köstliche Spannung regte ihm das Blut auf. Plötzlich kam ein Ton, der ihm wie Schreck durch die Glieder fuhr. Er wartete, der Ton kam noch einmal und dann begann dort oben in der Dunkelheit dieses seltsame Zischen und Schnalzen, das für Egloff alle anderen Töne des Waldes auslöschte. Er schlich nun und sprang, vorsichtig nach Deckung ausspähend und immer hinhorchend auf die Stimme des Vogels, der dort vor ihm leidenschaftlich und schamlos seine Brunst in die Finsternis hineinrief. Schwieg der Hahn eine Weile, dann stand Egloff wie festgebannt still und hörte sein Herz so laut klopfen, als liefe da mit schweren Schritten jemand hinter ihm her. Endlich war er dem Hahne ganz nahe, er sah ihn dort auf dem Föhrenzweige groß und schwarz in der Dämmerung mit seinen wunderlichen steifen Bewegungen. Egloff legte an und schoß, etwas fiel zu Boden, man hörte

Schlagen von Flügeln, dann wurde es still. Ein köstliches Gefühl des Triumphes machte Egloff ganz heiß, hinter sich hörte er Gebhard heranlaufen. Alle Aufregung war vorüber, sie gingen zur Schußstelle, da lag der schwarze Vogel mit seinen gebrochenen Augen friedlich da, nichts war an ihm mehr vom Erregenden, das Egloff noch eben jeden Nerv angespannt hatte. Egloff setzte sich auf einen Baumstumpf und zündete sich eine Zigarette an. Der Morgen graute, die Bäume und Sträuche, die eben noch so bedeutungsvoll und wichtig erschienen waren, standen nüchtern und gleichgültig da. Jedesmal nach solcher Jagd hatte Egloff dieses Gefühl der Niedergeschlagenheit und Ernüchterung, wenn das prächtige Raubtiergefühl des Heranschleichens und Horchens vorüber war. „Gehen wir," sagte er zu Gebhard.

Durch den aufdämmernden Morgen gingen sie nach Hause, der Tag versprach schön zu werden, der Himmel war weiß und dunstig und zahllose Bekassinen sandten von der Höhe ihre schrillen Triller nieder, und die Elstern schwatzten in den Ellernbüschen. Egloff dachte jetzt nur daran, wie wohlig es sein würde, sich in seinem Bette auszustrecken, alles andere war vorläufig gleichgültig. Auf der Landstraße begegneten sie einem mit zwei Pferden bespannten Jagdwagen, Doktor Hansius vom Städtchen saß darin, sein großes Gesicht mit dem gelben Bartgestrüpp verschwand fast ganz in dem hohen Mantelkragen, die Augen hinter den blauen Brillengläsern waren geschlossen, er schlummerte. „Doktor! Doktor!" rief Egloff. Der Doktor fuhr auf und ließ den Wagen halten. „Ah, Baron Egloff," sagte er, „guten Morgen. Auf der Jagd gewesen? Na, ich sehe schon, gratuliere." „Danke," erwiderte Egloff, und blieb vor dem Wagen stehen, „wo treiben Sie sich so früh umher?" Der Doktor machte eine müde, abwehrende Handbewegung: „Ich, ich, ach Gott, habe keine Ruhe. Gestern abend werde ich nach Witzow abgeholt." „Wackeln die alten Herrschaften dort?" fragte Egloff. „O nein," erwiderte der Doktor, „die Alten wackeln nicht, es sind immer die jungen, die Baronesse Gertrud mit ihren Nerven. Na, und wie ich denn nachts nach Hause komme, finde ich die Nachricht vor, ich soll sofort nach Barnewitz kommen, die Baronin hat eine Nervenattacke. Nerven und Nerven, die sind auch solch eine moderne Erfindung, von der unsere alten Herrschaften nichts wußten."

„Ja ja, Doktor," meinte Egloff, „Sie stehen immer auf seiten der Alten. Na, guten Morgen, im Bette will ich an Sie denken." Der Doktor fuhr weiter. Also die kleine Liddy ist krank, ging es Egloff durch den Sinn, während er an den Roggen- und Weizenfeldern, die grau von Tau waren, dem Schlosse zuging, meinetwegen vielleicht? Das ist jetzt gleichgültig, das muß jetzt aus sein, war wegen des Fritz Dachhausen immer eine fatale Geschichte.

Zu Hause ging er sofort ins Bett. „Nach der Jagd sich ins Bett zu legen", sagte er sich, „ist ein ganz frageloses und volles Glück."

(Fortsetzung folgt)

Zum Thema: Goethe
von Moritz Heimann

„Du, der die Liebe erkennt und die Feinheit der Sinne, o wie ist alles so schön in dir; wie rauschen die Lebensströme so kräftig durch dein erregtes Herz und stürzen sich mit Macht in die kalten Wellen deiner Zeit und brausen auf, daß Berg und Tal rauchen von Lebensglut, und die Wälder stehen mit glühenden Stämmen an deinen Gestaden; und alles, was du anblickst, wird herrlich und lebendig."

Bettinas Hymnus hört sich an, als käme er schon aus dem Lande der Erinnerung, aus der Jugend einer Welt und Jugend unsrer Seele, beide nur in den Blitzen unerwarteter Augenblicke völlig wiedergeschenkt. Denn stehen die Wälder noch mit glühenden Stämmen an seinen Gestaden? scheint nicht ein bleicheres, mondhaftes Licht auf ihnen zu liegen, das Licht der Ruhe und der Ferne? Aber begegnen wir einem Worte von Goethe auch nur unversehens und in einem andern Zusammenhang, sogleich ist alle Ferne nah, und nur die Ruhe bleibt, voll Atem, voll Segen und so voll von wirkender Gewißheit, daß man in hundert Fällen sich gegen Tränen zu wehren hat — doch was tut das? „weinende Männer sind gut".

Diese Ergriffenheit ist von besonderer, mit keiner sonst zu verwechselnder Art: nicht das Genie hat uns überwältigt, nicht die Wahrheit erschüttert, nicht die Schönheit entrückt; sondern die Natur selbst hat ihr Auge aufgeschlagen, und ihr Blick hat uns überrascht, wie nur das Allervertrauteste und darum nie Bedachte uns überrascht. Es ist da, und wir schauen es, fühlen es in uns herein; das ist etwas anderes, als verstehen. Immer nur wo Kritisches beigemengt ist, dürfen wir glauben, ganz zu verstehen; daher Kritik so gerne die Kritik sucht, aber wo fände sie die im Reiche der Natur und des fließend unteilbaren Lebens? Und so ist Goethe Natur und unteilbar. Wir verstehen jedes Extrem des menschlichen Geistes, und heiße es Michelangelo, ja Johann Sebastian Bach, eher, als diese unfaßbar mittlere, unfaßbar wahre Erscheinung. Unfaßbar, das will sagen: nur durch eine künstlich gegnerische Methode faßbar. Wenn Flaubert das Leben einer Magd erzählt, wissen wir, nach der Bewunderung, doch: so ist es nicht; im Schweigen und in der Arbeit ist etwas, das allen Worten hartnäckig widerstrebt und das nicht vom Geiste, sondern nur von der wachsenden Pflanze nachgefühlt werden könnte. Goethe, am andern Pol der Menschenwelt, ist im Grunde nicht leichter zugänglich als die Magd, und wir dürfen ihn wörtlich anreden, wie er den winterlichen Berg:

> Du stehst mit unerforschtem Busen
> Geheimnisvoll offenbar

Über der erstaunten Welt
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

„Die Metalladern sind gemeint", sagt Goethe in seiner Erläuterung zu dem Gedicht, „aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden", und scheint also, da er in dem besungenen Bergesgipfel das Gleichnis seiner selbst so gut erkannte wie der späte Leser, von jeder unmittelbaren Benutzbarkeit sich auszuschließen.

„Geheimnisvoll offenbar" — wir kennen jeden seiner Tage und die schönsten seiner Nächte, seine Briefe und Unterredungen, seine Werke und Taten. Aber wir fühlen, daß das alles nicht heißt: von ihm wissen, nicht heißt: ihn wissen. „Meine Treue", schreibt er in Rom, „das Auge Licht sein zu lassen." Bescheiden und hoheitsvoll wie dieser Ausspruch ist, lehrt er wie kein andrer, was Goethe zu einem Einzigen unter den Menschen macht. Jedes andre Auge prüft und mißt, urteilt und sondert, bohrt und bildet; seines vermag das Licht selbst zu sein. Nur seine Wörter sind auch die unsrigen; wir sagen, wie er: Licht; aber was in sein Auge, was aus seinem Auge brach, wofür er mit allen der deutschen Sprache Mächtigen nur dasselbe Wort: Licht zu sagen hatte, das wissen wir nur in den Sekunden des Wachtraums und der Lebensmuße; für ihn war es das Element.

An derselben Stelle der italienischen Reise, wo er seine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, konstatiert, spricht er noch von seiner „Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen", und von seiner „völligen Entäußerung von aller Prätention". Die drei sind eines und dasselbe, nur verschieden gewendet nach verschiedener Tendenz; sie beschreiben den Mann ohne Selbstsucht.

Goethe ist ohne Selbstsucht sogar im Gefühl. Es gibt Menschen, die jede Empfindung zu haben fähig sind, ohne den Gegenstand, der ihnen die Empfindung macht, irgendwie wirklich zu haben und in sich aufzunehmen. Das ist wohl das eigentliche Wesen der Sentimentalität — ein selbstisches Wesen, ein immer sich genüge tun, sich entladen, sich entlasten, sich streicheln, sich fühlen. Auch wenn sie um einen Menschen leiden, fühlen sie sich, und nicht den Menschen, um den sie leiden oder der leidet. Ja, es gibt ihrer sogar, die sich daraus noch einen Stolz und eine Auszeichnung gemacht haben. Goethe, wo diese Selbstsucht anfängt, hört sogleich auf, zu empfinden, und geht weiter, geht vorüber — und erscheint, ein äußerstes Paradox, eben dann dem selbstverliebten, das heißt klatschsüchtigen Sinn als Egoist. Aber es gibt nichts Oberflächlicheres, als einen Egoisten den zu schelten, der die

Dinge sieht und abliest, wie sie sind, und jeden Egoismus mit gerechter Anteilnahme, ja mit Respekt begleitet. Nichts überfällt, nichts überwältigt er; nie macht er den eigenen Mangel zu einer Schuld der andern; nie übertreibt er die Grenze und Gestalt, und selbst das Verzeihen des Himmels für die aufschwebende Seele des Sünders läßt er „angemessen" erflehen, nicht ungemessen, wie der ausschweifende moderne Sinn es wohl möchte.

Dieses „angemessen" geht fast ausnahmelos durch die vielen Tausende von Manifestationen seiner Weisheit und seiner Kunst, und wie es nur aus der Freiheit von jeder Ungeduld entstammen kann, so würde es sich auch der Ungeduld versagen. Wenn man von Nietzsche behaupten darf, daß noch auf dem Grunde seiner weisesten Aussprüche ein Gran von Absurdität liegt, so gilt für Goethe, daß auch seine absurdesten Worte ein Gran objektiver Weisheit enthalten. Nietzschen muß man immer widersprechen, — aus Bescheidenheit, denn wer darf sich herausnehmen, ihm zuzustimmen; Goethen muß man immer zustimmen, — aus Bescheidenheit, denn wer darf sich herausnehmen, ihm zu widersprechen? Vielleicht vor keinen Sätzen von Goethe bin ich so erschrocken, als vor den folgenden aus einer Rezension. Es handelt sich um Gottlieb Hiller, einen Ziegelstreicher, eine Art Naturdichter, der seine Verse auf Subskription hatte erscheinen lassen und der in der beigegebenen Autobiographie unter anderm von seinem Besuche bei dem Könige von Preußen und der Königin Luise erzählt. Hierauf kommt Goethe in seiner Anzeige Hillers (1805) zu sprechen: „Wenn er vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelstundenlang getrost in die schönen Augen sieht, so soll er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Wert, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnet, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüberstellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt; in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte." Du erschrickst mit mir, Demokrat! Aber sieh genauer hin, und du findest, daß Goethe nicht dem unbeirrten Bürgersmann einen Höflingsvorwurf macht; sondern dem Auchpoeten kreidet er den Mangel an Phantasie an; mit wieviel Recht weiß jeder, der einmal in Hillers Versen geblättert hat.

Selbst in Goethes Idiosynkrasien steckt eine nur mit Schaden zu übersehende Warnung. Er hat den Wein besungen und ihm die praktische Huldigung sein Leben lang dargebracht. Aber der Tabak war ihm verhaßt, und der Kaffee so verdächtig, daß er in dem entscheidenden Brief an Frau von Stein, worin der Bruch ihres Verhältnisses sich eingesteht, die Hypochondrie, die er der Freundin schuld gibt, zum Teil aus ihrer Vorliebe für den Kaffee herleitet. „O!!!"

hat Frau von Stein auf diesen Brief geschrieben, und in der Tat ist nichts empörender, als die moralischen Zustände anderer auf das Physische zu reduzieren. Und dennoch, Goethe hat mit Kaffee und Tabak recht, wie immer. Sie sind die Gifte, die zur Lieblosigkeit führen, die rechten Gifte des Egoismus. Sie erregen, ohne den Genießenden aus sich heraus und über sich hinweg zu treiben. Sie haben mehr Seelenhaftigkeit zerstört, als der so viel größere, aber unverleugbare Teufel Alkohol, der sich in Rausch, Wahnsinn, Verbrechen und Degeneration doch immer selbst zu Ende rast. (Um dieser Erkenntnis das rechte, Kantische Gewicht zu geben, darf nicht verhohlen bleiben, daß ein Sünder in beiden Formen sie ausspricht.) —

Es ist nicht Ungebühr gegen den großen Gegenstand, die Kleinigkeiten zu bemerken. Der „Faust" ist im Laufe der Jahre fast zu einer Zitatensammlung herunterkommentiert worden. Man muß das Kleine, die unzähligen Gedichte an Personen oder zu Ereignissen, das ganz Gelegentliche, durchgehen, um inne zu werden, wie sehr dieser Mann in der Wahrheit stand. Es ist nicht nötig, das alles zu lesen, wenn man immer Poesie haben will; aber es ist von großem Vorteil, wenn man Goethe kennen lernen möchte. Alles ist gut, jede Zeile ist richtig. Wo er zeremoniell und gleichgültig ist, war es genau am Platze, zeremoniell und gleichgültig zu sein. Nichts prätendiert. Und in die höchste ästhetische Genugtuung, in die erhabenste Besonnenheit — dort, wo der Verstand esoterisch geworden ist — führt es dann, diesen essentiellen Takt am g r o ß e n Werke zu sehen. An seiner Komposition ist am bewundernswertesten die Zartheit und Umsicht, womit er die Schöpfung in seine Absicht genau einstellt und damit die Geisteslage bestimmt, von der sie empfangen sein will. Zum Anfang der „Wahlverwandtschaften" haben wir die Einrichtung eines Parkes, und ein Park, nicht mehr und nicht minder, in Idee, Struktur und Sentiment ist der ganze Roman. Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" würden ihre Delikatesse verlieren, wenn die Baronin, bei der sie vor sich gehen, nicht eine Witwe wäre. Und im „Wilhelm Meister" nimmt nicht nur das Puppenspiel das Hauptthema zusammen und vorweg; sondern wenn wir mit dem Knaben Wilhelm in das Puppentheater hinunterschauen, wenn wir den Leutnant dabei überraschen, daß er David und Goliath in denselben Kasten legt, so ist der Roman selbst in die Puppensphäre gerückt und aller Unmittelbarkeit des Realen überhoben. Ist es nicht darum in der Ordnung, daß schließlich, nachdem vier Bände hindurch Unendliches über Verantwortung und Zucht gesprochen wurde, kein anderer als Friedrich den Handel schlichtet, das ist der Leichtsinn, fast die Frivolität und der Zufall, — wodurch alle das Neigen von Herzen zu Herzen von einer leisen Spielhaftigkeit noch nachträglich vibriert, als wären wir den Kreisen des Sommernachtstraumes nahe.

Von den Beispielen dieser Art bietet das schönste „Hermann und

Dorothea". Ein Idyll erwartet uns; ein Städtchen zirkelt sich ab, dessen Sozietät durch das Wort Nachbar kribbelig und zuversichtlich bestimmt wird; ein Bürgerssohn wird außer der Reihe heiraten — den Hintergrund aber zu Bildern eines solchen Belangs macht nichts Geringeres aus, als das Größte, Ungeheuerste, was in der Zeit wühlte und pflügte, die große Revolution der Franzosen. Wie kann, wie darf der Dichter, wenn er nicht gedankenlos bequeme Leser voraussetzt, Anteil an kleinen Geschicken erwarten, ja nur wünschen, wenn das große hereindroht? wir müssen ja in ständiger Furcht leben, daß den Füchtlingen von jenseits des Rheines das aufgestörte, fremde Volk verheerend nachdrängt und für die zarteren bürgerlichen Sorgen nicht Zeit noch Ruhe läßt. Aber Goethe weiß dieses Bedenken und schafft die Sicherheit: Hermanns Vater, der Wirt, der seinen Keller wohl versieht, kennt den Rhein von Geschäftsreisen, er zieht, im ersten Gesang, den breiten Strom als „allverhindernden Graben" in unsere Phantasie, der, da ohnedies der Friede nahe scheint, an Schutz genug ist. So dürfen wir, gegen das Gewaltige sicher, uns dem Anmutigen hingeben; der Dichter hat sowohl gegen seinen Stoff, wie gegen den Leser die reinste Loyalität bewiesen.

Nennen wir das Takt, nennen wir es höchsten Verstand — wir können es auch Güte nennen. (Von dem Dichter Dauthendey hörte ich einmal das tiefe Wort, daß die Kunst der Erzählung ganz und gar auf der Güte beruhe.) Alles bedenken, heißt alles umfassen. Daß selbst das Gedächtnis eine moralische Eigenschaft ist, kann „Wahrheit und Dichtung" uns lehren. Und Güte ist Totalität — das unterscheidet diese von der Polyhistorie.

Goethe aber ist das Phänomen der Totalität. Alles, was der Mensch erkennen und erreichen kann, ohne sich zu spezialisieren, aber auch ohne sich zu verlängern und zu verkürzen, hat er sich zu eigen gemacht, selbst im Historischen. Erkenntnisse, die nicht Mensch werden können, schienen ihm wesenlos; aber alle, die es werden können, wurden ihm zuteil. Und umgekehrt: auch sein Instrument der Erkenntnis war immer er nur selbst, der Mensch mit reinen, unbewaffneten Sinnen. Wieder gibt eine Idiosynkrasie, richtig begriffen, den besten Aufschluß: er konnte die Brillen nicht leiden, und war das auch unduldsam gegen die Brillenträger, so müssen wir uns doch vorstellen, daß er dachte: jedes Hilfsmittel der Sinne schiebt das Subjekt aus dem Zentrum seiner Welt um einiges weg, und besser, menschhafter, im Mittelpunkt einer engeren Welt bleiben, als sich gegen eine erweiterte in Schrägstellung bringen lassen und der Totalität verlustig gehen. Wenn die Vermutung richtig ist und Greco an einem Augenfehler litt, würden wir das Übel korrigiert und auf seinen Bildern die hochverzogenen, gotischen Figuren in sogenannte normale verändert wünschen?

Weil er ihr nicht zusetzte, kam die Welt in ihn; so brauchte es sich nirgend zu stauen in ihm; so bekommt er jenes Zustandhafte, wie Bäume in Ruhe,

die doch ein Abbild der Bewegung sind. So wurde er des Dämonischen völlig Herr, das ihm „eine der moralischen Weltordnung wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht" zu bilden schien, das leidenschaftlich Partikuläre, das überstarke Fragmentarische. Er wurde, seltenster Fall, der Magier ohne Dämonie; und in Goethe schauen wir den erhabenen Kampf ohne Feind, der in Symphonien Bruckners die Zukunft der menschlichen Seele zum Erlebnis schon unserer Zeit gemacht hat.

Aus Goethes Totalität ergibt sich eine Schwierigkeit des Verhältnisses zu ihm. In dem Augenblick, wo der Irrtum Goethe umfing — kein vermeidbarer Irrtum, kein bloß natürlicher, kein bloß entschuldbarer, sondern die allein jeder echten Kraft, auch der Bescheidenheit zugeloste Hybris — der Irrtum, daß seiner subjektiven Totalität eine objektive Gültigkeit gebühre, in dem Augenblick gewinnt seine Natur eine Souveränität auch extensiver Art, die ihn von allem Mitlebenden — und also auch von uns — abscheiden. Nur eben noch die Melodie des Schillerschen Geistes schrieb er kontrapunktisch unter seine. Das übrige war für immer auf seinen unmittelbaren Zweck verwiesen und hatte seinen Wert an den partikulären Aufgaben zu üben, die es vom Schicksal empfangen hatte. In „Wilhelm Meisters Lehrjahren" war die harmonisch allseitige Ausbildung des Menschen als der Sinn einer wahrhaft erziehenden Führung verkündigt; als aber die Romantik die große Lehre in ihrer Weise annahm, grauste es Goethe, und er setzte dieser Tendenz in den „Wanderjahren" eine Kultur der äußersten Spezialisierung entgegen. Es hat mir immer geschienen, als ob durch die ersten Sätze der „Wanderjahre" die ersten des „Heinrich von Ofterdingen" durchschimmerten, und sicherlich ist es eine ironische Anspielung an den Bergwerksberuf des Novalis, wenn Goethe seinem Jarno den Namen Montanus gibt, ihn mit Gesteinskunde befaßt, ganz ohne Mystik, und ihm früh die Worte in den Mund gibt, die nachher, zu Lebenschören anschwellend, das Buch erfüllen. „Es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten", sagt Montanus, der Anti-Montanus; „wohl dem, der es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt... Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde... Sich auf ein Handwerk zu beschränken, ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst, und der beste, wenn er eins tut, tut er alles, oder, um weniger parador zu sein, in dem einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird."

Indessen jeder neuen Generation wird das immer umsonst gepredigt sein. Sie wird günstigen Falles den Weg nachmachen wollen, nie aber das jeweils gewonnene Ziel sich zuweisen lassen. In diesem Sinne ist jeder große Mann vergeblich. Goethe wandte in wachsendem Maße seine Liebe den sich Bescheidenden, sich Beschränkenden zu, den faßbar Tätigen, denn

Tätigkeit begrenzt. Er besaß die Totalität, und als er erlebte, daß die Zeit Genies hervorbrachte, das will heißen: immer neue Totalitäten, so mußten sie ihm gewaltsam, willkürlich, ja lügnerisch erscheinen. Sie galten ihm als Barbaren, die Chaos stifteten, wo längst durch seine Arbeit ein Kosmos hätte leuchten müssen. Hierin, und ernst und notwendig, bei weitem nicht in einer persönlichen Eifersucht oder auch nur zeitweiligen Lauheit liegt seine Abwehr gegen Kleist, gegen Beethoven begründet. Sie sollte uns nicht verdrießen, nicht einmal schmerzen.

Sie sollte uns eher eine tiefe Warnung sein. Denn wir Heutigen spüren es längst, daß es nicht gut tut, wahllos das gegeneinander und gegen uns Feindselige aufzunehmen und dadurch einen leeren, hitzigen oder kalten Genuß geil treiben zu lassen, wo es sich eigentlich um das Wachstum unsrer Organisation handeln sollte. Der Bourgeois ist heutzutage der Mensch, den nichts und niemand mehr epatieren kann; es geht alles in ihn hinein, weil nichts in ihm darin ist, wozu es passen und gehören müßte.

Goethe hat eine vita contemplativa geführt, wie sonst, im gesamten Umkreise der menschlichen Moral, nur die vita activa geführt wurde. Gegen nichts verhielt er sich rein leidend, auch gegen den Genuß, selbst gegen das Licht des Himmels nicht. Sein Nehmen war immer ein genau entsprechendes Geben. „So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften," sagt er selbst von sich: „er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden; er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegen zu wirken und etwas Ähnliches hervorzubringen strebt." So war es auch mit Gott, so daß er scherzen durfte: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt." Indem er allem Draußen von innen her begegnete, bildete sich die strahlend reine Wahrheit und Sicherheit aller seiner Erlebnisse, des Geistes, des Herzens und der Sinne.

Bürgerlich betrachtet, stammt aus dieser Anlage der Riesenumfang und die Positivität seiner Leistung: das Offenbare. Aber auch das „geheimnisvoll Offenbare" stammt daher; das Offenbarste, der tätige Mensch, ist in Wahrheit das Geheimnisvollste.

Alles Tun ist begrenzt. Zwar ist Grenze die Funktion eines Dinges gegen die Unendlichkeit; nicht wie die falsche Kritik und sogar die falsche Poesie wähnt und sich ergeht, die Funktion der Unendlichkeit gegen das Ding; jedoch, was sie auch immer sei, diese Funktion, wie frei aus dem Feuer des inneren Drangs aufwallend, sie erleidet an den kalten Wellen der empirischen Welt ihre Form. In der Form hat das Unendliche teil am Endlichen; das ist ihr Geheimnis, ist für den Begriff ihr ewig aufreizender, unerschöpflicher Widerspruch.

Und nun stellen wir uns einen Menschen vor, der höheren Grades als

die übrigen Menschen in allem spezifisch tätig ist, im Empfinden und im Denken, im Fühlen, Erleben und Handeln — auch im Handeln, denn der gewöhnliche Mensch ist selbst im Handeln passiver, als er ahnt; muß nicht auch der Widerspruch in ihm konstitutioneller sein, als bei gewöhnlichen Menschen? Goethe, der, wie von der Welt, so auch von sich alles Wißbare wußte, beginnt eine Selbstschilderung folgendermaßen: „Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz. Hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche.“ Nur daß man ihn nicht fassen, sondern nur in seinem Leben und Beispiel wirkend schauen kann, und also die Widersprüche für uns sich nicht lösen — wohl aber erlösen.

Es sind begreiflicherweise die Widersprüche nicht gemeint, die jeder flüssige Mensch in einer Laufbahn von vielen Jahren aufzuweisen hat und mit denen irgendetwas oder irgendwen zu widerlegen nur Parteien und Parlamentariern einfällt. Goethe, der die unschuldige, elastische Neuheit, das Einmalige und also Geistige jedes neugeborenen Augenblicks so fühlte, daß er, diesem Augenblick genug zu tun, als die beste Weisheit und Pflicht oftmals erklärte, hätte sich niemals aufhalten lassen, wenn die Erinnerung an Gefühle und Gedanken abgelebter Zeiten einem spontanen Bekenntnis hindernd oder warnend oder auch nur einschränkend hätte entgegentreten wollen. Selbst im Kunstwerk setzte er bereitwillig die Konsequenz angenommener Tatsachen hinter das Erfordernis und die Energie des Augenblicks zurück: er rühmte es gegen Eckermann, daß Macbeth bei Shakespeare an einer Stelle kinderlos genannt wird, während ihm an einer andern Kinder zugeschrieben werden; an jeder sei die Situation durch die betreffende Annahme leidenschaftlicher erfüllt und also der Dichter nur zu loben.

Es will daher nichts besagen, daß wir von Goethe zum Beispiel über die Frauen sowohl enthusiastische, als auch bedenkliche und zweifelnde Aussprüche haben; daß er gegen Fürsten des unbedingten Respekts, aber auch der durchschauenden Gleichgültigkeit eines im großartigsten Sinne freien Mannes fähig war. Vollends scheiden aus unsrer Betrachtung die Widersprüche, die das bloße Nacheinander des Lebens über jeden Menschen verhängt, Abkehr von Menschen und Geistern, die ihre Rolle gespielt und ihre Wirkung erschöpft haben; das Eigentümlichste dieser Art in Goethes Leben ist das Verhältnis zu Lavater, das er von beinah staunender Anbetung in völlige Verwerfung änderte.

Erst wo es sich widerspricht, wie rechtes Bein dem linken Bein, daß dadurch der Gang sich rhythmisch vorwärts bewegt, erst dort treffen wir den Mann. Wir nannten Goethe den mittleren Menschen. In seinem Buche, auf das wir noch zurückkommen, sagt H. St. Chamberlain, nachdem er zwei Welten der Kunst definiert hat, eine der Kunstwirklichkeit und eine des Kunstwahns, jene den Sinnen, diese der reinen Phantasie anheim-

gegeben: „Was Goethe nun auszeichnet — was ihm vielleicht allein unter allen Dichtern eignet — ist die besondere Stellung, die sein schöpferischer Geist einnimmt, genau mitteninne zwischen beiden Welten, zwischen der Kunst des Poetischen und der Kunst der Sinne." Es ist wohl nicht „genau mitteninne", wohl aber am zartesten, ausgeglichensten, fruchtbarsten Punkt von Endosmose und Ekdosmose der beiden Extreme, — statt derer wir auch, mit demselben Ergebnis für Goethe, Idealität und Realität oder Unpersönlichkeit und Persönlichkeit einsetzen dürfen.

Das Schwanken des Menschen, ob er sich als Teil der Natur und somit als Natur selbst, oder als gegensätzig zur Natur fühlen solle, ist bis in jeden Bewußtseinsakt nachweisbar, bis in jeden Satz, den er schreibt, ja den er spricht. Keine der beiden Anschauungen ist ohne eine Vermischung der andern denkbar, aber immer hat eine Übergewicht und Führung, und ihr Streit macht das Geheimnis der Form aus, und zwar sowohl die Funktion wie die Antinomie der Form. Die notwendigen Anschauungen verdichten sich beim geistigen Menschen zu Tendenzen, und an der Erprobung, Durchsetzung und an der endlichen Ohnmacht der Tendenz erlebt er seine innere Geschichte. Das gilt für den Einzelnen, und in größeren Wellen gilt es für die ganze Menschheit; es gilt, mächtig und verborgen, für den Augenblick, und mächtig und offenbar für die Jahrhunderte. Im letztern Falle, dem der Menschheit und der großen Zeiträume, sehen wir die beiden Anschauungen einander ablösen, wie Ebbe und Flut, mit Brackwasser in der Kreuzung beider; die eine formt sich beispielsweise als Gotik aus, die andere als Renaissance; jene ein mystischer Naturismus, diese ein ideeller Humanismus. Der Durchdringung durch die andre kann sich keine entziehen; die Vorherrschaft der einen kommt zuweilen in einem andern Volk, zuweilen auf einem andern Gebiet zum Ausdruck. In Chören von Bach (zum Beispiel dem Sanktus der H-moll-Messe) werden wir noch geneigter sein, das Barock als eine Wiederkehr der Gotik nicht nur zu erkennen, sondern auch ohne Bedenken zu verehren, als in der Architektur. Und auf Napoleon folgt der Sozialismus — oder Dostojewski; wir dürfen mit diesen Gedanken spielen.

Wie das Vorwalten der einen dieser Grundanschauungen vor der andern, abwechselnd, zögernd oder entschieden, in Goethes Leben Epochen machte, ist bekannt; wie aber in seiner Konstitution beide, zum tiefsten Frieden mit einander vorbestimmt, in dennoch unermüdlicher Regsamkeit lagen, das macht das Wunder dieses Menschen aus, — der der höchste war, weil er der einzige denkbare mittlere war. Und durchgefühlt bis zu jenem Glück, worin einzig Goethische Verse und Goethische Worte sich in uns auflösen, verbietet uns dieses Wesen mit einem Schlage, von Widersprüchen zu reden, nur wir selbst bedürfen der Widersprüche, um es zu bezeichnen. Wir kennen keinen Geist, an dem so unmittelbar und zugleich so bildend Genie und

Theorie, Natur und Kunst, Schlafwandel und Besonnenheit teil hätten. Und wenn er selbst, philosophierend, die Mächte und Manifestationen der Welt zu sondern scheint, Idee und Erfahrung, Poesie und Wirklichkeit, „den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist" — welches letztere, und zwar wörtlich, die Welt als Wille und Vorstellung bedeutet — in dem strömend tätigen Geiste hebt sich jede Entzweiung auf.

Es hat so wenig Sinn, ihn einen Monisten zu nennen, wie einen Dualisten. Desgleichen bleiben die Begriffe Aristokratie und Demokratie, längst eine falsch gestellte, nutzlos hin- und hertreibende Alternative, tief unter ihm zurück. Hinter ihm, sodaß sie ihn immer nur für Augenblicke einholt, bleibt alle spezialisierte Wissenschaft, auch die Philosophie. Um aber zum Schluß die populärste seiner vermeintlichen Ungewißheiten zu prüfen: war er ein Heide oder ein Christ? — es gibt diesen Gegensatz in ihm nicht, und durch ihn nicht mehr für die Welt. Ewig wird er zu preisen sein, daß er den Griechen nicht aus der Schule lief. Die Griechen sind das einzige Volk, das seine Arbeit an der Menschheit tat. Es gab höhere Kulturen, mit höherer Kunst und paradoxerer Sittlichkeit, aber sie taten eine jede alles nur für sich und regulierten nur immer ihre eigene Not und Kraft. Nur bei den Griechen hat jeder Meißelhieb wirklich an der Statue Mensch geformt; und daß das Christentum dasselbe vermochte, verdanken wir den Griechen. Wenn es sich je in einer Exklusivität, die ihm vom Ursprung her noch mitgegeben wäre, pfäffisch und tyrannisch beschränken will, so wird der eine Mann, Goethe, Grieche und Mensch genug sein, es daran zu hindern. Doch ist er kein Heide. Er hatte nicht Not, es zu sein; denn der Widerstreit des Christentums gegen die Sinne ist eine Tatsache nur für kurze Intervalle, nicht für die Jahrtausende. Für diese gilt vielmehr die ahnungsvolle Weisheit auf dem Bilde Max Klingers, daß durch den Einzug Christi in den Olymp die gefesselten Titanen, die im Schlafe befangenen Mächte der Natur, sich regen und zur Freiheit drängen. Goethe hat sich selbst einmal gegen den Kanzler Müller als den einzigen bezeichnet, der sich noch einen Christen nennen dürfe, wie Christus ihn haben wollte, und das ist wahrer, als es auf den ersten Anblick scheint. Nicht um Bekenntnis handelt es sich dabei, — worin er sich gegenüber der unendlichen Fülle von widerstreitenden Lehren nie starr gemacht hat, sondern sich gegen den Anspruch des Augenblicks von Fall zu Fall klar durchsetzte, — vielmehr um „Gesinnung und Tat", wie er selbst es formuliert; um die mythische Lebenserscheinung, wie wir es sehen. Goethe, als der reine Mensch, das reine aber vollständige Diesseits, das immer tätige Gemüt, Auge und Licht, Umfassung und Güte, ist der einzige Mensch, den zu verstehen dahin führen kann, Jesus selbst zu verstehen, — der die Achse der Welt für immer durch das menschliche Herz gelegt und die Freiheit geschaffen hat.

***

Nach Norden

von Johannes V. Jensen

Auf Java legte ich das Gelübde ab, wenn ich wieder einmal nassen Händen entwischen müßte, eine Pilgerreise nach Maria de la Sede in Sevilla zu unternehmen, der großen gotischen Kathedrale, von der ich mich einst, als dergleichen sich so gehörte, losgesagt habe und die doch eins der schönsten Monumente für die Menschenseele auf der Pilgerfahrt ist, das ich in meinem Leben gesehn habe. Wie sehnte ich mich nach den Kunstwerken und Gemälden des alten Europa, wie sehnte ich mich nach der Sehnsucht in ihnen, gerade auf Java, das durch die Sinnlosigkeit in einer paradiesischen, ungeheuern Naturschönheit und die nagetierartige, total seelenlose, nur zahlreiche Bevölkerung überwältigt.

Borobudur . . . diese mächtige uralte Hinduruine liegt nun im tiefsten Sinn verlassen mitten auf Java, in einer herrlichen Landschaft, Wäldern von Palmen, vulkanischen Bergen, aber die Eingebornen, die meilenweit rings in der Umgegend in ihren sauern, tropenfeuchten Kampongs wohnen, ein Zwergvolk, ahnen nicht einmal, wann Borobudur erbaut wurde, von wem oder für wen, es sind Mohammedaner, mögen sie's sein. Borobudurs Ursprung geht auf eine vorderindische Invasion auf Java zurück, und der Javaner vornehmer Abstammung hat noch erkennbare Hinduzüge, aber auch er weiß nichts von Borobudur.

Es ist ein Mausoleum, das über einer Buddhareliquie errichtet ist, und gleicht einer riesigen Anhöhe, in Terrassen erbaut und mit Reliefen und Steinfiguren geschmückt. Der Name bedeutet tausend Buddha, und es sind noch viele Hunderte vorhanden, alle völlig gleich; einer von ihnen steht in Rodins Garten in Meudon, wie immer er dort gelandet sein mag. Es ist so einigermaßen dieselbe Figur, die in einem großen Teil des Ostens heilig gehalten wird, Daibutsu in Japan, usw. Offen gestanden, finde ich sie langweilig, künstlerisch kümmerlich, wenn man das sagen darf, unter edler Einfachheit verstehe ich etwas andres; und als Symbol oder Gott flößt mir der ruhende Buddha nur Widerwillen ein. Plastik und Ruhe, sehr gut, aber ob sich dann das Leben nicht in seiner stärksten Entfaltung der Kunst entzieht?

Es fiel mir ein, daß Borobudur als eine weiterentwickelte, fast nicht wiederzuerkennende, ultraorientalische Form des Hünengrabs aufgefaßt werden kann, wie wir es von der Pyramide her kennen, noch früher als nordischen Dolmen, und das vermutlich in seiner allerersten Anfangsform aus einem Haustypus entstanden ist, ähnlich dem, den die Eskimo noch jetzt anwenden; wenn dies eine Wahrscheinlichkeit für sich hat, so hat man hierin ein schwindelerregendes Maß dafür, wieweit ein Grundzug wandern und wie

eine Kulturüberlieferung Dimensionen annehmen und gleichzeitig unfruchtbar werden kann, wenn sie in andre Hände kommt. Ursprünglich von vorhistorischen Einwanderern nach Indien gebracht und dann von eingebornen Hindus weitergeführt, ist aus der schlichten nordischen Grabstätte dieses Stück überbestickten, öden Tropenbarocks geworden. Als Monument für eine Entwicklung in großem Stil, aber rückwärts, verdiente Borobudur darum wohl, erhalten zu bleiben; und die Holländer haben es denn auch restaurieren lassen

Bei Sonnenaufgang fahren eine Menge schwalbenartiger Vögel im Gleitflug über dem Gipfel von Borobudur hin und her auf der Jagd nach Insekten, die sich am Morgen in der dünnen Luft aufhalten. Der Sumbing entblößt seinen dreitausend Meter hohen Kraterkegel, aus dem es raucht, aber der Rauch scheint stillzustehen, weil er viele Meilen weit entfernt ist; wenn man das eingesehen hat, wird man also die Bewegung der Fixsterne besser erfassen, darum steht die Explosion einer Welt auf der photographischen Platte als zerstreuter Nebelfleck, obwohl es Tausende von Jahren her sein kann, als das wirklich geschah — hu ha ja.

Es blitzt in einer Wolke fern in einer andern Gegend des Himmels, meilenweit dehnen sich unten im Lande beryllgrüne Reisfelder aus, ein warmer Wind streift hier und da den Gipfel von Borobudur, schwanger von dem frischen, schlammigen Geruch der Überschwemmungen, darin der Reis gedeiht. Die Kokospalmen neigen sich im Morgenglast in ihren durchbrochnen luftigen Hemden und mit einer Menge junger grüner Nüsse, die den Brüsten verwandelter indischer Fruchtbarkeitsgöttinnen gleichen. Das Bambusgehölz entsteigt der Erde wie dicke weißgrüne Fontänen, Pisanghaine leuchten in der Landschaft mit dem großen, fressendgrünen Laub. Stille, noch vor Sonnenaufgang brütendwarm, der Himmel verschleiert und blendend weiß. Fern und nah krähen die Hähne aus allen Kampongs in der Ebene.

So ist hier jeder Tag, keine Jahreszeiten, nie anders, immer Sommer, das ganze Jahr, ganze Jahrhunderte ... O Sumbing, gestatte, daß ich vor deinem Ewigkeitsantlitz erschauere, die Unsterblichkeit und der endlose Sommer kriechen mir in die Haarwurzeln, ich für mein Teil habe zu sterben begonnen.

Abend. Ein doppelter Regenbogen steht dem Sonnenuntergang gegenüber, und plötzlich blitzt es quer durch ihn hindurch, die Mächte der Himmel teilen sich einander mit. Auf einer von einem schwindenden Glanz beleuchteten Mauer laufen Gecko umher wie Salamander im Feuer. Ein durchdringendes Insektengeschrei beginnt, sobald das Dunkel hereingebrochen ist, und steigert sich, bis es wie andauerndes lautes metallisches Läuten in der Stille klingt. Es blitzt in der Richtung des Sumbing, mit kurzem, lautlosem Zittern, wie wenn ein Pferd eine Fliege von seiner Haut abschüttelt, der Blitz legt Portale und Klüfte zwischen fernen Wolken frei.

Und nun regnet es, stürzt es herab durch das kohlschwarze Dunkel, Palmen und Bäume rauschen während des Bades. Blitze irren durch Regen und Finsternis, und der Donner wälzt seine Lasten durch den leeren Raum.

Maria de la Sede! Ah . . . das Weihwasserbecken, das ich in einer katholischen Kirche zu Batavia sah . . . mich überkam ein frommer Drang, es in einem Zuge zu leeren, wochenlang hatte ich kein Wasser gekostet, nur künstliche Getränke. Man desinfiziert doch wohl das Weihwasser hier draußen?

Nein, ich bin ja nicht einmal Katholik. Das moderne katholische Christentum reicht, wie mir scheint, Europa nicht über den Gürtel; ein politisches Vehikel, dessen sich einige der finstersten und unbarmherzigsten Charaktere der romanischen Länder bedienen. Aber einstmals war der Katholizismus etwas, in der großen Allumfasserzeit der Kirche, als die christliche Welt reich und liebevoll genug war, das Sinnbild der Mutter Gottes zu empfangen, der Jungfrau über uns allen, Maria. Maria de la Sede!

Das ist die einzige schöne und wahre Zeit, die das Christentum gehabt hat. Der Protestantismus . . . eine Buchreform, wo Wesen, Phantasie und Gefühl des Christentums abgeschafft und statt dessen das Scheidewasser der Theologie eingeführt wurde. Der protestantische Gottesdienst . . . der Protest der Ärmlichkeit gegen alles, was Stimmung hatte, der heutige Tag und „der kleine Katechismus" eingeführt statt des Morgens der Zeiten und des wohltuenden Dunkels der religiösen Hoffnung. Die Kirche . . . die geschloßnen und verriegelten Vogelbauer, durch die der Tag hindurchscheint, und wo der Priester oben steht und jeden Sonntag im Advent exegiert, anstatt der farbigen Kathedralen, wo die Seele der Mutter Gottes entgegenflog und man eintreten konnte, wenn man selbst den Drang dazu empfand, wo Gott stets zu Hause war.

Es mußte so sein, die Zeit wirft ihre Haut ab, wenn sie ihr entwachsen ist, der Protestantismus war ein Glied in dem Kampfe für die Befreiung des gemeinen Mannes, gegen das billigerweise nicht reprotestiert werden kann. Und wo der Glaube zerbricht, muß das Gefühl weichen. Aber ich behalte mir dennoch vor, eine Wallfahrt nach Maria de la Sede in Sevilla zu machen.

Haben Religion, echtes Gefühl, Bauverstand und Kunst, Musik und tiefsinnige Zeremonie sich je dazu vereinigt, der Hoffnung ein edleres Denkmal zu errichten, als die gotische Kathedrale? Von meinem Standpunkt weit draußen, wo ich stehe, hinter dem Ursprung der Hoffnung, kann ich es sehen. Welch ein Kunstwerk, geformt als ein Organ für Geschlechter und der Geschlechter Gang!

Alle „Geistigkeit" des Ostens ist kleinliche, schäbige Regel de tri im Vergleich damit. Der Hindu, der Sirup auf seine Götzenbilder schmiert, was

gemeine Nerven verrät, das Räucherholz des Chinesen und sein Bestechungssystem gegen verstorbne Verwandte, die er noch kindlich und nicht ohne Grund fürchtet; das Tamtam des Mohammedaners, das dem Kriegstanz des Wilden entlehnt ist, und seine narkotischen Formeln; im Gegensatz zu alledem, dem Umhertasten unentwickelter Seelen mit geistigem Kleingeld, steht der Dom und ruht in sich selbst wie ein Fels von Tönen.

Der Kölner Dom! Ist er nicht gewaltig, wenn er tönt wie ein Berg und schreit und brüllt und die Luft brennen macht, mit all seinen Glocken! Er pflanzt die Basis seiner beiden Türme in die Erde und legt die Fassade hintenüber in den Himmel hinauf und erbebt von einem ungeheuern Ton. Er gleicht einem ausgehauenen Fels, er ist so groß, daß er an einer Stelle im Schatten und an einer andern in der Sonne liegt, gefleckt vom Gang des Himmels, wie ein Berg.

Und was trägt er nicht auf seinem Bergkörper: zu unterst in gewöhnlicher Haushöhe bauen die Tauben, sie gurren und beschmutzen ein wenig, brustschwer und in Weiß; höher hinauf in den schwindelnden Regionen, wo Galerien und durchbrochne Strebepfeiler sich mit dem Blau des Himmels mischen, haben die schwarzen Saatkrähen ihre Zufluchtsorte; sie schimpfen und kreischen luftig dort oben und sehen aus wie geflügelte, im Feuer angelaufne und gestählte Teufel, die emsig aus und ein fliegen mit kleinen Dreizacken in den Krallen — doch nein, womit ich sie fliegen sah, das sind wohl eher Zweige für ihr Nest. Aber hoch über der engelweißen Brustfrommheit und den schwarzen Geistern der Hölle, ganz zu oberst in der Spitze des Turmes, der bleichen Mondsichel benachbart, die bei Tage am Himmel steht, und Tür an Tür mit dem Blitzableiter, wohnt der Habicht, der alte Ra.

Den Kölner Dom sieht man, wenn man nach Paris will, meist im zeitigen Vorfrühling, wenn die Forsythien in Köln blühen, und er gibt einem eine ganz entsetzlich laute Predigt mit auf den Weg. Der Rhein strömt so sacht, möchte gern vorbeischleichen, und man selber kriecht in einen Zug und schmuggelt sich nach Frankreich hinein, sehr unvernünftig, da man dort in eine noch schlimmere jesuitische Atmosphäre hineingerät.

Der Kölner Dom ist wohl die imponierendste von allen gotischen Kirchen in Europa, eine ungeheure Bruthenne, die auf ihren Eiern sitzt und gluckst; aber es ist, als wenn er seine Zeit verpaßt hat, es wollen keine Küken entstehn und ich fürchte, wenn jemals etwas aus den Eiern herauskommt, werden es Aeroplane sein, und man wird dem naheliegenden Frankreich die Schuld geben. Als Kirche ist der Kölner Dom nicht so spontan und unmittelbar wie die spanischen Kathedralen, besonders nicht das Interieur.

Der Dom in Toledo ist derjenige, der auf mich den Eindruck des echtesten Monumentes der Gotik gemacht hat; des Mittelalters strenge Dunkelheit und Überzeugungskraft schlagen einem hier mit einer Unvergänglichkeit ent=

gegen, als ob gar keine Zeit vergangen wäre. Er wurde in demselben Jahr vollendet, als Kolumbus Amerika entdeckte! Aber der Dom von Sevilla ist noch feiner, bewußter als Kunstwerk vielleicht, luftiger, freudiger, ich weiß nicht, von noch seelenvollerer Blüte, ihn liebe ich. Besonders das Innere der Kirche ist überwältigend schön.

Für mich löst sich das Geheimnisvolle in dem ganzen religiösen Apparat der Gotik in Bestandteile auf, die von dem Begriff Reise zusammengeholt sind. Jedenfalls poetisch will ich verfechten, daß die gotische Kirche und die Entdeckungsreisen der Ausdruck für ein und dasselbe gewaltige Geheimnis in der Seele sind. Das Zwielicht von den farbigen Fensterscheiben, die Orgel und der Weihrauch sind zu einer Harmonie zusammengestimmt, darin alle Elemente und Wunder der Natur vertreten und in einer höheren Auslegung aufgegangen sind. Der Kirchenraum selbst, das ist ein Schiff, in dem wir fahren, und wir sind da, denn es ist auch ein Wald, mit palmenartigen Pfeilern und Laubwerk in Stein; das Licht fällt in den Farben des Regenbogens herein, das Licht der Verheißung, die Orgel tönt wie das Meer und die Stürme aller Himmelsgegenden — und schweigt sie, dann tönt der Raum selber, die Luft steht und seufzt und hallt wider von einem Ton unter den nebligen Wölbungen, wo der Weihrauch zwischen uralten Bildern und Fahnen hängt. Die Toten sind hier drinnen, die Orgel spukt mit geisterhaftem tiefen Ton, der Stimme des Abgrunds, und umfängt die Toten und uns, die wir eintreten, in dem gleichen lindernden Ewigkeitston. Wie weit reicht die Orgel! Selbst wenn die himmlischen Heerscharen nie existiert haben, sind sie hier nahe daran, zu Worte zu kommen, alles Erschaffne und Unerschaffne bekommt Sprache, das Einhorn wiehert in einem Chor von Geistern, die Tiefe murmelt, sie singt vom Gang der Erde, und die Sterne der Milchstraße rauschen still durch die Ewigkeit.

Ich weiß wohl, man hat jetzt Orgeln mit elektrischen Kontakten und Bälgen, die von einem Dynamo getreten werden, aber das ist auch alles, was unsre Zeit zu diesem Wunderwerk, das in einer musikalischen Kulmination alle Träume der Menschheit birgt, hinzuzutun vermocht hat. Das Reich Gottes ist verloren auf Erden, aber ist es nicht fast Zug für Zug in der Gotik Wirklichkeit geworden; diese Innigkeit, mit der die Alten suchten und reisten und sich in großen Abbildern Reisen bauten und sie mit der Musik der Sphären, mit der Muttergottes und dem Ewigweiblichen füllten, ist das nicht das Reich Gottes selber?

Das Mysterium des Weihrauchs vollendet das Abbild, in einer gewissen geheimnisvollen Wirkung trägt es beinah stärker als die Orgel dazu bei. Es steigt aus den schwingenden Weihrauchbecken stoßweise in kleinen Wolken auf und bleibt einen Augenblick neugeboren in der Luft stehen wie die ersten Morgenwolken über der Schöpfung — und bald darauf dringt die

grüne neuerschaffne Erde dir würzig in die Seele hinein! Du mußt vor Freude lachen, denn es ist ja die Seligkeit, der Sommer deines Lebens, der zu dir kommt in warmer, vielfarbiger Süße! Musik ist das Gefühl selber und die Ferne, aber ein Duft ist der Augenblick, unser Ich an diesem Ort, unsre innerste Identität, und erweitert über Zeit und Raum. Ein Duft ist die verborgne Verbindung zwischen fernliegenden Dingen, die sich bei den meisten der Aufmerksamkeit entzieht, aber die Stimmung überlaufen läßt. Was will das besagen, daß die Leute gerührt werden? Sie glauben zu besitzen, was sie gerade nicht haben. Und der Weihrauch, das sind ja die Tropen, die Gewürze, die von den Alten mit ihren weitgeöffneten Nasenflügeln geliebt wurden und für sie einen Hauch vom Strande des Paradieses bedeuteten, es ist Ceylon, die smaragdgrüne See vor Ceylon, wo einen draußen auf dem Schiff ein Hauch von den Feuern am Lande, dem brennenden Abfall von Zimt und andern mit Harz bestrichnen Dingen, erreicht. Das Räucherwerk sind die Tropen, einem vor die Nase gesetzt, die unser unmittelbarstes Organ ist; was wir riechen, ist nahe.

Was war Tabak anfangs anders als ein Genuß der Tropen für den, der daheim in seiner Stube saß? Ich nehme an, tausend Millionen Menschen rauchen in diesem Augenblick auf dem Erdball, wie viele denken darüber nach, was sie mit ihrer unwissenden Schnauze tun? Die Alten wußten es, sie tranken Tabak und bekamen Federn am Gehirn, sie reisten, sie waren in „Indien" und witterten den schönen Rauch von den Wohnungen des Glücks. Für den Indianer selbst war der Tabak ein Rauchopfer, das er den Himmelsgegenden und dem großen Geiste darbot, bis auch er Gewohnheitsraucher wurde und eine fleischliche Null wie alle andern Menschen.

Das Räucherwerk ist das Morgenland, all die aufgesparte Sonne und Süße, die die exotischen Gewächse in ihr Harz legen, es ist das Opiumaroma, das im Nu die ganze schwindlige, fliegende, bodenlos süße und sündige Empfindung wachruft, die man in einem Opiumrausch hat.

Die Bevölkerung von China hing ein paar Menschenalter hindurch an der Opiumpfeife, wie Ymer an Ödumlas Euter, und der Geschmack des Mongolen gereicht ihm zur Ehre; es ist der schönste, paradiesischste Duft, den es überhaupt gibt; keine wohlriechende Vokabel, Myrrhe, Ambra oder Balsam, gibt eine Vorstellung davon, und der Wohlgeschmack ist entzückend, Geruch und Geschmack verschmelzen wie bei jedem höhern Genuß, wo man mit Mund und Rachen eintrinkt, was ein Nahrungsmittel nicht für den Magen, sondern für die Seele ist. Opium ist der ewige Sommer selbst.

Opiumrauch schmeckt und duftet wie der alte schwarze Honig, der viele Jahre in den Bienenkörben gestanden hat und fast zu Harz geworden ist; wie Malz; wie all die Blumen und Bienen, die je in einem ewigen Sommer zwischen dem Sonnenfeuer und der jungfräulichen Erde geduftet

und gesummt haben, bis der Daseinskampf in die Welt kam; wie brennender Bernstein duftet Opium, wie die Seele toter Fichtenwälder, Nadelbäume im Sonnenbrand, die nach Verlauf von Jahrtausenden wieder lebendig werden; wie das Wachs auf den Hörnern des jungen Pan, wenn er sie an der Rinde eines Baumes reibt und nach der Dryade blökt; wie meine Freundin mit einem Schaffell um den Leib und unserm Kinde, das hinten in einem Beutel hängt, am Feuer auf der Steppe, wenn die Flamme sich vor der Sommersonne schämt und sich beinah unsichtbar macht . . . meilenweit summen Bienen zwischen Blüten, und sind das Buchweizenkuchen, die du mir in der Asche bäckst, und lässest du sie ein wenig anbrennen, du selber über dem Feuer flammendes, brandicht und hold duftendes, ewiggeliebtes Steppen- und Sommerweib, das jetzt wieder schwanger ist? Ich nicke . . . wie Schlaf duftest du, wie mein Mittagsschlaf auf der Steppe, wo es meilenweit nach allen Seiten ist und die Sonne auf den Brauen liegt und der Rauch von wildem Holz vom Feuer aufsteigt, und wo meine Pferde nicht weit davon pissen . . . wie ein Schläfchen von tausend Jahren duftest du, leg mir eine deiner Flechten auf den Mund, bevor ich entschlummere, laß mich meinen letzten Seufzer durch dein Haar tun . . .

So ist Opium. Solange der Chinese den „schwarzen Rauch" als ein Genußmensch hinnahm, führte dieser ihn ein ins Reich Gottes, doch als er Gewohnheitsraucher wurde, Opiumkonsument, und seine Nerven versimpeln ließ, statt geistig in einem Duft zu blühen, war er ein Gefallner; was schlimmer war, als er sich mit der Pfeife isolierte, das Weib aus seinem Rausch ließ, wurde er Patient; man tat recht, ihm die Pfeife zu nehmen, und nun kann er ja mit der Nase wieder von vorn beginnen.

Unten auf dem Zwischendeck liegen wohl tausend Stück von ihnen, während wir zwischen Singapur und Hongkong fahren, und wenn man zu ihnen hinabspäht, findet man sie nicht wie früher auf dem Fußboden über der kleinen Opiumlampe brütend und die Pfeife, die an einen Schenkelknochen erinnerte, mit dem stumpfen Ende gegen den Mund drückend; der Chinese, der sich in den Tod hineinsaugt, schon in der Stellung auf der Seite, die Knie unterm Kinn, wodurch die Gedanken auf den Toten und Begrabnen hingelenkt werden, ist ein Bild des Schreckens, das der Vergangenheit angehört. Jetzt liegen die da unten mit dem Kopf auf einer Schlummerrolle aus Porzellan, die viereckig und hart wie ein Ziegelstein, aber dekoriert ist, und sehen gefaßt und leer aus, sie entbehren etwas, aber die Opiumpfeife existiert nicht mehr, sie sind entwöhnt.

Alles, was hier steht, ist möglicherweise Zeitvertreib eines Reisenden, der keine andre Beschäftigung hat. Aber hat man sich mir angeschlossen, so muß man auch hindurch, vor mir sehe ich noch einen Rest von Zusammenhang zwischen mir und dem Zeitalter stehn, und ihn will ich für mein Teil durchsichtig machen.

Es handelt sich für mich darum, die Geistigkeit der Alten, in jedem Punkt, auf Prozesse von bekannter physiologischer Art zu reduzieren; so paradox es klingt, ist das der einzige Weg, den Stoff darin wieder geistig und aneignungsfähig zu machen. Ich sehe ja keine Irrtümer in der Religion der Alten, denn dann ist es etwas außerhalb von uns, sondern eine vorläufige Form für die Aneignung des Daseins, die wir bearbeiten müssen, damit wir sie mitnehmen können, wenn wir überhaupt weiter wollen.

Ich meine, die christliche Hoffnung, wie sie in Musik und Weihrauch ihren Ausdruck findet, erschöpft zu haben, indem ich die Ferne in mich aufnahm und einen Duft bis zu seiner Wurzel verfolgte; übrig bleibt ein Spielwerk, wo Männer in Frauenkleidern in eingebildeten Geschäften umhergehen und diese oder jene Person von der Straße eintritt und sich auf die Knie legt, nachdem sie zuerst mit Rücksicht auf ihre Hosen das Taschentuch auf den Fliesen ausgebreitet hat. Aber die Elemente, die habe ich außerhalb der Kirche in der Natur wiedergefunden, sie sind jetzt mein.

Wenn ich auf das primitive Christentum zurückschließe, finde ich auch einen Anhaltspunkt, ich verstehe darunter das buchstäblich in den Geschmack umgesetzte; als das Christentum zur Welt kam, wurde das Pferdefleisch verboten und statt dessen ein neuer christlicher Speisebrauch eingeführt, das war für den Anfang die Hauptsache vom Christentum und etwas, das tief ging. Unter den Bauern in Jütland hieß es noch in meiner Kindheit, man sei ein „he'ten Hund", wenn man das Essen ordentlicher Leute verschmähte, ein heidnischer Hund (englisch: heathen), ganz wie es bei Snorre steht. Man fängt als Heide an, dann wird ein Wert geistiger Natur zu der Nahrung hinzugelegt — und nun sind wir wieder Heiden!

Was ist es, was wir verloren haben? Die Unsterblichkeit? Nun kommt der letzte Nebel, der feste Form gewinnen sollte, und nun hab ich mich beinah müde gelaufen. Ich sehe nur einen Grund, mich gegen Unsterblichkeit und Ewigkeit, die ja im übrigen eigentlich zu den unanständigen Worten gehören, zu wappnen, nämlich um dem vorzubeugen, daß man dem Dasein hier und der Endlichkeit weniger Aufmerksamkeit schenkt, als sie verdienen — braucht man das zu befürchten? Sind nicht die allermeisten mehr als hinreichend von ihrem Erwerb in Anspruch genommen, sind das andre als ich und meinesgleichen, die die Welt aus irgendeinem abstrakten Anlaß an einem Haar hängen sehn?

Und doch muß es heraus. Es ist ja wieder Mode geworden, so sacht den Hals übers Niveau emporzurecken und sich ein appetitliches Aussehen zu geben, als ob ein gewisser Heiligenschein noch möglich wäre; aus Amerika kommen Andeutungen, die darauf auszugehen scheinen, die Offenbarungen des Christentums mit der modernen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen, eine Transaktion, die vermutlich für professionelle Theologen sich günstig

erweisen wird, aber auch nicht wenige sonst atheistische Anhänger hat, entweder weil sie einen boshaften Drang empfinden, die Allgemeinheit wieder gebunden zu sehn, einen gewissen Sadismus, oder bloß die Unfruchtbarkeit und den Mangel an „Seele" der Halbblutmenschen.

Dieses Phänomen interessiert nur, weil es einen wiederauftauchenden Drang auch der Aufgeklärten bloßlegt, sich von der vermuteten Seelenlosigkeit der Evolutionslehre abzuwenden. Man findet es sozusagen einförmig, weiter an der Erziehung der Menschheit zu arbeiten, wie es in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunders die Losung war, und trachtet wieder nach Nebeln.

Man spricht mit Unzufriedenheit von der mechanistischen Weltauffassung unsrer Zeit; ein berühmter englischer Physiker teilt der Presse mit, er sei jetzt auf chemischem, völlig zuverlässigem Wege der „Seele" auf der Spur; man erörtert den „Neu-Idealismus" eines französischen Philosophen; die Gesichter sind, kurz gesagt, einem Etwas zugewandt, das zwar nicht das Christentum oder ein Leben nach diesem sein soll, das aber doch erkennbar danach schmeckt. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich mich noch zu dem alten, ein wenig verdächtigten „Darwinismus" bekenne; ich glaube an eine materielle Welt und an nichts andres oder mehr.

Meinetwegen mag die Welt auch gerne geistiger Natur sein; ich weiß, daß sie es in dem Augenblick ist, wo sie erörtert wird. Alles ist insofern geistiger Natur, als das, was zwischen Menschen ausgetauscht wird, sich unhandgreiflich auf die Erkenntnis gründet; aber da das Bewußtsein nun einmal an Organe von materieller Herkunft geknüpft ist, müssen wir auch in geistiger Funktion zu uns selbst als Menschen zurückkehren und sind dann wieder bei der Materie. Solange man mit seiner rechten Hand die Erde klopfen kann, so lange ist die Welt ein Stoff, und nur die intellektuellen Figuren, worin wir unsre Erfahrungen über den Stoff gruppieren, nur sie fallen unter den Begriff Geist. Diese Definition schließt nicht Verachtung weder der einen noch der andern Kategorie in sich. Zu guter Letzt sind Geist und Stoff natürlich ein und dasselbe. Die geistige Welt, von der man spricht, entweder wie früher als „Jenseits", oder jetzt in mystisch-evolutionärem Sinne, also vermutlich für die Zeit, wenn wir vornehm genug für sie sein werden, sie ist zur Hand, hier, auf der Stelle, und ist es immer gewesen.

Eine solche Unsterblichkeit finde ich ausgebreitet in einem Duft. Sie ist in dem ekstatischen Gesang des Staren vom Frühling, welche andre Unsterblichkeit sollte der Star sonst haben? Sie ist in der Liebe. Das kurze Leben, das wir haben, sollte das das Ganze sein, wenn wir nicht imstande wären, das Leben andrer, aller Zeiten Leben mitzuleben?

Die alten Nordländer trösteten sich damit, daß der Ruf sie überleben würde, ich finde auch einen Ersatz darin, mit den Toten zu leben; das Verlangen nach mehr Leben, womit sie in die Erde zurücksanken, das haben wir

geerbt, in ihm setzen wir ihr Leben fort; das ist ihre Unsterblichkeit, und es ist die unsre. Es gibt eine Freundschaft in der Welt, die wir von der Vergangenheit übernehmen und die wir zu einer Zeit, die kommt, abzuliefern haben.

Die ganze Erde und alle Menschen von der Urzeit an bis hinauf zu uns selbst, das ist ein einziger großer Augenblick, und in diesem entzückten Augenblick ist die Ewigkeit. Je sterblicher man sein Leben anlegt, desto näher ist man der Mitte des Universums und der Ewigkeit. Das klingt wie ein Dogma, sollte aber eine Naturkraft sein.

Das Mißverständnis, den Materialismus als geistlos anzusehen, liegt darin, daß man nicht in hinreichendem Grade vermocht hat, ihn mit wahrem Geist, nicht in transzendentalem Sinne, sondern mit Wärme und Hingebung, zu durchdringen. Soweit ich mich entsinne, wird die Unsterblichkeit philosophisch als Expansion des Gefühls definiert, als der hohe Lebensdruck, der sich in einem Überschuß ins Unendliche hinaus verlängert sieht — nicht auf die Unendlichkeit kommt es an, sondern auf das Gefühl; will man die geistigen Werte vermehren, so ist es nicht hinreichend spekulativ, die Richtung des Gefühls zu verfolgen, man muß sich bemühen, ihm Inhalt und Kraft zu geben.

Das Gefühl — hier nicht in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, die zum Privatleben gehört — ist keine konstante Kraft, es ist abhängig von seinem Material und muß erworben werden. Unsre Zeit ist über eine allgemein gangbare Kapazität des Gefühls hinausgewachsen, wird nur stückweise umfaßt.

Darum denken wir mit Sehnsucht und Bewunderung an die Alten und ihr ganzes Gefühl. Sie konnten Gott lieben, einen Gegenstand, der ihnen in sehr weiter Allgemeinheit vorschwebte, denn sie hatten Liebe im kleinen, von dem einfachen Leben her, das sie führten. Sie konnten sich hingeben, denn es gab etwas, das wahr war, sie hatten Glauben, in Irrtümern waren sie ganz, sie erkannten Grenzen in Demut, darum sehen sie für uns so groß aus. Sie konnten für das Leben danken, machten sich Luft in Tränen und im Hinwenden an ihre Vorsehung, sie hatten Ausbrüche, Gottesanrufungen, die ein Meer von Klage erschlossen, sie starben in einer Überzeugung, schön und bei vollem Bewußtsein, bis zuletzt, ohne Angst, wie ein Metall, das in der Hitze Metall ist bis zum letzten Augenblick, wo es schmilzt. G o t t h e l f, sagten die alten Bauern zueinander, wenn sie sich bei der Arbeit trafen, und G o t t b e f o h l e n, wenn sie sich auf einem Wege trennten und ein jeder seine Straße zog.

Eine solche schlichte Schönheit im Gefühl ist uns versagt, entweder bleiben wir mit unserm Herzen sitzen aus Mangel an echtem Ausdruck, oder wir stehen damit in einem falschen Verhältnis zur Wirklichkeit, das Schicksal der meisten, oder haben wir gar kein Herz?

Wo verbirgt sich das Gefühl, das Entzücken im Modernen? Ist keine große Linie zu finden, worin Leben und Tod sich begegnen? Wohin soll man gehen, um bloß eine Stimmung in unsrer Zeit zu suchen, die den schwellenden Gottesdiensten der Alten ähnlich sähe! Theater? Konzertsäle? Ich finde noch heute, es ist mehr von einer Stimmung, zu der man sich recht wohl bekennen kann, in den alten Bauerngesängen, selbst wenn der Glaube zerbrochen ist, als in den allerfeinsten Kunstnummern. Der Virtuose gleicht doch dem Frosch, mit dem Galvani experimentierte, gibt Lebenszeichen von sich, wenn man ihm verschiedene Metalle in eine offne Wunde legt. Talent hat die Welt genug, Spezialismus, hohes Training, artifizielle Unvergleichlichkeit, Varieté, aber Klangfülle im Täglichen fehlt.

Wo ist so ein Ton, der unser eigen ist, ohne daß man nach ihm zurückzugehen braucht? Die Bibel und die alten Sagen, die Legenden und die Mythologie sind uns teure Überlieferungen des Fühlens der Alten, aber sie für unsere Zeit zu bearbeiten ist Pasticcio und entblößt nur unsere eigene geistige Armut.

In antiken Geistesformen zu leben ist ein ärgeres Verderben als jenes, in das platte Gewerbetreibende versunken sind, die sich selbst nur in Geld oder Geldeswert wiedererkennen; sie sind doch auf eine Art ihrer Zeit näher, hängen robust an dem, was sie die „Notierung" nennen; der geistige Werterzeuger dagegen, der seine große Linie aus klassischen Schatzkammern hat, ist bereits erloschen oder ist es immer gewesen.

Will man aktuell im Geiste sein, so hat man sich nach außen zu kehren und sich von dem, was ist, zu nähren, sonst muß man sterben. Ebenso sicher ist es, daß man verurteilt ist, wenn man die Überlieferung verliert. Die „Renaissance" hatte die Fähigkeit, sich aus beiden Quellen zu nähren, als ob es eine wäre; aber wir? Wo ist die große Linie in unserer Zeit, was sollen wir aus dem Zeitalter in Stücken und Stümpfen herausnehmen und ihm ganz zurückgeben, nicht als, sondern im Geist der Alten?

Ich schaue mich um auf der See, die in einem nackten Ring um das Schiff liegt, ich lasse die Augen am Himmel rundlaufen, und in einem unleidlichen Zustand von Zerstreuung ist es, als ob ich Himmel und Meer nicht wiedererkenne; wo bin ich, wer bin ich . . . Hu! . . .

Mein Blick fällt aufs Deck hinab, wo eine alte jodoformfarbige Chinesin mit Jadeohringen und in spiegelblanken schwarzen Hosen eben aus der Luke heraufkriecht, um eine Blechschale über den Schiffsrand zu entleeren; eine ganze Anzahl andrer Chinesen liegt verstreut rings auf dem Deck oder kauert auf den Luken mit nacktem Oberkörper, die Arme um die Knie geschlungen, skelettmager und mit einer Kopfhaut, die schon von weitem übelriechend aussieht . . . soll ich hier beginnen?

Ja, nun, nun, nun gedenke ich zu beginnen, hier! Lieber als daß Himmel

und Meer sonderbar aussehen sollen, will ich den langweiligsten Tag in meinem Leben segnen! Vermissen wir Inhalt im Gefühl, so sollten wir uns wohl nicht entblöden, ihm zu geben, was wir erreichen können. Das All läßt sich nicht umfangen, es sei denn, daß wir vorläufig das Dasein zusammensuchen, wie es ist, im guten Glauben, sofort und auf der Stelle. Ho ja, ich werd doch noch einmal ein großes Fahrzeug vom Stapel lassen, ein neues Schiff in unsere Zeit hinein; der Kiel ist gelegt in der überaus ganzen, fast zu soliden Sehnsucht, die ich nach den Ländern im Norden empfinde . . . aber nein, ich werde nicht mehr „Schiffe" bauen, ich bin lange genug mit Symbolen gesegelt; das Schiff, auf dem ich an Bord bin, sollte es nicht gut genug sein?

Es ist die „Torilla", ein sehr nettes 8000-Tons-Boot von The British India Navigation Comp., in Glasgow beheimatet und mit Fracht von Kalkutta nach Hongkong, mit Hindubesatzung und einer Ladung Chinesen von Singapur; wir haben den 11. Februar 1913, vor den Anambainseln, Temperatur 28° C.

Die alte Frau da unten kriecht mit ihrer Blechschale zur Luke zurück, sie stammelt eigentümlich dahin mit zartem Gang auf den verstümmelten Füßen, die von Kindheit an in Form von winzigen Schuhen zusammengeforrt sind, nicht größer als bei einem zweijährigen Kinde; auf Java gehen die Frauen mit Holzklampen, die sie an den Füßen festhalten, indem sie mit den Zehen um einen Eisenhöcker greifen, sie haben im Fuß noch die Muskeln des Affen; das eine soll Kultur sein, das andere Barbarei, welches ist welches? Wie es auch sein mag, Mütterchen mit dem dünnen Haar und den unergründlichen gelben Zügen, die einer Zitrone gleichen, die man aufs äußerste gepreßt hat, sie ist jetzt sechzig bis siebzig Jahre auf der Erde gewandelt, obschon sie ihr mehr als glühend erschienen sein mag, ja, sicherlich ist sie das, gewiß, sag ich, ja, ja.

Ein häßliches Lüftchen dringt durch die Luke herauf, während die Alte die beiden Halbtüren, die auf Federn gehen, auseinanderpreßt und verschwindet, es erreicht mich ganz oben auf dem Promenadendeck und weckt vage Vorstellungen von Armenhäusern und Asylen. Sie liegen da unten in Schichten, die allermeisten atmen ja lieber die schauderhafte Luft unterm Deck, als daß sie sich der Meeresluft aussetzen, und es mag ja auch sein, daß diese zu stark für sie ist, sie haben ihr ganzes Leben in Höhlen zugebracht. Das Schiff ist ein großer moderner Dampfer, überdies fast neu, aber die Chinesen haben ihren Anteil davon bereits in ein Stück riechende Vorzeit verwandelt. Nicht weil sie bodenlos arm sind; Chinesen, die heimkehren, gehören eher dem unabhängigen Teil an, aber es ist ihre Natur, in Schmutz zu leben.

Auf dem Dampfer von Surabaya nach Singapur waren fünf- bis sechshundert lebende schwarze Schweine in länglichen Körben auf dem Deck, sie

rochen besser, man konnte sich dazu überreden zu glauben, daß sie nach Wasserblei röchen, also bloß ein spezifischer Geruch, aber der chinesische Gestank läßt sich nicht wegerklären, es ist der warme, unheimliche Brodem von der Haut dreckiger Menschen und von Kleidern, die nie gewechselt worden sind; eine Ratte, in Urin getaucht, riecht so, es ist ein Räucherwerk, das weder im Bunde mit dem Paradiese noch mit den Lilien des Feldes ist, sondern mit dem allerfadesten qualmenden Urpfuhl, so wie da stinkt es im Mangrovewald. Was ist abscheulicher als die Körperwärme von Menschen, für die man sonst nichts übrig hat! Hier tut große Sympathie not.

Aus früheren Erfahrungen mit Chinesen weiß ich, daß alles, was in Europa Gültigkeit hat, geistig sowohl wie gesellschaftlich, auf China nicht angewandt werden kann; jede Schrift von den „Gelben" läuft ja auch über von dem bekannten rezeptmäßigen Halleluja über die Kontrarität des Chinesen in jeder Hinsicht im Gegensatz zum Europäer, ohne daß doch noch jemand nennenswerte Versuche gemacht hat, unter die kuriose ethnologische Schale zu dringen, geschweige denn eine Basis zu schaffen, von der aus wir sie als Mitmenschen betrachten können. Die meisten wappnen sich gegen China in dieser oder jener vulgären Doktrin, der Engländer vornehm von der Höhe seiner Superiorität, wo er keinen Pardon kennt, die übrigen etwas tiefer auf der Erde, aber dafür brutaler als er. Der moderne Europäer dagegen, das heißt derjenige, der weder im Namen einer Nationalität, noch einer Religion, noch einer Lebensanschauung auftritt, müßte dem Chinesen auf seinem eigenen Niveau entgegenkommen können.

Ein aufgeklärter Standpunkt, der sich von der Naturwissenschaft genährt hat, nähert sich in auffallendem Grade der Kultur der allerprimitivsten Völker, nicht im Entwicklungsgrade, sondern in humaner Vorurteilslosigkeit. Die am tiefsten stehenden Wilden, die man kennt, haben nicht einmal irgendeinen Aberglauben, sie existieren bloß; man muß auf verhältnismäßig hochzivilisierte primitive Standpunkte hinauf, bevor man zu Tabu gelangt und zu den übrigen komplizierten Wahnvorstellungen, mit denen die Menschheit sich ohne äußere Veranlassung einzuschränken und ihre Freiheit zu binden vorgezogen hat. Nur der noch völlig unbewußte Wilde und der geistig vollkommen durchgearbeitete moderne Mensch ist wirklich frei; die Menschennatur endigt, wo sie begonnen hat.

Bei der Berührung mit dem Chinesen muß der Europäer sich Stück für Stück dessen entkleiden, was er an geistigen Voraussetzungen von Hause mitbringt. Das geht nicht ganz freiwillig vonstatten, man muß eine Krise durchmachen, in der man sicher sehr tief hinabgelangt, bis man sich von dieser Notwendigkeit überzeugt hat; aber wenn man den Heerscharen des Ostens als einzelner gegenübersteht und an sie herangeht wie an jedes andere Phänomen, mit dem natürlichen Drang, sich auch mit ihnen zu

identifizieren, beginnt man, sich zu öffnen; Seelenstärke genug, sich über den Mongolen zu erheben, hat jeder englisch sprechende Agent oder Tourist. Selbst wenn der Mongole sozial bis auf weiteres nicht denselben Rang wie der weiße Mann erhalten kann und im Zeitalter der Technik keine Prioritäten hat — welchen Platz man ihm anthropologisch geben muß, ist zu untersuchen — bleibt es doch immer der Europäer, der versuchen muß, ihn in sich aufzunehmen, nicht umgekehrt.

Außerdem: erleidet man wirklich einen so außerordentlich großen Verlust, indem man seine europäischen Voraussetzungen zugunsten einer breiteren Auffassung beiseite räumt? Könnte der größte Teil dessen, was ich mit negativem Resultat auf dem Wege nach China erörtert habe, nicht unerwähnt geblieben sein? Wenn man Europa in seinem Kopfe an seinen Platz gebracht hat, bleibt ein bedeutender leerer Raum zurück; es füllt eine kleine Ecke an als Grundlage für unser Gefühl, die keine Grundlage mehr ist, da alle Quellen außerhalb liegen; es stehen einige hübsche, unschätzbare Antiquitäten in unserm Herzen, aber der Rest sind die Hallen der Zukunft. Wir wollen also China betreten mit dem redlichen Willen, auch diesen genügend ausgeschrienen vierhundert Millionen dort einen Platz mit uns zu geben.

Die Japaner nicht zu vergessen — aber sie sorgen schon selber für den Platz, den sie sich wünschen! Wir haben ein Exemplar bei uns in der Kajüte, einen kleinen Mann, der sich rechte Mühe gibt, der Situation gewachsen zu erscheinen und insoweit den Eindruck macht, der einzige von uns allen zu sein, der es wirklich ist. Er fühlt ja, daß er Japan ist und keine Kajütentreppe hinaufgehen kann, ohne daß es zweihundertdrei Meter Höhe sind, die er ersteigt. Er ist allwissend, kennt die Höhe der Berge drüben auf den Anambainseln und soll natürlich recht haben, etwas erobern, wenn er ohne Appell meine Schätzung korrigiert. Er sitzt barsch und kundig bei Tisch, mit hervortretenden Kaumuskeln, worin es immer arbeitet wie bei Leuten, die gar viel denken müssen, er ist wachsam, gelehrig wie jener Terrier vor dem Phonographentrichter, der die Ohren spitzt bei „his masters voice", er fachsimpelt mit dem Steuermann — er selbst ist Seeoffizier in Zivil — und hebt wie ein Klassenprimus belehrend den Zeigefinger, den linken.

Es kommt zu einem kleinen Duell zwischen ihm und mir. Zu meiner Verwunderung entdecke ich, daß ich, während ich umhergehe und mich umsehe, wieder beobachtet werde. Der Japaner gibt auf mich acht; es droht eine ganze Detektivaffäre zu werden. Die Neugier des kleinen Mannes kennt keine Grenzen, er fragt mich über alles aus, in seinem komischen Stakkato-Englisch, das sehr fließend klingt, in dem aber jedes Wort verkehrt ist und ein Konsonant fehlt, nichtsdestoweniger fingiert er ein besseres Englisch, als ich es spreche; alles will er wissen, aber ich habe in einem fort das Gefühl, daß er sich eigentlich über andere Dinge unterrichtet als gerade

über das, wonach er mich ausfragt; es ist ein klein wenig unheimlich. Die kleinen schiefen Zwetschensteine, die er im Kopfe hat, sehen mich auch mit einem andern Ausdruck an, als er in seine Haltung legt.

Er ist muskulös und tief in der Brust wie eine Bulldoge, mit sehr hervorstehendem Winkel am Unterkiefer, die Zähne füllen den ganzen Mund, man sieht ihre Wurzeln außen auf dem Oberkiefer. Auf seine Person verteilt, ich weiß nicht recht wo, ist ein Ausdruck viriler Grimmigkeit, der sehr ansprechend sein würde, wenn er nicht mit einer unangenehmen Maske vereint wäre, geradezu einem Mangel an Fähigkeit, sich offen zu geben, selbst wenn Ränke und tiefe Hinterlist gar nicht nottun.

Nach und nach wird mir klar, daß die Detektivgebärden des Japaners und das geheimnisvolle Verhör, dem er mich bei jeder Gelegenheit unterwirft, auf keine wichtigeren Dinge hinauslaufen, als mir gewisse Details meiner europäischen Kleidung abzulauern! Wir legen zum Diner Smoking an, obwohl wir an den ersten Abenden, bevor wir aus den Tropen heraus sind, in dem schwarzen Kleidungsstück wie in blankem Wasser sitzen, und hier ist etwas, das der Japaner merkwürdigerweise noch nicht gelernt hat. Um uns nachzuahmen erscheint er im schwarzen Jackett, schön — aber im bunten Hemd! Die Kinnbacken arbeiten bei ihm wie ein Knäuel Bindfaden; am nächsten Abend hat er ein weißes Hemd an — aber Turnschuhe! Nach Tisch unterhält er sich mit mir im Rauchsalon und stellt eine Reihe mystischer Fragen an mich, die ich, wahrscheinlich zur Desorientierung für den Orientalen, ganz ehrlich und offen beantworte: das kann er nicht verstehen, und er muß glauben, es steckte etwas dahinter . . aber die ganze Zeit, während er mich verhört, verweilen die Augen nicht auf mir, sondern auf meinen Stiefeln! D a r u m hast du schiefe Augen, kleiner Freund! Jetzt tut es mir fast leid um ihn. Warum kann der Mensch sich nun nicht gerade heraus und ein für allemal nach dem erkundigen, wofür er Verwendung hat?... Doch das kann er ja gerade nicht! Denn wenn er mir jetzt alle meine herzoglichen Gewohnheiten abgelauert hat und sie beherrscht, dann hat er ja niemals seine Unwissenheit offenbart, bildet er sich ein, er hat das alles vom Anbeginn der Zeiten her gewußt — und eigentlich bin ich es wohl, der naiv und offen genug war, ihn zu kopieren! Dessen kann Europa also einmal von Japan gewärtig sein. Und damit die Geschichte sie nicht verraten soll, werden sie, wenn sie können, dafür sorgen, auch unsere Vergangenheit auszurotten. Unserm P e r f e k t u m stellen sie nach.

Höchst eigentümlich ist die Mischung von riesiger physischer Einbildung, die der kleine gelbe Seeoffizier darstellt; er strotzt von Fleisch; obwohl er der einzige seines Schlages ist, bläht er sich zu ganz Japan auf — und dann die Proletarierfurcht, nicht für einen weißen Mann in der Kajüte gehalten zu werden, die er enthüllt, gerade weil er sie zu verbergen glaubt; sie äußert

sich in einer Masse Zurückhaltung und einer unbändigen Lust, trotzdem die ganze Zeit mit dabei zu sein.

Er versagt es sich auch nicht, seine Geschicklichkeit durchleuchten zu lassen, verhört mich eines Tages über meine Talente im Waffengebrauch, und als ich ihm freundlich erzähle, daß ich mit der Pistole schieße und mich auf Säbel schlage, kriegt er ein rotes Licht in die Augen und nimmt irgendein merkwürdiges Jiu-Jitsu-Manöver vor, bei dem er mir fast in buchstäblichem Sinne aus den Augen verschwindet, eine Muskelevolution, die sich so blitzschnell vollzieht, daß man ihn nicht sehen kann — ja gewiß, natürlich kann er im Lauf einer halben Minute der ganzen Kajüte den Hals durchschneiden. Und er wird sich nicht bedenken, es zu tun! Also kann es noch aus andern Gründen notwendig sein, die Hemmungen zu Hause in Europa zu lassen, wenn es den Osten gilt.

Im übrigen ist er liebenswürdig. Hinter all dieser Japaner-rabies, die gleichfalls angelernt, schlechtweg der in Europa herrschende Aberglaube gegenüber Japan ist, der auch dort importiert und nachgeahmt wird, wie alles andere Europäische, ein sonderbares ethnologisches Doppelspiegelphänomen, steckt eine zarte und feine Seele, die man spüren kann, wenn er still neben einem steht und einen zufällig nicht ausfragt; sich selbst unbewußt hat er eine Atmosphäre um sich, die an die weibliche erinnert, er gleicht seiner Mutter. Es ist mehr Natur in ihm, als er, der zivilisierte Barbar, wahr haben will. Wenn er nicht auf seinem Posten ist, hat er ein wirklich schönes Lächeln, kluge sanfte Augen; sein Wesen ist stets, mag er hinterm Berge halten oder nicht, von unendlich geschliffener und feinfühliger Behutsamkeit; man trifft Professoren in Europa, die brüllend und mit Nägelschuhen jedem beliebigen, den sie bei einem Diner treffen, in die Seele waten und mit der Nähe ihres dunstenden Vollbarts ersticken; man ist nicht im Zweifel, wen man vorzieht.

Eines Abends kommt er zu mir, während ich einen Brief schreibe, und fragt mich, ob ich mit einer novel beschäftigt sei — er weiß, daß ich Schriftsteller bin, denn er hat mich gefragt. Nein, ich schriebe einen Brief. An wen? Das hätte wohl nicht einmal der Professor gefragt. Was sollte ich anders antworten als die Wahrheit, daß er an meine Frau ist? Da beugt er sich über mich und sieht mich an, nicht meine Stiefel oder meine Uhrkette oder die übrigen Distinktionen, er sieht mir vorsichtig in die Augen und sagt mit mehreren artigen Verbeugungen in seinem seltsamen Englisch: „Your wife I am sure very much lovely, you write very big letter.“ O Japan!

Eine ganze Nation nach einem einzelnen Individuum zu charakterisieren, ist ein verwegnes Unternehmen, ist hier auch nicht beabsichtigt; doch man hat jedesmal keinen andern Zugang zur Spezies als ein Exemplar. Was hier von dem einzelnen Japaner steht, mit dem ich sechs Tage von Singapur

bis Hongkong fuhr, ist jedenfalls nicht mehr und nicht weniger als mit der Wahrheit übereinstimmend.

Dem Typus nach erinnerte er zugleich an den Eskimo, den gewöhnlichen Festlandmongolen und den Malaien. Wenn man sich denkt, die Bevölkerung Asiens sei einmal in der Urzeit von einem westlichen Zentrum ausgegangen, von wo sie sich auf ihrer Wanderung nach Osten in drei Zweige geteilt habe, einen halbarktischen, die sibirischen Urvölker, Aino (und Eskimo und Indianer); einen „mongolischen", Tibet usw., China; und einen tropischen, Malaien — so haben sich alle diese drei Zweige auf den japanischen Inseln wieder getroffen und sind zu einer Einheit verschmolzen. Man denke sich die Bedeutung hiervon; es besagt so viel, daß der Japaner in seinem Naturell Eigenschaften umspannt, die von Anpassungen und Änderungen in allen Breitengraden und Klimaten herrühren; und das heißt, daß die japanische Blutmischung nicht zufälliger, instabiler Natur ist; drei Variationen ein und derselben Urrasse vereinigen sich darin; der Japaner ist ein Mischprodukt, aber am allerweitläufigsten mit sich selber verwandt, er hat alle Vorteile von Kreuzung und zugleich homogener Herkunft! Man schließe umgekehrt von der Geschmeidigkeit und in der Geschichte einzig dastehenden Anpassungsfähigkeit des Japaners; wie ist sie zu erklären, wenn nicht eben durch irgendeine besonders günstige Anlage der anthropologischen Elemente?

Die Gesellschaft an Bord besteht im übrigen aus einigen Halbkasten in der zweiten Kajüte, die verliebte Zwielichtblicke zum Promenadendeck hinaufwerfen; zwischen ihnen wankt ein langhaariger weißer Missionar umher, der sicher irgendwo im innern China Europa kompromittiert, ferner ist da ein Parse nebst einigen andern Schattierungen aus dem Pastellkasten des Ostens. In der ersten Kajüte sind wir außer dem Japaner nur zwei bis drei Amerikaner, ein Holländer und die englischen Offiziere des Schiffs. Der erste Maschinenmeister ist ein Schotte und sagt wirklich „wadna", was er, wie man glaubte, nur bei Stevenson tat; er hat einen zerschmetterten Zeigefinger. Zwischen ihm, dem Kapitän und dem ersten Steuermann, der gamin ist, aber fast zu Tränen davon gerührt wird, daß die Königin Alexandra aus Dänemark ist, sowie mir, der ebenfalls von da ist, kommt ein Bridge zustande.

Der Schiffsarzt ist ein Hindu, trocken wie Riedgras und mit echter Kastanie gefärbt, er hält sich den Mahlzeiten bescheiden fern und erklärt mir ausführlich, er ziehe es vor, sie in der Messe einzunehmen. Eines Tages finde ich ihn und den Parsen in der Apotheke mit dem Inhalt einer schwarzen Flasche beschäftigt und lade mich zum Kosten ein, es war guter Whisky, aber die beiden waren so ungeschickt und steif, daß ich es vorzog, wieder zu gehen, was beiden augenscheinlich eine Erleichterung war. Ich fand es krän-

kend, auf diese Weise einen Standesunterschied zu pointieren, aber so ist der Osten.

Der eine der Amerikaner war von der in den Vereinigten Staaten nicht ungewöhnlichen Mutationsform mit übernatürlich verlängerten Röhrenknochen, er glich einer Meerspinne, hatte jedoch im übrigen den ausgeprägt amerikanischen Blick, zugleich kindlich und mehr erwachsen und sehend als der anderer. Er kam in Gips an Bord, hatte natürlich eins seiner Gliedmaßen gebrochen und ließ sich später auf der Reise nicht sehen.

Wir hatten außerdem eine ältre amerikanische Dame mit, die ich auf Java gesehen hatte und die ich später in Peking wieder traf. Sie reiste ganz allein und wirtschaftete mit den Boys, daß es eine Freude anzuhören war, sie war bakteriophob und wollte steriles Wasser zu ihrem Tee haben, und sie bekam es. Jeden Morgen erscholl ihr lauter Papageienschrei durch die Kajütengänge, wenn sie nach den Boys kreischte; er verfolgte mich in die Hotels bis nach Peking. Jeden Mann, den sie sah, spannte sie irgendwie vor, mit Gepäck, als Dolmetscher, sie war nicht umsonst Amerikanerin. In Peking wurde sie leider von der Gesellschaft „snubbed"; ein solcher Dialekt, wie sie ihn sprach, ging denn doch nicht an. Sie war über fünfzig, hatte starkes kreideweißes Haar und war geschmeidig wie eine junge Stute; so etwas sieht man nur in Amerika.

Interessant ist der ferne, aber die Einbildungskraft stark anregende Duft von Küsten, die man auf der andern Seite im Osten spürt. Auf Java spürt man Australien, man bekommt Butter von dort, und alles Fleisch, das hier gegessen wird, außer Geflügel, stammt aus Australien. In Kühlräumen wird es herübergebracht und schmeckt nicht übel, ist aber zäher als irgendeine Art Fleisch, die man je gegessen hat. Während man vergebens darauf herumkaut, hat man reichlich Zeit, darüber nachzusinnen, warum man wohl nicht von einem andern Stamm oder etwas jüngere Individuen zu exportieren versucht; das, was man kriegt, kommt aus Sidney und ist also wohl bestes Queensland Aboriginal, man müßte einen Konkurrenzexport mit Arunta oder Waramunga eröffnen; jedenfalls sollten die Leute einen doch mit Schuhsohlen verschonen.

An der chinesischen Küste merkt man sofort Amerika, und es ist so traulich, da drüben auf der andern Seite des Wassers, zwanzig Tage weit, das gewaltige frohe Land zu wissen; es ist, als wäre die Luft um einen wieder voll glücklicher Inseln, nachdem man in den Tropen alles verlor; von Hongkong nach Schanghai reiste ich mit einem der Pacific-Mails-Dampfer, einem großen schwimmenden Hause von achtzehntausend Tons und mit einem gesegneten Essengeruch, der an die Staaten von San Franzisko bis Neuyork erinnert; es ist das warmservierte Brot der Amerikaner, dessen eigentümlicher Duft ihrer Küche das Gepräge verleiht. Hier leistete ich mir auch

wieder einen Beutel Durham, gewiß ein billiger Tabak, aber er riecht nach allen Sägewerken und Bauplätzen Amerikas und erinnert mich an schöne Jagdtage in Arkansas.

Amerikas Einfluß quer über den Stillen Ozean stagniert leider, man hat von den zwei Amerikas daheim die Hände voll, kehrt die Front nach Süden gegen Mexiko und die neuen Horizonte hinterm Panamakanal. Japan lauert in der Flanke, wünscht sich die Philippinen, die Sandwichinseln und sicher noch viel mehr; ein Mann, der den Osten kennt, erzählte mir, daß Hunderte von Japanern auf Java leben, als eingeborene Kuli verkleidet, Agenten, Spione (wo im Osten kann der Japaner nicht spurlos in der Bevölkerung aufgehen und doch Japaner bleiben?); ganz Holländisch-Indien ist kein zu großer Happen für die Ameise, die ein Vielfaches ihres eigenen Gewichtes fortträgt. Das kommende Jahrzehnt wird eine blutige Entscheidung der Gleichgewichtsverhältnisse im Osten sehen; Japan will sich ausdehnen, selbst wenn den Japanern nicht just gestattet wird, sich zum Herrn über ganz China und die englischen Besitzungen in Vorderindien zu machen, wovon sie träumen sollen.

Ich blicke lieber auf die friedliche Entwicklung eines kommenden Jahrhunderts im Osten; ich glaube, der spontane Gang der Menschheit wird eine neue, bisher unbekannte Art von Kultur hervorbringen durch Berührung zwischen den Völkern der alten Welt, durch Amerika gesiebt, und den Mongolen auf der Ostseite Asiens, sie wird ihre Blüteperiode bekommen, wie Europa die seine, Amerika die seine gehabt hat, und wie Afrika die seine bekommen wird.

Der erste Pazifikmensch! Wird er es sein mit den langen Röhrenknochen und dem zugleich kinderhellen und höchst exakten Blick, der Amerika in den Osten hineinführen wird, und wird eine Mongolin, das befreite China, ihr Blut mit ihm mischen und den Grund zu einem neuen Geschlecht legen?

Die Südseeinseln liegen hier draußen, einige Tage und Wochen zwischen jeder Gruppe, und sonst nur das große oder stille Meer, wie es in der Erdkunde unserer Kindheit hieß: der Große oder Stille Ozean — welch hinreißender Orgelakkord! Eine eigentümlich schöne und schwermütige Insel im Stillen Ozean, Robert Louis Stevenson.

Fünf Tage nachdem wir Singapur verlassen haben, begegnen wir plötzlich der Kälte, mit dem Übergang nur einer Nacht. Der Tropenanzug muß mit gewöhnlicher europäischer Kleidung vertauscht werden, die Chinesen laden zwei, drei Gewänder übereinander. Es ist wolkiges, dickes Wetter, ein nordischer Himmel, wir bekommen den ersten heimatlichen Regen, nicht wie den Tropenschauer, der senkrecht und rauschend niederfällt, sondern als spärliche kalte Tropfen, die horizontal und lautlos mit dem Winde kommen;

wie schön dieser erste nordische bittre Regen ist! Wie gut tut es, die Augen wieder mit Nebel und niedrigem, bedecktem Himmel zu kühlen! Aber es ist trotzdem ein eigentümliches Gefühl, wieder in einem Futteral aus mehreren dicken Tuchschichten zu gehen, wenn man noch etwas von der Luftigkeit und Leichtheit im Körper trägt, die man sich in den Tropen angewöhnt hat, mit nur einem dünnen Baumwollstoff bekleidet. Im Hotel in Hongkong flammt das Feuer im Kamin!

Am letzten Tage, bevor wir uns dem Hafen nähern, sieht man große Emsigkeit und Vorbereitungen zum Aufbruch auf dem Deck. Die Chinesen putzen sich und kommen in leuchtenden Atlasgewändern zum Vorschein, sie kauern am Schiffsrand und bürsten ihre Zähne in die See hinaus, schrapen die Zunge mit einer Stahlfeder, als wollten sie den Geschmack dieser salzigen Reise gründlich beseitigen, wo man sie mit frischer Luft vergiftet hat.

Bis zuletzt spielen sie Karten, Schlag auf Schlag geht es in der Spielkneipe unter offnem Himmel drüben am vordern Mast, wo die Leidenschaft gerast hat, seit wir Singapur verließen, und wo sicherlich verschiedene Vermögen umgesetzt worden sind; ich sehe große Dollarnoten auf der Matte zwischen den Spielern umherwandern. Der Chinese spielt als Fatalist; er wagt erst im letzten Augenblick auf seine Karten zu sehen, dann lockert er sie voneinander und guckt verstohlen zwischen die Blätter, den ganzen Anblick auf einmal erträgt er nicht; wenn das Schicksal ihm endlich klar geworden ist, schlägt er wütend mit den Karten auf den Tisch. Den Rest, Verlust oder Gewinn, nimmt er ruhig auf, bezahlt, was er verloren, oder scharrt gleichgültig an sich, was er gewonnen hat.

Manchmal kommt es zu kolossalen Zänkereien, wo alle durcheinander keifen, in dieser Vokalsprache, die wie eine modulierte Undichtigkeit im Halse klingt; eine Stunde können sie so fortfahren, aber es wird nie etwas andres als Zank daraus, und endigt stets damit, daß das Spiel wieder wie vorher aufgenommen wird. Man preist sich glücklich, daß man nicht Chinesisch kann; eins der Hindernisse, sie kennen zu lernen, wie sie sind, ist damit von vornherein fortgeräumt.

Als wir nach Hongkong kommen, entsteht ein ungeheures Gejohle, und nun erst zeigt es sich, welchen zahllosen Schwarm wir an Bord gehabt haben, ohne es richtig zu ahnen. Das Schiff wird von chinesischen Logiswirten erklettert — Gott weiß, wie die Logis aussehn! — in einem Zuge gröhlen sie aus vollem Halse und legen Hand an die Kampferholzkisten und Bettzeugbündel, die ihnen vom Besitzer unwillig wieder entrissen werden; unten auf dem Wasser gröhlen andre Hunderte und zeichnen gewissermaßen chinesische Buchstaben in die Luft, fächeln mit bemalten Schildern; sie rennen wie Ratten die Schiffsseite hinan, sich an Tauen festhaltend, die

Mitverschworne ihnen vom Schiff aus hinabwerfen; das Ganze gleicht einem Überfall von Seeräubern und ist es in Wirklichkeit gewiß auch.

Der erste Eindruck von China ist der wimmelnde Überfluß von Menschen, der zweite die gelbe Konkurrenz, der zwischen den Chinesen selbst herrschende unglaubliche und bis zum äußersten getriebne Kampf um den Schilling, der eine so beängstigende Vorstellung von dem Bevölkerungsdruck und der persönlichen Not hier gibt. Sie schlagen sich wie Ertrinkende um die allererbärmlichste Chance, sie kriechen über- und aufeinander; ein Schwarm Kuli lenkt die Gedanken auf die mittelalterliche Darstellung der Hölle hin, wo Kopf an Kopf sich aus dem Feuerpfuhl herausreckt und der Böse, anstatt ihnen mehr Platz zu gewähren, mit der Gabel neue Leiber in den Schlund hinabstößt. Niemand macht sich einen Begriff von der Lebensnot unter den zusammengepferchten Millionen in China; von dieser einen Voraussetzung, der Übervölkerung Chinas, muß vorläufig jede soziale Beurteilung des Mongolen ihren Ausgang nehmen. Längst sind sie ja vom Lande in China ausgedrängt, leben in Booten auf den Flüssen; sie müssen auch China selber verlassen, sie kolonisieren mit Kraft nach Süden hin, über ganz Holländisch-Indien, ohne daß dies doch der Übervölkerung daheim nennenswerten Abbruch täte. Sie machen sich in Horden auf die Wanderung, wie sie es immer getan haben, aber jetzt in großen modernen Dampfern. Schon auf der Reede von Penang sind die ersten schwarzen Chinesenboote zu sehn mit dem Namen in weißen chinesischen Buchstaben auf der Seite, und man hört das weit über die See hinschallende Höllengeschrei von Werbern und eingebornen Agenten, wie ein Schiff in peinlicher Seenot mitten im Hafen und mit einer großen Stadt dicht dabei — genau wie es ist, China, das sich im äußersten Notzustand befindet, auf allen Seiten von der Zivilisation umgeben. Dasselbe Geschrei einer Schiffsladung von Chinesen hörte ich in Batavia, in Surabaya; in Singapur verstummt es nie.

Auch die andern Völker des Ostens reisen, aber in sorgloserem Stil, nicht der Ellbogen der Notwendigkeit stößt sie an Bord auf ein Schiff; man hört Gesang und frohen Zeitvertreib von ihnen; sie sind Mohammedaner und machen eine Pilgerreise nach Mekka um ihrer Seligkeit willen, oder sie gehn nur an die Luft, wie der Malaie, der die See liebt. Von Colombo nach Penang hatten wir Singalesen bei uns, harmlose Tropenwesen, die seekrank wurden und währenddessen wie zerzauste Hühner dahingen, ohne recht zu wissen, was mit ihnen vorging, und wieder auflächelten, wenn es gutes Wetter wurde; ich sah Tamilenfrauen auf dem Zwischendeck zwischen Penang und Singapur, mit seelenvollen Sakuntala-Augen und in den schreiendsten anilingrünen Seidenstoffen, wie metallglänzende Libellen, Smaragde im Nasenflügel; sie bewegten sich in einer schönen Linie durch die Welt.

Die Javanerinnen reisen, ein ganzes Bataillon, wie es hieß, Hilfstruppen der Freude, sie gingen an Land von einem Dampfer in Surabaya, stiegen singend in die Proas, um die Fußknöchel ringelten sich Vermögen in Form von massiven Silberringen, sie legen ihre Erfolge an den Füßen nieder, wie die Bäume Jahresringe bilden. Sie hatten buntscheckige Sarongs an, die über der Brust und dem Gesäß im Begriff waren zu platzen, wie die Häutchen an einer Zwiebel, an der Stirn waren sie mit Kreide gezeichnet wie Wesen, die sich dem Grabe geweiht haben, sich aber zuerst auf Erden zu amüsieren wünschen, sie hatten die schönsten Gesichtsfarben und Nüstern, die sich unmittelbar in den Kopf hinein öffneten, der Mund war rot wie Kohlenbecken aus Betel, ihre Züge schwollen von unkeuschem Heidentum, ihr ganzes Gepäck, eine zusammengerollte Bettmatte, begleitete sie, singend gingen sie in die Proas; woher sie kamen, weiß ich nicht, aus Makassar oder Sumbava, Musikinstrumente und Saitenspiele hatten sie im Arm, und nun wollten sie in Surabaya mit der Matte an Land. Auch im Osten ist nicht alles Nahrungssorgen.

Unsre Afganen an Bord der „Torilla" bekamen gleichfalls zu tun, um sich zurechtzumachen, als wir uns Hongkong näherten. Es waren große wildaussehende Leute, direkt aus den Bergen oben in Nordindien, in Turban und Burnus, mit nackten behaarten Unterschenkeln, die meisten ohne Andeutung von Waden, sie hielten sich während der ganzen Reise an einer bestimmten Stelle auf dem Deck auf, wo sie ihren eignen abgeschlossenen Zirkel bildeten, saßen da, aller Welt den Rücken kehrend, mit einer gewaltigen Wasserpfeife in der Mitte.

Der Schlauch geht majestätisch von Hand zu Hand, und jeder tut einen bis zwei Züge — ohne jedoch das Mundstück mit den Lippen zu berühren, sie umfassen es mit der hohlen Hand und legen den Mund an die Öffnung in der Hand. Sie unterhalten sich viel miteinander, aber gewöhnlich redet längere Zeit einer allein; die Replik ist nicht die Art der Naturvölker, sich mitzuteilen. Wenn die Chinesen nicht an dem großen offnen Herd auf dem Deck rumoren, der zur freien Benutzung vorhanden ist, sind die Afganen dort und machen Feuer an und backen große abscheuliche Pfannkuchen. Es sind sehr hübsche Leute mit Soldatenköpfen und schmalen verwegnen Gesichtern.

Wenn man sie ansieht, erwidern sie den Blick wie Adler, im Gegensatz zu dem insinuanten schmutzigen Blick, den man von den Chinesen zurückbekommt, wenn man sie fixiert; der eine verspricht Krieg, der andre verleibt einen dieser oder jener schmierigen Welt ein, die man nach ihrer Meinung mit diesen Leuten teilt, da man ihnen Beachtung schenkt. Der rohe Chinese hat ein serviles Wesen, schwingt sich aber augenblicklich auf, wenn man Notiz von ihm nimmt; für den, der durch China will, ohne Kuli über sich zu

haben, ist es daher eine Kunst, in der man sich üben muß, zu betrachten, ohne beim Sehen ertappt zu werden.

Die Afganen sind auf dem Wege nach Hongkong, wo sie, wie sich zeigt, Stellungen als Polizisten und Wächter antreten sollen, ähnlich den „Sikhmännern" von Singapur, die ihr Leben an Straßenecken oder vor Magazinen und Banken mit einem dicken Ratanstock in der Hand verbringen, die bekannte große Figur mit Wickelgamaschen um die dünnen Schienbeine, einem Turban auf dem Kopf wie ein Gardist und den eigentümlichen rabenschwarzen Bartwülsten rings um den Unterkiefer. In der Nacht findet man den Mann, solang er ist, auf dem Treppenstein vor dem Hause, das er bewachen soll, im tiefsten Schlafe liegen, und man ist überzeugt, daß er erwachen wird und daß man über seine Leiche muß, wenn man den Versuch macht, an ihm vorbeizukommen.

Eine Naturanlage ist dem Afganen vor allen andern gegeben, Treue und ein völliger Mangel an Feigheit; sie macht ihn zu einer der dekorativsten und leider leersten Figuren des Ostens; imponierender Wuchs und das Herz eines Kriegers qualifizieren zwar zur Pracht, aber auch zu nichts mehr. Dem Aussehen nach ist der Afgane einer der edelsten Typen der Erde, die Physiognomie ist über jede Form von Schlechtigkeit erhaben, groß, offen, von angeborner Ehre geformt. Die Zeusdarstellungen haben den gleichen Ausdruck gesättigten naiven Mannestums. Etwas von der gleichen Ruhe liegt über dem Skagenfischer, der ohne Phrase ins Rettungsboot geht, um eine gestrandete Schiffsbesatzung zu bergen. Der Zukunftsstaat des Ostens scheint dem Afganen jedoch nur eine Rolle als Stockträger und hohe Person sichern zu sollen.

Die Gesellschaft auf der „Torilla" putzte sich vor der Landung so gründlich, daß die Leute kaum wiederzuerkennen waren. Auch sie bürsteten die Zähne und spuckten in die See, wuschen die sehnigen Körper, so weit der Anstand es gestattete, vor aller Augen und arrangierten ihren Bartschmuck. Die großen kunstfertigen Wülste unterm Kiefer werden hergestellt, indem eine Schnur von den Ohren her straff rings um die Kinnspitze gebunden wird, und der Bart wird dann in einer Rolle darum gesammelt. Darauf legten sie zivile europäische Kleider an! Au, die Umkleidung reduzierte sie von einem Adlerschwarm zu einem Dutzend zahmer Hähne.

Nur einer von ihnen blieb nach wie vor prachtvoll, selbst nachdem er aus einer biblischen Bildsäule zu einem Individuum im melierten Sommeranzug und mit dem Spazierstock in der Hand geworden war; denn nichts konnte seine Größe tilgen, die zwei Meter lange, aufrechte und elastische Männergestalt mit den enormen Schultern und der geradezu olympischen Haltung. Ich sah ihn dann, später in Hongkong, wie er sich an die Spitze der andern stellte und sie aufmarschieren ließ, er war also so etwas wie ein Führer. Er

würde doch wohl nicht zwanzig Jahre an einer Straßenecke stehn und wie ein Popanz aufragen? Ich hoffte für ihn, daß er mindestens Unteroffizier in englischen Diensten war und genug hatte für Tabak und ein Paar Ohrringe für ein Mädchen, um nicht alles ganz geschenkt zu nehmen, und mit Aussicht auf Krieg.

Wie herrlich ist er natürlich im Kriege, denn der Krieg hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Aus der Geschichte Englands weiß man, ein wie gefährlicher Soldat der Afgane ist. Mit einem Grinsen all der weißen Zähne, die er so sorgfältig putzt, wirft er seine Göttergestalt vor die Geier, bloß um nicht Nummer zwei zu sein in einem Treffen, wo der erste fallen muß. So gingen auch die Nordländer in den Kampf.

Die Unsterblichkeit, das ist der prachtvolle Augenblick, worin der in Stolz gestählte Mann lebt, atmet und stirbt; kein Wunder, daß wir keine haben.

Bevor wir nach Hongkong einfahren, putze auch ich mich heraus, lasse all das Haar, das mir in den Tropen gewachsen und mir verhaßt geworden ist, oben auf dem Promenadendeck abscheren, von wo ich es mit stumpfen Gefühlen in die See fliegen sehe. Mag sie dieses Opfer von mir haben! Kann man keine Elle zu seinem Wachstum hinzufügen, in Gottes Namen, dann wollen wir einen Zoll wegnehmen. Der Schiffsbarbier ist Orientale, Mohammedaner irgendwoher aus Indien, er handhabt die Maschinenschere mit Geschicklichkeit und legt seine große Hand wie eine Schale auf meine Kopfhaut, als die Arbeit getan ist; ich nehme das als Segen hin und lege es so aus, daß nun auch ich geschoren bin.

Das Hotel. Kaminfeuer, vor dem man sitzt und nickt, mehrere Reisende in tiefen Büffelledersesseln, mehrere Paar Stiefel, die Zeitungen in lange Griffe geklemmt, mit denen man einander prügeln möchte, das Luxusweib kommt aus den Zimmern herab im Pariser Gehäuse und mit einem wahnsinnigen Hut auf dem Kopf; ich will sie nicht krank machen, indem ich ihn näher beschreibe, er ist jetzt aus der Mode, sie ist nie mit so etwas gegangen — o, aber sie riecht gut! Ein feiner Streifen von Mandeln und Pelzwerk-Süße hüllt sich hinter ihr in die Luft. Ihr Götter . . . Ihr Götter . . .

Nun die Zeitungen, allesfressend giert man auf die Schwärze los, man hinkt sechs Tage nach. Balkan: losses on both sides — ja, hat man es sich nicht gedacht! Die Polartragödie, Scott, na ja (man fliegt es durch, die Teilnahme verschiebt man bis später); neue Dreadnoughts; französische und deutsche Rüstungen; Mexiko; Suffragetten und Golf; lokale Sportnachrichten, ein Boxerkampf, den man liest; Theater; Rubber; Raub auf einem chinesischen Passagierboot; Flieger abgestürzt — man blättert hastig um, das kennt man, die Schwerkraft; redaktioneller Leitartikel: Is England Getting

Soft? Laß sehen. Ah, etwas aus Anlaß der augenblicklich brennenden Frage hier draußen, Abschaffung der Bastonade; ich dachte, es wäre Unwille über den Untergang des Opiummonopols. Hongkong-Neuigkeiten: Kuli verbrüht; Diebstahl von Schrauben aus einer Straßenlaterne (wir sind in China, wo die Armut so bodenlos ist, daß der Chinese aus der Tiefe selbst einer Messingschraube auf der Landstraße nicht widerstehen kann); Spielhölle geräumt und Mann aus dem Fenster gesprungen, will recover, schade; ganze Seiten voller Dampfschiffannoncen mit allerhand Flaggen, australische, amerikanische, japanische, englische, deutsche, einheimische Linien; gewichtige Aussprüche über die Vortrefflichkeit eines Whiskys an hervorragender Stelle . . . boy!

Das Hotel ist überfüllt mit gelben Faulenzern; es ist doch erstaunlich, was für eine Unmasse Parasiten die Zivilisation und der Reisende ertragen können; es ist einem von ihnen ganz hellblau vor den Augen wie im Himmel, sie schleichen überall auf Filzschuhen umher in der blaßblauen Livree des Hotels, Rock und Jacke; des Stils wegen tragen sie noch lange Frauenzimmerzöpfe, die mädchenhaften Glieder sind weich und knorplig in den Bewegungen — daß man sich nur nicht an ihnen vergreift! Doch der Totenkopf und der eingeborne Blick, der von geheimnisvollem Hohn betaut ist, weckt andre Eingebungen . . . steht der Bursche, nach dem man gerufen hat, nicht da, und kratzt sich mit einem zollangen Nagel auf dem Schädel herum! Auf fährt man aus dem Büffelleder, schwingt den langen Stock, an dem der „Hongkong-Telegraph" sitzt, wie eine Parlamentärflagge, ein in der Wut ausgeheckter Witz, man kapituliert, der Mann ist zu stark, es sind ihrer zu viele . . . aber der Ärmste glaubt, er solle Hiebe kriegen, und will die Flucht ergreifen, kann nicht, denn er wird lahm vor Schreck, bricht vornüber in die Knie, macht sich wohl die Hosen naß, Herrgott, und nun bin ich nahe daran, den armen Kerl, der doch nur ein Kind ist, in die Arme zu schließen. Na ja, ich kriege den Whisky und brauche ihn, begrabe mich in illustrierten Blättern aus der Heimat, die einen Monat alt, aber im höchsten Grade aufregend sind; Rodeln und Schlittschuhleben in St. Moritz, das sich abgespielt hat, während man fort war, ein Winter, den man aus seinem Leben verloren hat; Eisenbahnkatastrophen, wo man nicht unter den Verbrannten gewesen ist; society in London und Paris, zum Glück sitzt man dennoch hier; das und das Gesicht von einem, der gestorben ist . . . es zieht von der Schwingtür, Leute in evening dress kommen herein und wollen im Restaurant speisen, ich sehe Mitreisende vom Schiff, die jetzt bereits nur einen flüchtigen halbwiedererkennenden Blick für einen übrig haben, wie immer, wenn man von einem Schiff an Land geht; der Kapitän von der „Torilla" kennt mich überhaupt nicht, wie sollte er auch, an Bord war er eine ältere väterliche Toppfigur bei Tisch mit Tressen und vorstehender Kinnlade, nun

ist er ein aufgeräumter junger Geck in Zivil mit Freunden und Damen; der Fahrstuhl gleitet im Schacht herauf mit einem tönenden Laut wie ein Blasebalg, es sieht aus wie ein entsetzlich großes Thermometer, das rapide steigt, und was ist das für ein Brennen in den Wangen? Automobilhupen draußen — und hör, was ist das, laute Schreie, Notrufe? Die alte amerikanische Dame, die oben in den Korridoren nach dem Boy kreischt! Lange schrille Schreie . . . viele Arten von Vögeln gibt es, und wie gesagt, der eine schmückt sich mit den Federn des andern. Das Restaurant, Konzert eines Orchesters, die bekannten Nummern aus der Heimat, die die abwechselnde Abstumpfung und Zärtlichkeit der Europäerseele so gut wiedergeben, auch hier muß einen das verfolgen, und man knirscht mit den Zähnen, was nottun kann, denn man kriegt auch hier den Urmenschen zu Tisch, vermutlich Rikscha-Kuli. Ich weiß nicht, was härter ist, Australier oder Hakka; ich werde es einmal mit dem Indianer versuchen, wenn ich nicht zu spät komme, der weiße Mann in Amerika hat ihn ja nun ungefähr exterminiert. Der Tasmanier? Jetzt verstorbne, tätowierte Matrosen haben es mit sich ins Grab genommen, wie er mundete. Ein Dröhnen draußen auf der Straße, Geläut und Fanfare, die Feuerwehr. Wir eilen mit der Serviette in der Hand hinaus und sehen die Funken von dem Schornstein der Dampfspritze auf der Straße stieben, dahinter ein Auflauf im Trab, Chinesen auf dem Rad, eine erleuchtete Stadt brüllt und braust uns um die Ohren . . .

Ja, und dann geh ich zu Bett, lege mich gleich hin.

Wenn man ganz allein ist, in einem Hotel, in einer noch wildfremden Stadt, und nicht einmal Briefe da waren mit bestenfalls monatealten Nachrichten, dann ist man ja weder beeinträchtigt noch leidend, denn das ist man nur in Gesellschaft, man ist bloß allein. Man löscht das Licht, Knick sagt es im Schalter, ein glühender Wurm verschwindet in einer Krümmung.

Dann streckt man sich also aus, ja, man streckt sich aus. Hat man so eine Zeit gelegen und Finsternis in der Seele angesammelt und ist man langsam geworden, so beginnt man zu vergessen. Es kommt ein Augenblick, wo die Summe alles Lebens sich in einer Woge erhebt, so daß man seufzt, in dem Gefühl eines Meers von heißen Tränen, die man weinen könnte, und in einem inwendig lächelnden Zustand von Ruhe, man läuft über von Schluchzen und seltsamem Glück — und in diesem Seufzer schläft man ein.

†

Hierunter ruht . . .

Ausgeschlafen, den gestrigen Bart ab, Bad und in die Kleider.

Hongkong ist schön.

Die Stadt ist auf dem Absatz vor einem Berge und auf Terrassen hinan gebaut. Die Straßen sind auf der einen Seite Gesimse, auf der anderen Treppen. Unten in der Stadt, wo sie sich nicht in der Breite ausdehnen

kann, beginnen mehrere steile Häuserufer zu stehen wie ein kleines Neuyork. Es ist kostspieliger Boden hier, die erste Ochsenhaut Land, die die Engländer von China erwarben; man muß sagen, daß sie die Streifen gut gestreckt haben.

Der Hafen ist in einer einzigen Bewegung. Die Fährleute hier sind Frauen, es sind die starken Hakka; man sieht das Frauenzimmer den Wrickriemen handhaben auf den stumpfnäsigen Trögen mit Augen vorn und rotem Opferpapier, das vom Heck flattert, auf hoher See, und ein Kleines haben sie auf dem Rücken. Sie sind gelbbraun mit roten Apfelbacken und sehen gar nicht wie Chinesen aus. Sie sind nicht nur Seeleute, sondern auch Maurer, schleppen Steine auf Neubauten und harfen Sand, eine musikalische Leistung, die ihnen bezaubernd steht. Und eine ausgezeichnete Fingerübung. Englische Soldaten spielen Ball in Hongkong.

Es ist winterlich düster hier, doch ohne kalt zu sein, man sieht Palmen, und oben auf the peak, wohin man mit der Zahnradbahn gelangt, ist die Vegetation halbtropisch. Die Sonne steht in einem Winkel, den man mit nichts Bekanntem vergleichen kann, die Luft sagt weder dies noch das. Auf dem Gipfel des Berges stehen die Taifunsignale wie große Hieroglyphen und Ausrufzeichen, die an die Schrecken anderer Jahreszeiten gemahnen; jetzt schläft Hongkong seinen Winterschlaf. Die Chinesengräber.

Schanghai in der Aprilsonne! Ich kaufe mir Narzissen und küsse das liebe bleiche Gesicht, das so weit aufgesperrt und verwundert über die Welt ist, mit einer Flamme im Becher und einem leichten, vagen kühlen Duft von Feuer, wie die Wintersonne, die Narzisse ist ganz regengekühlt, wir können vor Bewegung kein Wort sagen. Frühling. Nordische Luft!

Hier ist Schneemorast, die elenden Rikschakuli rennen mit Strohwischen an den Füßen, einige galoppieren davon, die splitternackten Beine bis über die Knöchel in Schnee und eiskaltem Schlamm, sie stehen an den Halteplätzen zwischen ihren Wagenstangen und husten, bis sie nahe daran sind, sich vor Husten den Hals zu brechen.

Aller Länder Flaggen strömen von den Konsulatsgebäuden schräg empor in der kalten nassen Brise. Die blattlosen Bäume schreiben quer über die Straße die ersten langen unruhigen Schatten, die Wolken blenden und gehen und kommen, das gelbe dicke Wasser im Flusse wäscht mit Wellen und Sonne und Sampans durcheinander, die Luft ist lauter Hoffnung.

Es war Winter in Schanghai mit den allerersten Frühlingsahnungen; ich reiste von da fort, als die Wärme Macht zu gewinnen begann und kam in Peking wieder zum Winter, auch hier erwartete ich den Frühling. Später bekam ich in Sibirien wieder Winter und niedrige Sonne, und Frühling in Moskau, noch einmal in Stockholm, und reiste so die Sonne hinab, jedesmal, wenn sie emporgekommen war, aus einem Entzücken ins andre.

Die große Katharina

Eine Skizze in vier Szenen aus dem Petersburger Hofleben des achtzehnten Jahrhunderts

von Bernard Shaw

Erste Szene

Potemkin in seinem Arbeitszimmer. 1776, St. Petersburg. Winterpalais. Ein riesiges Gemach im russischen Stil des achtzehnten Jahrhunderts, eine Nachahmung des „roi soleil". Ausschweifender Luxus neben Schmutz und Unordnung.

Potemkin, gigantisch an Größe und Körperbau, das Gesicht entstellt durch den Verlust des einen Auges und durch deutliches Schielen des andern, sitzt an einem Tisch, der mit Papieren und den Resten von drei oder vier hintereinander eingenommenen Morgenmahlzeiten bedeckt ist. Er hat Kaffee- und Kwasvorräte neben sich stehen, die für zehn Personen genügen würden. Sein mit Diamanten besäter Rock, der von einem Stuhl heruntergeglitten ist, liegt unweit am Boden, sein Hemd und sein Säbel auf dem Stuhl, sein Dreispitz, ebenfalls juwelengeschmückt, auf dem Tisch. Er selbst ist halbnackt, nur mit einem ungeheuren, einstmals prächtigen Schlafrock bekleidet, der jetzt schmutzig und fettfleckig ist, da er ihm als Hand-, Taschen-, Staubtuch und überhaupt für alles dient, wofür nur ein Textilfabrikat von einem liederlichen Menschen benutzt werden kann. Der Rock verbirgt weder seine ungeheure behaarte Brust, noch seine halb zugeknöpfte Kniehose, noch seine Beine. Diese sind zum Teil von seidenen Strümpfen bedeckt, die er ab und zu bis zu den Knien hinaufzieht, von wo sie durch seine ruhelosen Bewegungen immer wieder bis zu den Schienbeinen hinunterrutschen. Seine Füße stecken in enormen Pantoffeln, von denen jeder einzelne mit seinem Juwelenschmuck Tausende von Rubeln wert ist.

Potemkin erscheint als ein heftiger brutaler Barbar, ein emporgekommener Despot von der unerträglichsten, gefährlichsten Sorte; häßlich, faul und abstoßend in seinen Manieren. Das Bedenkliche bei dieser Ansicht über ihn ist, daß die Kaiserin Katharina II., die keine Russin, sondern eine Deutsche, und in ihren Manieren durchaus nicht barbarisch oder unmäßig ist, die nicht nur mit Friedrich dem Großen um den Ruhm streitet, der fähigste Monarch der Erde, sondern sogar mit Recht den Anspruch erheben könnte, die klügste und anziehendste Persönlichkeit von der Welt zu sein, Potemkin nicht nur noch duldet, nachdem sie schon lange ihre alte romantische Neigung zu ihm überwunden hat, sondern ihn als Ratgeber und guten Freund außerordentlich schätzt. Seine Liebesbriefe stellen einen Rekord auf. In den Augen des englischen Besuchers, der ihm jetzt bald vorgeführt werden wird,

ist er ein zügelloser Raufbold. Tatsächlich ist er überhaupt in aller Augen ein zügelloser Raufbold, aber der Besucher wird, wie jeder andere, früher oder später finden, daß sich für und gegen ihn noch sehr viel mehr sagen läßt.

Eine hübsche junge Dame, Varinka, seine Lieblingsnichte, lungert sehr verdrießlich und unzufrieden auf einer Ottomane herum, die zwischen Tisch und Tür steht.

Potemkin sitzt am Ende des Tisches, der Ottomane zunächst, den Rücken Varinka zugekehrt, aber ihr erreichbar. Hinter der Ottomane befindet sich eine spanische Wand. Ein alter Soldat, ein Kosakenfeldwebel, tritt ein.

Feldwebel (leise zur Dame, die Hand auf der Türklinke): Kleines süßes Täubchen, ist Seine Durchlaucht, der Fürst, sehr beschäftigt?

Varinka: Seine Durchlaucht, der Fürst, ist sehr beschäftigt. Er singt falsch, er beißt sich die Nägel, er kratzt sich den Kopf, er zieht seine dreckigen Strümpfe in die Höhe, er macht sich jedem ekelhaft und verhaßt und weil er zu faul und egoistisch ist, um zu plaudern und nett zu sein, tut er, als ob er Staatspapiere läse, die er nicht versteht.

Potemkin (brummt, dann wischt er sich die Nase an seinem Schlafrock ab).

Varinka: Schwein! Äh! (Sie kriecht schaudernd vor Ekel in sich zusammen und beteiligt sich nicht am Gespräch.)

Feldwebel (schleicht zu dem Rock hin, hebt ihn auf und hängt ihn wieder auf die Stuhllehne): Väterchen, der englische Rittmeister, der dir so warm empfohlen wurde von dem alten Fritz von Preußen, von dem englischen Gesandten und von Herrn v. Voltaire, möge Gott ihn auf ewig verdammen in seiner unendlichen Gnade (er bekreuzigt sich), der ist im Vorsaal und erbittet eine Audienz.

Potemkin: Zum Teufel mit dem englischen Rittmeister; und zum Teufel mit dem alten Fritz von Preußen; und zum Teufel mit dem englischen Gesandten; und zum Teufel mit dem Herrn v. Voltaire und zum Teufel mit dir!

Feldwebel: Hab Erbarmen mit mir, Väterchen! Du hast einen schweren Kopf heut morgen. Du trinkst zuviel französischen Branntwein und zuwenig guten russischen Kwas.

Potemkin (mit plötzlicher Wut): Wie, werden hochstehende Besucher von einem Feldwebel angemeldet? (Er stürzt sich auf ihn und packt ihn bei der Kehle.) Was soll das, du Hund? Willst du fünftausend Stockschläge haben? Wo ist General Wolkonski?

Feldwebel: Väterchen, du hast Seine Durchlaucht die Treppe hinuntergeworfen.

Potemkin: Du lügst, du Hund, du lügst!

Feldwebel: Väterchen, das Leben ist hart für den Armen. Wenn du sagst: du lügst, dann lüge ich. Er ist die Treppe hinuntergefallen. Ich habe ihn aufgehoben und er hat mir Fußtritte gegeben. Sie geben mir alle Fußtritte, wenn du ihnen Fußtritte gibst. Gott weiß, das ist nicht gerecht, Väterchen.

Potemkin: (lacht kannibalisch und läßt den Feldwebel los, dann kehrt er kichernd an seinen Platz am Tisch zurück).

Varinka: Barbar! Flegel! Es ist eine Schande! Kein Wunder, daß die Franzosen uns als Barbaren verspotten.

Feldwebel: Glaubst du, daß der Fürst den Rittmeister empfangen wird, Täubchen?

Potemkin (blickt ihn düster an): Er wird überhaupt keinen Rittmeister empfangen. Geh zum Teufel!

Feldwebel: Sei barmherzig, Väterchen. Gott weiß, es ist deine Pflicht, ihn zu empfangen. (Zu Varinka.) Bitte du für ihn und für mich, schönes Täubchen. Er hat mir einen Rubel geschenkt.

Potemkin: O schick ihn herein, schick ihn herein und plage mich nicht länger. Kann ich denn nicht einen Augenblick Ruhe haben! (Der Feldwebel grüßt erfreut und eilt hinaus.)

Varinka: Schämst du dich nicht! Du weigerst dich, die bedeutendsten Menschen zu empfangen. Du wirfst Fürsten und Generale die Treppen hinunter, und dann empfängst du einen englischen Rittmeister, bloß weil er diesem gemeinen Soldaten einen Rubel geschenkt hat. Es ist skandalös!

Potemkin: Geliebtes Täubchen, ich bin betrunken; aber ich weiß, was ich tue. Ich will mich mit den Engländern gut stellen.

Varinka: Und du glaubst, du wirst Eindruck auf ihn machen, wenn du ihn empfängst, wie du jetzt bist, halbbetrunken?

Potemkin: Das ist wahr, die Engländer verachten Männer, die nicht trinken können. Ich muß mich ganz betrunken machen. (Er nimmt einen gewaltigen Schluck Kwas.)

Varinka: Vieh! (Der Feldwebel kehrt zurück und führt einen hübschen, kräftig gebauten, jungen englischen Offizier herein, der augenscheinlich mit sich selbst recht zufrieden ist und seiner sozialen Stellung sehr bewußt.)

Feldwebel (gönnerhaft): Väterchen, dies ist der englische Rittmeister, der Freund Ihrer heiligen Majestät der Kaiserin. Gott weiß, er braucht deine Unterstützung und Protektion. (Er bricht ab und flieht, da er sieht, daß Potemkin im Begriff ist, ihm eine Flasche an den Kopf zu werfen.)

Potemkin (leert die Flasche auf einen Zug und schleudert sie zu Boden. Dann, während er sich kaum herabläßt, seinen Besucher anzusehen, den er trotzdem aus dem Augenwinkel beobachtet): Nun?

Edstaston: Mein Name ist Edstaston, Rittmeister Edstaston von den

Gardedragonern. Ich habe die Ehre, Eurer Durchlaucht diesen Brief des britischen Gesandten zu überbringen, in dem Sie alle nötigen Einzelheiten finden werden. (Er reicht Potemkin den Brief.)

Potemkin (reißt ihn auf und sieht ihn etwa eine Fünftelsekunde lang an): Was wollen Sie?

Edstaston: Der Brief wird Eure Durchlaucht darüber aufklären, wer ich bin.

Potemkin: Ich will nicht wissen, wer Sie sind. Was wollen Sie?

Edstaston: Eine Audienz bei der Kaiserin. Und etwas Höflichkeit, wenn ich bitten darf.

Potemkin (spöttisch): So.

Varinka: Mein Oheim empfängt Sie mit ungewöhnlicher Höflichkeit, Rittmeister. Er hat eben einen General die Treppe hinuntergeworfen.

Edstaston: Einen russischen General, Gnädigste?

Varinka: Selbstverständlich.

Edstaston: Ich muß mir die Bemerkung gestatten, Gnädigste, daß Ihr Oheim es lieber nicht versuchen sollte, einen englischen Offizier die Treppe hinunterzuwerfen.

Potemkin: Du möchtest, daß ich dich die Treppe hinaufwerfe, he? Du willst eine Audienz bei der Kaiserin?

Edstaston: Ich habe nichts von Treppenwerfen gesagt, Fürst. Wenn es dazu kommt, werden meine Absätze für mich sprechen. Ihre Majestät hat den Wunsch geäußert, Nachrichten über den Aufstand in Amerika zu empfangen. Ich habe gegen die Aufständischen gedient und bin beauftragt, mich Ihrer Majestät zur Verfügung zu stellen und ihr als Augenzeuge die Kriegsereignisse in diskreter und angenehmer Weise zu schildern.

Potemkin: Pah! Ich weiß schon! Du glaubst, wenn sie erst dein Gesicht und deine Uniform gesehen hat, ist dein Glück gemacht. Du glaubst, wenn sie einen Mann wie mich ertragen konnte, der nur ein Auge hat und noch dazu ein Schielauge, müßte sie dir beim ersten Blick zu Füßen fallen, he?

Edstaston (abgestoßen und entrüstet): Ich glaube nichts dergleichen; und ich möchte Sie ersuchen, das nicht zu wiederholen. Wenn ich russischer Untertan wäre und Sie so mit meiner Königin prahlten, ich schlüge Ihnen mit meinem Säbel ins Gesicht. (Potemkin stürzt sich mit einem Wutschrei auf ihn.) Hände weg, Sie Schwein! (Als Potemkin, der ihn turmhoch überragt, ihn an der Kehle zu packen versucht, stellt Edstaston ihm geschickt ein Bein. Potemkin fällt auf den Rücken.)

Varinka (stürzt hinaus): Hilfe! Ruft die Wache! Der Engländer mordet meinen Oheim! Hilfe! Hilfe!

(Die Wache eilt mit dem Feldwebel herein, Edstaston zieht zwei Pistolen, zielt mit der einen auf den Feldwebel, mit der andern auf Potemkin, der staunend und bedeutend ernüchtert auf der Erde sitzt.)

Edstaston: Stillgestanden! (Zu Potemkin): Schicken Sie die Leute fort, wenn Sie nicht eine Kugel in Ihren dummen Schädel kriegen wollen. (Die Soldaten halten augenblicklich inne und stehen unentschlossen.)

Feldwebel: Väterchen: sag uns, was wir tun sollen. Unser Leben gehört dir, aber Gott weiß, du bist noch nicht reif für den Tod.

Potemkin (in grotesker Selbstbeherrschung): Hinaus!

Feldwebel: Väterchen —

Potemkin (brüllt): Hinaus, alle hinaus! (Sie ziehen sich zurück. Er versucht sich zu erheben und fällt vornüber.) Da. Hilf mir auf, ja? Siehst du nicht, daß ich betrunken bin und nicht aufstehen kann?

Edstaston (argwöhnisch): Sie wollen mich bloß zu fassen kriegen.

Potemkin (kauert sich resigniert gegen den Stuhl, auf dem seine Kleider hängen): Also gut; ich werde bleiben, wo ich bin, weil ich betrunken bin und du Angst vor mir hast.

Edstaston: Zum Kuckuck! Ich habe keine Angst vor Ihnen.

Potemkin: Täubchen, deine Lippen sind die Tore der Wahrheit. Hör mich jetzt an. Du bist Rittmeister Wieheißternur, dein Onkel ist der Graf Wienenntmanihn und dein Vater ist der Bischof von Weristdas, und du bist ein viel verbrechender (verspricht sich) versprechender — ich sagte dir doch, ich sei betrunken — junger Mann, in Cambridge erzogen und auf dem ruhmreichen Schlachtfeld von Bunkerhill zum Rittmeister ernannt: auf die Bitte der Tante Fanny, der Palastdame der Königin, bist du als dienstunfähig aus Amerika nach Hause geschickt worden. Stimmt das, he?

Edstaston: Woher wissen Sie das alles?

Potemkin (phantastisch renommierend): Aus dem Br — Brief, Täubchen, Täubchen, Täubchen, Täubchen, dem Br — Brief, den du mir zeigtest.

Edstaston: Aber Sie haben ihn ja nicht gelesen!

Potemkin (schnalzt mit den Fingern grotesk nach ihm hin): Nur ein Auge, Täubchen, ein Schielauge. Sieht alles, liest Br — Briefe auf den e — er — ersten Blick. Gib mir doch mal die Essigflasche. Die grüne Flasche dort. Nur um mich nüchtern zu machen. Zu betrunken, um or — ordentlich zu sprechen. Sei so freundlich, Täubchen. Die gr — grüne Flasche. Ich hol sie mir selbst. (Er streckt seine Hand auf den Tisch hinauf und greift nach der grünen Flasche, aus der er einen tiefen Zug tut. Er schneidet eine Grimasse und rülpst herzzerreißend. Dann wirft er die Flasche fort und erhebt sich taumelnd. Seine Aussprache ist jetzt klar und sein Benehmen verhältnismäßig würdig): Junger Mann, Trunkenheit ist nicht besser als Nüchternheit, aber sie macht einen glücklicher. Güte ist nicht Glück. Das ist ein Epigramm, haha! (Kommt nahe an Edstaston heran.) Hör mal, Täubchen, du mußt nicht mit Pistolen in der Tasche zu Hof gehen.

Edstaston: Ich habe sie ganz verwendbar gefunden.

Potemkin: Unsinn! Ich bin dein Freund. Du hast meine Absicht mißverstanden, weil ich betrunken war. Ich will dir beweisen, daß ich dein Freund bin. Nimm ein paar Diamanten. (Brüllend) Hallo, ihr Hunde! ihr Schweine! Hallo! (Er schlägt mit den Flaschen und Gläsern gegeneinander wie in einer Kneipe. Der Feldwebel tritt ein.)

Feldwebel: Gott sei gelobt, Väterchen. Du bist uns erhalten geblieben.

Potemkin: Laß ein paar Diamanten herbringen. Einen Haufen Diamanten. Und Rubine. Mach daß du fortkommst. (Der Feldwebel verschwindet.) Steck deine Pistolen ein, Täubchen. Ich will dir ein paar mit goldenen Griffen schenken. Ich bin dein Freund.

Edstaston (steckt seine Pistolen etwas widerwillig zu sich): Durchlaucht wissen doch, daß es Unannehmlichkeiten geben wird, wenn ich vermißt werde oder wenn mir irgend etwas zustößt?

Potemkin: Nenn mich Väterchen.

Edstaston: Das ist in England nicht Sitte.

Potemkin: Ihr habt kein Herz, ihr Engländer! Herz! Herz! (Er schlägt sich auf die rechte Brust.)

Edstaston: Verzeihen Sie, Durchlaucht, Ihr Herz befindet sich auf der andern Seite.

Potemkin: Wahrhaftig? Du bist gelehrt: du bist wohl ein Doktor? Ihr Engländer seid wundervoll. Wir sind Barbaren, betrunkene Schweine. Katharina weiß das nicht. Aber wir sind es. Katharina ist eine Deutsche. Aber ich habe ihr ein russisches Herz gegeben. (Er will sich wieder auf die Brust klopfen.)

Edstaston: Die andere Seite, Durchlaucht.

Potemkin (weinerlich): Täubchen, ein echter Russe hat auf beiden Seiten ein Herz. (Ein Diener tritt mit einem Pokal ein, der mit kostbaren Steinen gefüllt ist.) Hinaus! (Er stößt mit dem Fuß nach dem Diener, der mit Würde ausreißt.) Nimm ein paar Diamanten, Täubchen, nimm eine Faust voll. (Er nimmt eine Handvoll und läßt die Steine durch seine Finger in den Pokal zurückgleiten, den er dann Edstaston hinreicht.)

Edstaston: Ich danke, ich nehme keine Geschenke.

Potemkin: Du lehnst ab?

Edstaston: Ich danke Eurer Durchlaucht, aber es entspricht nicht den Gewohnheiten eines englischen Gentlemans, derartige Geschenke anzunehmen.

Potemkin: Bist du wirklich ein Engländer? (Edstaston verneigt sich.) Du bist der erste Engländer, der je etwas abgelehnt hat, was er kriegen konnte, — nach meinen Erfahrungen. (Er stellt den Pokal auf den Tisch, dann wendet er sich wieder an Edstaston.) Hör mal, Täubchen. Du bist ein Ringkämpfer, ein ausgezeichneter Ringkämpfer. Du hast mich wie durch

Zauberei auf den Rücken geworfen, obgleich ich dich mit einer Hand aufheben könnte. Täubchen, du bist ein Riese, ein Held.

Edstaston: Man ringt recht gut bei mir zu Hause.

Potemkin: Ich habe einen Türken, der Ringkämpfer ist, ein Kriegsgefangener. Du wirst mich auf meinem Schloß in der Krim besuchen und wirst mit ihm für mich ringen. Ich werde eine Million Rubel auf dich setzen.

Edstaston (wütend): Hol Sie der Teufel. Halten Sie mich für einen Preiskämpfer? Wie können Sie es wagen, mir einen solchen Vorschlag zu machen?

Potemkin: Täubchen, dir kann man es nie recht machen. Magst du mich nicht leiden?

Edstaston: Nun, in gewissem Sinne doch, obgleich ich nicht weiß, warum eigentlich. Aber ich habe den Befehl, bei der Kaiserin vorzusprechen und —

Potemkin: Täubchen, du sollst die Kaiserin sehn. Eine wunderbare Frau, die größte Frau der Welt. Aber laa — laß dir raa — raten. Ha, noch immer betrunken. Sie tun Wasser in meinen Essig (er schüttelt sich, räuspert sich und fährt nüchtern fort.) Wenn Katharina an dir Gefallen findet, kannst du alles verlangen, Rubel, Diamanten, Paläste, Titel, Orden, was du nur willst. Alles wird dann für dich erreichbar sein: Feldmarschall, Admiral, Minister, was du willst — nur nicht Zar.

Edstaston: Ich werde überhaupt nichts verlangen. Glauben Sie, ich sei ein Abenteurer und ein Bettler?

Potemkin: Warum nicht, mein Täubchen? Ich war ein Abenteurer, ich war ein Bettler.

Edstaston: O Sie —!

Potemkin: Na, was stimmt bei mir nicht?

Edstaston: Sie sind ein Russe, das ist etwas anderes.

Potemkin: Täubchen, ich bin ein Mann; und du bist ein Mann; und Katharina ist ein Weib. Das Weib bringt uns alle auf den Generalnenner. Wieder ein Epigramm! Hoffentlich verstehst du's. Du hast doch Universitätsbildung, Täubchen. Ich nämlich auch.

Edstaston: Gewiß, ich bin ein Kunstjünger.

Potemkin: Es genügt, daß du jung bist. Für die Kunst wird Katharina schon sorgen. Haha! Schon wieder ein Epigramm. Ich bin heute im Zuge!

Edstaston: Ich muß Eure Durchlaucht bitten, das Thema zu wechseln. Als Besucher Rußlands bin ich Gast der Kaiserin; und ich muß Ihnen offen sagen, daß ich weder das Recht noch die Lust habe, von Ihrer Majestät in leichtfertigem Ton zu sprechen.

Potemkin: Du hast Gewissensskrupel?

Edstaston: Ich habe die Skrupel eines Gentlemans.

Potemkin: In Rußland hat ein Gentleman keine Skrupel. In Rußland sehen wir den Tatsachen ins Auge.

Edstaston: In England, Fürst, sieht ein Gentleman niemals einer Tatsache ins Auge, wenn es eine unangenehme Tatsache ist.

Potemkin: Im wirklichen Leben, mein Täubchen, sind alle Tatsachen unangenehm. Wieder ein Epigramm! Wo ist mein verdammter Kanzler? Diese Perlen müßten niedergeschrieben und für die Nachwelt aufbewahrt werden. (Er eilt an den Tisch, setzt sich und ergreift eine Feder. Dann besinnt er sich): Aber ich habe dich noch nicht gebeten, Platz zu nehmen. (Er steht auf und geht an den andern Stuhl.) Ich bin ein Wilder, ein Barbar. (Er wirft das Hemd und den Rock über den Tisch weg auf den Boden und legt seinen Säbel auf den Tisch.) Nimm Platz, Rittmeister.

Edstaston: Danke. (Setzt sich.)

Potemkin (nimmt seinen Platz wieder ein): Apropros, was für einen Rat wollte ich dir vorhin geben?

Edstaston: Da Sie ihn nicht gegeben haben, weiß ich es nicht. Erlauben Sie mir hinzuzufügen, daß ich Sie nicht um Ihren Rat gebeten habe.

Potemkin: Ich gebe ihn dir ungebeten, du entzückender Engländer. Jetzt fällt er mir ein. Es war das: versuche nicht, Kaiser von Rußland zu werden.

Edstaston (erhebt sich erstaunt): Ich habe nicht die geringste Absicht...

Potemkin: Jetzt nicht, aber die wird schon kommen. Mein Wort darauf. Es wird dir als eine blendende Idee erscheinen, Gewissensbisse zu haben und den Segen der Kirche für deine Vereinigung mit Katharina zu verlangen. Der Tag, wo du an —

Edstaston: Meine Vereinigung mit Katharina? Ihr seid verrückt —

Potemkin: Der Tag, wo du an derartiges denkst, wird der Tag deines Verderbens sein. Übrigens bringt es kein Glück, Katharinas Gatte zu sein. Du weißt, was Peter zugestoßen ist.

Edstaston (kurz, indem er sich wieder setzt): Ich wünsche nicht, darüber zu reden.

Potemkin: Du glaubst, sie hat ihn ermordet?

Edstaston: Ich weiß, daß man es erzählt hat.

Potemkin (erhebt sich, mit Donnerstimme): Es ist eine Lüge. Orloff hat ihn ermordet. (Setzt sich wieder, gelassen): Er hat mir auch mein Auge ausgeschlagen. Aber ich wurde trotz alledem sein Nachfolger. Und ich muß dir leider sagen, Täubchen: wenn du Kaiser wirst, werde ich dich ermorden.

Edstaston (steht auf): Ich danke bestens. Der Fall wird nicht eintreten. Ich habe die Ehre, Eurer Durchlaucht guten Morgen zu wünschen.

Potemkin (springt auf und hält ihn auf seinem Weg zur Tür an): Unsinn. Ich werde dich jetzt schnurstracks zur Kaiserin bringen. Zum Teufel auch, Mensch, ich muß doch dem britischen Gesandten den Gefallen tun und dem französischen Gesandten und dem alten Fritz und dem Herrn von Voltaire und der ganzen anderen Bande. (Er schreit): Varinka! (zu Edstaston, gefühlvoll): Varinka wird dich überreden: niemand kann Varinka irgend etwas abschlagen. Meine Nichte, ein Juwel, versichere ich dir. Schön, treu, bezaubernd — (er ruft wieder): Varinka! Wo bist du, zum Teufel?

Varinka (kehrt zurück): Ich mag nicht, daß man nach mir schreit. Du hast eine Stimme wie ein Bär und Manieren wie ein Kesselflicker.

Potemkin: Schscht! Schscht! Kleines Engelmütterchen, du mußt dich benehmen vor dem englischen Rittmeister. (Er geht hinter den Tisch, zieht seinen Schlafrock aus, wirft ihn über die Papiere und die Frühstücksreste, nimmt das Hemd und den Rock vom Boden und verschwindet hinter die spanische Wand.)

Edstaston: Meine Gnädigste! (Er verbeugt sich.)

Varinka (höflich): Monsieur le Capitaine —

Edstaston: Ich muß mich wegen der Störung, die ich verursacht habe, entschuldigen, Gnädigste.

Potemkin (hinter der spanischen Wand): Du sollst sie nicht Gnädigste nennen, du mußt sie Mütterchen nennen und schönes Täubchen.

Edstaston: Mein Respekt vor der Dame wird das nicht gestatten.

Varinka: Respekt? Wie können Sie die Nichte eines Wilden respektieren?

Edstaston (mißbilligend): Oh, Gnädigste!

Varinka: Der Himmel ist mein Zeuge, englisches Väterchen, wir brauchen einen Menschen, der keine Angst vor ihm hat. Er ist so stark Ich hoffe, Sie werden ihn noch recht oft zu Boden werfen

Potemkin (hinter der spanischen Wand): Varinka!

Varinka: Ja?

Potemkin: Geh und schau durchs Schlüsselloch des kaiserlichen Schlafzimmers und sag mir, ob die Kaiserin schon wach ist.

Varinka: Fi donc. Ich sehe nicht durch Schlüssellöcher!

Potemkin (kommt zum Vorschein, nachdem er sein Hemd und den diamantenbesäten Rock angelegt hat): Du bist schlecht erzogen, Täubchen. Welche Dame oder welcher Herr würde unangemeldet ein Zimmer betreten, ohne erst durchs Schlüsselloch zu sehen? (Er nimmt seinen Säbel vom Tisch und schnallt ihn um): Die Hauptsache im Leben ist die Einfachheit und durch Schlüssellöcher zu sehen ist das Einfachste von der Welt. Schon wieder ein Epigramm, das fünfte heute morgen. Wo bleibt mein Idiot

von einem Kanzler? Wo bleibt Popoff? (Edstaston schüttelt sich vor unterdrücktem Lachen. Potemkin zufrieden): Täubchen, du weißt mein Epigramm zu schätzen.

Edstaston: Verzeiht. Pop off! Haha, ich muß lachen! Apropos, wie heißt er wirklich, falls ich ihm begegnen sollte?

Varinka: Wie er wirklich heißt? Popoff natürlich. Warum lachst du, Väterchen?

Edstaston: Wie kann ein Mensch, der Sinn für Humor hat, dabei nicht lachen? Pop off — (er schüttelt sich vor Lachen)

Varinka (sieht ihren Onkel an und berührt vielsagend ihre Stirne).

Potemkin (beiseite zu Varinka): Nein: nur englisch. Er wird Katharina Spaß machen. (Zu Edstaston) Komm. Du sollst der Kaiserin den Spaß erzählen. Sie bildet sich was ein auf ihren Humor. (Er nimmt ihn beim Arm und führt ihn nach der Tür.)

Edstaston (leistet Widerstand): Nein, wahrhaftig —

Potemkin: Rede du ihm zu, Engelmütterchen.

Varinka (nimmt seinen andern Arm): Ja, ja, ja, englisches Väterchen, Gott weiß, es ist deine Pflicht, tapfer zu sein und der Kaiserin deine Aufwartung zu machen. Komm.

Edstaston: Nein. Ich möchte lieber . . .

Potemkin (schleppt ihn vorwärts): Komm.

Varinka (zieht ihn schmeichelnd vorwärts): Komm, Liebling, mir kannst du das nicht abschlagen.

Edstaston: Aber ich kann nicht —

Potemkin: Warum nicht? Sie wird dich nicht fressen.

Varinka: Sicher wird sie das, aber du mußt mitkommen.

Edstaston: Ich versichere Ihnen, es ist ganz ausgeschlossen.

Varinka: Du kannst mir das nicht abschlagen.

Potemkin: Komm vorwärts, Täubchen.

Edstaston (kämpfend): Unmöglich.

Varinka: Komm, komm, komm.

Edstaston: Nein, glauben Sie mir, ich will nicht, ich —

Varinka: Trag ihn, Onkel.

Potemkin (nimmt ihn auf seinen Arm, wie ein Vater, der seinen kleinen Jungen trägt): Ja, ich will dich tragen.

Edstaston: Verdammt nochmal, das ist lächerlich!

Varinka (umfaßt seine Knöchel und tanzt, während er hinausgetragen wird): Du mußt mitkommen. Wenn du so mit den Beinen um dich schlägst, wirst du mir ein blaues Auge stoßen.

Potemkin: Komm, Baby, komm. (Damit sind sie schon durch die Tür gegangen und außer Hörweite.)

Zweite Szene

Das petit lever der Kaiserin. Die Mitteltüren sind geschlossen. Wer durch sie eintreten würde, fände links auf einer Estrade mit zwei breiten Stufen ein wunderbares Himmelbett. Dahinter in der Holzfüllung eine kleine Tür, die in das Toilettezimmer der Kaiserin führt. Neben dem Bett ein vergoldeter Stuhl mit dem kaiserlichen Wappen in Schnitzarbeit und bestickt mit dem kaiserlichen Monogramm.

Das diensttuende Gefolge, das in zwei melancholischen Reihen steht, erwartet feierlich und gelangweilt das Erwachen der Kaiserin. Die Fürstin Lieven steht mit zwei Damen etwas im Vordergrund der Höflingsschar beim Thronsessel. Es herrscht Stille, nur unterbrochen durch das Gähnen und Geflüster der Höflinge. Naryschkin, der Kammerherr, steht am Kopfende des Bettes. Ein lautes Gähnen wird vom Bett aus hörbar.

Naryschkin (mit warnendem Finger): Schschschschsch! (Die Höflinge hören zu flüstern auf und stellen sich in Positur. Todesstille. Aus den Vorhängen tönt ein Glockenzeichen. Naryschkin, die Fürstin und die zwei Damen ziehen diese feierlich zurück und enthüllen die Kaiserin den Blicken.)

(Katharina wendet sich auf den Rücken und streckt sich.)

Katharina (gähnend): Heio-ah-jah-ah-au! Wie spät ist es?

Naryschkin (zeremoniell): Ihre Majestät die Kaiserin ist erwacht. (Das Gefolge fällt auf die Knie.)

Alle: Guten Morgen, Majestät.

Katharina (setzt sich plötzlich auf): O steht auf, steht auf! (Alle erheben sich.) Eure Etikette langweilt mich. Kaum bin ich morgens aufgewacht, gehts damit los. (Gähnt wieder und fällt schläfrig in ihre Kissen zurück.) Warum machen sie das, Naryschkin?

Naryschkin: Gott weiß, nicht deinetwegen, Mütterchen. Aber sieh mal, wenn du nicht eine große Königin wärst, wären sie alle überhaupt nichts.

Katharina (setzt sich auf): Sie verlangen das von mir, ihrer eigenen kleinen Würde zuliebe? He?

Naryschkin: Ganz sicher. Und auch weil du sie peitschen lassen kannst, liebes Mütterchen, wenn sie es nicht täten.

Katharina (springt energisch aus dem Bett und setzt sich auf den Bettrand): Peitschen! Ich! Eine liberale Kaiserin, eine Philosophin. Du bist ein Barbar, Naryschkin! (Sie erhebt sich und wendet sich zu den Höflingen, dann wieder zu Naryschkin.) Und überhaupt, als ob mir daran läge! Du solltest endlich wissen, daß ich offenherzig und originell veranlagt bin wie ein Engländer. (Sie geht ruhelos umher.) Nein, was mich an all dieser Etikette rasend macht, ist der Gedanke, daß ich der einzige Mensch in

Rußland bin, der kein Vergnügen von der Kaiserin hat. Ihr alle freut euch über mich. Ihr sonnt euch in meinem Lächeln. Ihr empfangt Titel und Ehre und Gunst von mir. Ihr seid geblendet von meiner Krone und von meinen Kleidern. Ihr fühlt euch erhoben, wenn ihr meiner Gegenwart gewürdigt werdet und wenn ich euch ein gnädiges Wort gebe, redet ihr noch eine Woche hinterher mit jedem Menschen drüber, der euch in den Weg läuft. Aber was habe ich von all dem? Nichts. (Sie wirft sich in den Stuhl.) Ich trage eine Krone, bis mir mein Nacken weh tut. Ich muß dastehn und majestätisch dreinschaun, bis ich dem Umfallen nahe bin. Ich muß häßlichen alten Gesandten zulächeln und jungen und hübschen mit Stirnrunzeln den Rücken kehren. Niemand gibt mir irgend etwas. Als ich bloß Großfürstin war, gab mir der englische Gesandte Geld, sooft ich welches haben wollte, oder vielmehr sooft er von meiner seligen Vorgängerin Elisabeth (der Hof verneigt sich bis zur Erde) irgend etwas erlangen wollte. Aber jetzt, da ich Kaiserin bin, gibt er mir niemals eine Kopeke. Wenn ich Kopfschmerzen habe oder Leibschmerzen, beneide ich die Scheuerfrauen. Und ihr seid mir nicht ein bißchen dankbar für all meine Mühe um euch, für all meine Arbeit, mein Denken, meine Müdigkeit, meine Leiden.

Fürstin Lieven: Weiß Gott, Mütterchen, wir flehen dich alle an: gönne deinem wunderbaren Gehirn ein wenig Ruhe. Daher rührt dein Kopfschmerz. Monsieur Voltaire hat auch Kopfweh. Sein Gehirn ist genau wie deines.

Katharina: Lieven, was bist du für eine Lügnerin! Und du denkst, du schmeichelst mir! Laß dir sagen, ich gäbe für das Gehirn aller Philosophen Frankreichs keinen Rubel. Was steht heute auf der Tagesordnung?

Naryschkin: Das neue Museum, Mütterchen, aber das Modell wird erst heute abend fertig.

Katharina (erhebt sich eifrig): Ja, das Museum. Eine geistig hochstehende Hauptstadt muß ein Museum haben. (Sie durchschreitet das Zimmer im Vollbewußtsein der Wichtigkeit des Museums.) Es soll eins von den Weltwundern werden! Ich muß Prachtexemplare haben, Pracht-, Pracht-, Prachtexemplare.

Naryschkin: Du bist heute gut gelaunt, Mütterchen!

Katharina (mit plötzlichem Leichtsinn): Ich bin immer gut gelaunt, selbst wenn kein Mensch mir meine Pantoffeln bringt. (Sie eilt zum Stuhl, setzt sich und streckt ihre Beine aus. Die beiden Damen stürzen, jede mit einem Pantoffel, ihr zu Füßen. Katharina, im Begriff die Füße hineinzustecken, wird durch Lärm im Vorzimmer gestört.)

Potemkin (trägt Edstaston durch das Vorzimmer): Gegenwehr ist zwecklos! Komm mit, süßes kleines Täubchen, komm zum Mütterchen! (Er singt.)

Vorwärts, Baby,
Baby, Baby,
Kleines Baby, Bubi —

Varinka (singt denselben Knüttelvers im Kanon, ein drittes Mal):
Vorwärts, Baby usw. usw.

Edstaston (versucht sich Gehör zu verschaffen): Nein, nein. Der Spaß geht zu weit. Ich protestiere. Laßt mich los! Zum Henker nochmal, ihr sollt mich loslassen! Zum Kuckuck. Nein, nein! Laßt doch dies Narrenspiel sein, wir haben für solche Dinge in England kein Verständnis. Ich falle in Ungnade. Laßt mich los.

Katharina: Was für ein schrecklicher Lärm! Das ist Fürst Potemkin. Naryschkin, sieh nach, was es gibt.

Naryschkin (geht zur Tür, ruft von dort): Mütterchen, ein Ausländer.

(Katharina springt wieder ins Bett zurück, deckt sich zu und stellt sich schlafend. Potemkin, dem Varinka folgt, trägt Edstaston herein, wirft ihn wie einen Sack an das Fußende des Bettes und wird durch diese Anstrengung bis zur Kabinettür geschleudert. Varinka geht auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers. Katharina springt, flammend vor Zorn, auf, stößt Edstaston auf den Fußboden, steigt aus dem Bett auf die Estrade hinauf und wendet sich mit so schrecklichem Ausdruck zu Potemkin, daß alle hastig niederknien mit Ausnahme von Edstaston, der in ärgerlicher Verwirrung am Fußboden zappelt.)

Katharina: Potemkin, was unterstehst du dich? (Blickt auf Edstaston.) Was ist das?

Potemkin (weinerlich): Ich weiß nicht. Ich bin betrunken. Was ist das, Varinka?

Edstaston (erhebt sich strauchelnd): Majestät, dieser betrunkene Schuft —

Potemkin: Da — das ist wahr. Be — betru — trunkener Schuft. Er hat meine Tru — Trun — Trunkenheit aus — ausgenützt. Sagte: bring mich zum kl — klei — kleinen Engelmütterchen. Bring mich zur schö — schö — schönen Kaiserin. Bring mich zur grö — gröö — größten Frau der Erde. Das hat er gesagt. Ich brachte ihn. Das war unrecht. Ich bin nicht nüch — nüchtern —

Katharina: Es ist schon mancher wegen geringerer Vergehen in Sibirien nüchtern geworden, Fürst.

Potemkin: Geschah ihm recht. Eine wi — widerliche Gewohnheit. Frag Varinka.

Varinka: Es ist wahr. Er trinkt wie ein Schwein.

Potemkin (klagend): Nein: nicht wie ein Schwein. Wie ein Fürst. Das M — Mütterchen hat den armen Potemkin zum Fürsten gemacht. Wa — wa — was soll mir das Fürstsein, wenn ich nicht trinken darf?

Katharina (beißt sich auf die Lippen, unterdrückt ein Lachen): Geh. Ich bin beleidigt.

Potemkin: Nicht schelten, Mütterchen.

Katharina: Geh.

Potemkin (erhebt sich unsicher): Ja: geh. Ab — adieu, adieu. Sehr schläfrig. Be — besser sch — schlafen gehn als nach Sibirien. Schl — schlafen gehn in M — Mütterchens Bett. (Er tut, als wollte er in Katharinas Bett steigen und fällt wie ein Klotz zu Boden, wo er scheinbar bewußtlos liegen bleibt.)

Fürstin Lieven: Es ist ein Skandal. Eine Beleidigung der kaiserlichen Majestät!

Katharina: Lieven, du hast keinen Sinn für Humor. (Sie steigt hinunter auf den Fußboden und betrachtet Potemkin nachsichtig. Er gluckst viehisch. Ein Gefühl des Widerwillens überkommt sie): Schwein! (Sie gibt ihm, so heftig sie kann, einen Fußtritt): Oh, ich habe mir die Zehe gebrochen! Vieh! Bestie!

Potemkin (sieht, von dem Stoß geweckt, zu ihr empor und grunzt fragend): Hä???

Katharina: Die Lieven hat ganz recht. Hörst du?

Potemkin: Wenn ich meine Mei — Meinung über die Lieven sagen soll, meine Mei — Meinung ist, daß Lieven betrunken ist. Skandalös! Der arme Potemkin geht schl — schlafen. (Er verfällt wieder in seine betrunkene Betäubung.)

Katharina (jetzt nur Nachsicht): Laßt ihn liegen. Laßt ihn seinen Rausch ausschlafen. Wenn er hinausgeht, gerät er doch nur für den Rest des Tages in eine Spelunke und in üble Gesellschaft. Da. (Sie nimmt ein Kissen vom Bett und legt es ihm unter den Kopf. Dann wendet sie sich an Edstaston, betrachtet ihn mit vollkommener Würde und fragt Varinka in ihrer königlichsten Art): Varinka, wer ist dieser Herr?

Varinka: Ein ausländischer Rittmeister. Ich kann seinen Namen nicht aussprechen. Ich glaube, er ist verrückt. Er kam zum Fürsten und sagte, er müsse Eure Majestät sehn. Er kann von nichts anderm sprechen. Wir konnten ihn nicht davon abbringen.

Edstaston: Oh, Majestät, ich bin vollkommen bei Vernunft. Ich bin in der Tat Engländer. Ich hätte es mir nie einfallen lassen, Eurer Majestät ohne die einwandfreiesten Empfehlungsschreiben zu nahen. Ich habe Briefe vom englischen Gesandten, vom preußischen Gesandten. Aber alle Leute versicherten mir, Fürst Potemkin würde niemandem gestatten, sich Eurer Majestät zu nähern —

Potemkin (unterbricht die Unterhaltung durch ein qualvolles, röchelndes Stöhnen, als wenn ein Esel zu schreien anfängt.) !!!!

Katharina (wie ein Fischweib): Schweig, du Hund! (Nimmt wieder ihr imponierendes kaiserliches Wesen an): Sie wissen sicher, mein Herr, wie ein Gentleman sich einer Herrscherin zu nähern hat?

Edstaston: Jawohl, Majestät, aber ich habe mich Ihnen nicht genähert, man schleppte mich zu Ihnen.

Katharina: Aber Sie erlaubten dem Fürsten, Sie zu schleppen.

Edstaston: Keineswegs, Majestät. Ich habe mit aller Macht dagegen protestiert. Diese Dame kann es bezeugen.

Varinka (scheinbar entrüstet): Ja, du hast protestiert. Aber trotz alledem warst du sehr, sehr, sehr begierig darauf, Ihre kaiserliche Majestät zu sehn. Du wurdest feuerrot, wenn der Fürst von ihr sprach. Du drohtest, ihm mit dem Säbel ins Gesicht zu schlagen, denn du fandest, daß er nicht begeistert genug von ihr sprach! (Zu Katharina): Glauben Sie mir, er hat Eure kaiserliche Majestät schon früher einmal gesehen.

Katharina (zu Edstaston): Haben Sie mich schon einmal gesehn?

Edstaston: Bei der Parade, Majestät.

Varinka: Aha. Ich wußte es. Eure Majestät trugen Husarenuniform. Er hat Eure Majestät in ihrer ganzen Pracht und Würde gesehen. Oh, er hat gewagt, Eure Majestät zu bewundern. Eine solche Unverschämtheit ist nicht zu ertragen.

Edstaston: Ganz Europa macht sich dieser Unverschämtheit schuldig, Gnädigste.

Fürstin Lieven: Ganz Europa begnügt sich damit, dies in respektvoller Entfernung zu tun. Man kann sehr wohl die Politik Ihrer Majestät und ihre Bedeutung auf literarischem und philosophischem Gebiet bewundern, ohne in das kaiserliche Schlafgemach einzudringen.

Edstaston: Ich weiß nichts von der Bedeutung Ihrer Majestät auf philosophischem oder literarischem Gebiet. Ich maße mir nicht an, für solche Dinge Verständnis zu haben. Ich spreche vom Standpunkt eines praktischen Menschen. Und ich habe nie gewußt, daß Ausländer überhaupt Politik treiben. Ich dachte immer: die Politik sei Sache des Herrn Pitt.

Varinka: Weswegen hast du dann Ihre Majestät bewundert, wenn ich bitten darf?

Edstaston (verwirrt): Nun — ich — ich — ich — ich habe nämlich — ich — (Er stottert, bis er verstummt.)

Katharina (nach einer Pause): Wir warten auf Ihre Antwort.

Edstaston: Aber ich habe nie behauptet, daß ich Eure Majestät bewundere. Die Dame hat meine Worte verdreht.

Varinka: Du bewunderst sie also nicht?

Edstaston: Nun ich — natürlich — selbstverständlich — ich kann nicht leugnen, daß ihr die Uniform sehr gut stand — vielleicht ein wenig unweib-

lich war es — aber — (Totenstille. Katharina und der Hof lassen ihn nicht aus den Augen. Er ist entsetzlich verlegen.)

Katharina (mit kalter Majestät): Nun, mein Herr, ist das alles, was Sie zu sagen haben?

Edstaston: Es war doch kein Verbrechen zu bemerken, daß — (Er hält wieder inne.)

Katharina: Was zu bemerken —?

Edstaston: Nun, daß Majestät ganz — ganz — wenn ich mich so ausdrücken darf — daß es ganz natürlich für einen Mann ist, Eure Majestät zu bewundern, auch wenn er kein Philosoph ist.

Katharina (lächelt plötzlich und reicht ihm die Hand zum Kusse): Schmeichler.

Edstaston (küßt ihr die Hand): Oh, durchaus nicht. Majestät sind sehr gütig. Ich war sehr ungeschickt, aber nicht mit Absicht. Ich bin ziemlich blöd, fürcht ich.

Katharina: Blöd? Ganz und gar nicht. Mut, Rittmeister, Er gefällt uns. (Er fällt auf die Knie. Sie nimmt seinen Kopf in ihre Hände und wendet sein Gesicht empor; dann fügt sie hinzu): Er gefällt uns sehr. (Er verneigt sich beinahe bis auf die Erde.) Das petit lever ist vorüber. (Sie geht ins Ankleidezimmer, von der Fürstin Lieven und den beiden Damen begleitet.)

Varinka: Glückliches Väterchen! Vergiß nicht: dies habe ich für dich getan. (Sie läuft hinter der Kaiserin hinaus.)

(Edstaston erhebt sich verwirrt und der Hofstaat zieht sich durch die Mitteltür zurück, wobei sich alle mit offenkundiger Ehrerbietung und tiefen höflichen Knixen und Verneigungen von ihm verabschieden. Er erwidert jede Verbeugung mit einem nervösen Kopfnicken und wendet sich ab, nur um wieder einen Höfling vor sich zu sehen, der sich von der andern Seite her verneigt. Als alle, außer Edstaston fort sind, springt Potemkin heftig auf.)

Potemkin: Das hast du gut gemacht, Täubchen. Herrlich! Wundervoll.

Edstaston (erstaunt): Soll das heißen, daß Sie gar nicht betrunken sind?

Potemkin: Nicht vollständig besoffen, Täubchen; nur diplomatisch angeheitert. Als betrunkenes Schwein hab ich in fünf Minuten für dich getan, was ich als nüchterner Mensch in fünf Monaten nicht zuwege gebracht hätte. Dein Glück ist gemacht. Sie liebt dich.

Edstaston: Hol's der Teufel.

Potemkin: Was?? Du bist nicht entzückt?

Edstaston: Entzückt? Gerechter Himmel, Mensch! Ich bin verlobt und will heiraten.

Potemkin: Was tut das? Sie ist in England, nicht wahr?

Edstaston: Nein. Sie ist soeben in Sankt Petersburg angekommen.

Fürstin Lieven (tritt ein): Rittmeister Edstaston, die Kaiserin ist angekleidet und befiehlt Ihre Gegenwart.

Edstaston: Sagen Sie, ich sei schon fortgewesen, als Sie mit Ihrer Botschaft gekommen seien. (Er eilt hinaus und läßt die Fürstin und Potemkin einander anstarrend zurück.)

Naryschkin (kommt nach vorn): Sie wird ihn knuten lassen. Er ist ein toter Mann. (Er kichert.)

Fürstin Lieven: Was soll ich tun? Ich kann der Kaiserin eine solche Antwort nicht überbringen.

Potemkin: Pppppp-wwwww-rrrrrr. (Ein langes Schnauben, das in ein Geheul übergeht. Er spuckt aus): Ich muß jemandem einen Fußtritt geben.

Naryschkin (flieht eilig durch die Mitteltür): Nein, nein, bitte nicht.

Fürstin Lieven (hält Potemkin verzweifelt an, als er im Begriff ist, dem Schatzkanzler nachzueilen): Gib mir einen Tritt. Mach mich zum Krüppel. Dann habe ich eine Entschuldigung, daß ich nicht zu ihr zurückkehre. Stoß zu!

Potemkin: Ach! (Er schleudert sie auf das Bett und stürzt hinter Naryschkin her.)

Dritte Szene

Eine Gartenterrasse mit dem Blick auf die Newa. Claire lehnt an der Brüstung. Edstaston stürzt herein. Mit einem Schrei des Entzückens schlingt sie ihre Arme um seinen Hals.

Claire: Täubchen!

Edstaston (schneidet eine Grimasse): Nenn mich nicht Täubchen.

Claire (erstaunt und grausam enttäuscht): Warum nicht?

Edstaston: Ich bin den ganzen Morgen Täubchen genannt worden --

Claire (mit einem Aufflackern von Eifersucht): Von wem?

Edstaston: Von allen Leuten. Von dem unerhörtesten Schweinehund. Und wenn wir diese entsetzliche Stadt nicht sofort verlassen, sofort, hörst du, dann wird mich auch die Kaiserin noch Täubchen nennen.

Claire: Das wird sie nicht wagen. Hast du ihr gesagt, daß du mit mir verlobt bist?

Edstaston: Keine Spur.

Claire (unangenehm berührt): Warum nicht?

Edstaston: Nun, hauptsächlich weil ich nicht möchte, daß man dich knutet und mich aufhängt oder nach Sibirien schickt.

Claire: Um alles in der Welt, was meinst du?

Edstaston: Nun, kurz und gut: — halt mich nicht für einen Gecken,

Claire. Die Sache ist zu ernst, um beschönigt zu werden: ich habe die Kaiserin gesehn und —

Claire: Nun, du wolltest sie ja sehn.

Edstaston: Ja, und die Kaiserin hat mich gesehn.

Claire: Ich weiß. Sie hat sich in dich verliebt.

Edstaston: Woher weißt du das?

Claire. Als ob ein Mensch dem entginge, Liebster.

Edstaston: O mach dich nicht lustig über mich. Aber wenn es auch eingebildet klingt, so schmeichle ich mir doch, besser auszusehn als Potemkin und die andern Schweine, an die sie gewöhnt ist. Wie dem auch sei, ich trau mich nicht, hierzubleiben.

Claire: Natürlich darfst du nicht hierbleiben. Du mußt sofort nach England zurückkehren. Mama wird wütend sein, daß sie packen muß und den Hofball heute abend versäumt, aber ich kann ihr nicht helfen. Soll ich ihr sagen, daß sie geknutet wird, wenn wir hierbleiben?

Edstaston: Tu das, Liebste. (Er küßt sie und läßt sie los, denn er erwartet, daß sie in das Haus hineinlaufen wird.)

Claire (macht eine gedankenvolle Pause): Ist sie — ist sie hübsch, wenn man sie aus nächster Nähe sieht?

Edstaston: Kein Vergleich mit dir, Liebste.

Claire: Du hast sie also aus nächster Nähe gesehen?

Edstaston: Ziemlich.

Claire: Wirklich? Wie nahe? Nein, das ist dumm von mir. Ich will Mama Bescheid sagen. (Während sie abgeht, tritt Naryschkin mit dem Feldwebel und einem Trupp Soldaten ein): Was wollen Sie hier?

(Der Feldwebel geht auf Edstaston los, fällt auf die Knie und zieht ein Paar prachtvoller Pistolen mit goldenen Griffen hervor. Er faßt sie an den Läufen und hält sie Edstaston hin.)

Naryschkin: Rittmeister Edstaston, Seine Durchlaucht, Fürst Potemkin, schickt Ihnen die versprochenen Pistolen.

Feldwebel: Nimm sie, Väterchen und vergiß uns arme Soldaten nicht, die sie dir gebracht haben, denn Gott weiß, wir bekommen nur wenig zu trinken.

Edstaston (unentschlossen): Aber ich kann diese wertvollen Dinger nicht annehmen, obgleich sie wundervoll sind, weiß der Himmel. Schau sie dir an, Claire.

(Als er die Pistolen nehmen will, läßt der kniende Feldwebel sie plötzlich fallen, wirft sich nach vorn und faßt Edstaston um die Hüften, um zu verhindern, daß er seine eigenen Pistolen herausholt, die er in der Tasche seines Rockes hat.)

Feldwebel: Haltet ihn hier fest. Hier seine Arme! Ich habe seine Pistolen! (Die Soldaten ergreifen Edstaston.)

Edstaston: Was untersteht ihr euch, verfluchte Bande? (Er treibt dem

Feldwebel sein Knie in die Magengrube und kämpft wütend mit seinen Angreifern.)

Feldwebel (indem er keuchend und heulend zu Boden rollt): Auh! Mord! Heiliger Nikolaus! Auuuh!

Claire: Hilfe! Hilfe! Charles wird umgebracht! Hilfe!

Naryschkin (ergreift sie und hält ihr mit der Hand den Mund zu): Fesselt ihm jedes Glied! Zehntausend Stockschläge, wenn er euch entwischt! (Claire ringt sich los, wendet sich ihm zu und pufft ihn wütend.) Au! Au! Hab Erbarmen, Mütterchen!

Claire: Sie Elender! Hilfe! Hilfe! Polizei! Man mordet uns! Hilfe! (Der Feldwebel, der sich erhoben hat, eilt Naryschkin zu Hilfe und hält Claires Hände fest, wodurch er es Naryschkin möglich macht, ihr wieder den Mund zu stopfen. Indessen wälzen sich Edstaston und seine Angreifer am Boden. Zwei von ihnen erheben sich, humpelnd und arg zugerichtet, die andern aber halten Edstaston nieder und fesseln seine Knie an die Schultern und seine Fußknöchel an die Handgelenke. Dann befestigen sie die Fesseln an einer Stange hinter seinem Rücken und heben ihn daran in die Höhe, hilflos festgeschnallt, um ihn fortzutragen. Er läßt dies keineswegs stillschweigend über sich ergehen.)

Edstaston (keuchend): Dies wird euch heimgezahlt werden. Zum Kuckuck, wollt ihr mich losbinden! Ich werde mich beim Gesandten beschweren! Ich bringe es in die Presse! England wird eure kleine Lauseflotte in die Luft schießen und eure Zinnsoldaten nach Sibirien jagen! Wollt ihr mich loslassen? Zum Henker mit euch, verfluchte Bande! Was zum Teufel wollt ihr denn eigentlich? Ich — ich — ich will — (Er ist schon außer Hörweite.)

Naryschkin (schreit auf und nimmt seine Hände von Claires Gesicht fort, indem er die Finger wie rasend schlenkert): Au! (Der Feldwebel läßt erstaunt ihre Hände los.) Sie hat mich gebissen, die kleine Hexe!

Claire (spuckt aus und wischt sich angeekelt den Mund ab): Wie können Sie es wagen, mir Ihre schmutzigen Pfoten auf den Mund zu legen. Pfui! Äh!

Feldwebel: Hab Erbarmen, Engelmütterchen!

Claire: Wagen Sie nicht, mich Engelmütterchen zu nennen! Wo ist die Polizei?

Naryschkin: Wir sind die Polizei in Sankt Petersburg, kleiner Hitzkopf.

Feldwebel: Wir haben weiß Gott keinerlei Befehle, dir ein Leid anzutun, Mütterchen. Unsere Pflicht ist erfüllt; du bist gesund und munter, ich aber werde nie wieder sein, was ich war. Er ist ein gewaltiger und furchtbarer Gegner und stark wie ein Bär. Er hat mir mit seinen starken Knien das Zwerchfell zerrissen. Meine edlen Teile sind zerquetscht und es

ist kein Atem mehr in mir. Bei Gott, arme Leute müßten nicht auf so gefährliche Gegner gehetzt werden.

Claire: Geschieht euch recht. Wohin ist Rittmeister Edstaston geschleppt worden?

Naryschkin: Zur Kaiserin, kleine Schönheit. Er hat die Kaiserin beleidigt. Er wird hundertundeinen Knutenstreich bekommen. (Er lacht und geht hinaus, wobei er an seinem gebissenen Finger saugt.)

Feldwebel: Er wird nur die ersten zwanzig spüren und lange vor dem letzten Streich erlöst sein, Täubchen.

Claire: Sie dürfen einen englischen Offizier nicht anrühren. Ich will selbst zur Kaiserin gehn. Sie weiß nicht, wer Rittmeister Edstaston ist — wer wir sind —

Feldwebel: Tu das, im Namen des heiligen Nikolaus, kleine Schönheit.

Claire: Seien Sie nicht unverschämt. Wie erlange ich Zutritt zum Palast?

Feldwebel: Jedermann geht im Palast aus und ein, Täubchen.

Claire: Aber ich muß bis zur Kaiserin gelangen. Ich muß sie sprechen.

Feldwebel: Das sollst du, liebes Mütterchen. Du mußt dem armen alten Feldwebel einen Rubel geben und der heilige Nikolaus wird dein Heil ihm anbefehlen.

Claire (heftig): Ich will Ihnen — (beherrscht sich vorsichtig). Nun, ich bin nicht abgeneigt, Ihnen zwei Rubel zu geben, wenn ich mit der Kaiserin sprechen kann.

Feldwebel: Dem Himmel sei Dank, daß ich dir begegnet bin, Mütterchen. Der Teufel hat deinen jungen Freund verleitet, mir das Zwerchfell zu zertrümmern. Wir müssen nachsichtig gegen die Verfehlungen unserer Mitmenschen sein. Komm. (Sie folgt ihm hinaus.)

Vierte Szene

Ein von düstern blutroten Vorhängen abgetrennter Winkel in dem riesigen Ballsaal des Palastes. Die Vorhänge bilden einen rechten Winkel zur Wand, in welcher sich eine Tür befindet. Das düstere rote Licht wirkt geheimnisvoll, da seine Quelle unsichtbar ist. Im Ballsaal wird zur Musik eines Blechinstrumentenorchesters eine Polonäse getanzt. Naryschkin tritt durch die Tür ein, hinter ihm die Soldaten, die den noch immer an die Stange festgeschnallten Edstaston tragen. Erschöpft und verdrossen gibt er keinen Laut von sich.

Naryschkin: Halt. Macht den Gefangenen von der Stange los. (Sie lassen Edstaston zur Erde plumpsen und entfernen die Stange. Naryschkin beugt sich über ihn und spricht ihn höhnisch an): Nun, sind Sie zur Folter

bereit? Dies ist die Privatfolterkammer der Kaiserin. Kann ich irgend etwas tun, um es Ihnen bequem zu machen? Sie brauchen es nur zu sagen.

Edstaston: Haben Sie noch Ihre Backenzähne?

Naryschkin (überrascht über diese Frage): Warum?

Edstaston: Seine Majestät, König Georg der Dritte, wird sich sechs davon holen lassen, wenn dieser Vorfall in London bekannt wird. Also: hüten Sie Ihre Knochen.

Naryschkin (angsterfüllt): Oh, ich versichere Ihnen, ich gehorche nur meinen Befehlen. Ich persönlich verabscheue die Folter und würde Sie davor bewahren, wenn ich könnte. Aber die Kaiserin ist stolz; und welche Frau könnte die Geringschätzung verzeihen, mit der Sie sie behandelt haben?

Edstaston: Ich sagte vorhin schon: hüten Sie Ihre Knochen.

Naryschkin (beinahe in Tränen): Nun, es ist nicht meine Schuld. (Zu den Soldaten, barsch): Ihr kennt eure Befehle? Ihr wißt, was ihr zu tun habt, wenn die Kaiserin euch das Zeichen gibt?

(Die Soldaten stimmen salutierend zu. Naryschkin geht durch die Portiere hinaus, durch die jetzt das Schmettern der Musik und ein Schimmer des glänzend weißen Kerzenlichts von den Lüstern im Ballsaal hereindringt. Das Licht erlischt und die Musik wird gedämpft, als die Vorhänge hinter Naryschkin zufallen. Naryschkin kehrt durch die Vorhänge zurück, und während er den einen Vorhang hält, den er, um durchzugehen, beiseite geschoben hat, gibt er den Soldaten einen Wink, sich bereitzuhalten. Dann schlägt er die Portiere zurück, um Katharinas Eintritt zu ermöglichen. Sie trägt alle Abzeichen der kaiserlichen Würde und bleibt mit strengem Ausdruck auf der Schwelle stehen. Die Soldaten fallen auf die Knie.)

Katharina: Tut, wie euch befohlen ist.

(Die Soldaten ergreifen Edstaston und werfen ihn der Kaiserin derb zu Füßen.)

Katharina (sieht zu ihm hinab): So, mein Herr. Sie haben mir die Mühe gemacht, zweimal nach Ihnen zu senden. Sie hätten lieber das erste Mal kommen sollen.

Edstaston (atemlos und sehr ärgerlich): Ich bin beide Male nicht gekommen. Ich bin hergeschleppt worden. Ich nenne das eine unerhörte Frechheit.

Katharina: Bedenken Sie, was Sie sagen.

Edstaston: Ach was! Sie sehen zweifellos sehr majestätisch und sehr hübsch aus, aber ich kann Sie nicht sehen und bin nicht eingeschüchtert. Ich bin ein Engländer, und Sie können mich rauben, aber ins Bockshorn jagen Sie mich nicht. Sie sollten sich schämen.

Naryschkin: Bedenken Sie, zu wem Sie sprechen.

Katharina (heftig, wütend über seine Einmischung): Bedenke Er, daß

Hunde stumm sein sollten. (Er zuckt zusammen.) Und Sie, Rittmeister, bedenken Sie, daß ich zwar wegen meiner Milde berühmt bin, daß aber selbst die Geduld einer Kaiserin Grenzen hat.

Edstaston: Wie kann ein Mensch irgend etwas bedenken, wenn er auf so lächerliche Art zusammengeschnürt ist? Ich vermag kaum zu atmen. (Er macht einen vergeblichen Versuch sich zu befreien.) Seien Sie nicht ungütig, Majestät, befehlen Sie diesen Burschen, mich loszubinden. Sie sollten sich wirklich bei mir entschuldigen.

Katharina: Sie denken, Sie entkommen mir, indem Sie wie Fürst Potemkin an meinen Sinn für Humor appellieren! Ist es so?

Edstaston: Sinn für Humor! Ho! Haha! Das gefällt mir! Würde ein Mensch mit Sinn für Humor aus einem Manne so eine Vogelscheuche machen und dann von ihm verlangen, die Sache ernst zu nehmen? Ich bitte Sie, befehlen Sie den Leuten, diese Stricke zu lösen.

Katharina (setzt sich auf die Ottomane): Warum sollte ich das tun, wenn ich bitten darf?

Edstaston: Warum! warum!? Nun, weil sie mir weh tun. Glauben Sie, daß es ein angenehmes Gefühl ist? Versuchen Sie es selbst einmal.

Katharina: Die Menschen lernen manchmal etwas durch Schmerzen. Zum Beispiel Manieren.

Edstaston: Oh, selbstverständlich, wenn Sie eine bösartige Frau sind und mir absichtlich weh tun, dann hab ich nichts mehr zu sagen. Aber ich hätte das nicht von Ihnen geglaubt.

Katharina: Mein Herr, ein Monarch muß bisweilen eine notwendige und heilsame Strenge ausüben —

Edstaston (unterbricht sie verdrießlich): Dies ist nicht Strenge: es ist Narretei. Und wenn Sie glauben, es bessert meinen Charakter oder lehrt mich irgend etwas, dann irren Sie. Es mag Ihnen eine Genugtuung sein; aber wenn das so ist, dann kann ich nur sagen: eine liebenswürdige Genugtuung ist es nicht.

Katharina (wendet sich plötzlich zu Naryschkin): Worüber grinst du?

Naryschkin (fällt entsetzt auf die Knie): Sei gnädig, Mütterchen. Mein Herz war schneller als mein Kopf.

Katharina: Dein Herz und dein Kopf werden bald an zwei getrennten Körperteilen sein, wenn du noch einmal vergißt, in wessen Gegenwart du bist. Geh. Und nimm deine Leute mit. (Naryschkin kriecht zur Tür, die Soldaten folgen ihm. Die Kaiserin setzt sich auf die Ottomane.) Halt! Rollt das da (zeigt auf Edstaston) näher heran. (Die Soldaten gehorchen.) Nicht so nahe. Hab ich euch um einen Fußschemel gebeten? (Sie stößt Edstaston mit dem Fuße fort.)

Edstaston (mit plötzlichem Quieken): Au! Ich muß Majestät wirklich

bitten, Ihre kaiserliche Fußspitze mir nicht zwischen die Rippen zu stoßen. Ich bin kitzlig.

Katharina: Wahrhaftig? Desto mehr Grund für Sie, Rittmeister, mir mit Respekt zu begegnen. (Zu den anderen.) Hinaus mit euch! Wie oft muß ich einen Befehl geben, ehe er ausgeführt wird?

Naryschkin: Mütterchen, die Leute haben ein paar Folterwerkzeuge mitgebracht. Wird man sie benötigen?

Katharina (entrüstet): Wie kannst du dich unterstehen, vor einer liberalen Kaiserin solche Ungeheuerlichkeiten zu erwähnen? Du wirst immer ein Barbar und ein Narr bleiben, Naryschkin. Diese Überreste der Barbarei sind Gott sei Dank mit Peter dem Großen begraben. Meine Methoden sind zivilisierter. (Sie streckt ihre Fußspitze wieder nach Edstastons Rippen aus.)

Edstaston (schreit hysterisch): Au! Ah! Wenn Majestät das noch einmal tun, bringe ich es in die Presse.

Katharina (zu den Soldaten): Verlaßt uns! Rasch, hört ihr! Fünftausend Stockschläge dem Soldaten, der noch im Zimmer ist, wenn ich wieder zu sprechen anfange. (Die Soldaten stürzen hinaus.) Naryschkin, kannst du es nicht erwarten, geknutet zu werden? (Naryschkin läuft rasch rückwärts hinaus. Katharina und Edstaston sind jetzt allein. Während der ganzen Zeit trägt sie die Abzeichen ihrer kaiserlichen Würde, unter anderem auch einen goldenen Stab mit purpurnem Samtgriff. Um diesen Stab ist eine Flugschrift herumgewickelt. Sie rollt sie gelassen auf und beginnt behaglich zu lesen, als ob sie ganz allein wäre. Einige Sekunden verstreichen unter Totenstille.)

Edstaston: Hm! (Stille.) Hm! Hm! (Noch immer Stille.)

Katharina (in enthusiastischem Selbstgespräch): Was für ein wundervoller Autor ist Monsieur Voltaire! Wie einleuchtend er den Wahnsinn dieser verrückten Idee zeigt, die ganzen Einkünfte des Landes aus einer einzigen Bodensteuer zu bestreiten! Wie vernichtet er diesen Plan mit seiner Ironie und wie amüsiert er uns, während er uns überzeugt. Mit welcher Sicherheit empfindet man, daß der Vorschlag durch seinen Witz und seinen ökonomischen Scharfblick vollkommen tot gemacht ist! So tot, daß er unter gebildeten Leuten überhaupt nie wieder erwähnt wird.

Edstaston: Um Gotteswillen, Majestät, haben Sie die Absicht, mich so gebunden liegen zu lassen, während Sie die Blasphemien dieses greulichen Heiden erörtern? Ah! (Sie hat wieder ihre Fußspitze angewandt.) Oh! Oh!

Katharina (ruhig): Wollen Sie damit sagen, daß Monsieur Voltaire ein großer Philanthrop und Philosoph, und dazu der geistreichste Mann Europas ist?

Edstaston: Keineswegs. Ich sage, seine Bücher sollten vom Henker verbrannt werden. (Ihre Fußspitze berührt seine Rippen.) Auh! O nicht, ich werde ohnmächtig. Das halt ich nicht aus!

Katharina: Haben Sie Ihre Meinung über Monsieur Voltaire geändert?

Edstaston: Aber Sie können von mir, einem Mitglied der anglikanischen Kirche, doch nicht verlangen — (Sie kitzelt ihn.) Ah — ah, o Gott! Er ist alles, was Sie wollen! Er ist ein Philanthrop, er ist ein Philosoph, er ist eine Perle! Er müßte ein Denkmal bekommen, der Teufel soll ihn holen! Auh! Nein, der Himmel segne ihn und schenke ihm Sieg, Glück und Ruhm! Oh, mögen ewige Ehren seinen Namen krönen! Voltaire verdient dreimal in die Bücher des Ruhms eingetragen zu werden. Wollen Sie mich jetzt befreien? Hören Sie mal, ich kann Ihre Knöchel sehen, wenn Sie mich kitzeln. Das ist nicht ladylike.

Katharina (streckt ihre Fußspitze vor und betrachtet sie kritisch): Ist das Schauspiel so unangenehm?

Edstaston: Es ist äußerst angenehm; nur um Gottes willen, stoßen Sie mich nicht in die Rippen. Aber es schickt sich nicht.

Katharina (legt die Flugschrift beiseite): Rittmeister Edstaston, warum weigerten Sie sich zu kommen, als ich nach Ihnen sandte?

Edstaston: Ich kann in dieser Stellung nicht sprechen.

Katharina: Bewundern Sie mich noch immer so sehr wie heute früh?

Edstaston: Wie kann ich das sagen, wenn ich Sie nicht sehen kann? Gestatten Sie mir, mich zu erheben und einen Blick auf Sie zu werfen. Jetzt kann ich nichts sehen außer meinen Fußspitzen und Ihren.

Katharina: Haben Sie noch immer die Absicht, über mich einen Artikel in die Londoner Amtszeitung zu bringen?

Edstaston: Nicht, wenn Sie diese Fesseln lösen. Schnell, befreien Sie mich. Ich werde ohnmächtig.

Katharina: Das glaub ich nicht. (Sie kitzelt ihn.)

Edstaston: Au! Katze!

Katharina: Was? (Sie kitzelt ihn wieder.)

Edstaston (schreiend): Nein, Engel, Engel!

Katharina: Das klingt besser.

Edstaston (hysterisch): Mütterchen, schönes kleines Täubchen von einem Engelmütterchen, seien Sie nicht grausam! Lösen Sie meine Fesseln. O ich bitte, ich beschwöre Sie. Ich kann das nicht ertragen! Ich liebe Sie. Ich bete Sie an. Seien Sie nicht ungütig. Ich werde verrückt!

Katharina: Sie sind doch noch nicht genug bestraft. (Sie kitzelt ihn wütend.)

Edstaston (kreischend): Au! Hilfe! (Schreit nach dem Ballsaal hin.) Ist der englische Gesandte da? Oh! Au! Genug! Hilfe!

Katharina: Man hört Sie da drin recht gut, aber ich möchte den englischen Gesandten oder irgendeinen Menschen sehn, der gegen meinen Befehl durch diese Portiere treten würde. Ebensogut könnte es eine zehnfuß-

dicke Steinmauer sein. Schreien Sie aus Leibeskräften! Stöhnen, fluchen, brüllen, kreischen Sie — (Sie kitzelt ihn.)

Edstaston (rasend): Ahauhau!

Stimmen aus dem Ballsaal: Zurück! Sie dürfen nicht hinein! Haltet sie zurück! Auf Befehl der Kaiserin! Es ist ganz ausgeschlossen! Nein, Täubchen, nicht dort hinein. Niemand darf eintreten. Man wird dich nach Sibirien schicken. Bei eurem Leben, laßt sie nicht durch. Schleppt sie zurück. Ihr werdet die Knute bekommen. Es ist vergeblich, Mademoiselle. Sie müssen gehorchen. Wache her! Holt ein paar Soldaten herein, die sie festhalten.

Claire (kämpft im Ballsaal): Lassen Sie mich los. Charles wird da drin gefoltert! Ich will hinein! Wie können Sie alle tanzen, als wenn nichts geschähe? Lassen Sie mich los, sag ich! Laßt — mich — los! (Sie stürzt durch die Portiere. Niemand wagt ihr zu folgen.)

Katharina: Was unterstehn Sie sich?

Claire: Ach, fragen Sie Ihre Großmutter! (Katharina erhebt sich, wutschnaubend, aber Claire ist zu besorgt um Edstaston, um es zu bemerken): Wo ist mein Charles? Was tut man ihm?

Edstaston (schreiend): Claire! Löse diese Stricke, um Himmels willen, rasch!

Claire (sieht ihn): Oh, wie konnte man sich unterstehen, dich so zusammenzuschnüren! (Zu Katharina): Sie böse Hexe! Sie russische Barbarin! (Sie zerrt an den Riemen und beginnt sie zu entwirren.)

Katharina (mit mächtiger Anstrengung): Jetzt Selbstbeherrschung, Selbstbeherrschung, Katharina, Philosophie! Die Blicke Europas sind auf dich gerichtet! (Sie zwingt sich dazu, Platz zu nehmen.)

Edstaston: Still, Geliebte, es ist die Kaiserin. Sag Majestät zu ihr. Nenne sie Stern des Nordens, Mütterchen, Täubchen, das hat sie gern. Aber nimm mir die Fesseln ab.

Claire: Halt still, mein Lieber, ich kann sie nicht lösen, wenn du dich bewegst.

Katharina (ruhig): Halten Sie ganz still, Rittmeister. (Sie kitzelt ihn.)

Edstaston: Au! Auh! Ahauhau!

Claire (hält betroffen mit dem Versuch, die Riemen aufzuschnallen, inne): Das also war es, was ich für deine Folterung hielt?

Katharina: Es ist die Lieblingsfolter von Katharina der Zweiten, Mademoiselle. Ich glaube, sie hat dem Herrn Rittmeister sehr behagt.

Claire (sehr eifersüchtig): Dann mag er soviel davon bekommen, wie er will. Ich bedaure gestört zu haben. (Sie erhebt sich, um zu gehen.)

Edstaston (packt ihre Schleppe mit den Zähnen und hält sie wie eine Bulldogge fest): Geh nicht fort. Verlaß mich nicht in diesem entsetzlichen

Zustand. Ich sterbe. Wahrhaftig. Befreie mich. (Das sagt er zwar, aber da er dabei die Schleppe im Munde hat, ist es nicht sehr verständlich.)

Claire: Laß los, du bist selbst unwürdig und lächerlich genug und brauchst nicht auch noch mich lächerlich zu machen. (Sie entreißt ihm die Schleppe.)

Edstaston: Au. Du hast mir beinahe die Zähne ausgebrochen. Du bist schlimmer als der Stern des Nordens. (Zu Katharina): Liebes Mütterchen, Sie haben ein gutes Herz, das beste in Europa. Haben Sie Mitleid, seien Sie barmherzig; ich liebe Sie! (Claire bricht in Tränen aus.) Befreien Sie mich.

Katharina: Nun gut, nur um Ihnen zu zeigen, wieviel gütiger eine russische Barbarin sein kann als eine englische, obgleich ich leider sagen muß, daß ich eine Deutsche bin. Da. (Sie bückt sich, um seine Fesseln zu lösen.)

Claire: Sie brauchen sich nicht zu bemühen, danke sehr. (Sie zerrt eifersüchtig an den Fesseln und jede der beiden Frauen lockert die Riemen von einer Schulter.) Bitte, steh jetzt auf und benimm dich halbwegs würdig, wenn du nicht völlig demoralisiert bist.

Edstaston: Würdig! Oh, ich kann nicht! Ich bin vollkommen steif. Ich werde nie mehr aufstehen können. Ach Gott! Wie das schmerzt! (Sie packen ihn bei den Schultern und zerren ihn in die Höhe.) Au! Au! Oh! Au! Oh! Mmmmmm! O du meine Güte! Oh, liebes Engelmütterchen, tun Sie dies nie wieder einem Menschen an. Knuten Sie ihn, töten Sie ihn, braten Sie ihn, sieden Sie ihn, köpfen, hängen und vierteilen Sie ihn, aber binden Sie ihn nicht so zusammen und kitzeln ihn.

Katharina: Ihre Braut scheint noch immer zu glauben, es hat Ihnen Spaß gemacht.

Claire: Ich weiß, was ich glaube. Ich werde nie wieder mit ihm sprechen. Majestät können ihn meinetwegen gern behalten.

Katharina: Ich möchte Sie seiner um alles in der Welt nicht berauben, obgleich er wirklich ein ganz reizendes Täubchen ist, finde ich.

Claire (schnaubend): Ja, das scheint mir so.

Edstaston: In diesem Lande ist jeder ein reizendes Täubchen. Wollen Majestät die Güte haben, den Fürsten Potemkin rufen zu lassen?

Katharina: Warum?

Edstaston: Um mir einen Gefallen zu tun.

(Katharina geht an die Portiere und schiebt sie zurück, um hindurchzusehen, wodurch das Orchester, das jetzt eine Redowa spielt, viel deutlicher gehört wird.)

Katharina (ruft gebieterisch): Potemkin! (Die Musik bricht plötzlich ab.) Hierher, zu mir. Spielt ruhig weiter, ihr Narren. (Die Redowa setzt wieder ein.)

(Der Feldwebel stürzt aus dem Ballsaal, um der Kaiserin die Portiere

abzunehmen. Potemkin kommt mit Varinka tanzend herein. Sie halten in der Mitte der Nische atemlos inne.)

Katharina (zu Edstaston, indem sie auf Potemkin zeigt): Da haben Sie ihn. (Zu Potemkin): Der englische Rittmeister wünscht dich zu sprechen, Täubchen.

Edstaston: Ganz recht. (Zu Claire): Hörst du, Liebste? „Täubchen?" Nun, urteile selbst. Wenn Ihre Majestät ihn für ein Täubchen hält, kann ich dafür, daß sie mich auch dafür ansieht?

Claire: Das ist mir gleich. Ich finde, du hättest das nicht tun dürfen. Ich bin sehr böse und beleidigt.

Edstaston: Man hat mich gefesselt, Liebste. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich wehrte mich aus Leibeskräften.

Feldwebel: Er wehrte sich mit Löwen- und Bärenkraft. Gott weiß, ich werde bis an mein Ende mit einem geplatzten Zwerchfell herumlaufen.

Edstaston: Du willst mir doch nicht etwa den Laufpaß geben, Claire? (Dringend): Claire, Claire!

Varinka (gerührt, beschwört Claire mit gefalteten Händen): O süßes, Engellämmchen, er liebt dich, das steht in seinen lieben Augen. Verzeih ihm, verzeih ihm.

Potemkin (fällt vor Claire auf die Knie): Verzeih ihm, verzeih ihm, kleiner Cherub, kleine Wildente, kleiner Stern, kleiner Abgott, kleines Juwel in der Krone des Himmels!

Claire: Dies ist doch absolut lächerlich —

Varinka: Verzeih ihm, verzeih ihm, kleines Entzücken, kleine Schläferin in einer Rosenwiege.

Claire: Ich will alles tun, wenn ihr mich nur zufrieden lassen wollt.

Feldwebel: Verzeih ihm, verzeih ihm, sonst wird der mächtige Mann dir die Peitsche zeigen. Gott weiß, wir haben alle Verzeihung nötig.

Claire (in den höchsten Tönen): Ich verzeihe ihm, ich verzeihe ihm!

Potemkin (springt fröhlich auf und tritt hinter Claire, die er in die Arme schließt): Umarme sie, lieber Rittmeister . . Küsse sie, bis sie ohnmächtig wird.

Feldwebel: Empfange sie im Namen des heiligen Nikolaus.

Varinka: Sie will, daß du sie mit Küssen überschüttest.

Claire (heftig): Das verlange ich nicht. (Potemkin wirft sie Edstaston in die Arme.) Oh!

Katharina (stößt Edstaston Claire zu): Da ist nichts zu machen, Rittmeister. Das ist Rußland, nicht England.

Edstaston (küßt Claire zart auf die Stirne): Ich habe nichts dagegen.

Varinka (angewidert): Nur einen Kuß und auf die Stirne! Fisch! Sieh, wie ich küsse, obwohl der da nur mein entsetzlicher häßlicher alter

Oheim ist! (Sie wirft ihre Arme um Potemkins Hals und bedeckt sein Gesicht mit Küssen.)

Feldwebel: Heiliger Nikolaus! Gott schütze eure Lämmer! (Er weint heftig.)

Katharina: Wundert ihr euch jetzt, daß ich Rußland liebe, wie keinen zweiten Ort auf Erden?

Naryschkin (erscheint in der Tür): Majestät, das Modell für das neue Museum ist angekommen

Katharina (eifrig): Wir wollen gehen. Ich kann an nichts mehr denken als an mein Museum. Rittmeister, ich wünsche Ihnen alles Glück, das Ihr kleiner Engel Ihnen schenken kann. Ich hätte Ihnen mehr geben können, aber Sie waren anderer Ansicht. Leben Sie wohl.

Edstaston (küßt ihr die Hand, die er, statt sie loszulassen, zärtlich und ziemlich bevormundend in der seinen behält und sie im Lauf seiner Rede gelegentlich streichelt): Ich empfinde Ihre Güte so tief, Majestät, daß ich wirklich nicht von Ihnen scheiden kann, ohne Ihnen einen aufrichtigen, durchaus englischen Rat zu geben.

Katharina: Rat?

Potemkin: Was?

Varinka: Hoohoo!

(Ein unterdrücktes Gelächter.)

Edstaston: Alles in allem sind Majestät natürlich eine große Kaiserin und dergleichen mehr, aber schließlich bin ich doch ein Mann und Majestät sind nur ein Weib. Glauben Sie mir, diese russische Extravaganz taugt nichts. Ich schätze die Herzenswärme, die ihr zu Grunde liegt, so sehr wie nur irgendeiner, aber sie ist übertrieben: sie ist schwerlich sehr geschmackvoll; sie ist, ich muß es wirklich sagen . . . ist nicht anständig. Nicht, daß ich sie nicht entschuldigen könnte. Majestät haben, wie ich weiß, in der Ehe nicht sehr glückliche Erfahrungen gemacht —

Katharina (zwischen den Zähnen): Tod und Teufel!!!

Edstaston (gutmütig): Sagen Sie das nicht. Denken Sie nicht so über ihn. Schließlich war er doch Ihr Gatte und wie groß seine Fehler auch gewesen sein mögen, es ist nicht an Ihnen, ihn ungütig zu beurteilen. Sehen Sie, ich bin überzeugt, er hat Sie wirklich geliebt und Sie haben ihn auch geliebt.

Katharina (platzt beinahe heraus): Ich werde mich vergessen. Nein, Katharina, was würde Voltaire dazu sagen?

Edstaston: Oh, berufen Sie sich nicht auf die Ketzereien dieses niederträchtigen Spottvogels! Geben Sie Europa ein Beispiel, Majestät, und tun Sie, was ich zu tun im Begriff bin. Heiraten Sie wieder. Heiraten Sie irgendeinen braven Menschen, der Ihnen auf Ihre alten Tage eine Stütze und eine Zuflucht sein wird.

Katharina: Meine alten — (Sie erstickt beinahe.)

Edstaston: Jawohl. Wir werden alle alt, auch die Schönsten unter uns!

Katharina (keuchend): Ich danke bestens.

Edstaston: Sie werden mir noch mehr danken, wenn Sie erst an Winterabenden neben Ihrem Gatten am Kamin sitzen und Ihre Kinder auf den Knien wiegen — ach so, ich vergaß, daß Sie trotz des kalten Klimas in Rußland keine Kamine haben; so muß ich also „am Ofen" sagen? Oh, Majestät, schaffen Sie den Ofen ab. Glauben Sie mir, es geht nichts über das gute alte offene Kaminfeuer. Heirat, Pflicht, Glück: Das alles bedeutet das gleiche und das gedeiht am besten am Kamin des Wohnzimmers. (Zu Claire): Und jetzt, Liebste, wollen wir die Kaiserin nicht länger aufhalten. Sie brennt darauf, das Modell ihres Museums in Augenschein zu nehmen, dem wir alle den größten Erfolg wünschen.

Claire (kalt): Ich halte sie nicht auf.

Edstaston: Nun denn, leben Sie wohl. — (Drückt dem Fürsten Potemkin die Hand.) Leben Sie wohl, Fürst. Besuchen Sie uns, falls Sie einmal nach England kommen. Speyer View, Little Mugford in der Grafschaft Devon. Dort werde ich immer zu finden sein. (Zu Varinka, ihr die Hand küssend): Leben Sie wohl, Mademoiselle, leben Sie wohl, Mütterchen, wenn ich Sie auch einmal so nennen darf. (Varinka reicht ihm die Wange zum Kuß.) Wie? Nein, nein, nein, nein. Das ist doch nicht Ihr Ernst. Hübsch artig! (Zum Feldwebel): Leb wohl, Freund. Er soll auf unser Wohl trinken; da. (Er gibt ihm Geld.)

Feldwebel: Der heilige Nikolaus wird deine Ernte tausendfach segnen, Väterchen.

Edstaston: Adieu, adieu, adieu, adieu, adieu, adieu! (Er geht, sich rücklings verneigend, mit der höflich knixenden Claire hinaus; Potemkin und Naryschkin haben ihm völlig betäubt zugehört, Katharina mit ganz unaussprechlichen Empfindungen. Als er außer Sehweite ist, ballt sie die Fäuste, erhebt ihre Arme und ihre geschlossenen Augen zum Himmel. Potemkin erwacht aus seinem betäubten Staunen, springt wie ein Tiger auf sie zu und wirft sich ihr zu Füßen.)

Potemkin: Was soll ich ihm antun dir zuliebe? Ihm bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren ziehen? Ihm die Augenlider ausreißen und ihn dann in die Sonne stellen? Ihm die Zunge herausschneiden? Was befiehlst du?

Katharina: Nichts. Ach doch, könnte ich ihn nur haben für mein — für mein — für mein —

Potemkin (mit eifersüchtigem Brummen): Für dein Bett?

Katharina: Nein, für mein Museum!

(Deutsch von Siegfried Trebitsch)

Die chemische Eigenart des Individuums

von Leon Asher

Der erste flüchtige Blick auf die uns umgebende Welt der Lebewesen erfüllt uns mit tiefem Staunen vor der unerschöpflichen Fülle der Mannigfaltigkeiten, welche sich uns darbietet.

Die Wissenschaft durfte sich bei dieser Mannigfaltigkeit nicht beruhigen, sie suchte, und das nicht ohne Erfolg, hinter der Mannigfaltigkeit eine große tiefe Einheit. Diese Einheit, das Leben, ist eine so fundamentale Erscheinung, daß Einheitsgedanken entstanden, die der Verzettelung der Gesetze wehrten, wozu die tausendfältige Verschiedenheit der Formen an sich verleitete; und man fühlte sich gereizt, sie aus gemeinsamen Grundquellen abzuleiten. Aus diesem Bestreben entsteht eine allgemeine Physiologie der Lebewesen, welche auf eine geringe Zahl allgemein gültiger, großzügig gefaßter Gesetze alles zurückzuführen trachtet. Über die Berechtigung dieses Bestrebens darf gar kein Streit bestehen, nicht deshalb, weil, wie schon erwähnt, der tatsächliche Erfolg reich gewesen ist, sondern weil es innerlich philosophisch begründet ist. Nicht allein Werden und Vergehen ist jeglichem Lebewesen eigentümlich, sondern so vieles andere, was zu den Grundphänomenen des Lebens gehört: der Stoffwechsel, der fortwährende Auf- und Abbau von Stoffen; das eigentümliche Rüstzeug, um den Stoffwechsel zu gestalten, die Fermente; die Fähigkeit erregt zu werden und Erregung zu leiten; das in Beziehung treten zur Umwelt und die planmäßige Reaktion auf die Beeinflussung durch die Umwelt; die Fähigkeit, mittelbar oder unmittelbar aus sich selbst Wesen seiner Art wieder entstehen zu lassen. Die konsequente Durcharbeitung des Problems des Lebens vom Standpunkte der vereinheitlichenden Denkrichtung der allgemeinen Physiologie führt zur Erkenntnis der großen Grundlinien im Geschehen des Reiches des Lebendigen. Aber dieses Arbeiten in den großen Umrissen, dieses Schwelgen in Vereinheitlichung und Vereinfachung hat seine Kehrseite. Nirgends führt das Schematisieren, so berechtigt es für gewisse Zwecke ist, mehr auf Abwege als dort, wo es sich um die Realität des Lebendigen handelt. Wie ein Blick von einem überragenden Berge die Konturen der sanften Gegenden, der Täler, der Stromläufe, die gerade durch ihre Details unser Auge entzücken, ins Wesenlose verwischt, so verarmt die Vereinheitlichung und die Schematisierung das Bild des Lebens um diejenigen Züge, welche charakteristischer und inhaltsreicher sind, als die großen Züge des Grundplanes.

Das lehrt schon die Betrachtung der Formen. Die allgemeine Gewebelehre hatte die Mannigfaltigkeit der grob sichtbaren Form eingeengt auf das

Einerlei weniger, stets wiederkehrender Gewebsformen, zum Beispiel Muskel, Nerven, Bindegewebe, Epithel. Die Zellehre trieb die Vereinheitlichung noch weiter, indem sie alles auf den Zellbegriff einstellte. Die Deszendenztheorie schließlich versuchte die Verschiedenheit endgültig dadurch auszuwischen, daß sie dieselbe als sekundäres Phänomen erklärte und alles in letzter Linie von dem gleichen Urgebilde entspringen ließ. Je genauer aber und je unvoreingenommener man gelernt hat, scheinbar gleichartige Formen zu untersuchen, um so mehr kehrte das wieder, was das unbewaffnete und unbefangene Laienauge beobachtet, die Verschiedenheit. Nehmen wir ein typisches Beispiel: Die Linse unsres Auges ist ein wohl charakterisiertes Gewebe mit einer scharf definierten und überall gleichen Funktion. Trotzdem ist die Linse jedes einzelnen Tieres von vornherein durch feine und trotzdem absolut bestimmte Unterschiede ihrer Zellelemente von jeder andern Linse verschieden. Was für die Linse gilt, gilt für jedes andere Organ und jede andere Zellart, welche man mit den Mitteln unserer fortgeschrittenen Untersuchungstechnik untersuchen kann. Und so bietet gerade das Studium der Formen eine reiche Fundgrube von Belegen für den Satz von Friedrich Nietzsche, daß jedes Lebewesen ein einmaliges Wunder ist.

Die Form ist nur ein Mittel zu den Zwecken, welche die Natur erreichen will, wenn sie Organismen entstehen läßt. Wenn man tiefer schürfen will, müssen andere Eigenschaften der lebendigen Gebilde herbeigezogen werden. Bedeutsamer als die Form ist der chemische Aufbau der Organismen. Das chemische Studium der Lebewesen ist im Vergleich zum morphologischen das jüngere, jedoch das unvergleichlich fruchtbarere. Es wiederholt sich aber auch auf diesem Gebiete wiederum der gleiche Entwicklungsgang. Der Drang zum Aufstellen allgemeiner Gesetze hat auch hier zu Formulierungen geführt, welche die Mannigfaltigkeit scheinbar zu verbannen geeignet war. Die Analyse des Chemikers ergibt, daß jeder Organismus aus Eiweiß, Fett, Zuckerarten, Salzen und Wasser besteht. Es ist klar, daß dieses stets wiederkehrende Einerlei, mögen auch die quantitativen Verhältnisse wechselnde sein, wenig dazu beitragen kann, individuelle Verschiedenheit zu erklären.

Es ist nun aber gerade das Studium der Eiweißkörper, wie es in jüngster Zeit in intensiver Weise von Emil Fischer, Franz Hofmeister, Albrecht Kossel und Emil Abderhalden und deren Mitarbeitern betrieben wurde, welches die Veranlassung zur Umkehr gab.

Daß die Eiweiße der einzelnen Gewebsarten verschiedene seien, wußte man längst. Eiweiß aus Muskeln, die Eiweißkörper des Blutplasmas, der Eiweißkörper der roten Blutkörperchen, das Eiweiß der Samenzellen, alle sind voneinander verschieden. Worin diese Verschiedenheit besteht, läßt sich nun durch die Forschung der eben genannten Gelehrten in präziserer Form angeben als das früher möglich war. Die Eiweißkörper sind komplizierte,

chemische Strukturen, die sich aus einfachen Bausteinen zusammensetzen. Die einfachen Bausteine sind größtenteils sogenannte Aminosäuren, Körper, die einerseits organische Säuren sind, wie das zum Beispiel die Essigsäure ist, und andrerseits durch den Besitz einer mit dem Ammoniak verwandten Aminogruppe ausgezeichnet sind. Es lassen sich nun Moleküle von Eiweißkörpern erstens dadurch aufbauen, daß eine sehr verschiedene Anzahl der gleichen Aminosäuren miteinander verkettet wird, zweitens, daß die einzelnen Aminosäuren, die man zu einem Molekül miteinander verkettet, voneinander verschieden sind, drittens, daß die Reihenfolge der gleichen oder verschiedenen Aminosäuren in verschiedener Weise variiert werden. Eine sehr einfache, mathematische Überlegung, auf die wir aber nicht näher eingehen wollen, belehrt uns darüber, daß eine ungeheuer große Anzahl von Modifikationen dadurch erzielbar ist. Die theoretisch mögliche Anzahl ist sogar noch größer als die praktisch vorkommende. Mit dieser Erkenntnis ist es möglich gewesen, die Eiweißkörper der einzelnen Gewebsarten und von differenten Lebewesen wie Pflanze und Tier chemisch scharf zu definieren, aber sie beleuchtet nicht ohne weiteres eine etwaige Verschiedenheit der Eiweißkörper des einzelnen Individuums; denn mit Hilfe der eben betrachteten Entwickelungsweise erweisen sich zum Beispiel die Muskeleiweißkörper zweier verschiedener Tiere mehr miteinander verwandt als das Muskeleiweiß und das Sameneiweiß des gleichen Tieres.

Um diese etwaigen individuellen Unterschiede, die uns aufs höchste interessieren müßten, aufzudecken, bedurfte es des Anstoßes, der von einer andern Forschungsrichtung herkam, einer Forschungsrichtung, die weiteren Kreisen, insbesondere durch die an die Namen von Ehrlich und Behring sich knüpfenden praktischen Erfolge bekannt geworden ist, nämlich der Immunitätslehre. Worauf es hierbei ankommt, wird am leichtesten durch ein Beispiel klar. Nehme ich das Blut eines Kaninchens, entferne aus demselben durch Zentrifugieren die roten Blutkörperchen, so erhalte ich eine klare Flüssigkeit, das Blutplasma. Auf die gleiche Weise kann ich von Menschenblut Menschenblutplasma erhalten. Mische ich die beiden so gewonnenen, ganz gleich klaren Flüssigkeiten, so erhalte ich nichts weiter als die entsprechende Vermehrung der Menge von Plasma.

Etwas ganz anderes ereignet sich, wenn ich einem Kaninchen eine sehr kleine Menge von Menschenblut unter die Haut spritze und diese Einspritzung etwa in gewissen Intervallen einige Male wiederhole. Wenn ich nach diesem Eingriff wiederum Kaninchenblutplasma herstelle und es mit einem klaren Menschenblutplasma vermenge, so tritt eine Trübung und eine Fällung ein. Diese Reaktion tritt nur ein, wenn das dem Kaninchenblutplasma zugesetzte Plasma vom Menschen stammte. Setze ich Hundeplasma, Vogelplasma, Fischplasma oder irgendein anderes Plasma zu, so erhalte ich die Reaktion

nicht. Sie ist eine spezifische Reaktion auf Menschenblut. Die Injektion des Kaninchens mit Menschenblut hat einen Stoff im Kaninchenblut entstehen lassen, welcher spezifisch auf Menschenblutplasma reagiert. Weil zur Erzielung dieser höchst eigenartigen Reaktion die Vorbehandlung eines Tieres notwendig ist, nennt man diese von Uhlenhut entdeckte Reaktion die biologische Reaktion. Wo die Hilfsmittel der heutigen Chemie noch versagen, um die Eigenart des Bluteiweißkörpers einer Tierart von der andern zu unterscheiden, da springen in willkommener Weise die sehr viel feineren Mechanismen des Tierkörpers ein. Die Spezifität der biologischen Reaktion ist eine außerordentlich hohe, ihre Gesetzmäßigkeit wird nur an einer Stelle durchbrochen — auf Durchbrechung von Gesetzmäßigkeiten, sowie sie schematisierende Wissenschaften aufstellen, muß man stets in der Biologie gefaßt sein. — Wenn wir bei unserem obigen Beispiele bleiben, so tritt bei längerer Vorbehandlung eines Kaninchens (es kann natürlich auch ein anderes Tier sein) mit Menschenblut die biologische Reaktion nicht allein auf Zusatz von Menschenblut hin auf, sondern auch auf Zusatz von Blutplasma, welches von den menschenähnlichen Affen, aber nur von diesen und nicht von andern Affen, herstammt. Diese Erscheinung dokumentiert gewissermaßen eine chemische Verwandtschaft zwischen Menschen und menschenähnlichen Affen und es kann auf die gleiche Weise vermittelst Durchbrechung der strengen Spezifität die chemische Verwandtschaft eines engeren Tierkreises erkannt werden.

Auf die hohe praktische Bedeutung, welche die biologische Reaktion besitzt, zum Beispiel für die gerichtliche Medizin, sei hier nicht eingegangen. Uns interessiert viel mehr an dieser Stelle der tiefere Sinn, welchen wir dieser Reaktion unterlegen können. Sie ist offenbar eine Schutz- oder Abwehrmaßregel, welche der Organismus besitzt, um die chemische Eigenart seines Bluteiweißes gegenüber anderm Eiweiß zu wahren. Die Fähigkeit der Gegenreaktion gegen fremdes Blut besitzt der Körper beziehungsweise das Blut erst dann, wenn es vorher mit fremden Blutarten in Berührung gekommen ist. Dieses Prinzip der Wahrung der chemischen Eigenart des Individuums können wir heutzutage in vielfältiger Weise beobachten. Injiziert man irgendein körperfremdes Eiweiß entweder unter die Haut oder in eine der großen Höhlen des Körpers oder in das Blut, so tritt nach einiger Zeit im Blute des injizierten Tieres ein Ferment auf, welches ganz spezifisch darauf eingestellt ist, den betreffenden Eiweißkörper zu spalten, beziehungsweise abzubauen. Abbau eines Eiweißkörpers, Zerlegung in seine Spaltprodukte, ist aber diejenige Form der Behandlung, welche erforderlich ist, um dem injizierten Eiweiß die Schädlichkeit, die es besitzt, zu rauben. Schädlich wirkt körperfremdes Eiweiß einmal dadurch, daß es direkt für verschiedene Körperzellen giftig ist und deren Funktion schädigt, zweitens aber dadurch, daß es die chemische Eigenart des Individuums zu stören

droht. Das Bemerkenswerte hierbei ist, daß diese Störung nur so lange zu befürchten ist, solange die höhere chemische Struktur des Eiweißes erhalten ist. Sobald das Eiweiß in seine Bausteine zerschlagen worden ist, vermag der Organismus über diese Bausteine zu verfügen, indem er sie entweder dazu benutzt, um planmäßig sein eigenes Körpereiweiß daraus aufzubauen oder indem er sie durch seine Ausscheidungsorgane ausscheidet. Dieser ganze Vorgang wirft ein neues Licht auf eine sehr wichtige Aufgabe, welche durch den Prozeß der Verdauung erfüllt werden muß. In irgendeiner Form nimmt jedes tierische Lebewesen in seiner Nahrung Eiweiß auf, entweder pflanzliches oder tierisches. Das Eiweiß kommt im Verdauungskanal mit verschiedenen Verdauungssäften in Berührung, welche kräftige, eiweißspaltende Fermente besitzen. Diese Spaltung des Eiweißes im Verdauungskanal hat man aus verschiedenen Gründen als notwendig zu erklären versucht, beispielsweise mit der Annahme, daß die Zellen nur gespaltenes Eiweiß und nicht ungespaltenes aufnehmen können, eine Annahme, die nachweislich unrichtig ist. Im Lichte der neuen Erkenntnis ist es klar, daß das Eiweiß gespalten werden muß, seiner Spezifität beraubt werden muß, ehe es in das Innere des Organismus eintritt, um nicht Gegenreaktionen im Organismus auszulösen und die chemische Eigenart des Individuums in seinem Bestande zu bedrohen.

Es ist nicht verwunderlich, daß Stoffe, von denen wir annehmen müssen, daß sie eine viel verwickeltere Struktur als die Eiweißkörper besitzen, nämlich die Fermente und die aus den Leibern der Bakterien stammenden Toxine, ebenfalls die Eigenschaft besitzen, wenn sie dem Organismus einverleibt worden sind, ohne vorher im Verdauungskanale zerstört worden zu sein, die Bildung von spezifisch gegen dieselben eingestellten Antikörpern hervorzurufen. Auf diesem Prinzipe, auf dem Verfolge dieses, wie es betont werden muß, streng biologischen, der großen Lehrmeisterin Natur nachgeahmten Weges, beruhen bekanntlich die mannigfachen Schutzimpfungen, deren Erfolge noch viel größer sein werden als sie jetzt sind, wenn das spröde Gebiet noch gründlicher durchforscht sein wird.

Es ist bis jetzt nur von den Reaktionen die Rede gewesen, welche zur Wahrung der Eigenart des Tieres durch Eiweißkörper hervorgerufen werden. Es ist natürlich von hohem Interesse gewesen, die Frage aufzuwerfen, ob nicht auch andere Stoffe, speziell die Fette und die Zuckerarten, befähigt sind, Schutz- oder Abwehrfermentbildung zu veranlassen. Die Bearbeitung dieser Frage ist noch in vollem Flusse, absolut Gesichertes liegt bisher noch nicht in der Form vor, daß ein definitives Urteil mit aller Sicherheit gefällt werden könnte. Aber soweit ist die Sachlage schon geklärt, daß der Satz ausgesprochen werden kann, daß ausschließlich hoch zusammengesetzte, mit besonderen physikalisch-chemischen Eigenschaften begabte organische Stoffe,

die ihren Ursprung aus belebten Wesen nehmen, die Fähigkeit besitzen, die Bildung der schützenden Antikörper hervorzurufen.

Die hier mit Weglassung aller Details nur in den gröbsten Umrissen skizzierten Tatsachen gewähren einen außerordentlich weiten Ausblick auf das biologisch und philosophisch bedeutsame Problem des Individuums in seiner Eigenart. Sicher kann nichts verlockender sein, als aus dem so leicht erkenntlichen, morphologischen Bauplan der Tiere die Verwandtschaft zu statuieren und scheinbar nicht weniger eindringlich spricht die Übereinstimmung der Grundphänomene des Lebens ihre beredte Sprache. Aber die soeben geschilderten Maßregeln, in denen sich die Wahrung der chemischen Eigenart in so überraschender Weise kund tut, zeugen dafür, daß eine unübersteigliche Schranke errichtet worden ist gegen die Verwischung dessen, was das innerste Wesen des lebendigen Organismus ausmacht. Es kann keine Rede davon sein, daß die Ausbildung eines Individuums ein bloßer Prozeß der feinern und differenzierteren Entwicklung sei, eine Ableitung aus Verwandtem, wobei die Merkzeichen tiefer Verwandtschaft unauslöschbar eingeprägt bleiben. Das Individuum entsteht durch einen schöpferischen Akt, wobei das ihm Eigentümliche so sehr und so weitgehend bis in die letzten, feinsten und wesentlichsten Einzelheiten geformt wird, daß es in der Abgrenzung gegen alles andere geradezu zu Dämmen und Klüften kommt, die mit dem Worte Feindseligkeit nicht zu scharf charakterisiert sind.

Die Erkenntnisse, welche uns durch das feinere Studium des Chemismus der Lebewesen vermittelt werden, bedeuten keineswegs letzte Aufschlüsse über den inneren Kern eigentlicher Lebenserscheinung. Wir befinden uns hierbei immer noch an den Vorwerken der stark verschanzten Festung. Denn mögen auch die chemischen Substanzen, aus denen die Zellen der Organismen aufgebaut sind, bedeutungsvoller als die morphologischen Strukturen sein, trotzdem sind alle uns bisher bekannten chemischen Substanzen leblose Materie und selbst der komplizierteste Eiweißkörper steht den eigentlichen Lebenserscheinungen nicht viel näher als die Mineralien, die zum unentbehrlichen Bestand der tierischen Lebewesen gehören. Wir kennen noch andere Erscheinungen, in denen sich die Wahrung der Eigenart des Individuums offenbart und welche eine unverkennbare Verwandtschaft mit dem haben, was bisher betrachtet wurde. Hier sei in erster Linie daran erinnert, wie außerordentlich schwierig es ist, bei den höhern Lebewesen irgendein Gewebe, welches von einem andern stammt, zu implantieren. Ein Haut- oder ein Organstück läßt sich nur dann mit einem außerordentlich beschränkten Erfolge implantieren, wenn es von genau der gleichen Tierart stammt; weil diese Implantationen von so geringem Erfolge gekrönt sind, zieht man es vor, wenn irgend möglich, die Implantation von dem gleichen Individuum zu entnehmen. Weshalb die Haut eines Menschen sich dagegen wehrt, die

histologisch und chemisch gleich gebaute Haut eines andern Menschen in das Gefüge ihrer Zellen aufzunehmen, ist noch unaufgeklärt. Auf einem bloßen chemischen Unterschiede selbst sehr feiner Art dürfte es nicht beruhen, aber es kann zugestanden werden, daß in dem Tatsachenmaterial, welches über die Wahrung der chemischen Eigenart der Individuen vorliegt, Fingerzeige enthalten sind, um nach dieser Richtung hin den Bereich unserer Kenntnisse durch neue Gesichtspunkte zu erweitern.

Wir sind gewöhnt, in dem tierischen Organismus ein Sinnbild der Harmonie zu sehen und unzweifelhaft ist das Wesentlichste am Organismus nicht der Zusammenhalt durch die äußere Form, sondern das Zusammenwirken der einzelnen Funktionen nach einem gemeinsamen Plane. Die grundlegende Bedeutung des Planes für das Verständnis des tierischen Lebens ist gerade in dieser Zeitschrift mit so hinreißender und überzeugender Klarheit von Jakob von Üxküll dargelegt worden, daß es hier nur des Hinweises auf die beherzigenswerten Lehren des genialen Biologen und Philosophen bedarf. Harmonie im Plan braucht aber nicht zu bedeuten, wenigstens nicht auf den tierischen Organismus angewandt, daß alles im Sinne der wahlverwandten Verkettung und des Strebens nach inniger Verschmelzung verläuft. In den Plänen, wie sie der Biologe vor Augen hat, spielt die Polarität, die Abstoßung, die geordnete Feindseligkeit, eine gewichtige Rolle. Dieser Polarität begegnen wir, wenn wir den Chemismus im tierischen Körper mit einiger Aufmerksamkeit nach dieser Richtung hin verfolgen.

Nicht allein in der gelehrten, sondern auch in der politischen Presse haben im Laufe der letzten Monate die Forschungen von Emil Abderhalden in Halle ein nicht unberechtigtes Aufsehen erregt. Mag auch nicht alles so gesichert sein, wie es den eilig vorwärts Strebenden und den der täglichen Experimentalforschung etwas Entrückten erscheint, so liegt hinreichend wertvolles Material vor, um zu erkennen, daß es sich bei den Abderhaldenschen Studien um außerordentlich schöne Beispiele von dem handelt, was wir vorhin als chemische Polarität, als zweckmäßig geordnete Feindseligkeit innerhalb des Organismus bezeichnet haben.

Die höheren Organismen bestehen aus Zellen und aus der die Zellen umspülenden Blutflüssigkeit. Das Eiweiß der Zellen und das Eiweiß des Blutes ist nun selbst im gleichen Individuum durchaus nicht gleichartig. Wir können das Eiweiß der Zellen als blutfremd bezeichnen. Der Organismus besitzt nun die Fähigkeit, sich der blutfremden Eiweißkörper, die den eigenen Körperzellen entstammen, zu entledigen. Wir wollen als einleuchtendes Beispiel denjenigen Vorgang betrachten, dessen Untersuchung die bisherige Hauptarbeit von Abderhalden und seinen Mitarbeitern gewidmet gewesen ist. Gynäkologen und Pathologen hatten die Erfahrung gemacht, daß zellige Elemente der Plazenta in den mütterlichen Organismus hineingelangen

können und dort im Blute kreisen. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, daß während der Schwangerschaft (die Plazenta ist ein Gebilde, welches nur während der Schwangerschaft entsteht und mit der Geburt als Nachgeburt ausgestoßen wird) blutfremdes, wenn auch körpereigenes Material im Blute kreist. Es war nun zu untersuchen, ob im Blute ein auf das spezielle Eiweiß dieser Zellen eingestelltes spezifisches Ferment, Abwehrferment, gebildet wird. Das ist nun tatsächlich der Fall. Die Untersuchung auf das Vorhandensein dieses Abwehrfermentes geschieht nach einem einfachen Prinzip. Es wird ein Eiweißkörper der Plazenta unter besonderen hier nicht näher zu schildernden Vorsichtsmaßregeln dargestellt. Untersucht man die Lösung dieses Eiweißköpers im Polarisationsapparat, so zeigt sich eine gewisse Drehung des Lichtes, welche dem betreffenden Eiweißkörper eigentümlich ist. Setzt man nun zur Lösung dieses Eiweißkörpers ein Blutplasma hinzu, welches spaltende Fermente für dieses Eiweiß enthält, so tritt infolge der Spaltung eine merkliche Änderung der Drehung des Lichtes im Polarisationsapparat ein; dieselbe fällt weg, wenn die spaltenden Fermente fehlen. Nun hat sich aus einer sehr großen Anzahl von Untersuchungen ergeben, daß als frühstes Zeichen der Schwangerschaft im Blute der Schwangeren die Abwehrfermente gegen Eiweiß der Plazenta und zwar nur gegen Plazenta-Eiweiß auftreten. Es ist einleuchtend, wie außerordentlich groß die praktische Bedeutung dieser Entdeckung ist. Einzelne Stimmen werden allerdings gehört, welche davor warnen, sich in allzugroße Sicherheit über die unbedingte Zuverlässigkeit dieses Kennzeichens zu wiegen. Es sei deshalb auch ein weiteres Bedenken allgemeiner Art nicht unterdrückt; es ist eigentlich verwunderlich, daß bei der behaupteten großen Anpassungsfähigkeit der Lebewesen noch keine Anpassung eingetreten sein sollte an einen Prozeß, der mit dem von jeher wiederkehrenden Akt der Erzeugung des neuen Lebewesens innig verknüpft ist. Jedoch alle Bedenken werden zurücktreten müssen, sobald es gelungen sein wird, vollständige Einigkeit unter den einzelnen Forschern zu erzielen. Die Bedenken fallen auch deshalb weniger ins Gewicht, weil wir analoge Vorgänge im Organismus kennen, ja sogar seit langem kennen, ehe unser Augenmerk auf die neueren Gesichtspunkte gelenkt worden war.

Eines der eigenartigsten Beispiele verdanken wir Friedrich Miescher, dem tiefsinnigen ehemaligen Physiologen von Basel, auf dessen originelle und auf das Wesentliche gerichtete Denkweise sehr vieles zurückzuführen ist, was dem Uneingeweihten als Erwerb unserer Tage erscheint. Miescher, dem wir die Entdeckung des am höchsten stehenden und verwickeltsten Eiweißes, des Eiweißes der Zellkerne, verdanken, hat in außerordentlich gründlicher Weise die Vorgänge untersucht, welche bei der Entwicklung der Geschlechtsprodukte des Lachses stattfinden. Der Lachs kommt in einem wohlgenährten Zustande rheinaufwärts und er entwickelt, ohne Nahrung aufzunehmen, seine an

Gewicht sehr massigen Geschlechtsprodukte. Notwendigerweise muß das Material hierzu aus dem Organismus selbst stammen. Der Ursprungsort des Materials ist die mächtig entwickelte Körpermuskulatur. Nun ist, wie wir gleichfalls durch die Forschungen von Miescher wissen, die Natur des Eiweißes der Muskeln und der Geschlechtsprodukte vollständig voneinander verschieden. Der Organismus kann daher nicht das Muskeleiweiß als solches verwerten, sondern er muß zunächst einmal das Muskeleiweiß in einfachere Bestandteile zertrümmern und aus den nicht spezifischen Bausteinen von neuem das anders geartete Eiweiß der Geschlechtsprodukte aufbauen. Es entwickelt der Lachs während der Zeit, wo es nötig ist, die Fermente, welche die Spaltung des Muskeleiweißes zustandebringen. Miescher hat uns über die histologische Seite der Gewebseinschmelzung, über den Transport der Bausteine im Blut und über den Aufbau des neuen Eiweißes der Geschlechtsprodukte auf das minuziöseste unterrichtet.

Hier liegt demnach ein sehr anschauliches und merkwürdiges Beispiel dafür vor, wie innerhalb des gleichen Organismus auf chemischem Gebiete ein polarentgegengesetztes Walten, ein Akt des Widerstreites im Interesse eines höheren Planes das harmonische Geschehen im Organismus beherrscht. Derartige Beispiele gibt es zahlreiche andere. Alle Verwandlungsstadien von Tieren, die sich im Zustande der absoluten Nahrungsenthaltung abspielen, verlaufen in einer nach dem gleichen Prinzip geordneten Weise. War das früher von uns geschilderte Prinzip das Prinzip der Wahrung der chemischen Eigenart des Individuums, so ist das zuletzt geschilderte dasjenige der Wahrung der Eigenart der Einzelbestandteile des gleichen Organismus. Es ist klar, daß, falls dieses Prinzip in jedem Falle zutreffend ist, es praktisch eine große Bedeutung gewinnen kann, eine Bedeutung, auf die Abderhalden und seine Mitarbeiter schon in zahlreichen Arbeiten hingewiesen haben. Die Bedeutung besteht darin, daß alle pathologischen Prozesse, welche zur Loslösung eines Zelleiweißes und damit zum Eindringen eines blutfremden, wenn auch körpereigenen Eiweißes in die Blutbahn führen, die Bildung eines auf dieses Körpereiweiß spezifisch eingestellten Abwehr- oder Schutzfermentes veranlassen müssen und daß der Nachweis dieser Fermente gleichzeitig die Diagnose der Erkrankung desjenigen Organes, von dem das betreffende Eiweiß stammt, unterstützen kann. Zahlreiche Arbeiter sind zurzeit beschäftigt, in Erkrankungsfällen spezifische Fermente gegen die Eiweiße des Gehirns, der Schilddrüse, der Geschlechtsorgane und von gutartigen und bösartigen Neubildungen nachzuweisen.

Zwischen den beiden Prinzipien, die wir entwickelt haben, dem Prinzip der Wahrung der chemischen Eigenart des Individuums und dem Prinzip der Wahrung der Eigenart der einzelnen Zellen des gleichen Individuums scheint ein Widerspruch zu klaffen. Es muß versucht werden, dem anscheinen-

den Widerspruche zu begegnen. Man könnte auf folgende Weise sich mit demselben abfinden. Wenn es eine im innersten Wesen des Individuums begründete Eigentümlichkeit ist, wenn das Individuum in jeder Faser, in jedem letzten der Untersuchung zugänglichen Elemente von dem noch so gleichen andern Individuum unterschieden ist, so muß diese konstitutionelle Eigenschaft, wenn sie nicht in der Leere schweben soll, als eine bloße Idee, jedem einzelnen Bestandteile des Individuums als Eigenschaft innewohnen, als eine Eigenschaft, die vielleicht zeitweilig schlummern kann, aber nach Bedarf auch erwacht, und dann auch als eine polarabstoßende feindselige Kraft gegen andere Einzelbestandteile des gleichen Organismus gerichtet ist. Auf diese Weise hätten wir die Eigenschaften des Gesamtindividuums durch einen Prozeß der Teilung zerlegt in die einzelnen Elemente, genau so wie die Morphologie und die Physiologie den Organismus in die Einzelzellen und deren Funktionen zerlegen. Diese Zerlegung bedeutet keineswegs die Aufgabe der Harmonie des Gesamtorganismus, denn die Harmonie, die wir den Organismen zuschreiben, hat als Postulat die Innehaltung eines biologischen Planes.

Der anscheinend von uns aufgedeckte Widerspruch regt jedoch noch zu einer andern Betrachtung an. Die Unterscheidung zwischen körper- und zellfremden chemischen Substanzen ist schließlich nichts anderes als eine, auf einem viel niedrigeren Niveau sich abspielende Differenzierung, die wir auf einem höhern Niveau schon längst durch den genialen Blick unseres größten Biologen, Johannes Müller, kennen, nämlich die spezifische Energie. Die spezifische Energie der lebendigen Teile ist von Johannes Müller an den so unendlich hochstehenden Funktionen der Sinne erkannt worden. Gesicht und Gehör, Geschmack und Geruch sind spezifische Funktionen des nervösen Teiles der Sinnesapparate. Trotz aller gegenteiligen Versuche — es gibt keine Brücke, welche die Kluft zwischen den verschiedenen Sinnesempfindungen ausfüllt, jede ist eine Schöpfung eigener Art und so ist es mit den meisten andern Funktionen des tierischen Leibes. Von dieser hohen Warte aus betrachtet sind die chemischen Differenzierungen, welche wir in diesem Essay kurz skizziert haben, recht niederer Art. Aber wir begrüßen die Erfolge der chemischen Forschung, weil sie uns verheißungsvolle, gefestete Grundlagen für das „entzückendste" Problem der gesamten Biologie geben, für das Problem der Entstehungs- und Existenzmöglichkeit des Einzelindividuums. Wer solche anscheinende Kleinarbeit nicht zu würdigen fähig ist, ihre, wenn auch in weiter Ferne noch liegende Bedeutung nicht zu erkennen vermag, der gleicht jenen Beschauern etwa, die dabei standen, als Michelangelo die ersten Meißelschläge gegen den Riesenblock ausführte, aus dem dann schließlich das unvergleichliche Kunstwerk, der David, entstand.

Selige Ungeduld

Warum kommst du nicht, wenn ich auf dich warte!
Spürst du's nicht durch alle Türen, alle Mauern und Wände,
wie meine tastenden, fastenden, schauernden Hände
nach dir dürsten, du Zarte, du Harte —
warum kommst du nicht!

Gestern Nacht sah ich dich, auch dich vor Durst erlahmen:
auf nackter Klippe lagst du im grellen Meere,
und zucktest, wenn die bittern Wellenkämme kamen,
und strecktest die Arme aus und riefst meinen Namen,
ins Leere, ins Leere —
warum kommst du nicht!

O wie ich warte! ich will dich ja erquicken!
laß mich nur erst aus Deinen willigen Blicken
wieder Schöpferkraft trinken!
Ja, im süßesten Balsam Edens sollst du baden,
fühlst alle Früchte von Gottes Jugendgestaden
in den Schoß dir sinken —
wenn du kommst!

Wiegenlied im Gebirge

(Für Andreas Ludwig)

Schlaf, du junger Adler, schlaf,
deine Mutter hilft dir träumen;
träume von den hohen Bäumen,
wo sie deinen Vater traf,
von den wolkenhohen Bäumen.

Über Schluchten ragt ihr Laub,
zwischen wilden Blumenauen;
Berge schimmern Tags im Blauen,
ferne Straßen, goldner Staub,
Tags im sonnestillen Blauen.

Und die Nacht um Flur und Firn
glänzt von lauter Silberbändern;
über Wassern, über Ländern
hebt Stern Jupiter die Stirn,
über deinen Wunderländern.

Die Verhüllten

Der goldne Schlaf, der schwarze Tod,
die trafen sich ums Abendrot.
Die Haide hing voll Höhenrauch,
ein Vogel rief im Holderstrauch:
Zieh mit! zieh mit!

Es sprach der Schlaf: Ich bringe Ruh,
ich häng die Leidensstunden zu,
ich hülle um die Tagesschlacht
den goldnen Flor der Gottesnacht.
Zieh mit! zieh mit!

Es sprach der Tod: Ich tu wie du,
ich bring auch dir die Gottesruh,
ich hüll um allen Graus der Zeit
den schwarzen Schleier Nichtigkeit.
Zieh mit! zieh mit!

Die Haide hing voll Höhenrauch,
der Vogel schwieg im Holderstrauch.
Es zogen still gen Morgenrot
der schwarze Schlaf, der goldne Tod.
Zieh mit! zieh mit!

R u n d s c h a u

Anmerkung zu einer Metapsychik*
von Robert Musil

Die Vorstellung, daß die guten irdischen Werke irgendwie unsre Jenseitsexistenz bilden — diese Lieblingsidee der heutigen spiritualistischen Philosophie, welche sich persönliche Unsterblichkeit nicht mehr zu garantieren getraut — hat etwas von dem Bedürfnis des Kinds, das sein Spielzeug ins Bett und in das schwarze Loch des Schlafs abends mitnehmen will. Es hat, wenn es sich mit zweckwidriger Lehrhaftigkeit verbindet, etwas zerstörend Komisches wie bei Eucken und manchmal selbst bei Bergson. Hat bei Novalis — der nie vergißt, daß die Gedanken, die in ihm sind, einst, als deren Gehirn sie nachstammelnd bildete, im Leibe seiner kleinen Geliebten waren, — Über-Sinnlichkeit, berührte Gesteigertheit, blühsamenhaftes Streichen durch die Gedankenwelt wie durch eine Wolke dunkelrosigen Laichs. Oder es hat — diese Vorstellung von der Ewigkeit eines den persönlichen umfassenden Gesamtgeistes — ein Ethos fürs Diesseits in sich, ein Lied in der Marschkolonne mit verschlungenen Armen, ein Brudermenschglück, Marseillaise eines angstreheitert aus dem Dunkel ins Dunkel ziehenden Schwarms. Wie ein wenig bei Emerson. Ich führe das an, um etwas von der Gefühlsmannigfaltigkeit zu zeigen, die in diesen Fragen wohnt, und ein wenig an die Verantwortung zu erinnern, die das Jenseits dem Diesseits gegenüber hat. In Rathenaus Buch spüre ich von solchen Möglichkeiten die des sich zu den andern Bekennens. Errate, daß manche Vorstellungen, von denen es beherrscht wird, in Stunden vor der begrifflichen Niederschrift von daher geströmt, daß sie dahergeströmt kamen; finde aber andre Menschenmöglichkeiten nicht genug gesehn.

Wenn Rathenau sagt, der richtige Mensch — er nennt ihn den seelenvollen — neigt zur Liebe, zur Entäußerung, zur Idee, zur Intuition, zur furchtlosen Wahrheit; sein Charakter sei Treue, Großmut, Unabhängigkeit; sein Benehmen Sicherheit, heitere Ruhe und Festigkeit; er sei eher stark als klug, selbstbewußt als erfahren; er habe heitere Freiheit des Lebens, Hang zu

* Walther Rathenau, Zur Mechanik des Geistes (S. Fischer, Verlag).

transzendenter Erhebung, intuitive Frömmigkeit —: so ist darin anzuerkennen das Programm eines Menschentypus, der — in einem Kunstwerk aufgestellt oder mit der gleichen, einer letzten, inneren Reserve in einem Essay beschrieben — wertvoll sein kann, je nachdem wie sich seine Eigenschaften durch Verknüpfung untereinander und mit andren näher bestimmen. Wird aber davon nicht ein Individuum gemalt, sondern schon für die bloße Palette, ausschließlich für dieses Sortiment moralischer Farben Herrschaft beansprucht, so liegt der Fall anders und es stürmt in die Erinnerung: daß Dostojewski ein Epileptiker war, daß Flaubert es war und daß in tiefen Momenten ihres Daseins ihr Benehmen nicht „Sicherheit und heitere Freiheit des Lebens" gewesen sein dürfte. Daß Horaz aus der Schlacht davonlief. Daß Schopenhauer eine Gallspritze war. Nietzsche, Hölderlin Narren. Wilde ein Zuchthäusler. Verlaine ein Trinker. Daß van Gogh sich eine Kugel in den Bauch schoß. Sind das Ausnahmen, so möchte man die Regel sehn, aber das frühe Griechentum, das Rathenau dafür anruft, hat neben dem Achilleus den Odysseus geliebt, Nietzsche lehrte von dem apollinischen den dionysischen Typus zu scheiden und selbst die Überlieferung von dem vermeintlich größten aller Apolliniker, Goethe, ist — wie Bahr in einer guten älteren Arbeit gezeigt hat — eine Legende. Die Ausnahmen scheinen also doch irgendwie in die Regel verflochten zu sein.

Und wird behauptet, Ägypten und Ostasien hätten nur seelenlose Kunst hervorgebracht, während man doch an die seltsamen Seelen denkt, die in Stichen und Steinen von dort zu uns kamen; heißt es von seelenhaften Völkern, ihr Geist schwebe über der Erscheinung und erhebe sich zur souveränen Anschauungsform des Humors, die „scheinbar sorglos und unbeteiligt und dennoch voll höchsten Verstehens sich der Geschöpfe annimmt", während man sich doch erinnert, daß Dante, Goethe, Beethoven, Dostojewski wenig Humor besaßen, hingegen der liebenswürdige Thackeray viel von solchem; wird erwähnt, daß Frankreich kein einziges Gedicht hervorgebracht habe, daß große Kunst immer einfach sei und das Absolute spiegle, während man weiß, daß diese Kunstfragen nahe betrachtet doch — weniger einfach liegen; heißt es von seelenvollen Völkern, es herrschten bei ihnen Glauben, Treue, Krieg, positive Ideale und fern seien ihnen Materielles, Friede, Gelehrsamkeit, Analyse, während man mit vielen heute fühlt, daß es kriegerische Tugenden auch in der Gelehrsamkeit geben könne, weiß, daß Friede und Glaube meist eine Einheit bilden, dafür kämpft, daß Ideale nicht vor die Analyse gesetzt werden, sondern nach ihr erwachsen mögen — —: so erkennt man, daß hier trotz aller Modernität die Welt wieder einmal in Himmel und Hölle zerschnitten wird, während zwischen beiden, aus irgendeiner Mischung, gerade aus einer, freilich noch sehr zu untersuchenden Mischung von gut und böse, krank und gesund, egoistisch und hingebend . . die Fragen der Erde blühn.

Rathenaus Buch hat dafür eine wertvolle Entschuldigung. Jene Gruppe menschlicher Zustände, die man mit einem in der Essayistik heimisch gewordenen Ausdruck das Erlebnis der Seele oder der Liebe nennt. Seine Beschreibung in diesem Buch ist schön, wenn sie stofflich auch kaum etwas Neues bieten kann. Es ist das Grunderlebnis der Mystik.

Dieses Erlebnis entsteht, Rathenaus Beschreibung ist an dieser Stelle meisterhaft, durch ein der Liebeskraft analoges Streben, eine namenlose Konzentrationskraft, ein inneres Sammeln, Vereinigen der intuitiven Kräfte. Weder eine Kraft, noch eine Trägheit, noch ein Schmerz muß überwunden werden, sondern Erstarrung. Diese Liebe versenkt sich in die Natur und verliert sich nicht; sie ruht gleichsam mit ausgebreiteten Schwingen über der Erscheinungswelt. Das Wollen löst sich, wir sind nicht wir selbst und doch zum erstenmal wir selbst. Die Seele, die in diesem Augenblick erwacht, will nichts und verspricht nichts und bleibt dennoch tätig. Sie bedarf nicht des Gesetzes, ihr ethisches Prinzip ist Erweckung und Aufstieg. Es gibt kein ethisches Handeln, sondern nur einen ethischen Zustand, innerhalb dessen ein unsittliches Tun und Sein nicht mehr möglich ist. Zwischen dem, was wir hoch, und dem, was wir tief bewerten, zwischen dem, was wir lieben und hassen, preisen und verachten, ist der Unterschied sehr gering und besagt nur eines: ob das Werden der Seele gehemmt oder gefördert wird. — In diesen Sätzen ist kein Winkel, der nicht erfüllt wäre von Erleben. Wer den Zustand nicht kennt, dem ist er nicht zu bezeichnen. Wer ihn kennt, weiß, daß Gefühlserkenntnisse, große innere Umlagerungen, Lebensentscheidungen oft in solchen Augenblicken wie aus dem Nichts aufgetaucht vor dem Erlebenden stehen. Man erkennt dann alles, was man vordem mit unberührtem Verstand gedacht hat, als völlig belanglos. Man ist im Zustand der Erweckung, den alle Mystiker als den Eintritt in eine neue Existenz gepriesen haben. An dem Sinnenbild der Welt, das wir empfangen, sind zentrale Faktoren ja stets beteiligt; in diesem veränderten Zustand liegt ein seltsamer Gefühlston über der Welt, sie erscheint selbst verändert. Und man fühlt, daß die wunderbare Bewegung schon zu erstarren beginnt, wie sie der Verstand in Worte fassen will.

Von daher, wenn man sich nachfühlend in den Bann solcher Stimmungen versetzt, kann man die Abneigung gegen Verstand und Analyse begreifen, die vermeinte Einfachheit, die Laienfrömmigkeit, die kinderäugigen Ideale, die Geringschätzung alles Häkichten; sie gehören nicht notwendig hinzu, aber verständlich und schon die Griechen nannten solchen Zustand mit einem Wort der Liebe die große Ein-Falt. Man erkennt den Umkreis dieser Behauptungen bis zu den vollkommenen Unhaltbarkeiten hinunter, wie er in den Augenblicken solcher Eingebung aufleuchtete, hier deutlich, dort verdämmernd, und flüchtig abgesteckt ward.

Die Aufgabe, die sich Rathenau setzte, war, aus diesem Zustand heraus eine Philosophie zu schreiben. Der Zustand ist menschlich wichtig.

Es gäbe drei Wege. Man kann das Erlebnis als ein seltenes und fragiles betrachten, was es auch ist, dessen Bedingungen man untersucht, dessen Gehalt man an andren Lebensgehalten erprobt, für das man nach dem gebührenden Platz in sich sucht. Wobei trotz aller zu beschleichenden Seelenwinkel die normalen Innenzonen Richtzentrum bleiben. Oder man versucht den Zustand des inneren Schauens zum Lebenszustand zu verlängern und gibt die Normalität für ihn preis. Die religiösen Mystiker hatten dafür die Konvention Gott. Sie sanken in Gott hinein und wurden aus ihm wieder hinausgeworfen, aber Gott blieb als ständige Möglichkeit, als manchmal erreichte Wirklichkeit und der Zustand erhielt durch die Anknüpfung an seine Existenz Breite und Stete. Das ist heute nicht möglich, aber es bleibt ein dritter Weg: weil man in Höhepunkten das Treiben des Verstands als wertlos erkennt, die Konsequenz zu ziehen und zu trachten, daß man aus dem einen Erlebnis heraus den Geist des dazugehörenden Menschen konstruiere und mit diesem Geist dann statt mit dem Verstande die Welt denke. Dies zu versuchen ist der Vorsatz des Buchs. Wahrscheinlich hoffnungslos, ist das Wagnis einer solchen Aufgabe doch von mehr als gewöhnlichem Verdienst.

Bei der Ausführung fehlte jedoch — das Erlebnis und an Stelle der Gefühlsmystik trat eine rationale. Diese Verschiebung ist absolut typisch für alle systematischen Versuche auf diesem Gebiet. Von der seelischen Berührung bleibt dann nur das anstrengende Festhalten einiger in intimsten Augenblicken gebildeter Begriffe, zwischen die alles übrige mit einem Geist interpoliert wird, der naturgemäß außer trance ist und sich von dem wissenschaftlichen Verstand eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß er auf dessen Tugenden der Methodik und Genauigkeit verzichtet. Die Evidenz der Intuition entgleitet zur Unverbindlichkeit des Aperçus; was eben noch als Aphorismus, als esprithafter Einfall daherkam, gilt wenige Zeilen später als gefestetes Material für neuen Weiterbau und es entsteht eine außerordentlich merkwürdige Pseudosystematik, eine Art erbittertes Ordnungsspiel, bei dem es aus einer Anzahl bestimmter Steine vorausbestimmte Figuren zu formen gilt. Wird überdies ein schwieriger innerer Zustand mit Gewalt festgehalten, wie es hier zur Zentrierung der Einfälle immer wieder nötig ist, so entsteht hinter der Aufmerksamkeitsspannung ein gewisses Vakuum der Gefühle und der seelische Gehalt verläuft sich. Immer aber treten dann an die Stelle innerer Verluste äußere Gefühlshilfen; Metaphysik als Nobilitierung und heraldische Spekulation, die die entleibte Haut des Erlebnisses an die Sterne hängt. Auch Rathenaus Buch macht von diesem Schicksal keine Ausnahme; es läßt sich das nicht im einzelnen erweisen, denn es ist das

Verhängnis des Ganzen. Das Unglück will, daß die Menschen, die heute für solche Fragen in Betracht kommen, wenig Verständnis für die Tugenden scharfen Denkens haben und kaum fühlen werden, daß hier alles wieder verloren geht, während die andern, die dieses Verständnis besäßen, meist keine Ahnung haben, was hier ein Griff in der Tiefe erfaßte, dem es auf dem Weg zur Oberfläche wieder entrann. — Wir Deutschen haben — außer dem einen großen Versuch Nietzsches — keine Bücher über den Menschen; keine Systematiker und Organisatoren des Lebens. Künstlerisches und wissenschaftliches Denken berühren sich bei uns noch nicht. Die Fragen einer Mittelzone zwischen beiden bleiben ungelöst.

Fritz v. Unruhs „Louis Ferdinand"

Ein Verbot und ein Gebot

von Paul Schlenther

Große Helden hilft das Schicksal schmieden. Friedrich der Große war achtundzwanzig Jahre alt, als er König und sein eigener Herr wurde. Nicht zu kurz und nicht zu lange war er durch die rauhe Schule seines Vaters gegangen. Nach den Kriegen und Siegen hatte er noch geraume Zeit, sie für Friedenswerke seines Staates auszunutzen, und als eine neue Zeit herankam, die der vereinsamte, im Eigensinn erbitterte Greis so wenig mehr verstanden hätte, wie er einst die neue deutsche Literatur der Lessing und Goethe verstanden hatte, da war er bereits gestorben. Vielleicht hatte er für sein Preußen schon zu lange gelebt, vielleicht war sein Thronerbe dem notgedrungenen Kronprinzenschicksal zu lange überlassen geblieben.

Zwanzig Jahre nach seinem Tode brach sein Staat zusammen. Das Genie, der große Held führte jetzt den Feind. Es kam Jena und Auerstädt, und das Vorspiel von Jena war Saalfeld. Bei Saalfeld fiel jener Prinz, der gleich dem regierenden König ein Neffe des alten Fritz gewesen war. Nicht der Historiker, der keine ungeschehene Geschichte schreibt, aber ein Dichter könnte fragen: Was wäre 1806 geschehen, wenn gegen Napoleon in Preußen ein Friedrich der Große aufgetreten wäre? Vielleicht — bei so phantastischen und daher unwissenschaftlichen Fragen geziemt sich immer nur ein Vielleicht — vielleicht wäre Napoleons Macht schon sieben Jahre früher gebrochen worden, und das deutsche Land hätte den nachwirkenden Segen seines Volksaufstandes entbehren müssen.

Hundert Jahre später kommt ein junger Dichter, der sich jene Frage

vorlegt. Fritz v. Unruh heißt er, und sein Drama heißt „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen".

Prinz Louis Ferdinand ist eine sagenumhüllte Gestalt. Die Historiker haben sich nicht viel um ihn gekümmert. Treitschke rühmt ihn nur ein einziges Mal und findet ihn mit dem Epitheton hochherzig ab. Desto willkommener war er Dichtern. Was man nicht an ihm sieht, kann man in ihn hineinlegen, und Fritz v. Unruh schuf sich aus den Geheimnissen dieser Fürstenseele den kongenialen Erben Friedrichs des Großen. Er wollte in ihm den preußischen Geist verkörpern, der zu den Siegen von Roßbach und Leuthen geführt hatte, und der 1806 vor der anrückenden Gewalt des Welteroberers den preußischen Staat hätte retten müssen.

Vor fünfzig Jahren ging noch durch patriotische Kinderbücher das Ammenmärchen, daß der alte Fritz in seinem Arbeitszimmer zu Sanssouci einen seiner Neffen Ball spielen ließ. Der Ball flog auf des Königs Schreibtisch, und der alte Herr kassierte das störende Spielzeug. Da forderte der kleine Prinz mit soviel Willenskraft und Kühnheit den Ball zurück, daß Seine Majestät lachend versetzte: „Der läßt sich Schlesien nicht wieder nehmen". Diese Anekdote kam auf, um dem altgewordenen Friedrich Wilhelm dem Dritten zu schmeicheln, obwohl er in seinem Regentenleben so manchen Ball, der wahrlich kein Spielball war, verloren gegeben hatte. Einleuchtender wäre die Szene zwischen Neffen und Onkel, wenn das Prinzchen nicht Friedrich Wilhelm geheißen hätte, sondern Louis Ferdinand. Aber Louis Ferdinand war für Kindermärchen längst tot und wäre niemals König geworden. Gerade darum konnte er einem Dichter zur tragischen Gestalt werden. Der wahre Thronerbe Friedrichs des Großen, sein echtestes Fleisch und Blut, der Geist von seinem Geiste gelangt nicht auf den Thron und nicht einmal zum Oberbefehl über das Heer. Er sieht die Schmach des Vaterlandes und hat nicht die Machtvollkommenheit zu retten. Darum sucht er, dem ein Hohenfriedberg versagt blieb, bei Saalfeld den Heldentod.

So durchschaut Fritz v. Unruh Louis Ferdinands Wesen und Schicksal, und er erzählt oder erfindet dabei eine bessere Anekdote, wonach des sterbenden Friedrich letzter Wunsch gewesen sei, noch einmal Louis Ferdinand zu sehen, den vierzehnjährigen Knaben. Aber Louis Ferdinand hatte keinen Anspruch auf den Thron. Sein Genie war zum Darben verurteilt. Ein solches Prinzenschicksal ist nicht selten; auch im Hause der Hohenzollern nicht. Man denke an das überragende Feldherrngenie des Prinzen Friedrich Karl. Gerade wer höfischen Kreisen näher steht, wird davon ergriffen und fühlt das Tragische: So nah dem Thron und doch zu fern!

Als ein echter Dichter blickt Fritz v. Unruh in die Seele des berufenen, nur nicht durch Erbrecht, nur nicht durch Pflicht berufenen Thronerben.

Und als echter Dramatiker verwandelt er Zustände dieser Seele in historische Vorgänge. Tief unten in der Seele dieses Menschen lebt halb unbewußt der Königstraum, und in dem Augenblick, da das Vaterland in Lebensgefahr ist, bieten ihm preußische Generale und Offiziere die Königskrone an. So groß ist das Vertrauen zu ihm, so groß das Mißtrauen gegen den König, der selbst mit dem Gedanken an Abdankung wankelmütig spielt.

Louis Ferdinand erlebt seinen höchsten Augenblick; und in diesem Augenblick ruft er den Namen Friedrichs des Großen aus. Dieser Name jedoch erinnert ihn schon wieder an seine Pflicht, und er faßt, ohne sich zu bedenken, den heroischen Entschluß, der Krone zu entsagen, weil sie ihm weder von Gottes noch von Rechtes Gnaden gebührt, weil er sie nur als Mitverschwörer, als Hochverräter aufsetzen könnte. Er ist kein Macbeth, kein Richard der Dritte, er ist ein Preuße, ein Hohenzoller.

Auf das Höchste gehoben, reitet er nach Saalfeld in die Todesschlacht, wie zu einem schönsten Glück, denn er fühlt nun auch um sich die Seelennähe der teuersten Frau, die seine Königin ist, deren König aber ein anderer ist als er. Er hat sie geliebt, wie er sein Vaterland liebte. Durch ihren Mund singt ihm das Vaterland die Nänie. Wie es in Fontanes Ballade heißt:

> Prinz Louis ist gefallen
> und Preußen fiel — ihm nach;

so sagt in diesem Drama die Königin, als sie hört, der Prinz sei tot: „Suchet Preußen, es gibt keine Preußen mehr."

Bei Fontane heißt es:

> Schon über Tal und Hügel
> stürmt ostwärts der Koloß, —
> Prinz Louis sitzt am Flügel
> im Rudolstädter Schloß.

Auf der Rudolstädter Schloßterrasse spielen sich auch bei Fritz v. Unruh alle gewaltig erfundenen Vorgänge ab, die den fünften Akt des Dramas bilden. In ihm steigert sich das Drama, wie selten in einem Schlußakt. Hinter der Terrasse, in den Räumen des Schlosses, ein Hofball; vor der Terrasse, im Thüringer Walde, die lauernde Übermacht des Feindes. Auf der Terrasse selbst geht es — ganz unhistorisch zwar — um Szepter und Krone. Unten die Saale, in die sich ein dunkler Prophet gestürzt hat, weil er von Napoleon kommt und den Untergang nahe weiß. Sein Name ist, wie der des Warners im „Egmont", Oranien! Jenseits der Saale brütet das Schlachtfeld. Oben auf der Terrasse wechseln die aktiven und die passiven Menschen. Der feine, wortkarge, unbestimmte König, nicht unähnlich jenem Schillerschen Dauphin; die Königin, ihrem Helden nachtrauernd, wie Goethes heldenmütiges Klärchen: „Weiß du, wo meine Heimat ist?" Dazwischen Feldherren, die noch keiner Blüchertat, noch keines Scharnhorstrates fähig sind; windige

Staatsmänner, in denen noch nichts vom Geiste Steins lebt. Diese Zeit erschöpft sich in Kronräten und Kriegsräten, ihr fehlen die Persönlichkeiten. Man versammelt sich und redet, aber man handelt nicht. Die Diplomatie kokettiert, wie ein Frauenzimmer, mit dem Feind. Die Heerführer stammen noch aus Friedrichs großer Zeit, aber sie sind altmodisch und altersschwach geworden. Der eine ist im Wohlleben verschlampampt; des Kriegführens überdrüssig denkt er mehr an junge Weiber und alten Wein als an die gefährdete Sache. Der andere sehnt sich nach einem starken Herrn, wie er ihn in der Jugend hatte; das führt ihn zu Konspiration und Hochverrat. So wenig diese Braunschweige und Hohenlohe auch historisch dem großen Moment gewachsen waren, so empfindet man doch die poetische Lizenz, mit der sie der Dichter behandelt, als eine unbefugte Härte.

Man fühlt sich freier bei einer ganz frei erfundenen Figur, wie es der Kriegsrat Wiesel ist. Er hat etwas vom dämonischen Schatten des Prinzen und ist überall dabei, wo in dem Prinzen wilde Instinkte erwachen, wo Träume heimlich zu Gedanken werden. Je höher der Prinz stiege, desto höher fühlt der andere sich selbst emporgetragen, und deshalb treibt er den Prinzen zur Höhe. Er ist nur ein kleiner klettenhafter Dämon, aber er fürchtet sich auch vor dem Königsmorde nicht, und nicht vor napoleonischen Welterobererplänen; freilich steht dies alles bei ihm mehr auf einem Schachbrett, als in der Weltgeschichte. Teils folgt er dem Prinzen, teils führt er ihn. Er fehlt weder bei des Prinzen Kunstbelustigungen noch bei seinen Zechereien, er schmeckt die Gunst des Pöbels mit und die Huldigungen der mannhaften Jugend. Er schleicht zur Seite, wenn der Prinz über die Kammerschwelle seiner Frau tritt, die er keinem andern als dem Prinzen gönnt.

Diese Frau ist wiederum eine historische Figur, Pauline Wiesel, mit der auch der reale Louis Ferdinand eine Liebschaft hatte und im Briefwechsel stand. So originell das Verhältnis ihres Mannes zum Prinzen ist, so wenig originell ist das ihrige charakterisiert; aber sie selbst leibt und lebt; sie ist die skrupellose Mondäne, die ihre Liebhaber wechselt wie Kleider, in der Werbung so resolut wie beim Laufpaß, aber nicht ohne einen Orsinazug. Ihre Zugänglichkeit ist das Gegenbild für die Unnahbarkeit und reine Huld der schönsten Königin.

Es sind die zartesten Luftgespinste, die zwischen der schönsten Königin und dem schönsten Prinzen weben; auch Pauline Wiesels frivole Zynismen können diese Zartheit nicht verderben. Die königliche Frau gehört zu den Hohen, die sich übler Nachrede aussetzen, weil ihrer Reinheit Vorsicht fern liegt. Sie begrüßt den Vetter mit einem innigen Wort. Sie schenkt ihm eine Harfe, zu der sie Goethes neustes Liebeslied sang:

Bei meinem Saitenspiele
segnet der Sterne Heer
die ewigen Gefühle.

Sie versprach ihm ein Tuch, das um ihre Schultern lag. Wenn sie von ihm geht, so „glänzt die Luft ihr nach". Sie ist ihm „die Seele der Seelen". Ganz Europa müßte ihr Antlitz tragen, zum mindesten ganz Deutschland, ganz Preußen. Sie ist die willkommenste Mittlerin der patriotischen Wünsche an den König. Als solche tritt sie in den Palast des Prinzen, ein Engel der Versöhnung, eine Ausgleicherin des Zerwürfnisses. Er hatte sie anders erwartet. Er hatte sich mit seiner ganzen Verführungskraft gewappnet und sah sein Lebensglück schon im Zenith. Sie aber lenkt sein stürmisch erregtes Herz mit stiller Gewalt auf die große allgemeine Sache, auf Preußens Freiheit, auf einen Völkerfrühling. Sie ist ihm Elisabeth und Posa zugleich. Sie leitet ihn von sich zur Sache, wie Posa seinen Carlos von Elisabeth zu Flandern leitet. Und sie verliert ihre Marmorhaltung nicht, auch als sie ihm ins Herz gesehen hat. Mitten durch den Feuerbrand seiner Leidenschaft geht sie unversehrt dahin, und in ihrer Unversehrtheit bleibt sie gütig, mild und mutig. Nie hat ein Dichter herrlicher eine Königin gefeiert! Wie sie seiner Verführung widerstand, so hinterließ sie ihm als einziges Liebespfand die Kraft, der Verführung anderer zu widerstehn. Ein Dekret Napoleons hat den König von Preußen abgesetzt. Wer sophistisch drehn und deuteln will, hält den Thron von Preußen für frei und jedem für zugänglich, der Kraft hat, nach der Krone zu greifen. Ringsumher wird Louis Ferdinand gedrängt; von innen heraus blitzt ihm der Friedrichsmut aus seinen Friedrichsaugen. Die Reizung ist groß. Aber er widersteht! Das dankt er der Königin. Sein erster Gedanke ist nicht: „Jetzt wäre der Weg frei!" sondern: „Jetzt umgürte Gott den König mit Kraft."

Und nun sehn wir diesen König im Erfurter Kriegsrat. Er trägt Kornblumen, von seiner Frau gepflückt. Ihre Gegenwart beglückt ihn in der schweren Zeit. Es ist, als fühlte er, daß sie ihn vor Gefahren schütze, die er nicht sieht. Er sieht so wenig, will so wenig sehen, daß Louis Ferdinand bald fragen muß: „Wo bleibt Gott?" Der Geist Friedrichs wallt auf im Prinzen, weil er keinen Friedrich vor und über sich hat. In der höchsten Erregung, die sogar dem alten genußsüchtigen Herzog von Braunschweig verdächtig wird, fängt er an zu unterscheiden zwischen Preußen und dem König. Es ist, als fühlte er jetzt doch in seiner Hand das Schwert Friedrichs des Großen, das der visionäre Wahn Oraniens soeben durch die Luft schneiden sah. Und der Geist Friedrichs beginnt in den Offizieren immer lauter zu werden. Sein Vermächtnis war: „Möge Preußen der am tapfersten verteidigte Staat sein!" Und nun sagt Napoleons Dekret: „Haus Brandenburg hat aufgehört zu regieren." Der Blick der Offiziere sucht das blaue Fritzenauge Louis Ferdinands, damit Haus Brandenburg wieder anfange zu regieren. Und das blaue Auge träumt den Königsgedanken. Jetzt ist sein Schutzengel fern von seiner Seele. Ihn umgeben die kleinen Dämonen;

aber wieder ist es ein Weib, das ihn vor der Hybris bewahrt. Sie tut es wider Willen. Pauline Wiesel, seine Kurtisane, die jetzt nach Napoleon giert, bringt ihn zur Besinnung. Und ein klares Licht leuchtet durch seine Hohenzollerntreue: Preußen und sein König sind ihm wieder eins.

Und wie ist nun dieser König? Wie gibt ihn der Dichter? In schemenhaften, nie zur Nähe gebrachten Zügen gibt er seine edle Gestalt so, daß es dem Prinzen schwer fallen muß, auf die Krone zu verzichten, aber auch so, daß der Prinz auf die Krone verzichten muß, wenn er kein Verbrecher sein will. Der Dichter gibt vom Könige nicht viel mehr als den frommen, friedfertigen Gemahl der Königin. Und wie groß der Prinz den Unterschied erkennt zwischen dieser Königin und einer Wiesel, so groß unterscheidet er vasallenhafte Eidespflicht und Treue von Trieben cäsarischer Ehrsucht und Ruhmesgier. Der Geist Friedrichs des Großen hatte ihm beide Ziele gezeigt, die Königin Luise zeigt ihm nur das eine und führt ihn nur den einen Weg. Aus allen Konflikten erlöst seine große Seele der Heldentod bei Saalfeld. Weil er so hoch emporragt zwischen dem größten Mann und der holdesten Frau des Hohenzollernhauses, ist dieses Drama ein Hochgesang auf Hohenzollern, wie ihn kein Byzantiner schaffen könnte. Wie wenig bedeutet dabei der Schattenriß des Königs!

Dennoch hat dieser Schattenriß die Staatsbehörde veranlaßt, in Preußen Bühnenaufführungen zu untersagen. Ich frage nicht nach den Rechten des Volkes, diese Preußendichtung zu sehen. Ich frage etwas anders. Der Dichter ist noch jung, neunundzwanzig Jahre alt. Zum ersten Male gibt er ein von Kraft und Kunst in jedem Wort durchdrungenes Werk großen Stils. Für seine ganze weitere Entwicklung als Dramatiker wäre es von höchster Bedeutung, daß er sein Drama auf der Bühne wiedersähe, daß ihm seine Worte, unter denen kein einziges Füllsel und Flickwort ist, von Menschenlippen lebendig entgegenklängen.

Soll er zu diesem Zweck, der für ihn ein Lebenszweck ist, weggehen aus Preußen, weg aus dem Berlin Louis Ferdinands, Luisens und Friedrichs des Großen? Ich könnte mir denken, daß gerade seine Seele einen solchen Schritt über die Grenzen wie Verrat empfände. Auch wäre kaum etwas damit genützt; denn auch die anderen deutschen Hoftheater werden sich zunächst dem Drama verschließen, und was übrig bleibt, mahnt künstlerisch zur Vorsicht.

Gegen das Verbot des preußischen Ministeriums erhebt sich vielmehr ein anderes Gebot. Ein Berliner Theaterdirektor, der über die geeigneten, sehr seltenen schauspielerischen Kräfte verfügt, muß das Stück einstudieren, es zunächst im fest geschlossenen Kreis einem eingeladenen Publikum, darunter auch dem Minister des Innern, vorführen und mit dieser hoffentlich gelungenen Aufführung nach guter alter Wanderbühnensitte durch das außerpreußische Deutschland eine große Kunstfahrt unternehmen.

Fritz v. Unruhs Prinz Louis Ferdinand sagt einmal: „Wir wollen die holde Schlachtengöttin von Sieg zu Sieg an den Locken schleifen: Zu Brandenburgs Triumph!“ Man fühlt: das ist Kleistisch! Und obwohl der neue Preußendichter kein Epigone ist, fühlt man noch öfter: das ist Kleist! Kleists Beispiel wird dem Minister des Innern vielleicht gerade recht sein. Denn er wird erwidern: Was hat es Kleist geschadet, daß er seine Dramen nie auf einer Bühne sah? Aber weder der Minister noch wir andern wissen, ob Heinrich v. Kleist aus Frankfurt a. O. nicht der deutsche Shakespeare geworden wäre, wenn er eine Fühlung mit dem Theater gewonnen hätte.

Die Freie Bühne ist schon in Bereitschaft.

Erbgut und Gedankengut

von Arthur Eloesser

Die Dichter von heute, die ihrem dürr gewordenen Acker eine Brachzeit gönnen müssen, pflegen sich aufs Altenteil zurückzuziehen, um ihre Erinnerungen zu erzählen, um sich und der Welt klar oder weis zu machen, wie sie entstanden und wie sie geworden sind. Sie verlassen sich auf das Leben, das den Stoff gratis liefert, auf die Künstlerin Erinnerung, die ihn durch die Stärke des Vergessens und Fortlassens unwillkürlich gestaltet, und sie verlassen sich vor allem auf die Neugierde der Menschen, die heute von einem unstillbaren Appetit auf das Datierte, Tatsächliche, genrehaft Verwirklichte gereizt werden. Der Künstler, der heut ganz dem Markte angehört, hat noch nie so leiblich sichtbar vor der Öffentlichkeit gelebt, und ich habe selbst die Dreißigjährigen von heute stark im Verdacht, daß sie sich täglich redigieren, um etwa an ihrem vierzigsten Geburtstage auf den Ruf des Verlegers mit der Lebensbeichte a Jour zu sein. Gewiß, auch die Romantiker haben mit der Feder in der Hand gelebt, haben sich gegenseitig mit dem täglichen Zustand ihrer Eingeweide und auch der tiefer liegenden Organe bekannt gemacht, aber diese Beichten vollzogen sich unter Priestern in den Klöstern und Kapellen von Esoterikern, und es mußte erst der Tod und ein Freund kommen, bis sie auf dem Markte zu Ware gemacht wurden.

Dieser Übergang zur letzten Versachlichung wird als ein vorgenommener Zweck heute viel schneller erreicht, er entspricht der ökonomischen und industriellen Gesinnung einer Zeit, in der kein Stoff umkommen darf, und in der, so viel ich weiß, diejenigen Unternehmungen mit den höchsten Dividenden

arbeiten, die für die Verwertung der sogenannten Nebenprodukte sorgen. Wenn man heute von einem berühmten Malerfreunde porträtiert wird, so geht das Bild zu einem Kunsthändler oder in eine Galerie, und es wird sogar bei großer Berühmtheit vorkommen, daß das Modell auch in der billigen Erwartung einer Skizze getäuscht wird. Das Leben wird als der große Schuldner angesehen, der die Unkosten, Zeitverlust und lucrum cessans wieder einzubringen hat, und in einer Zeit, da jeder nach Lebens- und Unfallversicherung den Kapitalswert seiner Existenz feststellen kann, mögen diese Bemerkungen als überbedenklich und rückständig gelten.

Sie sollen durchaus nicht auf ein Buch zielen, das Max Dauthendey „Der Geist meines Vaters" genannt hat. (Albert Langen.) Dieser Dichter ist heute siebenundvierzig Jahre alt und demgemäß erwachsen und selbständig genug, um sich mit seinem Vater und einem Jahrhundert, das er als ein begrabenes bezeichnet, männlich und ruhig auseinander zu setzen. Auch glaube ich nicht, daß sein Acker dürr, oder da von einem Lyriker die Rede, daß sein Garten herbstlich geworden sei, und ich habe vielmehr das Vertrauen zu Max Dauthendey, daß er noch in vielen Liedern die Festigkeit der Erde, die Ruhe des Firmaments und den feierlichen Tanz der Atome durch alle Gestaltungen besingen wird. So wenig wie die Äolsharfe wird er aufhören zu klingen und als ein reines schicksalsloses Instrument die Melodie der Sphärenmusik in dauernd süßer Erregung, in vergeistigter Wollust wiederzugeben. Solch ein Sohn des Universums, der statt saurer Wochen, bittrer Jahre nur noch einen Weltfeiertag lebt, wird nur ein Schicksal und eine Geschichte haben bis zu dem Augenblick, in dem er Dichter wurde, in dem er sich zum reinen Empfangen auflösen durfte, und so erzählt er mit Recht von den äußeren und inneren Widerständen, die ihn in seiner ersten gebundenen Lebensform hinderten, sich erst zu finden und dann zu verlieren.

Die Echtheit und Notwendigkeit seines Buches erkennt man an der inneren Form; es ist eine reif gewordene Pflanze mit einer treibenden Wurzel, die Stiel und Blätter allmählich ans Licht gebracht hat. Dieses Buch ist nicht gewollt, sondern entstanden, es entsteht sogar wie die besten autobiographischen Bekundungen unter unseren Augen, und wenn wir seine menschliche Geltung, die auch zu einer künstlerischen wird, als besonders schön anerkennen, so geschieht es durch die Art der Führung, die uns nicht den Dichter, sondern seinen Vater als den Helden im Kampfe verehren heißt. Alle Ehren des Kampfes gibt Hadubrand an Hildebrand trotz den empfangenen Wunden, trotz Hohn und Härte, die er von dem älteren, stärkeren, rücksichtsloseren Recken erlitten hat, und das geschieht nicht nach der Vorschrift des vierten Gebots, sondern weil der erwachsene und männliche Dauthendey trotz allen Verschiedenheiten angefangen hat, den Vater in sich zu entdecken. Diese wundervolle Ironie des Lebens scheint mir eine

seiner tiefsten Würzen, besonders wenn ich mir die Physiognomien meiner Freunde ansehe, die nun zu ergrauen anfangen, die nun, zu einer letzten Prägung der Männlichkeit gefestigt, recht übereinstimmend bekunden, daß sie die Erbschaft des Blutes antreten wollen. Der Fortschritt ist natürlich das Notwendigste, aber die Retardationen sind das Interessantere im Leben, das doch fast jeden Sprung zurückmachen muß, um sich gewonnenes Terrain noch einmal nachschreitend zu sichern. Zur ironischen Feststellung des Verhältnisses der Generationen, immer noch des für Männer wichtigsten und ertragreichsten Problems, zeigt sich nun Dauthendeys Feierlichkeit durchaus nicht geneigt, aber wenn wir es auch anders sagen würden, wir sind sehr nahe und sehr beteiligt an diesem Kampfe, der die schönsten Narben läßt, an diesem Ringen mit dem Geiste des Vaters, der eben der Geist aller Väter ist.

Der alte Dauthendey konnte sein Leben nicht selbst redigieren, weil er gar nichts vom Schriftsteller hatte, weil er das Träumen und Dichten im Zeitalter der Erfindungen für ganz unnütz hielt. Eine rechtschaffene Bibliothek bestand aus Goethe und Schiller, eine rechtschaffene Begeisterung gab ihm die vollendete Mechanik des zweckmäßig eingerichteten Universums, und wenn der Vater den kleinen Max an den schönen Mainufern bei Würzburg entlang führte oder vielmehr entlang schleppte, so pries er ihm die Erfindung der Lokomotive und des Dampfschiffs, und so versuchte er in das betäubte Köpfchen des künftigen Dichters die Formeln zu hämmern, die uns die Naturkräfte nach dem Willen des Schöpfers dienstbar machen. Aber dieser Mann, ein kühner Reiter, ein leidenschaftlicher Jäger, einer von den Unbequemen, die immer lernen, einer von den gewaltig Dröhnenden, die immer lehren wollen, hatte auch stark gelebt, und er erzählte den Kindern, unendlich Tee trinkend und Zigaretten rauchend, von schweren Anfängen seiner Laufbahn, von abenteuerlichen Schicksalswendungen, von jähen Erfolgen und Niederlagen, mit denen es nur fest gerüstete Menschen aufnehmen.

Der alte Dauthendey war der erste Photograph in Deutschland gewesen; fast noch Lehrling eines Optikers und Mechanikers, hatte er es gewagt, mit erborgtem Gelde die schwarze Kammer Daguerres zu kaufen, die sein Leipziger Prinzipal für einen Pariser Schwindel hielt. Die Leipziger Zeitungen schrieben gegen die gotteslästerliche Erfindung, die in der Schöpfung nicht vorhergesehen war, gegen den vermessenen Anspruch, ein von der Sonne gemaltes Bild festhalten zu wollen. Den jungen Gesellen, der in einem Gärtchen vorm Tor mit dem geheimnisvollen Kasten operierte, der seinen Kopf recht schreckhaft unter ein schwarzes Tuch steckte und mit einem drohenden Messingrohr zielte, hielten die Vorübergehenden für einen Verrückten, für einen Scharlatan oder Goldmacher. Ein Gelähmter ließ sich in seinem Rollstuhl vor den Apparat fahren, von den gesammelten Sonnenstrahlen die Heilung erwartend. Mit

vielen Talern besänftigt mußten die ersten Modelle, Soldaten und Dienstmädchen, stundenlang sitzen, bis sich die erste Spur eines Knopfes oder eines Schürzenbandes zeigte. Dann kommt der Erfolg und Vater Dauthendey sieht sich plötzlich an den Hof von Dessau versetzt, nachdem der Fürst zu der Höllenmaschine Zutrauen gefaßt hat, als verhätschelter Liebling, als Mann des Tages und einer Mode, die die Leute begeistert. Von Dessau zieht er nach Petersburg mit den mächtigsten Empfehlungen, die er nicht anbringen kann, weil seine deutsche Ehrlichkeit die begierig geöffneten Hände von ebenso feierlichen wie unverschämten Generaladjutanten nicht bemerkt, und so geht es auf und ab, bis der Photograph des auch in Petersburg noch zu asiatischen Rußlands müde in die Heimat zurückkehrt und sich in Würzburg niederläßt, dieser weinfrohen, mit Blumen und Früchten, mit hölzernen und steinernen Heiligen gesegneten Stadt, die auch gegen den entschiedensten Vaterwillen geeignet scheint, einen Dichter hervorzubringen.

Doch ich möchte aus diesem Buche, dem ich Leser wünsche, schon weil es unterhaltsamste Zeitgeschichte gibt, nicht die Rosinen herauspicken und lieber auf die Natürlichkeit und Feinheit aufmerksam machen, mit der sich das Bild des Vaters aus seinen eigenen Erzählungen aufbaut. So wird das Buch ein Vermächtnis, vom Sohne ausgeführt, und durch diesen Auftrag des väterlichen Geistes, dem die Gestalt liebevoll zurückgegeben wird, bleibt es von der Wichtigkeit und der Eitelkeit verschont, mit der sonst die Bekenner ihr eigenes Heldentum zu besingen pflegen. Der Sohn zeugt seinen Vater, der ihn reichlich geschunden und erzogen hat, und trotz unwilliger Ablehnung, trotz Unterdrückung und Züchtigung erkennt er nachschaffend Verwandtschaft und Ähnlichkeit, so viel oder so wenig sie ein Photograph mit einem Dichter haben kann. Es gibt keine Brücke zwischen Vater und Sohn, meint Dauthendey sehr mit Recht, und das gemeinsame Blut dringt viel eher auf Krieg als auf Frieden. In härterer Zeit ließen Väter ihre Söhne töten, wie es noch Friedrich Wilhelm I. patriarchalisch versuchte, und das beweist einen ungeheuren Anspruch unerwiderter Liebe, unerfüllter Erwartung, dazu die Furcht vor dem Fluch des Blutes, vor dem bitteren Lohn der Erbsünde. Und so ein Vater sehr religiös ist, wird er gefährlich werden. Der Sohn kann dem Vater nur gegenübertreten gestützt auf eigene Lebensbeweise, als Inhaber selbständig erworbenen Gedankengutes. Zwischen Sohn und Vater, wenn der eine schon Mann und der andere es noch ist, gibt es wie zwischen diesen beiden die ehrlichsten vornehmsten Versöhnungen nach unerbittlich geführten Kämpfen.

„Gedankengut aus meinen Wanderjahren" hat Dauthendey eine zweibändige Fortsetzung seiner Erinnerungen genannt. Die im Anfang gegen verfrühte Bekennerei geäußerten Bedenken sollten das Erbgut des Dichters nicht antasten, aber mit der Ummünzung seines Gedankengutes hätte er wie

mancher andre wohl warten sollen, bis er vollwichtiger zahlen konnte. Darf denn dieses Wort gerade über Dauthendeyschen Bekenntnissen stehen? Ihm ist eine Offenbarung gemacht worden, die den Dichter erweckte und seinem Werke unabänderlich Sinn und Gesinnung vorschrieb. Als er jung war, gab es Götter, Riesen, Elfen, und die Luft war von altem mythologischen Spuk so voll, daß sie ihm die Natur verhüllte. Die Wissenschaft hat die Luft wieder rein und hell gemacht, sie zeigte ihm das unendlich Kleine als den Baustoff des unendlich Großen, und er lernte die Atome verehren, die im ewigen Wechseltanz das Universum bilden, die alle Erscheinungen, Wolken, Sterne, Felsen, Menschen, Tiere, Pflanzen verwandt machen.

Als die Luft wieder klar war, lernte der junge Dauthendey die Dinge sehen, wie sie sind, und nach der Vertreibung der alten Götter begriff er sich selbst als Schöpfer und Geschöpf zugleich; da hörte er seine Stimme in dem Jubelchor, der den ewigen Weltfeiertag preist: Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium! Der junge Dauthendey glaubte zwar nicht mehr an Schiller, er ging zu Zola, Ibsen, Dostojewski, aber er fand schließlich doch nicht mehr als neue Worte für ein Gefühl, das ein angeblich begrabenes Jahrhundert weihevoll eingeläutet hatte, und seine neuen Worte, die er so oft und so treugläubig wiederholt, mögen einen Chor von Monisten begeistern können. „Die lebensfestliche Weltanschauung sagt dir: dein Lebensheil liegt in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Dein Heil erwartet dich nicht erst nach dem Tode. Denn du warst, du bist und du wirst ewiger Mitgenießer, Miterleber und Mitschöpfer des Weltalls sein. Du trägst die Ewigkeit in dir. Du bist kein schwaches Geschöpf. Du bist Schöpfer und Geschöpf immer zugleich gewesen und wirst es bleiben in Unendlichkeit."

Diese brave Weltanschauung, deren Urgrund und Urzweck er die Weltfestlichkeit nennt, gab dem Dichter Dauthendey die Freiheit, und er meint, daß ihre weitere Verbreitung sehr dazu beitragen würde, um das Ansehen des Dichters auf dieser Erde zu erhöhen. Der Dichter hat nichts zu lernen, nichts zu erfahren als der Inhaber eines harmonischen Herzens, aus dem allein eine Melodie dringen kann, und er wird auserwählt an dem Tage, an dem er vom Weltwillen erfüllt, vom Rhythmus des Universums ergriffen wird. Dann beginnt er zu tönen und dann hört er nicht wieder auf. Das ist die Offenbarung oder die Gnadenwahl, und demnach sollte der Dichter keinem, nicht einmal dem Staate gefährlich scheinen. Dauthendey will sie sogar alle zu Pensionären machen. Ist das Ingenium erkannt, dann gibt die Gemeinde ihm in seiner Heimat ein hübsches Häuschen, dazu ausreichende Nahrung, und wenn der Dichter die Welt sehen will, schickt ihn der Staat auf Reisen. Mit dieser Versorgung, die für Beschaulichkeit und Bewegung, Heimatstreue und Wanderlust zugleich Gewähr leistet, wäre sofort das böse Bohementum beseitigt und die

großstädtische Neigung der Unbehausten zu Alkohol, Tabak und nächtlichen Überstunden in dunstigen Kaffeehäusern. Ein Mann, der sich in den Kopf gesetzt hatte, sein ganzes Leben Ärgernis zu erregen, nämlich Sören Kierkegaard, hat einmal denselben Vorschlag gemacht, aber er tat ihn im Interesse des Staates, der die unbequemste Bevölkerungsklasse der Dichter sofort los würde, wenn er sie alle zu Pensionären ernennen wollte. Dauthendey beteuert seine Unschuld, und er will niemand, nicht einmal den Philister herausgefordert haben im Frieden unseres ewigen Weltfeiertages.

Es ist nur gut, daß die Erscheinungen der Ewigkeit, aus der Nähe gesehen, noch Bewegung vortäuschen mit allen Masken der Individualität, und so gehen wir wieder gern mit diesem Unschuldigen im weißen Kleide, wenn er Gedankengut erwerbend sich seltsamen Abenteuern und Begegnungen aussetzt. Da gestaltet sich sehr schön eine schwedische Reise in eine Landschaft hinein, an der Munch und Strindberg gemeinsam gearbeitet zu haben scheinen. Da verkehren wir in London mit einem theosophischen Paar aus Amerika, das uns wie ein Vorwurf entgegentritt in seiner kindhaften Naivität; so ein Geschlecht von neuen Menschen, die es mit der äußeren und inneren Sauberkeit bis zur vollständigen Geruchlosigkeit gebracht haben. Aber in seiner Kellerbar sitzt unterirdisch Wedekind, findet seinen Toddy und eine gemischte Kundschaft aus Zirkus und Varieté. Richard Dehmel, der Menschenfischer, kehrt unerkannt bei Dauthendey ein; sie flüstern beide mit unverständlich leisen Stimmen, dann schweigen sie ganz und lassen nur noch den Geist sprechen. Wenn aber der Unbekannte, der sich aus seinem Havelock als Dehmel enthüllt hat, seine Gedichte dionysisch vorträgt, dann erdröhnt eine Urweltstimme, und aus den Leidfalten des zerfurchtesten Gesichts springen Funken, Gluten der Feuertrunkenheit. Stefan George setzt den jungen Lyriker durch Zylinder und Gehrock in Verlegenheit, dann aber durch das höfliche Ansinnen, ob er in seinen Gedichten das Fragezeichen an den Anfang des Satzes stellen darf. Wir sehen nach Griechenland, nach Mexiko hinein, in die noch exotischere Welt des Pariser Quartier latin, und schließlich sitzen wir wieder in Würzburg mit Dauthendey, der wiederum mit seiner Geliebten sitzt und ihre Schönheiten in Gedichten und Gedichtsammlungen besingt, in einer unendlichen und unendlich sanften Melodie. Ein Lied, ein Weib, eine Weltanschauung: das ist sein Glück und unverlierbarer Besitz. Der Dichter will Ewigkeit empfinden in jedem Augenblick, schicksalslos werden wie der schlafende Säugling, und nachdem sich ihm Anfang und Ende in eins geschlossen haben, zum Kreise des ewigen Weltfeiertages, dürfte er keine Geschichte mehr zu leben und zu schreiben haben.

Kunst-Tagebuch

von Oskar Bie

Diese Aufzeichnungen sollen in lockerer und doch verbindlicher Form interessante Tatsachen aus den Gebieten der Künste glossieren, die an unserem Wege lagen, aber sich nicht vergessen lassen, sondern den Blick noch lange festhalten — und eben doch am Wege liegen bleiben.

Das Schicksal von Wagners „Parsifal" ist das Komplizierteste, was es in der bisherigen Theatergeschichte gab. Er ist frei und es ist ein Gedränge zu ihm, wie es überhaupt noch nie zu einem Stück gewesen ist. Ob das Hauptmotiv Neugierde ist, tritt zunächst in den Hintergrund. Es passiert jedenfalls eine ganz starke Auffüllung des Volksempfindens mit jenem romantischen Geist, dessen letzte Blüte der Parsifal ist. Die Sensation der Weihe ist da und läßt sich nicht wegdiskutieren, weder durch uns hinter-romantische, noch durch die antiwagnersche junge Generation. Das Volk liebt Pathos in jeder Form, es braucht es als Herd des Idealismus. Darum pilgert es zum Parsifal und wird den ganzen Wagner jetzt doppelt umarmen, der, von einigen Hemmungen abgesehen, seine Seele breiter traf als Mozart und Verdi, die Göttlichen. Wir treten in eine Epoche ein, in der unser differenzierter Geschmack nichts bedeuten wird gegen diese Hochflut der Masse in der Hingebung an das feierliche Pathos. Es schadet ja nichts. Die Infektion ist von einer Qualität, die die Pathetischen in unserer Literatur heut nicht erreichen.

Zwei Opernhäuser in Großberlin haben gleichzeitig den Parsifal in die Hand genommen, jedes in einem anderen Stil. Das Königliche Opernhaus gibt ihn serienweise hintereinander mit niedergeschraubtem Licht und einem byzantinischen Holzvorbau vor dem Proszenium, mit Dekorationen im Stil der alten historischen Oper, musikalisch in letzter Vollendung. Die Charlottenburger Oper, je nach ihren Kräften, setzt ihn ohne äußere Stimmungs-requisiten frei ins Repertoire und versucht in den Dekorationen und Kostümen einen modernen motivischen Stil, der diesem Werk nicht übel anstünde, wäre er stärker gelungen. (Die einzigen modernen Dekorationen, die ganz glücklich ausfielen, die schönsten, die ich überhaupt je sah, sind die von Karl Walser zu Büchners „Leonce und Lena" im Lessingtheater.)

Diese Charlottenburger Riesenoper ist charakteristisch. Sie ist sehr auf Abonnement gestellt und muß für Abwechslung arbeiten. Alles, was sie tut, ist tüchtig, organisierte Berliner Arbeit in einem Raum, der wie eine Fabrik der Kunst gebaut ist. Gibt es überhaupt passende Räume für Opern? Ein Haus, in dem Così fan tutte und die Meistersinger gleichzeitig gegeben werden oder Figaro und Parsifal, kann keinen Stil haben. Man zerbreche

sich nicht den Kopf über den Hoffmannschen neuen Entwurf der Königlichen Oper, das ist gar nicht zu machen, heut abend stimmt es und morgen nicht. Als neben der Königlichen Oper das Königstädtische Theater die kleinen Franzosen und Italiener spielte, da war es eine natürliche Trennung: dort Fest, hier Spiel. Dieselbe Trennung wie zwischen der Großen und Komischen Oper in Paris. Aber der Gesamtopernhausstil kann nicht gelingen. Die neue Scheidung, die sich vorbereitet, heißt Hofoper und Volksoper. Die Hofoper hat ihre Tradition, die Volksoper wird sich erst den Raum bilden müssen. Hier in Charlottenburg ist es noch zu nüchtern praktisch. Dabei steht das Muster längst in Bayreuth, wo aus der „Not" die größte Tugend geboren wurde.

Akustisch sind Warnungen in der Charlottenburger Oper. Der Kuppelhorizont ist malerisch eine schöne Sache, aber überall verflackert er die Stimmen. Auch sonst hat das Parkett hier wenig Genuß von der Stimme, die Ränge viel mehr; und auch dies sollte den Entschluß zum Amphitheater erleichtern. Das Orchester klingt für den Zuschauer stark, für den Sänger so schwach, daß ständig die Gefahr besteht: dort der Übermüdung am Instrumentalen, hier des Zutiefsingens. Im Königlichen Opernhaus haben wir eine trockene Akustik, aber sie ist wenigstens in sich gleichmäßiger. Littmann, unser erfahrenster und fortschrittlichster Theaterbaumeister, schwört auf die akustische Macht des Holzes. Als das Proszenium in Berlin für den Parsifal verholzt wurde, hob sich die Akustik durch einen Zufall, der beim Neubau Gesetz werden sollte.

Während uns die aktuellen Opernbaufragen beschäftigen, verlieren wir immer mehr die Aussicht auf eine befriedigende Pflege der modernen Opernliteratur. Die Gregorsche Oper, die Morrissche Oper hatten Möglichkeiten, sie sind dahin. Die Hofoper steht hier unter dem persönlichen Interesse des Fürsten, hat also gebundene Marschroute (im Gegensatz zu Dresden). Die Volksoper darf kein großes Risiko auf sich nehmen. Es gibt Vereinigungen reicher Mäzene für das Museum, jetzt auch für die Bibliothek, die den Etat fördern und Erwerbungen ermöglichen. Warum gibt es das nicht für die kostspieligste aller Künste, die Oper? Ich sprach mit Richard Strauß über die Million, die unser neuer van der Goes gekostet hat. Ich finde große Reize im Kopfe der Maria und des Mohren, in der Beleuchtung des mittleren Königs, im historischen Bewußtsein dieser Farbwunder. Aber ich frage mich: sind mir diese Besitzwerte eine Million? Eine unverzinste Million? Was könnte man für eine Million in Operndingen leisten. Von den Zinsen jährlich zwei neue Opern aufführen mit Garantie doppelter Wiederholung, so daß man die Gewißheit hätte, es geht nichts unter. An Wagners Geburtstag als Wagnerdenkmal. Ist dafür keine Vereinigung von Mäzenen zu haben, angegliedert an die Königliche Oper? Welches

Feuer, welchen Mut, welches Interesse würde das entfachen! Strauß begeisterte sich für die Idee und sagte, ich solle das doch mal irgendwo schreiben; er mache mit.

Ich vergleiche nicht bloß die Organisation der Museen mit der Oper, sondern auch die der lebenden Malerei mit der lebenden Musik. Berlin hat jetzt ein vollkommen entfaltetes Ausstellungswesen, vom konservativeren Schulte bis zu den Juryfreien. Es hat die Akademie und hat die Salons. Es hat die traditionelle Ausstellung im Glaspalast und zwei Sezessionen, die aus dem Streit der Personen sich in ihre Lager teilten: dort die bedeutenderen und kühneren, hier die unzufriedenen, aber mittleren. (Wie kann man einen Liebermann verklagen!) Es hat den Cassirerschen Salon für die gesetzten Modernen und die Neue Galerie und sogar den „Sturm" für die Revolutionären. Alle Schubfächer sind gut geordnet und man kann nichts mehr verlieren. Dabei werden beide Richtungen, die traditionelle und die moderne, von verschiedenartigen Geschäftsimpulsen angeregt, auch aufgeregt, und die Mode durch Wirtschaft fast bis an die Grenze der Gefahr gebracht. Nichts ist von solcher Organisation, auch industriell nicht, in der Musik zu verspüren. Vielleicht gerade deswegen, weil sie von Haus aus so wenig industriell ist. Die Ausstellung zielt auf Verkauf, die Musik kann nur auf gesellschaftliche Unterstützung zielen. Diese Wirtschaftsrechnung ist schwieriger. Der Apparat der Musik ist groß, das Interesse für Neuigkeiten gleich null. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat hier einmal einen solchen Ausgleich versucht; es ist nicht viel daraus geworden. So wenig man in der Riesenstadt, der Musikzentrale Berlin Gelegenheit hat, irgendeine wichtige neue Oper (Dukas, Schreker, Pfitzner, Zandonai, Busoni) zu hören, so verstreut sind die Konzertnovitäten. Die ganze moderne russische, französische, amerikanische Impressionistenmusik ist hier so gut wie unbekannt. Es gibt ein einziges, sehr zu lobendes Privatunternehmen, das wenigstens auf dem anspruchsloseren Gebiet der Kammermusik systematisch das Neue pflegt: die Konzerte des Cellisten Marix Loewensohn.

Jetzt habe ich das Gefühl, daß für ein Tagebuch viel zu wenig vom Parsifal geschrieben wurde, der so ungeheure Wellen wälzt. Bin ich nicht mehr Volk? Ist es Schicksal, daß dieses Volk sich am Parsifal so vollsaugt, daß es keinen Hausdiener mehr gibt, der nicht davon spricht, und dafür sich um die moderne Musik nicht im geringsten kümmert? Ist die Kluft so furchtbar?

Ich bin satt, vom Parsifal zu sprechen. Noch einmal, während des ersten Akts am ersten Januar, stiegen Jugenderinnerungen herauf, der Kopf sank ins Herz, ich betete mit dem Gral — es waren schöne Schmerzen, aus denen nichts übrig blieb als ein leerer Neid um vergangene Tage. Und im Stillen beneide ich meine Kindheit und beneide das Volk. Während ich hier die neuen Taten der Kunst aufzeichne, finde ich mich den Kopf auf die

Hand gestützt, die Augen ins Ferne verloren, müde aller Kritik über Dekorationen und Häuser. Was liegt daran? Es waren große Zeiten und unsere verfluchte Heiterkeit wird sie nie ersetzen. Wünschen wir uns nur, daß wir dreißig Jahre nach dem Tode noch solche Kraft haben.

Denken wir mit Vorbehalt darüber nach, ob nicht doch in allem Großen und Bleibenden jenes Pathos ist, das den höheren Trieb als Gebärde begleitet. Feinere Geister unterhält Komik und Skeptizismus. Die Masse der Natur, und des Volkes, liegt in ernstem Warten zu Tage. Was uns in die Seele trifft, hat diesen Missionsglauben. Gerade er beginnt ganze Schichten unserer Generation neu zu beleben. Er scheint ein wesentlicher Zug unserer jüngeren, durchaus pathetisch veranlagten dichterischen und philosophischen Gruppen, er macht die Kraft der wirklich wirksamen modernen Malerei. Ist van Gogh, ist Cézanne, ist Hodler nicht pathetisch? Ist es nicht der stilisierende Zwang der modernen Plastik? Darum geht das Futuristische am Literatentum, das Kubistische an der Methode zu Grunde, es kommt nicht aus dem Herzen. Solches fällt einem in der Munch-Ausstellung bei Gurlitt wie Schuppen vor den Augen, die ein Ereignis des Kunstwinters war. Porträte, Landschaften, Stilleben schämen sich plötzlich, nichts als Naturnachahmung zu sein und auf den Willen des Künstlers zu verzichten. Dieser packt sie und wirft sie mit einer Wesentlichkeit zurück auf die Fläche, daß man mit den Lungen seines Schaffens mitatmet. Man versteht, daß Malen heißt, aus der Sprache der Natur in die Sprache des Künstlers so zu übersetzen, daß seine Kunst wie ein Haß, wie eine Rache an der Natur aussieht. Man lese die sehr merkwürdige Antwortsammlung modernster Maler auf die Frage, wie sie sich zu den neuen Wendungen stellen — im letzten Heft von „Kunst und Künstler". Einer ist witzig, Meidner; er schreibt, wie er schafft. Die anderen geben Betrachtungen, die auf Delacroix so gut paßten wie auf Tuthmes. Groß ist heut, wer die ganzen Kunstschreiber mit seinem Pinsel niederhaut, diese Verwässerer seines Handwerks. Das ist Munch. Was die Modernsten wollen, das Expressive, hat er längst getan und zwar gleichsam vor ihnen und unabhängig von ihnen, sogar ohne unmittelbare Schulwirkung. Den Charakter der Dinge in einer eignen Handschrift treffen, das ist immer alle Überzeugung der Kunst. So wird es plötzlich in seiner Persönlichkeit klar, die das Wasser der Theorien abschüttelt. Seine Menschen sind noch heiß vom Geschaffensein, seine Straßen und Häuser sind noch wild von der Erregung ihrer Vision, sein Fleisch hat noch den Mut der Natur, die Körper baut, ehe sie französisch oder katholisch werden. Pathos und Ethos bedingen sich. Die Zeichen für ihr neues Reich aber mehren sich und fast stoßen die Nachläufer der Romantik mit den Vorläufern dieses jüngsten Idealismus zusammen. Indessen legt sich aller Fluch auf die Maschine des Gehirns.

Ich versuche mir vorzustellen, wie Malthus den — man darf wohl schon sagen: berühmten Initiativantrag zum Schutze der bürgerlichen Moral und der großen Bevölkerungszahlen aufgenommen hätte, um den in der Presse der Kampf tobt und bald auch im Reichstag debattiert werden wird.

Malthus war ursprünglich Geistlicher, noch dazu englischer Geistlicher; aber in seinem 1798 veröffentlichten Versuch über die Grundsätze der Bevölkerungslehre ist nicht die Spur theologischer Verseuchelung zu entdecken. Ihr habt mich bekämpft, würde er sagen; habt meine Grundentdeckung unwissenschaftlich gescholten: daß die natürliche Bevölkerungszunahme stärker sei als die natürliche Nahrungsmittelzunahme, Katastrophen also unvermeidlich seien, wenn nicht allerhand Hemmungen den Mißstand beseitigten, nämlich Not, Elend, Seuchen, starke Kindersterblichkeit, Kriege, die ja meist um die Futterkrippe geführt werden, unter den unteren Volksklassen aufräumten; wenn diese nicht meine Grundmahnung erhörten: es möchte das Volk den in den oberen Klassen eingewurzelten präventiven Geschlechtsverkehr (merke: 1798; die zweite erweiterte Ausgabe: 1803) auch für sich zur Regel machen. Weniger als Geistlicher denn als Mann von Zucht und Geschmack, der seinen Apparat beherrscht und den befreienden Wert vergeistigter Interessen zu schätzen weiß, habe ich hinzugefügt: denkt an die Pflichten gegen die Geborenen und die, wenn ersehnt, noch Ungeborenen. Den lieben Gott, Christentum und die kategorischen Gesetze des autonomen Moralgesetzes habe ich, aus Religion, in Ruh gelassen. So dumm kann diese Mahnung ja doch nicht gewesen sein, denn viele klügste Männer, wie der jüngere Mill und andere, die eher auf die Sache als auf dickbändige Universitätsdialektik angelegt waren, haben mir fast ein Jahrhundert zugestimmt; sie hielten es also für durchaus möglich, daß von Grund aus verbessertes Pflichtschulwesen auch in dem Mann und der Frau aus dem Volke das Gefühl für die Selbstwürde des höchsten Erdengeschöpfes entfalte, das Gefühl seiner Gotteskindschaft, einen höheren Ehrbegriff in ihn pflanze und den Ekel davor in ihm wecke, die Sorge für die Nachkommenschaft auf Staat und Gemeinde und pflichtbewußtere Menschen abzuwälzen. Was ihr Fortschritt nennt, und worauf der ganze Kulturbetrieb eingerichtet ist, setzt doch diese Möglichkeit voraus; und spätes Heiraten, wenns nottut, mitsamt sittlich und hygienisch zuverlässiger Kontrolle des Befruchtungsprozesses stellen doch wohl keine bloß idealen Forderungen dar. Nun habt ihr ein Jahrhundert Bildung, Wissenschaft, Schulzucht der kaum Geborenen, soziale Hygiene, unerhörte Erweiterung des Nahrungsmittelspielraums durch das System des Weltverkehrsaustausches, Arbeiterschutzgebung und Verbeamtung jedes Staatsbürgers hinter euch: Dinge, an die unsere kühnsten Phantasten kaum zu denken

wagten: woher die Klagen, wenn meine Annahmen und Folgerungen unwissenschaftlich wären? Der wissenschaftliche Sozialismus beruht auf der Voraussetzung: jenes Mißverhältnis zwischen ‚natürlicher‘ Nahrungsmittelvermehrung und ‚natürlicher‘ Bevölkerungszunahme beruhe nur auf einer Künstlichkeit: auf der Monopolisierung der Produktion durch die Kapitalisten, auf den Verkehrtheiten und Verruchtheiten und der Anarchie des Privatwirtschaftssystems. Ich hatte zu meiner Zeit daran nicht gedacht; kollektivistische und kommunistische Tendenzen waren drüben in Frankreich zwar schon aufgetaucht, aber Babeuf und Gefolge waren Seitengewässer, die rasch im Revolutionsstrom des tiers versickerten; und bei uns feierte die Glorie des laisser faire die ersten Triumphe. Doch heute ist der Sozialismus, in gewissen Schranken wenigstens, wirklich schon verstaatlicht, ihr habt die Bestie Privatwirtschaft zähmen gelernt, ihr rühmt staats- und kommunalsozialistische Einrichtungen als nationale Heiligtümer, das Produktionsergebnis ist durch die Technik ins Unbegreifliche gesteigert, die soziale Gerechtigkeit wird als Spezialität euerer Regierungsmaschine gefeiert und träufelt automatisch Segen aus eueren Gesellschaftseinrichtungen: die außerordentlichste Bevölkerungsvermehrung mußte das Natürlichste von der Welt sein. Ihr brauchtet also nur die Moral zur Hilfe zu rufen, um den Naturtrieb und seine Produkte zu veredeln, nicht ihn ängstlich nach den Geboten eines mageren Brotkorbs einzuengen und zu verzwergen —

— statt dessen haben wir, lieber Malthus, den Initiativantrag mit seinen Nebensächlichkeiten, die auf Symptome fahnden, die Hauptsache unberührt lassen. Man darf nicht leugnen wollen, daß die tausend irre machenden Künstlichkeiten des Stadtlebens auch den natürlichen Willen zum Kinde angefressen haben: eine der Grundursachen bei der willkürlichen Kinderbeschränkung liegt in der wirtschaftlichen Versklavung des einzelnen durch den Staat, der ihn durch Steuern erdrosselt, indem er ihm Rousseaus Rückkehr zur Natur predigt . . ihm, der stündlich das Vaterunser eines hohen Lebensstandards betet.

Österreich-Ungarn ist in voller Dekomposition. Die Spionage frißt sich in den Offizier- und Beamtenkörper, eine einheitliche Staatsgesinnung existiert nicht, die nationalen Patriotismen zerren an ihren Resten, die bei Deutschen noch am stärksten sind. Man sieht keinen Ausweg aus dem Chaos, das Reich sinkt täglich in seiner Fähigkeit und seinem Willen zur Bundesgenossenschaft; und doch sieht man nicht, wie sich unsere auswärtige Politik anders als auf sie einstellen kann, obwohl es dem Auswärtigen Amt nicht leicht sein wird, die dummen Wiener Verstimmtheiten über Deutschlands (absolut vernünftige) Haltung in den Balkankriegen zu ertragen. Hier handelt sichs um unsre eigensten Angelegenheiten: aber es ist unbegreiflich, wie geringen Anteil die Deutschen als Volk, als Masse, als

Publikum daran nehmen. Wird dieses krebsfräßige Chaos, dem — selbstverständlich — kein allgemeines und gleiches Wahlrecht helfen konnte, weil dieses nach alter Erfahrung nur in Staaten von verhältnismäßig einheitlicher Nationalität und Sprachgemeinschaft so etwas wie einen Gesamtwillen zu organisieren vermag: wird es die Kraft haben, uns den russischen Anprall abwehren zu helfen? Diese Frage geht uns zunächst an. Rußland: die Börsen werden unruhig, wenn das Wort ausgesprochen wird, des Politikers Stirn bewölkt sich, und der alldeutsche Patriot, dessen Vorfahr gestern noch moskowitische Voreingenommenheiten hatte und in dem perfiden Albion das Entwicklungshemmnis sah, er fordert sofort für neue Heeresverstärkungen neue Milliarden, die — die anderen bezahlen. Ich habe mit der Mehrzahl dieser zweimalhunderttausend tributpflichtigen Kapitalisten kein Mitleid, aber die Unentrinnbarkeit aus dieser Kette von Provokationen, von Bluffs, von Mißverständnissen, von patriotischen Zeitungserregungen, von möglicherweise sehr ernsten Motiven zur Besorgnis treibt zum Wahnsinn. Die schimpfliche Knebelung der deutschen Militärmission in Konstantinopel hätte vermieden werden können, wenn unsere Diplomatie das internationale Terrain besser abgetastet hätte; aber der Vorgang war symptomatisch, indem er verriet, welche kompakte Gegnerschaft Deutschlands legitimste Expansionsbestrebungen finden: legitim nenne ich sie, weil sie, wie aller wirtschaftliche Imperalismus, nicht gewollt sondern gemußt werden, und weil ihr Tempo neben dem der großen westlichen Demokratien nur vorsichtig tastend und fern von jeder flink zugreifenden Lebendigkeit ist. Der Pazifismus ist gegen den wühlenden Panslawismus keine Waffe; und wenn man dessen Einfluß auf den Zaren und seine Minister auch für weit geringer halten muß als sie den Anschein haben zu sein: an der auffallend gesteigerten Betriebsamkeit im Kriegsrüsten, der wesentlich erhöhten Dienstzeit (auf dreieinhalb und viereinhalb Jahre), der Schwäche und nationalistischen Bereitwilligkeit der Duma und dem scheinbar unerschöpflichen französischen Goldstrom kann ein Wachsamer nicht leichtfertig vorbeisehen. Wo sind in Rußland die Gegenkräfte, die stark genug wären, um den Einfluß der verbrecherischen Unternehmer des Japanfeldzuges zu lähmen, wenn sie zum Kriege gegen Deutschland treiben sollten? Schon geht ein Wort Kuropatkins um, die achtzehn Milliarden Schulden an Frankreich könne man, nach einem für Rußland glücklichen Kriege, Deutschland zahlen lassen; geht und senkt sich, ob gesprochen oder erdacht, in die schwarze Erde. Und wir haben die Sphinx Österreich-Ungarn als Bollwerk; und eine Ostmarkenpolitik, so schädlich blind, daß konservativ gerichtete Politiker wie Hans Delbrück sie gerade im Hinblick auf einen möglichen Krieg mit Rußland seit Jahren verunglimpfen; und eine Diplomatie, wie sie kreditloser im In- und Ausland seit Bismarcks Verschwinden in Deutschland nicht gewesen ist; und

ein seit Agadir tief beunruhigtes und nationalistisch erregtes Frankreich. Ich bin trotzdem, was unsere Großmächte betrifft, nicht kriegsgläubig: alle imperialistischen Entladungen des letzten Menschenalters zeigen, daß sie Ausgleich und Kompromiß suchen und finden. Trotzdem.

Die Völker wollen ruhig leben und genießen, und das gesteigerte Individualgefühl läßt sich, besonders in Frankreich und England, offenbar sehr schwer zu Exzessen hinreißen, bei denen bar in Blut und Gut bezahlt werden muß. Um so fürchterlicher ist der verblödende Schwebezustand, in den unser Mut zur Feigheit uns versetzt hat und den unser Patriotismus zu erhalten und zu finanzieren zwingt . . .

Die Caillaux-Krise war latent, ehe die sinnlose Kugel einer armen hysterischen Frau, die zur Berechnung der Folgen ihrer Handlungen unfähig ist, sie zum Ausbruch brachte. Sie lag im Charakter des Mannes begründet, den die Pariser Radikalen sich zum Beschützer ihrer Republik des Wahlkreisterrorismus erkoren hatten, und welchen die Sozialisten wegen der verheißenen Rentenbesteuerung sich gefallen ließen. Aber wie erklären sich die Sympathien der deutschen und besonders der deutsch-liberalen Presse für diesen typischen plutocrate démagogue, wie er mit vollstem Recht genannt werden durfte? Das Handelsgeschäft mit dem Kongozipfel, das er mit unseren großen Pseudo-Bismarck der Weinstube vollzog, hat uns aus einer der gefährlichsten internationalen Lagen befreit, in die eine überhebliche und verdammliche Diplomatie das Deutsche Reich gebracht hatte. Diese Friedensliebe, die Frankreich keinen materiellen Verlust, uns keinen Gewinn eintrug, soll ihm zugute geschrieben werden: in allem übrigen ist Caillaux der Typus des ehrgeizigen und geldlich gesättigten Kapitalisten-Politikers. Daß die auswärtige Politik eine Unterabteilung des Finanzgeschäfts geworden ist, wissen wir. Der moderne Diplomat erhält die entscheidenden Weisungen von Bankiers, von Finanzagenten, von Finanzschriftstellern, er sucht den Verkehr mit ihnen, weil sie ihn befruchten; man spricht nicht gern davon, und man tröstet sich über diese Hörigkeit hinweg, indem man sich über die gesellschaftliche Unsicherheit so manches Großkapitalisten lustig macht; aber man fühlt sich ihm innerlich fast untertänig. Doch vom plutokratisch bestimmten Diplomaten zum Staatsmann ist ein großer Schritt; und Caillaux wollte große Politik machen, spielte sich, der Mann der Kulisse, der Prestidigitateur der großen Zahlen, als Staatsmann auf, er wollte, gegen die Abtrünnigen Briand und Poincaré und Millerand, die Republik retten und — stellte sich schließlich doch nur als Repräsentanten der Hochfinanz bloß. Er hat ein doppeltes Spiel gespielt. Gerade, als er wieder in die Machtsphäre emportauchte, sagten mir Sozialisten in Paris: wir trauen dem Manne nicht; und andere Nichtsozialisten bestätigten. Er ist zu lange Mächler

gewesen: brasseur d'affaires; hat zu lange und mit zu intensiver Ausschließlichkeit Finanzdiplomatik getrieben, ist zu sehr mit der internationalen Hochfinanz verbündet gewesen, um ein Gesichtsfeld zu haben, das auf ehrliche Idealität und Reformfreudigkeit eingestellt ist. Wir sollten uns das merken. Es gibt bei uns Leute, die meinen: stellt einen bewährten Bankdirektor an die Spitze der Staatsmaschine und sie wird ordentlich arbeiten. Welcher Irrtum! Sie wird falsch arbeiten. Ein Geschäftspolitiker, er sei der geschickteste, ohne Menschenkenntnis und Menschenehrfurcht, und ohne die Fähigkeit zu großen politischen Gesamtübersichten, ist kein Staatsmann. Die verruchte Art, wie Calmette im ‚Figaro' ihm Fallen stellte, hat nur Geahntes oder Bekanntes verdeckt. Freund der Einkommensteuer und Rentensteuer, die er, um zur Macht zu gelangen, den Sozialisten und Radikalen ebenso versprochen hatte wie die Rückkehr zur zweijährigen Dienstzeit, konnte ein Caillaux nur aus Verlegenheit und aus verschämtem Ehrgeiz sein: denn er wußte besser als die uns belehrenden Telegrammfeuilletonisten, was sie für die französische Volkswirtschaft bedeuten. Der Zinsendienst für die französische Staatsschuld ist ungeheuer: 1904/5 zum Beispiel betrug diese 30,375 Milliarden, gegen 20 Milliarden in Großbritannien, etwas über 18 im Deutschen Reich nebst Bundesstaaten, 15 in Österreich-Ungarn und 17,710 Milliarden in Rußland — mit seinen 170 Millionen Einwohnern auf einem Sechstel der bewohnten Erde. Daher ist der französische Steuerdruck unvergleichlich stärker als in jedem anderen Kulturland (ich will den Leser mit Zahlen nicht quälen): und ist zum allergrößten Teil auf die schwachen Schultern abgewälzt. Auf die Masse des Volkes. Und da Frankreich wesentlich „Horizontalwirtschaft", das ist: Agrarstaat ist und bleiben muß —, so sind die Bauern, die Winzer, die Landarbeiter die Ausgesogenen. Das ist Belastung der produktiven Stände zugunsten der Rentner: und man wird nun ermessen, wie die Einkommensteuer und die Rentenbelastung aussehen müssen, um bei dem unsinnig gesteigerten Wehrbudget, um bei der Sorge für zwei Heere und zwei Marinen (Rußland!) das schreiende Unrecht der indirekten Besteuerung gutzumachen. Die Bilanz ist in sehr geringem Grade passiv. Die Industrie im Inland, aus Mangel an Kohle und Eisen, ist nicht mehr sehr entfaltungsfähig, daher ist auch die Nachfrage nach Arbeit sehr viel geringer als in den großen Industrieländern, ergo auch die stationäre Bevölkerungsziffer tief im Wesen des Landes und seiner Wirtschaft begründet. Vielleicht ahnst du, lieber Leser, wenn du es nicht schon weißt oder besser weißt als der Schreiber: vielleicht ahnst du nun die Zusammenhänge, die zu verdunkeln deine Lieblingsblätter sich so oft die größte Mühe geben. Konnte ein Mann von Caillaux' Vergangenheiten und Gemütsart sich mit Enthusiasmus für die Akzentverschiebung des ganzen gesamten französischen Staatshaushaltes einsetzen? Das französische Kapital verringert sich, weil die Anlagemöglichkeiten im

Inlande unendlich geringer sind als in den Industriestaaten, entsprechend langsamer, es flüchtet ins Ausland, es ist also nicht nur aus revanchepolitischen Gründen sondern auch aus wirtschaftlicher Berechnung nach Rußland und dem Balkan abgeflossen. Patriotische Ökonomisten rufen händeringend aus: Frankreich verarmt. Die Bereitwilligkeit, die letzten Russenanleihen aufzunehmen, ließ nach, weil die Kräfte zu erschlaffen beginnen. Und dazu die Aussicht auf die Besteuerung fremder und heimischer Rente. Man hätte die Doppelzüngigkeit des klugen Mannes verstehen können, ohne daß sie uns bewiesen wurde. Plutocrate démagogue. Aber wir sehen auch, wie dumm das Märchen unserer politisierenden Generale von dem drohenden Krieg mit zwei Fronten ist. Das Frankreich dieser Caillaux und Jaurès denkt nicht an Angriffskriege. Hätten wir es nicht durch falsche Diplomatie gereizt und durch überhebliches Zeitungsgeschwätz geängstigt: es hätte sich mit mehr Erfolg den wichtigern inneren Aufgaben zugewendet.

Es wäre wichtig festzustellen, welchen Einfluß die dem doktrinären Joch entlaufenen Schriftsteller, Gelehrten und Politiker haben, deren Reflex in den „Sozialistischen Monatsheften" wir so angenehm empfinden. Alles was geistig ist in der Partei, alles was der Tyrannei der orthodoxen Marx-Priesterschaft widersteht und vom dumpfen Ressentiment-Standpunkt des Proletariats sich nicht anstecken läßt, findet sich in dieser ausgezeichnet redigierten Zeitschrift zusammen. Aber man sieht, daß nur langsam von hier aus Brücken hinübergeschlagen werden zur Partei-Taktik, und man konstatiert auch mit einigem Befremden, daß denen um Bernstein, Schippel, Edmund Fischer, Kampfmeyer, Arthur Schulz, Frank, Kolb und ihrem Anhang doch der letzte Mut fehlt, zu sagen, daß sie sich nicht mehr als Vertreter einer ausschließlichen Arbeiterpartei fühlen. Wenn Bernstein wieder einmal von den Realitäten des Budgetrechts spricht, so drucken fortschrittliche Blätter seine Mahnungen mit Vergnügen ab, — die auf andere Ohren und andere Willenseinstellungen berechnet sind: und der ganze Vorgang nimmt den fatalen Charakter einer theoretischen Selbstberauschung an. Es ist ganz ehrlich, zu erklären, daß die grundsätzliche Budgetverweigerung als Demonstrationsmittel — ich füge hinzu, was Bernstein wohl nicht zufällig verschweigt: gegen den Klassenstaat — eine eindruckslose stereotype Fratze und eine leere Symbolspielerei geworden sei. Es ist ganz nützlich, gelegentlich an dem Beispiel durch Jahrhunderte gewachsener englischer Parlamentssitten zu zeigen, wie dumm es ist, ein Budget im ganzen zu verwerfen, an dessen Einzelposten man positiv mitgewirkt habe. Er sagt: wenn das Budget einen auch nur einigermaßen zukunfthaltigen und reformfreundlichen Charakter habe, stimme man nicht für das Budget sondern für die Reform. Hier rutschen wir schon langsam die dialektische Bahn abwärts; aber: ein-

verstanden. Er hätte noch breiter ausführen können, daß drei Viertel des Budgets absolut unentbehrliche Posten enthielten und von der Opposition, käme sie morgen ans Steuer, einfach bejaht werden müßten; denn wer das leugnet, faselt und hat von dem verwickelten Organismus der modernen Staatsmaschine und seiner unmittelbaren Bedeutung für das Leben von Millionen keine Vorstellung. Bleibt das Parlamentsrecht der Kontrolle und der Steuerbewilligung von der Exekution unangetastet, so haben des Volkes Vertreter ein umfangreiches System von Nadelstichen zur Hand, um ihre Mißbilligung von Regierungshandlungen eindrucksvoll zu machen, so daß selbst ein Bismarck oft gepeinigt aufschrie. Sogar in der französischen Kammer, in der persönliche Intrigen und Eingriffe unbeherrschter Leidenschaften in die kühle politische Berechnung eine peinlich geschäftswidrige Unruhe erzeugen und eine zwecklos geladene Atmosphäre im Hause schaffen: sogar in diesem Parlament eines unparlamentarischen Volkes hat Jaurès seine Anhänger aufgefordert, dem Ministerium der Einkommensteuer Doumergue-Caillaux das sogenannte Budgetzwölftel für den März zu bewilligen: also grundsätzlich das Kompromiß bejaht. Ein solches Kompromiß ist nämlich keine Prinzipverleugnung sondern die Hinnahme einer Abschlagzahlung auf das Endziel, das allem Handeln den Odem gibt. Aber was ist für die Erziehung der Sozialisten zu erhöhter gemeinnütziger Aktivität damit gewonnen, daß immer wieder Abhandlungen geschrieben werden müssen, deren Substanz von den Wissenden unter ihnen längst gewußt wird?

Man wird uns nicht zutrauen, wir könnten der Sprache, den Agitationsmitteln, der Kritik von Gesellschaft und Staatsform, kurz den politischen und sozialen Grundgesinnungen zustimmen, durch welche der Redakteur Leuß und Frau Rosa Luxemburg zu wirken und ihre Ideale zu verwirklichen suchen. Wir glauben nicht, daß die große deutsche Linke, die wir erhoffen, daß die große Partei der aufrechten und aufrichtigen Freunde einer zeitgemäßen Entwicklung, zu denen wir uns rechnen, von dieser Seite her Förderung zu erhalten vermag. Ist es zufällig, daß die sozialdemokratische Presse Leser verloren hat, daß das Zentralorgan der Partei, der „Vorwärts", an Abonnentenschwund leidet? Ich glaube nicht. Der Pöbelton war es, die zum Prinzip erhobene Vorlautheit, die Exzesse des Wortrevolutionismus. Nicht Rücksichten der Feigheit, sondern Hemmungen der Gesittung bestimmen die Form der Kritik. Sie soll im politischen Leben rücksichtslos offen, sie soll sachlich so scharf wie irgend möglich sein; sie wird nicht jedes Wort auf die Goldwage legen können und von Witz, Satire, Ironie so reichen Gebrauch machen, wie die politische Polemik verlangt, um erfolgreich zu sein. Aber es gibt Grenzen, die beide, der Mann wie die Frau, aus mißleitetem Temperament bei ihrer Kritik des kronprinzlichen Verhaltens in der Zabern-

Affäre und seiner Abschiedsepistel an die Danziger Offiziere nicht innegehalten haben. Dieses Verhalten hat auch uns verstimmt, ja nachdenklich gestimmt; die Kritik, die sogar in den Kreisen geaichter Patrioten laut wurde, war heftig und für den jungen Herrn nicht schmeichelhaft. Nur wurde sie in der Öffentlichkeit gebührend abgedämpft und den Sprach- und Urteilsgewohnheiten gebildeter Menschen angepaßt: wodurch allein sie wirksam werden mag. Es gibt andere Mittel, seinem Republikanismus Freunde zu werben, als indem man den Thronerben in der Artikelüberschrift als den letzten seines Stammes bezeichnet. Trotzdem ist es ungeheuerlich, daß so verfehlten Temperamentsausbrüchen der Gefängnisknebel angehängt wird: wodurch der politische Kampf um das in jedem wirklichen Rechtsstaat ihm zugestandene Vorrecht der Unentbehrlichkeit und der besonderen Gemeinnützigkeit betrogen wird. Und es ist unklug, den Verdacht zu erwecken, als brauchte die Monarchie so drakonische Schutzmittel: in einem Lande, in dem sie eine so lebendige Realität ist wie in Deutschland. Mit hemmungslosen Ausfällen besudeltes Zeitungspapier wird nie die Kraft haben, eine lebendige Monarchie zu untergraben, solange in den Dynasten Takt und vornehme Enthaltsamkeit und die Fähigkeit, sich dem kritisch hellsichtigen Zeitgefühl anzupassen, allzeit lebendig ist. Der Staatsanwalt, der statt der üblichen Festung Gefängnis dekretiert, das ist kein Ersatz dafür.

Rosa Luxemburg ist nun durch ihr Jahr Gefängnis zur Märtyrerin erhöht: die Frau, die der deutschen Arbeiterschaft in ihren Höhen und Tiefen bisher wesensfremd war, und deren ausschweifende Sprechfertigkeit den meisten sozialdemokratischen Führern, auch den radikalen, lästig geworden war. Man ließ sich ihre aufwühlende Kraft gefallen, aber privatim war man sich klar, daß dahinter Regungen im Spiele seien, die in der besonderen Farbe ihrer Weiblichkeit festen Grund haben. So pflegte sie von Vollmar, zum Vergnügen seiner Hörer, zu behandeln, und diese Behandlung entsprach der allgemeinen Geltung dieser Frau unter den wirklichen Männern ihrer Partei. Aber diese aus Polen nach Preußen verschlagene Fanatikerin ist leidend, sie schleppte sich zuletzt nur mühsam durch die Versammlungen, sie glaubt ihre Empörung: und nun erhält sie, die bestimmt war, durch ihr beständiges hysterisches Außersich allgemein als eine abzuschüttelnde Last empfunden zu werden, die Adelskrone der Märtyrerin. Beschämend unklug, weil aus schwachgemuter Klassenjustiz geboren.

Anmerkungen

Der Quarantänearzt

Ich sitze im Augenblick auf den letzten zwanzig Metern Europas, die sanft in den Bosporus hinabrutschen, und wenn ich vom Papier aufblicke, habe ich die asiatischen Hügel Skutaris vor mir. In fünf Minuten kann ich hinüberfahren und stehe dann auf festem Land, das erst in Wladiwostok wieder aufhört. Aber ich weiß deswegen noch nichts von Wladiwostok und allen jenen fernen Gegenden bis hinunter nach Singapur.

So ist es auch mit der Türkei, wenn man sie von Konstantinopel aus betrachtet. Endlich hat man ihren Boden betreten und dann fängt sie gerade eben an. Ihr anderes Ende ist der persische Meerbusen: was dort ist und was dazwischen liegt, bestimmt den Charakter dieses Reiches und das, was das türkische Problem heißt, so gut wie die halbeuropäisierte Hauptstadt — und vielleicht, nein sicher noch mehr als sie. Hier werden die Schleier der Damen mit jedem Tag durchsichtiger und in den Warenhäusern, die ganz wie bei uns im obersten Stockwerk Konzerte geben, werden sie unter dem Vorwand, daß man beim Kaufen sehen muß, ganz zurückgeschlagen — dort unten, wo man noch wie in den Götterzeiten Noahs und der Erzväter den Tigris mit aufgeblasenen Fellen befährt, die Äcker vor den Dörfern nicht bestellt, weil die Nomader rauben und töten, den Unrat aus den Fenstern wirft und den Mist im Wohnraum behält, hat es mit der Emanzipation noch gute Weile. Vor fünf Jahren waren in Adana die letzten Armeniergemetzel, im laufenden Jahr des Heils richtet man ebenda den Unterbau einer deutschen Hochschule ein (von dem ich hier noch erzählen werde): was könnte besser zeigen, wie grell in diesem Land Ältestes und Neuestes nebeneinander liegen?

Das Neue versteht sich von selbst, denn wir Europäer sind es, die es bringen; aber das Alte will erkannt und begriffen sein. Das ist so unerläßlich, wie es notwendig ist, eine Landschaft aufzunehmen, bevor man sich zu einer Bahnstrecke entschließt. Solche Ingenieure sind Reisende, ihre Bücher sind die Trassierungen, und wenn hierzulande auch eine gewisse Mißstimmung gegen Anhänger der Feder herrscht, die wie jener deutsche Professor X. Y. heute über die Mängel des deutschen Eisenbahnwesens, morgen über den französischen Roman und nun jüngst über den angeblichen Aufschwung Salonikis unter den Griechen schreiben — gute Anschauungsberichte, die so wenig geistreich und so tatsachenhaft wie möglich sind, liefern doch die unentbehrliche Vorarbeit für den Unternehmer, den nationalen Pionier, den vorausschauenden Handels- und Industrieherrn.

Ich habe das Vergnügen, ein solches Buch anzuzeigen. Ein deutscher Arzt, Lamec Saad, läßt es unter dem Titel „Sechzehn Jahre als Quarantänearzt in der Türkei" soeben bei Dietrich Reimer in Berlin erscheinen.

Weniger bekannt als der Schuldendienst, die Tabakregie oder die Posten gehört die Sanitätsverwaltung zu den Zwangsmaßregeln, die Europa in der Türkei eingeführt hat. Die Abwehr von Cholera und Pest am Roten Meer, an der persischen Grenze, in den armenischen Küstenstrichen, in

syrischen Häfen ist eine Lebensnotwendigkeit für den Westen. Die Männer, die diesen Dienst versehen, bei dem sie, zumal unter dem alten Regime, gar nicht auf die Hilfe der Lokalbehörden und bei zunehmender Entfernung immer weniger auf den ihrer eigenen Verwaltung zählen konnten, gehören zu den unbelohnten Helden. Sich in den 1880er Jahren von Konstantinopel nach Khanekin im Wilajet Bagdad begeben, war eine Aufgabe ähnlich wie wenn man von Straßburg nach Königsberg reisen müßte, aber durch ein Deutschland ohne Eisenbahnen, ohne Straßen, ohne Städte, ohne Sicherheit.

Doch es kommt hier weniger auf die sentimentale Betonung des Heroismus an, als auf das Lob der Darstellung. Sie ist nüchtern und ausführlich, zwei Eigenschaften, die den äußersten Annäherungswert erreichen lassen und das Subjektive auf ein Minimum einschränken. Die Sprache hält sich von grammatischen Fehlern nicht frei und die Apposition richtet sich im Deutschen bekanntlich nach dem Kasus — dafür erfährt man, welche Gemüse in dem und dem Strich gedeihen, und das ist wichtiger. Es ist von Mineralschätzen, Bewässerung, Sitten, Reisemitteln und türkischen Beamten die Rede. Das Gute wird erwähnt, wo es sich nur in schwachen Ansätzen zeigt, die Mängel, der Schlendrian, der geheime Widerstand, der Fanatismus, die Unbildung, der Schmutz, die Krankheiten werden notiert und nicht übertrieben. Herr Saad hat eine gewisse Bitterkeit über den geringen materiellen Gewinn, den ein Leben der Aufopferung einbrachte, aber er trübt ihm nicht das Urteil.

Er beschreibt. Das will sagen, er reiht die kleinen Tatsachen aneinander und da, wo der Leser aus ihnen eine Gesamtanschauung zu ziehen sich berechtigt fühlt, nimmt der Verfasser diese Aufgabe selbst in die Hand, wiederum vorsichtig, ohne Übertreibung, am rechten Ort und in den rechten Ausdrücken. In Khanekin hatte er die schwierige Aufgabe, mit wenig Personal die großen Pilgerkarawanen, die aus Persien nach Kerbela und Nedschef im Bagdadgebiet ziehen, nicht nur sanitär zu überwachen, sondern auch zur Zahlung der Durchgangsgebühr anzuhalten. Die Perser sind Schiiten und hassen die sunnitischen Türken, auf deren Boden ihre Heiligtümer liegen. Aber nicht nur die Lebenden wallfahrten, sondern auch die Toten: sie wollen in geweihter Erde begraben liegen, und so sind diese Karawanen wahre Leichentransporte. Offiziell müssen die Toten in Metallsärgen eingeführt werden, in Wirklichkeit blüht der Schmuggel: da die Knochen die Hauptsache sind, läßt man das Fleisch zu Hause und versteckt die Teile des Gerüstes in den Kleidern der Frauen, ja man mahlt sie zu Mehl und bringt sie unter diesem Namen durch die Quarantäne.

Dieses Kapitel ist stofflich am interessantesten. Von Khanekin kam der Verfasser nach Trapezunt, nach Warna im Bulgarischen, nach Erzerum und Diarbekir, zuletzt nach Jaffa; mit diesem Ort schließt der Band, dem ein zweiter folgen soll.

Deutsche wird das Kapitel über Bagdad und Mesopotamien interessieren. Das Grundübel der Türkei ist auch für Herrn Saad die schlechte Bezahlung der Beamten, die sich durch Erpressungen schadlos halten müssen; der Generalgouverneur von Bagdad war zu seiner Zeit ein allmächtiger Mann, fern von der Regierung in Konstantinopel. Heute hat ein strafferes Regiment eingesetzt, aber die inneren Probleme, die innere „türkische Frage" ist dieselbe geblieben: wird es den Jungtürken gelingen, die unermeßlichen Möglichkeiten ihres Landes in Angriff zu nehmen, bevor ländergierige Mächte wie Rußland zugreifen? Das zu begünstigen ist das Interesse und Ziel der deutschen Politik.

Otto Flake

Irisches

George Meredith meinte, das irische Problem litte am meisten darunter, daß es in England keine aufklärende Literatur darüber gäbe. Dem mag etwas Richtiges zugrunde liegen. Sicher ist aber, daß in keinem Kampfe Dichter und Schriftsteller so viel zu sagen hatten und haben wie in demjenigen zwischen Irland und England. Daß es diesen Kampf als eine „Frage" gibt, daran hat z. B. kein anderer als der Dichter der „Feenkönigin", Edmund Spenser, mit schuld, dessen Schrift „Über den Zustand Irlands" vom Jahre 1596 eine zum Zorn aufpeitschende Schilderung des grauenvoll mißhandelten Landes gibt, aber auch politische Maßnahmen empfiehlt, die an Brutalität und Zynismus nichts zu wünschen übrig lassen. Freilich verbrannte sein eigenes neugeborenes Kind in den Flammen, die die empörten Bauern anlegten, um der verhaßten Engländer ledig zu werden — aber es ist und bleibt auffällig, wie lange es gedauert hat, bis der Engländer dem nächsten Nachbar seinen Eigensinn zugestanden hat.

Heute glaubt man etwas von Rasseeigentümlichkeiten, die undefinierbar wie der Geruch einer Blüte sind, zu verstehen — man glaubt es. Besonders die Dichter glauben es. Unvergeßlich bleibt der Versuch Matthew Arnolds, dem irischen Naturell auf die Spur zu kommen (man erinnere sich seiner Gegenüberstellung leer schwärmender Rhetorik: „wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume" und größter Sicherheit im Phantastischen bei den keltischen Erzählern: „und sie sahen am Flußufer einen hohen Baum, dessen eine Hälfte von der Wurzel bis zum Gipfel in Flammen stand, während die andere grün und in vollem Laube war"). Man braucht nur etwas Irisch zu können, um zu sehen, wie barfüßig, wie weiß, wie kindlich weise diese Sprache ist, wie süß und dabei platzend und knallend gleich reifen Samen des Rührmichnichtan ihre Sätze tun; nur ein weniges von irischen Märchen zu kennen, wie sie mit hunderttausend windlebendigen Blättern voll geschlängelter Luftkanäle singen und sagen; nur einmal den Zwiegesprächen zwischen St. Patrick und Oisîn, dem letzten Heiden, zuzuhören, in denen der Heilige bei seinem Lobe des christlichen Paradieses so selbstverständlich den Kürzeren zieht; man braucht es nur einmal zu hören, wie, als St. Patrick bei der Taufe des mit Mühe und Not bekehrten Königs Angus diesem versehentlich seinen metallenen spitzen Krummstab in die Zehen gebohrt hat, Angus nichts sagt und nach Beendigung der Zeremonie zur Antwort gibt, er hätte geglaubt, dieses Aufpfählen gehöre mit zum Taufritus; man braucht es sich nur ernsthaft von Matthew Arnold vortragen zu lassen, daß nach gallischem Brauch jeden Krieger eine Strafe traf, den seine Korpulenz die schnurgerade Schlachtreihe störend unterbrechen ließ, — um es verständlich zu finden, daß die Irländer kühn genug gewesen sind, den Homer für eine Übersetzung aus ihrer Sprache zu erklären.

Den Umriß irischen Wesens zu erkennen, haben den Engländern, aber auch den Deutschen sicherlich am meisten die Dichtungen der neokeltischen Renaissance, die Arbeiten von Yeats, Synge u. a. geholfen. In griechischen Landen konnte ein Plato den Vernunftstaat sich denken, in dem der Dichter keinen Platz fand — in Irland, wo es noch heute auf den Jahrmärkten Erzählerwettkämpfe gibt, prägte sich das Wort „Ein Barde sein heißt ein Befreiter sein". Irland gleicht mit seinen Eigentümlichkeiten, deren jede schneller und akuter als irgendwo sonst eine Metapher spiritueller Geschehnisse darstellt (und zwar nicht nur für den Künstler), einem Korbe voll intensiv und prachtvoll gefärbter

Seidenfäden — Yeats und die Seinen hatten die Finger, bei deren Annäherung diese Seidenfäden zitterten, um in den knüpfenden Händen zu Gobelins und Teppichen zu werden, die dann ausgehängt wurden im Abbeytheater zu Dublin. Ich meine die Dramen von Yeats. Mögen die Tragödien Synges auch mehr wirkliches Geschehen sein, so wird in ihnen der Rollenkörper wie der Dialog, der sich in trunkenen Gleichnissen verblutet, unerträglich: was in Leben und Natur als von Gott zum Gleichmaß gerettete Fülle beruhigt und in großen Zügen bewegt, ist hier von entheiligender Hand gerafft, zerquetscht, verbraucht und verdorben worden. Das war einer, nicht jedem bewußt gewordener, der Gründe, die die merkwürdig heftige Ablehnung der Stücke des Abbeytheaters von seiten der amerikanischen Iren erklären bei dessen Tournee nach New York. Irland ist zuerst Mythos, dann Geographie. Zu leicht leiht es sich dem phantastischen Spiel des Dichters und „die Dichter lügen so viel". Die Yeatsschen Dramen verblühen sich in lauter Blumen: ganz selten sitzen Fruchtknoten darin. Das Abbeytheater will das Nationaltheater Irlands sein. Wenn aber die Dichtung nach Goethe „die Erscheinung des gesetzmäßig Lebendigen in seiner größten Vollkommenheit" ist, dann darf man bei den Werken Yeats' dieselbe Gefahr wittern, die Goethe beim Anblick der Zeichnungen Philipp Otto Runges spürte. Es ist nicht verwunderlich, daß ein sehr begabter junger Ire, Charles Bewley,* neuerdings Vorwürfen gegen Yeats, Synge, Lenox Robinson seine Stimme leiht. Und wenn er Yeats und Synge tadelt, daß ihre nationale Dichtung das Maß nicht rechne, das der Katholizismus dem Lande in seinem Hauptteile gibt, so merkt man seinem Tadel nicht nur an, wie weh dem irischen Fleische der Pfahl Ulster tut. Bewley bespötte das in allerlei Variationen bei Yeats vorkommende nur im luftleeren Raum mögliche Zusammengehen erdichtet heidnischer Bauern, die von Deirdres weißen Brüsten sprechen, mit dem modern agnostischen Dichter, der in Raubtierlust die Sprache ihrer Einöde belauscht, beide auf dem Hintergrunde der respektablen Bourgeoisie, die Longfellow liest — er darf es, denn er ist selbst ein Dichter und wird vielleicht einmal selbst der Darsteller des „gesetzmäßig lebendigen" Iren.

* Charles Bewley, The Irish National Theatre in der Dublin Review, Jan. 1914.

Wir lesen es überall, daß es eine natürliche Forderung der Protestanten von Ulster sei, nicht in einen katholischen Bauernstaat unter Homerule eingegliedert zu werden — aber man muß uns auch den Bewohner des übrigen Irlands interpretieren. Man wird ihn ja nie ganz sehen, so wie man keinen Menschen jemals ganz sieht — aber wie wilde Kinder ganz besonders schön aussehen, wenn sie einmal ruhig sind, so möchte man einmal den Iren in ruhevollerer Luft einherschreiten sehen, mit weißen Füßen im blauen Flachs.

1914 sind es genau 900 Jahre her, daß Brian Boru in der Schlacht bei Clontarf die dänischen Eroberer aufs Haupt schlug. Nach 900 Jahren wird wieder eine Entscheidung für Irland fallen. Vielleicht daß es dann, wenn es sich selbst bestimmen kann, in seiner ganzen, ungebrochenen, unmittelbaren, süßen Wahrheit wieder sichtbar wird.

Wilhelm Lehmann

Josef Peukert

Der böhmische Glasarbeiter, Anstreicher, Sozialist und Anarchist Josef Peukert hat zur Rechtfertigung seines an Feinden reichen, an Freuden und Freunden armen Daseins die Geschichte seines Lebens aufgeschrieben und Gustav Landauer hat das Buch herausgegeben (Berlin 1913, Ver-

lag des Sozialistischen Bundes). Kein großer Verleger, kein imponierender Parteiapparat wird dieser Lebensgeschichte zu Lesern helfen und schon deshalb ist es ziemlich, auf dieses Buch mit ausgestrecktem Arm zu weisen. Für den Historiker der Arbeiterbewegung ist es, trotz vielfachen Irrtümern, trotz falschen Interpretationen, trotz leidenschaftlichen Entstellungen ein kostbarer Beitrag für die Zeit, da die Arbeiterbewegung noch chaotisch war.

Die Laufbahn des typischen Arbeiterführers ist heute geregelt und geordnet: Der junge Proletarier von leidlicher Volksschulbildung tritt jung in die Organisation. In der Ortsgruppe seiner Gewerkschaft oder im politischen Wahlverein seines Bezirks erringt er sich mit der sogenannten „Kleinarbeit", in Fabriksbesprechungen und kleinen Bezirkskonferenzen, die Würden des Unteroffiziers. Um aufzusteigen muß er nun an die Kriegsschule der Partei, entweder an die Gewerkschaftsschule oder an die Parteischule. Hier wird er „wissenschaftlich" ausgerüstet und kehrt mit dem Leutnantsdekret einer gefestigten materialistischen Geschichtsauffassung an das Regiment zurück. Der nächste Wahlkampf, der nächste Gewerkschaftsstreit ist eine Gelegenheit, sich auch im Felde, vor dem Feind zu erproben. Dann sitzt man zwanzig oder dreißig Jahre im Reichstag, schreibt Leitartikel fürs Lokalblatt und wird zum verläßlichen, tüchtigen, revolutionären Routinier.

Diese Wege waren zu Josef Peukerts Zeiten, da die Bewegung noch chaotisch war, weniger glattgetreten. Peukert holte sich die ersten Sporen bei einem böhmischen Glasarbeiterstreik. Ein paar Jahre später ist er in ... Frankreich agitatorisch tätig. Er platzt mit einigen Freunden in Bordeaux in einen Wahlkampf hinein, wirft den offiziellen radikalen Kandidaten um und hilft Auguste Blanqui zum Mandat und aus dem Kerker. Dann wandert er nach Spanien, kehrt nach Paris zurück, tippelt in die Schweiz, die große Herberge der Revolutionäre. Aber eigentlich lebt er weder in Basel, noch in Arcachon, noch in Gablonz, noch in Paris, sondern nur in der „Bewegung"! Man wird in diesen Memoiren kein Wort über die Landschaften, keine Silbe über die Volkssitten, kein Zeichen sinnlicher Anschauung überhaupt finden. Überall begleitet den jungen Menschen die rauchige Atmosphäre der Diskutierklubs, in denen allein er die ihm lebenswerten Stunden verbrachte. Gelegentlich fährt der Leser schwer atmend zurück, wenn ihm der dichte Qualm oft vergifteter Klubluft aus diesem Erinnerungsbuch entgegenschlägt. Eine eigentliche geistige Entwicklung scheint Peukert nur bis in das Ende der zwanziger Jahre gehabt zu haben — worin er nur typisch ist — von da an wurde er starr oder, in einem anderen Dialekt geredet, ein unbeirrbarer Kämpfer. Über seine theoretischen Grundlagen erfährt man aus dem Buch nur wenig. Er war ein Feind der „parlamentarischen Verwässerung" des Sozialismus, ein Anhänger der „individuellen Initiative" bei Festhaltung gemeinsamer Organisationsformen. Ein stürmischer Moralist, (als welcher er sich wenigstens heute malt) hielt er sich doch an die sittlichen Gebote der bürgerlichen Gesellschaft nicht im geringsten gebunden und sah nicht ohne Genugtuung revolutionäre Akte ... Anderer vorbereiten. Er selbst hat nie zum Dynamit gegriffen, aber er hat Nebenstehende in dieser Beschäftigung nicht gerne gestört. Mit seinem Freunde Neve hat er sich z. B. über ein Instrument unterhalten, das sie „Skorpion" nannten, „ein winziges Instrument mit einer feinen, hohlen Nadel, die, mit einem starken Gift gefüllt, durch einen leichten Stich zu töten vermochte". Man muß es in dem Buch nachlesen, wie ruhig und selbstverständlich noch der alte Peukert von diesen „außerparlamentarischen" Kampfmitteln redet. Sein revolutionäres Bewußtsein stellt ihn immer wieder jenseits bürgerlich-sittlicher Grenzen. Peukert, der im Verbrecher stets das Opfer dieser „Raub- und Tyrannengesell-

schaft" erkannte, sah diese terroristischen Akte mit den Zuschauer-Augen des Agitators an. Er dachte zu jeder Tat und Untat sogleich seinen agitatorischen Kommentar und als Anlässe zu diesen (für ihn) sehr wichtigen Kommentaren waren ihm die aufregendsten Geschehnisse gerade gut genug. Das Leben war ja für ihn — eine Reihe von Agitationsgelegenheiten! Es war ereignisreich genug. Derselbe Mann, der das Vertrauen der entschlossensten Terroristen genoß, ist in Österreich mit dem Interesse sehr einflußreicher Herren beehrt worden. Der Mechaniker Schneider (der später der Initiator der rüdesten antisemitischen Bewegung wurde) hatte von den einflußreichsten Feudalen, den Fürsten Liechtenstein, dem Grafen Esterhazy, dem Grafen Belcredi und dem Baron Vogelsang den Auftrag, Zusammenkünfte mit Peukert zu arrangieren und diese hohen Herren erbaten von dem anarchistischen Anstreichergehilfen ein bißchen Wohlwollen für den Ministerpräsidenten Grafen Taaffe, der damals auf Kosten der jungen Industrie sehr sozialpolitisch gesinnt sein wollte. Die feudalsten Herren haben zweifellos eine Vorliebe gerade für die antiparlamentarischen Sozialisten gehabt. Ein offenherziger, Graf Lamezan, hat damals die gemäßigten Sozialdemokraten in offener Gerichtssitzung als „Wassersuppensozialisten" gehöhnt. Der Typus Josef Peukert schien dem aristokratischen Parkettpublikum der ästhetisch interessantere! Den jungen Proletarier focht das gar nicht an, er wußte, wie gefährlich diese Unterhaltung mit den Liechtensteinen war, nahm sich zu den Zusammenkünften ein paar Genossen mit und sie gaben sich zur Vorsicht nur das feste Versprechen, keine schweren Weine zu trinken, ja überhaupt nüchtern zu bleiben. Peukert erzählt mit einiger Befriedigung, wie schroff er dem Liebeswerben des Grafen Belcredi begegnete. Die Erinnerung an diesen Korb schmerzt den Fürsten Alois Liechtenstein in Wien noch heute, er hat kürzlich versucht, die interessante Episode glatt abzuleugnen, aber es liegt nicht der geringste Anhaltspunkt vor, an Peukerts Wahrhaftigkeit gerade in diesem Betracht zu zweifeln.

Peukert ging nach London und von da an hat sich der Verdacht an seine Fersen geheftet, er sei Polizeispion gewesen. Johann Most hat diese Beschuldigung am lautesten hinausgeschrien und Peukert ist deshalb nach Amerika gegangen, um seinen rüdesten Gegner zu „stellen". Er hat mit dieser zerschmetternden Anklage bis an sein Ende gekämpft und rechtfertigt sich nun noch aus dem Grabe! Wer die Geschichte revolutionärer Bewegungen kennt, der weiß, wie viele herzaufwühlende Tragödien, besonders in Rußland, durch leichtfertige Beschuldigungen der Spitzelei heraufbeschworen wurden. In chaotischen Zeiten, wenn die Bewegung alles, der einzelne nichts ist, kann mancher reine Streiter dieser grausamen Verdachtsquarantäne zum Opfer fallen. Manches geheime Parteigerichtsverfahren müßte heute von Rechts wegen revidiert werden, und umgekehrt, die geschicktesten Asews bleiben zuweilen unentdeckt. Auch Gustav Landauer möchte nicht für all die giftigen Beschuldigungen einstehen, die der verzweifelte Peukert noch in diesem Buch erhebt. Aber daß hier ein reiner Mensch ehrlos gemacht wurde, scheint nach Peukerts Darstellung, mehr noch nach Landauers Ergänzungen zweifellos. Dieser über die Erde irrende Mann, der sich die Liebe verboten hatte, weil sie den Kämpfer irgendwie unfässig und schwerfällig macht, dieser Agitator, der sein privates Leben geringschätzte und dem nur das öffentliche Leben Schicksal war, brach schließlich zusammen, so daß er keine Zeitung mehr in die Hand nehmen durfte, ohne nächtelang zu fiebern. Nicht allein Magen und Nerven revoltierten. Er mußte (als Anstreicher) in die Abgeschiedenheit fliehen, in ein kleines Bad, wo Spaziergänge im Kiefernwald und an der Küste den Naturentfremdeten

allmählich und äußerlich heilten. Als er aber nach Monaten sich einem Arbeitskollegen eröffnete, da mußte er ein Gespräch plötzlich abbrechen, er fühlte, daß ihn die Kräfte wieder verließen ... Am Schlusse seines Lebens hat er in der amerikanischen Gewerkschaft der Anstreicher sein letztes, vielleicht sein fruchtbarstes Stück Arbeit getan. Aber er war und blieb im Innersten geknickt, ein Fanatiker, der in seinem Glauben gebrochen war, hoffte er nur mehr auf dieses Verteidigungsbuch, in dem sich der Vernichtete noch einmal aufrichten wollte. Mögen die, die heute geebnete Wege gehen, diese Lebensgeschichte, in der noch ein Stück Chaos steckt, mit innerem Ernst aufnehmen!

Stefan Grossmann

Spitzweg

Nun hat er endlich auch seine Monographie,* — der Carl Spitzweg nämlich, — und könnte der alte Herr das reizende Buch mit dem geblümten Biedermeier-Einband zur Hand nehmen, die vielen netten Bilderchen betrachten und die stets klugen und oft sehr glücklich pointierten Sätze lesen, in denen Uhde-Bernays die Kunst des alten Münchners feiert — er würde behaglich schmunzeln! „Ein schönes Werk!" Gewiß; nur ergeht es einem seltsam, wenn man darin blättert. Vom Gegenständlichen ausgehend landete Spitzweg bei der Malerei, von Diaz und sogar von Delacroix lernend, erzog er sich zum Impressionisten; aber dieser Werdegang, den Uhde mit vieler Freude schildert und der uns bei jedem anderen Meister fesseln würde, bei Spitzweg interessiert er uns nicht, und niemals kommen wir auf den Gedanken, hier die zweite Fassung eines Gemäldes mit der ersten, diese mit der Skizze oder mit der Zeichnung zu vergleichen. Das „Frauenbad von Dieppe" in der Nationalgalerie, das auch von einem Franzosen sein könnte, bedeutet den höchsten Triumph der Farbenkunst Spitzwegs; aber er hat schwächere Bilder geschaffen, die ich weit lieber um mich haben möchte; nicht, weil mich ihre Qualität, die „touche", entzückt, nicht um der Malerei willen ... Malerei? Ja, das ist's: Niemals denke ich daran — und vielen dürfte es ebenso ergehen — daß dieser Spitzweg, der aussah wie Schubert, ein Maler war, niemals denke ich an seine Bilder wie an Ausdrucksformen einer bestimmten Künstler-Persönlichkeit, sondern ihre Farben wandeln sich zum Wort, die Worte zum Ton, sie werden eins mit den Weisen Lanners, den verträumten Versen Eichendorffs, den altväterischen Sätzen Jean Pauls und all dies verdichtet und verschnörkelt sich zum Symbol verschollener Zeiten, wo die Menschen um zehn Uhr schlafen gingen, zum Symbol jener verklungenen Posthorn-Romantik, nach der wir uns heute wieder sehnen in dem beruhigenden Bewußtsein, daß sie wirklich tot ist und begraben, daß es L-Züge gibt, Restaurationswagen und Hotelzimmer mit eigener Toilette.

Emil Schaeffer

* Carl Spitzweg von Hermann Uhde-Bernays. München. Delphin-Verlag. 1914.

Groteskes Quartett

„Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde." (Nietzsche.)

In unsrer differenzierteren, durchtriebneren, „gestufteren" Zeit, vor deren elektrischem Blick immer alle Seiten zugleich eines Dinges enthüllt sind, ist ein großer, wertvoller Bezirk alles Kunstschaffens mit „Groteske" zu überschreiben. Dieses Gebiet ist — gegen frühere Epochen — nicht allein weiter geworden, sondern auch tiefer, und es liegt nicht nur so, daß heut eine

formale Vervollkommnung des Gefilds hinzukam, vielmehr jenes „Groteske" als Ding an sich scheint mir erst in Werken unsrer Tage seine wesentlichste, letzte und erschöpfendste Manifestierung gefunden zu haben. Man stelle etwa ein Scherzo der neunziger Jahre gegen ein jüngstes: die Kluft ist für einen Blinden fühlbar durch den schärferen Luftzug, der von 1914 herüberweht! Dort stehe (beispielhaft) Scheerbarts „Kater-Poesie" (die der Verlag Kurt Wolff, Leipzig, neu herausbringt). Wie in jedem Scheerbart (Kurt Hiller hat recht) spukt auch hier ein Spaßen, das nicht sehr ins Innere geht, zwar kosmische Komödie, aber im Grunde unrevolutionär, ohne Erschütterung und ohne Selbst-in-den-Strudel-Hineingewirbeltsein. Man nehme das Beste des Bändchens: die torkelnden „Morgentöne" oder die vertrallt dahindämmernde „Frage" oder das „Indianerlied", das so widerborstig aufstößt, oder das prägnante Vierzeiler-Idyll „Grausamkeit" — immer fehlt eine letzte Vehemenz, die den Dichter in den danse macabre seiner Tollheit schleudert, daß er, Geist von ihrem Geiste, mit sich selber Fangball spielen kann. Über diesen Gedichten könnte immer noch ein wenig Busch als Geleit stehen: „Darum sitz ich heut im Loch. — Ach! und dieser Kater! Fluchend geh ich auf und ab, wie ein heiliger Vater."

Das Widerspiel trägt ein Nietzsche-Motto. („Dies Alles bin ich, will ich sein, Taube zugleich, Schlange und Schwein.") Es ist Mynonas „Rosa, die schöne Schutzmannsfrau" (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig). Noch ein andres Nietzsche-Wort wäre ihm (von Rechts wegen!) zu verleihen: „Wer auf den höchsten Bergen steigt, der lacht über alle Trauerspiele und Trauer-Ernste. Unbekümmert, spöttisch, gewalttätig — so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib und liebt immer nur einen Kriegsmann". (Und bei der rührenden Umschlagszeichnung, die mit dem eignen Kopf würfelt, kobolzt der tödliche Satz: „Schrumm sagte der Greis und roch nach Holzkohle".) Hier ist also — um es kurz zu machen — eine Dichtung von der Art, die eine Philosophie und ein (Er-)Leben restlos gestaltet. Hier sind Prägungen, so sicher, wie Gesten von Seiltänzern, die ihr Gleichgewicht im Instinkt für jeden Augenblick garantiert wissen, Namen, die die burleske Melancholie meschuggener Masken haben, Pathosse, deren Ernst sich vor der nicht mehr zu ertragenden Konsequenz ihres Vorwärtsstürmens in unsterbliche Heiterkeit wandelt, Logiken, kitzlig wie Pensionsjungfern! Und wo die Humoreske „kosmisch" wird, da ist das kein Schindludertreiben mit einer fastnachtskostümierten „Natur", sondern das eigentliche (tragische) Daseins-Fiasko wird in herrgotts-clownesken Blitzen erhellt, in mörderischen Zuckungen, die wie gefährlichere Gulbransson-Linien laufen. Das ganze Buch wird schließlich auf diese Weise eine große Revolution (wogegen der Scheerbart etwa eine Revolution in Krähwinkel bleibt), und auch die besondere Psyche dieser Revolution ist letzten Endes bis in die unantastbaren Regionen allwissender Klarheit gesteigert. Will man im Stil der Atmosphäre bleiben, so könnte man vielleicht das Ergebnis in einer solchen Episode Mynonas symbolisiert sein lassen: „Wie einfach ist das Leben," meinte der Frosch, „man sagt Quak und damit ist alles gesagt." „Ja," erwiderte ihm der Regenschirm, „ich sage gar nichts, ich lasse mich aufspannen, und es regnet vom Himmel." „Das ist", meinte der Frosch, „um das Quaken zu lassen!"

Schreibt sich der Groteske Reife in unseren Tagen einerseits von der benerveteren, luzideren Geistigkeit her, so gibt es noch einen zweiten Höhepunkt, der in dem technischen Fortschritt dieses Zeitalters stabiliert ist. Mynona wäre der Philosophie unsrer Tage anzugliedern; andere Exzentriks marschieren hinter der Fahne „fortgeschrittne Lyrik". Als in ihrer Spezies vollkommen, sei hier die Sammlung „Kriminalsonette" (bei Kurt Wolff, Leipzig) betrachtet, von den drei deut-

schen Parisern und pariserischen Deutschen (was mir ein höchstes Lobesbeiwort zu sein scheint) Ludwig Rubiner, Friedrich Eisenlohr und Livingstone Hahn. Diese — bei aller Exotik — strengen Sonette wären ein Musterbeispiel katexochen dafür, wie sehr eindringlich heut jedem von uns die besondere Musik der einzelnen Stoffe und Stile in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ein fabelhaft überufernder Inhalt wird im Zwang der ganz geschlossenen Architektur meisterlich beherrscht. Innerhalb dieses soliden Rahmens erholt sich der Übermut siegesgewisser Virtuosität im Jonglieren mit ausgefallen seltsamen Reimen, so daß eine Bildergalerie entsteht, die verblüfft durch die blasiert-taktfeste Tatsachengeruhigkeit, mit der abenteuerlichste Vorgänge in verzerrten Linien zu unanfechtbaren Gemälden wurden. Rettungslos wird man von boxkundigen Fäusten durch die Stationen eines skurrilen Kreuzweges gepufft; unser Auge wird mit Filmen geblendet, in denen die Pointen wie dauerhafte Lichtpfähle eingerammt wuchten. Und auch hier noch hat die Lust am Schöpfersein soviel Schwung, daß sie sich im graziösesten Saltomortale selbst überschlägt.

Zuguterletzt käme die praktische Anwendung der Groteske; das Feld, wo ihre leibhaftigeren Siege erblühen. Angedeutet im „Kinobuch" (auch bei Kurt Wolff), einem buntscheckigen Archiv, dessen Kapriccios — wie seine ernsten Skizzen — eine Form suchen, „die in etwa aufgezeichnetes Kino ist". (Zu überschreiben noch „Filmzauber oder Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung"). Kurt Pinthus gab eine Vorrede, die erschöpfend, klar alle Ausblicke festlegt. Und die brauchbarsten Stücke: der Lasker-Schüler entzückend-märchenholde, morgenländische Komödie „Plumm-Pascha", desselben Pinthus phantastische Orgie von der „verrückten Lokomotive", Rubiners geniale Dichtung „der Aufstand", Ehrensteins „der Tod Homers" (auf der Grenze zwischen Shaw und Bierulk taumelnd) haben wiederum, in anderer, für ihre Ziele dienlicher Aufmachung, jene Aufrichtigkeit, Kompromißfeindlichkeit, jenen Radikalismus ihrer Eigenheit, davon ich am Eingang sprach. (Sogar dieses Buch hat im Ausgang die Tapferkeit, sozusagen sich selbst aufzugeben — in einem kurzen, doch gewichtigen Briefe von Franz Blei: „Wie lebt der Mensch? dies zu zeigen, halte ich für wertvoller, als die gefilmten Ausgeburten einer Phantasie, die Himmel und Hölle braucht, um sich auszudrücken und um nichts zu sagen").

Der durchlaufene Weg zeigt die Entwicklung so übersichtlich wie möglich: von Stiltändelei, Scherzbosselei zu einer ganz durchgearbeiteten, intensiven Intelligenz, die Weltanschauung ist und Disziplin hat — zu einer souveränen Fingerfertigkeit, die das Innerste ihrer Ausdrucksmöglichkeiten durchdrang und, wie um sich noch einmal ihrer Überlegenheit zu versichern, die ganze Maschinerie mit Leichtigkeit spielen läßt — bis zu jener letzten Metamorphose, die nun mit allem technischen und geistigen Inventar, mit dem ganzen Apparat ihrer gewissen und befestigten Könnerschaften hinabsteigt und hinaustritt zu Forschungsreisen, die neues Land zu erschließen und lockende Lebensmöglichkeiten zu gewinnen versprechen. In dem wunderschönsten Schnitzlerbild klingt es ab: „Kinder lachen, laufen und verschwinden im Wald".

Max Herrmann

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Kunst oder Kunstgewerbe?

von Julius Meier-Graefe

Dem Andenken an Julius Stern

Man stritt sich vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren über die Wortbildung Kunstgewerbe. Sie stammte aus der Zeit, da die Kunstvereine gegründet wurden und bezeichnete etwas noch Altmodischeres als diese Vereine, das infolgedessen von ihnen nicht zugelassen wurde. Denn auch die Kunstvereine waren einmal modern und hielten darauf. Sie sahen in jenen Dingen fossile Produkte, die zu den Folterwerkzeugen und dem Kopfputz der Indianer gehörten. Man bewahrte sie in Kunstgewerbemuseen auf, in die der normale Kunstvereinler so wenig hineinging, wie in die chemischen Laboratorien oder in die Anatomiesäle der Universität. Die Kunst war damals eine ohne weiteres erkennbare Gattung. Sie bestand aus Malerei und Plastik. Unsere Großväter waren ordentliche Leute.

Vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren begann man Kunstgewerbe zu machen. Vorläufer waren schon vorher da, zumal in England. Aber u[illegible] 18[illegible] herum begann die Bewegung überall mit Nachdruck. Ihr Ziel [illegible] [illegible]sen der Kunst zu erweitern und die Kunstvereine abzusetzen. Ihr erstes Zeichen vor der Öffentlichkeit war der Protest gegen das üble Wort Kunstgewerbe. Man suchte lange, bis man ein besseres fand. Man hat es bei uns gefunden. Es heißt Architektur. Der Übergang von dem einen Wort zum anderen ist eine an Begebenheiten und Persönlichkeiten, [illegible] Lorbeeren reiche Geschichte. In Frankreich sagte man art appliqué; [illegible] schlimmes Wort. Es bezeichnete schlimme Dinge. Später sagte man art industriel. Auch dieser Übergang ist eine Geschichte. Der vor kurzem verstorbene Kunstgelehrte Roger Marr, der ein aufmerksamer Sammler war, hat in einem Buche die französischen Dokumente dieses Übergangs gesammelt. Er nannte sein Buch art social. Anatole France hat die Vorrede geschrieben. Er spricht darin von der ungerechten Hegemonie der sogenannten großen Kunst, die sich mit Hochmut über die sogenannten kleinen Künste erhebe und nichts für das Volk bedeute, nur für die Reichen da

sei. Von nun an gebe es nur noch eine einzige Kunst, und nun werde endlich das Volk wieder in den Besitz jener Güter gelangen . . . usw.

Anatole France gilt als feinsinniger Skeptiker. Ich glaube, er ist nie so positiv gewesen. Es klingt wie ein Märchen von vor fünfundzwanzig Jahren, ein Kunstvereinsmärchen. Und wenn die Kunst nicht gestorben ist, so lebt sie heute noch.

So generös dachten damals, vor fünfundzwanzig Jahren, keine alten Skeptiker, die Vorreden schreiben, sondern junge Leute voll Enthusiasmus, die ein edles Gut der Menschheit in den Händen von Kanzleiräten und Maniaken, von Protzen und Saturierten, die nichts damit anfangen konnten, sahen oder zu sehen meinten, und es haben wollten, für sich und ihre Jugend und für die ganze Welt. Es waren unverdorbene Idealisten, die, wenn sie Wir sagten, die Welt hinter sich fühlten, zumal das Volk, das ihnen die Natur war, an deren Brust man sich wirft, von der man mit jeder neuen Umarmung ungeahnte Kräfte gewinnt; gute Republikaner ohne parlamentarische Routine, ohne Sozialdemokratie, ohne Kunstverein. Denen war jede Vereinswirtschaft ein Greuel, jede Rangordnung, zumal die ungeheuerliche, die im Reiche des Geistes dingliche Differenzen gelten ließ. Sie wollten keine Schranken um die Kunst, weil sie auch die Kunst für so etwas wie Natur nahmen, das nicht im Museum, sondern überall, zumal in der Brust jedes Fühlenden blühte. Es war nicht in Worte zu fassen, so herrlich. Man zitterte, wenn man daran dachte. Es war Unsinn, aber göttlich, und keinen reut es, zu sagen: ich war dabei.

Es war ein höchst legitimer Unsinn; nicht der Menschen wegen, in deren Händen man damals die Kunst glaubte. Das sind immer dieselben. Sondern der Kunst wegen. Man hatte recht, um sie zu fürchten, ihr etwas zuführen zu wollen, an dessen Mangel sie krankte. Sie stand gerade am Schluß einer Entwicklung und hatte einen bedenklichen Grad von Abstraktion erreicht. Die Malerei schien zu einem, nur von Eingeweihten deutbaren, farbigen Fleck geworden, die Plastik zu einem aller Öffentlichkeit entzogenen Vitrinenstück. Der Künstler beschränkte sich darauf, mit dem geringsten Aufwand von Materie den reinsten Ausdruck seiner Persönlichkeit zu schaffen, ein Ausdruck, der schließlich nur ihn und seinesgleichen zu fördern, das heißt weiter in dieselbe Richtung zu treiben vermochte, der für die anderen nicht einmal leserlich war. Die Beziehungen zu anderen öffentlicheren Künsten, zum Monument zumal und zu der Baukunst, und alles, was in früheren Epochen aus der Kunst in das Gewerbe des Handwerkers floß, war bis auf den letzten Rest verschwunden. Die Persönlichkeit respektierte nicht einmal die beiden Gebiete, die sie mit Hochmut als ihre einzigen Domänen in Anspruch nahm. Es gab kaum noch Malerei und Plastik, sondern nur noch Malerei. Das Plastische des Bildhauers schien sich im Malerischen aufzu-

lösen. Das Farbige hatte jeden festen Umriß zerstört und suchte selbst den Marmor zu einer undeterminierten wogenden Fläche von Höhen und Tiefen, zu einer Art von Pigment zu gestalten.

Die Persönlichkeit war das Übel. Sich selbst überlassen, fraß sie das Patrimonium auf, von keiner Rücksicht gehalten, ergab sich einem Artistentum, in das keiner, der draußen stand, hineinschauen konnte, das nichts anderes als gesalbte Willkür, frevelhafte Gesetzlosigkeit schien. Die Empfindung, auf die sie sich immer wieder als einzigen Regulator berief, schien ein Hohn auf das Empfinden anderer, denen die Teilnahme versagt war. Es fehlte nicht an Stürmern, die den Regulator für eine Vorspiegelung geschickter Manager erklärten und ein Gesetz, das nicht zu formulieren war, für nicht vorhanden ansahen.

Dazu kamen schwerwiegende nationale Bedenken. Jenes Farbige und Malerische, auf das sich die Kunst beschränkte, galt, obwohl es als logisches Resultat der künstlerischen Schulen der Niederländer, Spanier, Venezianer und der neueren Engländer nachgewiesen werden konnte, als ein französischer, in Paris ausgebildeter Begriff, an dem sich die Künstler anderer Nationen nicht leicht beteiligen konnten, ohne in eine wenigstens äußerliche Abhängigkeit zu geraten. Hatte man deshalb den großen Krieg gewonnen, um immer noch dem besiegten Lande, das unsere Kunst Jahrhunderte beherrscht hatte, tributpflichtig zu bleiben?

Diese Bedenken kamen anfangs nur schüchtern zu Wort. Die wesentlichste Beschwerde war liberaler und generöser. Sie richtete sich gegen die uferlose Verschwendung der abstrakten Kunst, die die Masse dem Verfall überlieferte, um einigen Ausnahmen gläserne Postamente zu errichten. Was nützte den unzähligen Sehnsüchtigen die Behauptung weltferner Kenner, daß diese Kunst der höchste Extrakt der Kunst und natürlich wie keine andere sei, wenn sie sich den Lippen der Durstigen versagte, wenn die Natur, jener Begriff des Natürlichen, vor den Toren des gewohnten Daseins lag? Was nützte, fragten andere Ungeduldige, der Fleck an der Wand, selbst wenn er schön war, wenn die Wand allein dieses schönen Fleckes wegen zu rohstem Ungeschmack wurde? Sobald man die Nützlichkeit zur Frage erhob, gab es kein Halten mehr. Ein Revanchegefühl ging durch die Welt, der Ruf nach Stil, nach eßbarer Speise, nach solidem Ersatz für die nebelhaften Ideale einer ohnmächtigen Kaste.

Die Revolution war wie jede andere zugleich ein Zurück und ein Vorwärts. Sie setzte in allen Ländern ein, und in Frankreich viel früher als bei uns. Hier war sie auf dem Gebiete der Kunst im wesentlichen fortschrittlicher Art. Man bekämpfte die analytische Tendenz des Impressionismus mit einer Synthese, die aus derselben Quelle, dem Impressionismus, stammte; und die van Gogh und Gauguin, denen eine neue Generation

folgte, hatten ihr entscheidendes Wort schon gesprochen, van Gogh war bereits gestorben, als man bei uns zu reagieren begann. Diese französische Bewegung entging damals den anderen Ländern oder wurde für nicht genügend angesehen. Sie erschien allenfalls wie das Nachgeben eines absoluten Monarchen in einer Detailfrage, während vor seinen Fenstern bereits das Schafott gebaut wird, um ihn zu köpfen. Es handelte sich nicht darum, Malerei mit Malerei zu bekämpfen, sondern an Stelle der Malerei ein anderes Regime zu setzen, das mit einem Schlage alle Forderungen erfüllte. Übrigens dachte man viel weniger an das Niederreißen als den Aufbau. Die Malerei wurde einfach beiseite gelassen, wo sie schon war, in dem goldenen Rahmen, auf den gläsernen Postamenten. Es war nicht der Mühe wert, sich um sie zu bekümmern. Mochte sie weiter vegetieren, bis sie von selbst dahinging.

Man suchte außerhalb Frankreichs die konstruktiven linearen Elemente, wo man sie finden konnte. Was lag näher, als den nationalen Fundus daraufhin durchzusehen, in Zeiten zurückzusteigen, die noch solche Elemente in greifbarer Form produziert hatten. Die herbe Männlichkeit der Altvorderen, die dabei zum Vorschein kam, bestätigte die Gültigkeit des Weges. Man beschränkte sich nicht auf sie. Als die Lust an greifbaren Formen erst geweckt war, achtete man auch bei anderen Völkern darauf. Es begann eine Suche nach Linien. Das Kunstgewerbemuseum, die ethnographische Sammlung, alle die Stätten, die dem farbigen Kunstvereinler fremd geblieben waren, erhielten auf einmal ungewohnten Zuspruch. Selbst die Anatomiesäle gaben ihre Linien her. Über der Sehnsucht nach Linien vergaß man vollständig, was die gefundenen Formen einst ausgedrückt hatten und was man selbst mit ihnen ausdrücken wollte. Die an dem farbigen Fleck verdorrte Seele entdeckte das Ornament.

Diese Reaktion begann in England. Hier war die eingeborene Kunst seit Constable zur Ruhe gegangen, und Ruskin hatte die Präraffaeliten entdeckt, wahre Kompendien von Linien, die so alt waren, daß sie wie funkelnagelneu erschienen. Die kunstbeflissene Lady, die sich eines Tages bei Ruskin nach dem Befinden des Mister Botticelli erkundigte, war guten Glaubens. Deutschland folgte. Die anderen Länder schlossen sich um so leichter an, je geringer die Hemmungen ihrer modernen Malerei waren. Es ist kein Zufall, daß die skandinavischen Völker mit ihrem reichen Ornamentenschatz in dem neuen Konzern eine nicht geringe Rolle begannen und daß nach einigen Jahren das ganz vergessene Österreich im Vordertreffen erschien.

Deutschland nahm die Bewegung am ernstesten. Es trug seine Ehrlichkeit in sie hinein. Diese war mehr als die englische Sachlichkeit, die sich jedem Eklektizismus verband. Man behielt in Deutschland den Protestantismus, von dem man ausgegangen war, und suchte in der neuen Bewegung keinen Ausweg aus einem ästhetischen Dilemma, sondern eine Wahrheit.

Geschmackvolle, modern gesinnte Leute hatten sich bis dahin, auch wenn sie keine Antiquitätensammler waren, ihre Wohnung mit gemütlichen alten Möbeln eingerichtet. Dazu hing man sich Lithographien von Munch oder Lautrec, Radierungen von Liebermann an die Wand und dachte nichts Schlimmes dabei. Mit einem Male wurde man der frechen Lüge gewahr, die man bis dahin täglich, stündlich in dumpfem Unverstand begangen hatte. Was hatte so eine alte Truhe, so ein Sessel mit geschwungenen Beinen, die Kommode, deren gleißende Beschläge noch deutlich die Tändelei des Rokokos verrieten, mit Liebermann und Lautrec gemein? Und was hatte das alles mit einem selbst zu tun? Da glaubte man die moderne Zeit mit ihren Telephonen, Eisenbahnen und Maschinen in den Fingerspitzen zu haben und schmückte seinen Tisch mit bunten Lappen, die vor dreihundert Jahren einem Priester die Lenden gegürtet hatten, schrieb seine Ergüsse an die Zeitgenossen auf einer Schreibmappe mit dem Wappen der Medici, trank seinen Rausch aus Gläsern aus dem Jahre 1820 und sperrte, während man mit jedem Gedanken nach Licht verlangte, die liebe Sonne mit Nürnberger Gildenfenstern aus.

So groß die Beschämung sein mochte, sie war nichts neben der Freude über den Ausweg aus dieser Gewissensqual. Plötzlich wurde das Bild an der Wand, das man bisher immer nur als gerahmtes Poem, fern von aller Beziehung zu der niederen Alltäglichkeit gesehen, über dessen ewiges Dasein man metaphysische, im Grunde einigermaßen phantastische Betrachtungen angestellt hatte, in ganz ungeahnter Weise lebendig, hob sich von der Wand wie durch Zauberei und schmückte den Teller, die Gabel, die Suppenterrine. Ein Kind, das zum ersten Male eine sprechende Puppe erhält, kann nicht seliger sein. Sofort korrigierte die neue Verwendung die Irrtümer einer veralteten Kritik. Der Schwung der Zeichnung, deren grobe Linien schwere Bedenken hervorgerufen hatte, die man primitiv, womöglich gar archaistisch getadelt hatte, wurde zu der neuen Tapete, und dieselben groben Linien flossen geschmeidig wie Goldfische. Es gab eine Zeit, wo man so ein Stück Papier wie eine Zeichnung von Rembrandt betrachtete und einen Aschenbecher dieser neuen Art wie eine gotische Elfenbeinfigur in die Hand nahm.

Ich erinnere mich noch meines ersten Besuchs bei William Morris in seinem Häuschen in Hammersmith an der Themse. Mit seinem breiten, von krausem Bart gerahmten Gesicht, in dem gütige Augen saßen, glich er einem Hans Sachs. Man ging eine schmale Treppe zu ihm hinauf an einem winzigen Raum vorbei, in dem ein Mann in Hemdsärmeln die Handpresse drehte. Es roch gut nach Arbeit. Ich hätte für mein Leben gern auch einmal gedreht. Das Leben hier war einfach und gut. Die Welt mit ihren albernen Komplikationen lag irgendwo in der Ferne. Morris zeigte mir seine illustrierten und seine nicht illustrierten Bücher. Für die

illustrierten hatte Burne Jones die Zeichnungen gemacht. Eigentlich war mir Burne Jones unausstehlich. Er trug Filzpantoffeln und schlich immer wie ein halbgeborenes Wesen umher mit einer ewigen stillen frauenzimmerhaften Wehmut, die zum Widerspruch reizte. In den illustrierten Büchern der Kelmscott Preß, schwarz auf weiß, wurde der Ausdruck erträglich. Daher lag es nahe, sich zu fragen, ob man nicht bis dahin in der Vorliebe für gewisse sogenannte malerische Werte und in der Abneigung gegen andere höchst ungerecht gewesen sei. Der Mangel der für schlecht befundenen Kunst lag vielleicht nur an der falschen Verwendung. Wenn man diesen und jenen Verlästerten in Schwarz-Weiß-Illustration verwandelte, war er vielleicht auch ganz schön.

Übrigens gefielen mir die nicht illustrierten Bücher von Morris am besten. Kunstlos und doch schön! Das war das große Geheimnis der Zukunft. Ich hatte auf der Zunge, zu sagen: Kunstlos und rein! Zuweilen kam einem dieser ganze Wust von künstlerischen Konventionen, den man bis dahin mit sich geschleppt hatte, wie eine Unsauberkeit vor.

Morris fragte mich nach einem Büttenpapier, das noch um 1830 in der Nähe von Regensburg geschöpft wurde. Ich schämte mich sehr, ihm eine ausweichende Antwort geben zu müssen. Das Schwarz seiner Druckerschwärze hatte ihn Jahre gekostet. Nun erst die Typen. Es gab drei Typen: die Troy-type, die Chaucer-type und die Golden-type. Die Chaucertype gefiel mir am besten. Man hätte stundenlang Seite auf Seite umschlagen wollen. Das Schwarz auf dem Weiß leuchtete wie die Inschriften der Byzantiner, und darüber vergaß man, daß das Gedruckte unleserlich war.

Morris war ein Übergangsstadium. Er haßte die Maschine. Obwohl er von der Notwendigkeit überzeugt war, die Kunst dem Volke zurückzugeben, kostete so ein Buch an die 15 Pfund Sterling und mehr. Später zahlten die Liebhaber das Dreifache. Auch die hübschen einfachen Stoffe in dem Shop von Morris in Oxford Street waren nicht billig. Doch war er nicht daran schuld. Zunächst galt es, mit jedem Opfer das Handwerk wieder zu Ehren zu bringen. Man war opfermütig. Ich erwarb bei Liberty für 250 Mark einen kleinen Schreibtisch, der aus einer reizend ausgeschnittenen grünen Kiste bestand; ein traumhaftes Möbel. In der Nähe von Liberty wohnte der bekannte Schuster, der die ersten naturwahren Stiefel produzierte. Er setzte mir seine Ideen auseinander, und ich ließ es mich nicht verdrießen, ein Paar dieser Stiefel photographieren zu lassen.

Von London zog es mich nach Glasgow, nicht der schottischen Maler wegen, die in der Münchener Sezession immer noch Furore machten, sondern um Mackintosh kennen zu lernen. Mackintosh und seine Freunde hingen ausgeblasene Eier an langen Fäden an die Decke und stellten Möbel her,

die von dem perversen Hauche einer Empfindung Beardsleys — wenn man so sagen darf — getragen waren. Es waren die persönlichsten Möbel jener Zeit. Der Besucher einer Ausstellung hatte damals gerade so ein zauberhaftes Stühlchen, das aus Spinnewebe gemacht schien, zum Sitzen benutzt und Schaden angerichtet. Wir waren entrüstet. Der Rohling wäre wohl auch fähig gewesen, die marmorne Brust einer griechischen Göttin mit geilen Händen zu betasten.

In Skandinavien war man gesünder. Bindesböll begann seine prachtvolle Keramik. Seine Ornamente erfrischten verweichlichte Sinne. Das Kopenhagener Bindergewerbe blühte. Der Norweger Munthe, über dessen Malerei die Ansichten geteilt waren, webte schöne Teppiche. Zuweilen trieb die nordische Gesundheit zu lustigen Extremen. In einem Museum sah ich eine Wiege, die ein Künstler mit eigener Hand von Anfang bis zu Ende geschnitzt hatte. Sie war der enthusiastische Ausdruck der neuerwachten populären Kunst, aber hatte ein wenig zu spitzige Extremitäten, um ohne Gefahr benutzt werden zu können. Den Skandinaven lag damals etwas von dem alten Wikingertum im Sinne; so wie man sich bei uns im Anfang gern als germanischer Keulenschwinger fühlte. In Stockholm errichtete Boberg burgähnliche Gebäude. Auch in Finnland fingen die heute vorbildlichen Baumeister mit dem Mittelalter an. Saarinnen und Gesellius planten einen Urwald auszuroden und sich hoch über einem ihrer schönen Seen aus Felsen und Baumstämmen ein Schloß zu bauen. Es ist schließlich eine behagliche Idylle daraus geworden.

Am stärksten regte sich Deutschland. München erneute das ein wenig verrostete Wappen der deutschen Kunstmetropole. Die jungen Norddeutschen, die hier vergeblich das Malen zu lernen suchten, entdeckten Handwerker, die bessere Meister waren. Eckmann wurde vom Maler zum Holzschneider, vom Holzschneider zum Tapetenzeichner. Sein Freund Peter Behrens trennte sich mit feierlichen Ornamenten nicht ohne Zögern von der Staffelei. Die Pankok, Riemerschmidt, Bruno Paul Endell und viele andere jagten die Modelle fort und modellierten Sitzgelegenheiten, die zuweilen noch Reste des menschlichen Knochenbaus enthielten. Man gründete Werkstätten, die unter der Leitung von Künstlern standen und programmäßig kein Stück, das nicht von Künstlerhand entworfen war, herausgaben, gründete Zeitschriften zur Propaganda. Bald teilte sich die Bewegung ganz Deutschland mit. Es war eine Art Befreiungskrieg.

In Belgien, wo Serrurier den Import von England begonnen hatte, differenzierte sich der Gedanke in überraschender Weise. Die van de Velde, Horta und Lemmen ersetzten die stilisierte Blume durch ein Ornament, das wie die Musik ohne naturalistische Symbole alle Empfindungen ausdrücken soll. Die Intelligenz der Richtung war Henri van de Velde. Wieder ein

Maler; diesmal einer, der von Seurat herkam und van Gogh verehrte. Er übertrug das dekorative Mosaik der Neoimpressionisten auf Wandteppiche, in denen die Farben wie in den Bildern Signacs nach dem Gesetz der Komplementäre zusammengestellt waren, und erwies damit deutlicher als irgendeiner der Neueren den relativen Nutzwert der letzten französischen Malerei. Auch er bedurfte der Linie. Seine Vergangenheit legte ihm nahe, sie außerhalb der gewohnten archaischen Gefilde zu suchen. Er gewann sie halb aus dem Gekräusel der Wellen der Nordsee, halb aus einem Pinselstrich van Goghs, den man nicht mit Unrecht den letzten Maler genannt hat. Mit der Erfindung dieses zuerst rundlichen, später überschlanken Ornaments schien das letzte Bollwerk der Malerei überwunden, denn es war abstrakt, abstrakter als alle Werke der Impressionisten. Man konnte sich nicht das geringste dabei denken; dem Gefühl waren keinerlei Schranken gesetzt. Dieser Vorzug stellte mit einem Schlag alle Schöpfungen der Belgier prinzipiell über die Resultate anderer Länder, die mehr oder weniger mit dem Traditionalismus Englands zusammenhingen. Solche Linien hatte noch kein Mensch gesehen. Daher waren sie der geborene Ausdruck für die Gegenwart. Im Handumdrehen saßen sie auf Stühlen, Lampen, Griffen und Häuserfassaden. Van de Velde trat theoretisch für sie ein. Er gewöhnte uns, alle an einen Gegenstand gefesselte Ornamentik zu verachten. Es war widersinnig, auf gewirkten Rosen zu spazieren oder sich auf gestickte Weintrauben zu setzen, Adlerklauen oder Widderfüße oder gar Menschenleiber mit Stuhlbeinen, Portalen und dergleichen zu verbinden. Das abstrakte Ornament ersetzte diese Pseudofunktionen durch organische Verbindungen. Das war alles einleuchtend wie das Einmaleins, und die Belgier erlangten für kurze Zeit die Suprematie in Europa und verbreiteten ihre suggestiven Formen bis nach Argentinien und nach Kapstadt.

Genug, das Neue war da. Mochte es sein, wie es wollte, schlecht, verschroben, phantastisch, geschmacklos: es war da, und seine Existenz war wichtiger als alles, was man ihm nachsagen konnte. Es bedeutete etwas schlechterdings Unerhörtes für die Gegenwart. Privatmenschen, Leute, die irgendwo unter Glasdächern saßen und Dinge trieben, um die sich gewohnterweise niemand ernstlich kümmerte, Künstler, soziale Reste einer von rechtswegen längst überwundenen Zeit, Maler, diese seltsamen Wesen in Schlapphüten und Samtröcken, gewannen plötzlich einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Öffentlichkeit, hatten sich, obwohl bekanntlich immer in Kampf und Streit miteinander, zusammengetan und sich als Macht erwiesen, begannen, die spröde Welt mit einem Band zu umschlingen, das wohl noch dünn und verworren, hier und da noch recht fadenscheinig, immerhin ein Band war, eine Verbindung zwischen reich und arm und zwischen den Völkern, ein Band ganz einziger Art, da es nicht auf materiellen Dingen

allein beruhte, noch mit dem Begriff der Mode zu erklären war, denn es hatte in jedem Lande seine eigene Art und Farbe.

Nur Paris blieb zurück. Der alte Bing, der mit Japan reich geworden war, wurde an dem Yachting-Stil, wie Goncourt die Erfindung van de Veldes nannte, wieder arm. Auch meine Wenigkeit vertat viel Geld und Kraft, um den rückständigen Franzosen, die immer noch an ihren Louis hingen, eine vernünftige Lebensweise beizubringen. Die Leute, die sich moderne Möbel kauften, taten es, weil sie kein Geld für die alten hatten. Die wenigen jungen Leute, die sich der Bewegung anschlossen, blieben, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie in den offiziellen „Salon" gelangten, im Schatten, und der Mangel an Resonanz hinderte sie, sich zu entwickeln. Die Pariser Maler zogen noch immer die Leinwand vor. Die populären Künstler Lalique, Gallé, Daum, Majorelle usw. machten nur für den Amateur kostbare Gläser und Juwelen, denen der Nutzzweck ein liebenswürdiges Etikett gab, und lächelten, wenn man sie „artisans" anstatt „artistes" nannte.

Mehr oder weniger freilich stand auch außerhalb Frankreichs noch lange, sagen wir bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts, die ganze Bewegung im Zeichen des Künstlers, der nur dem Namen nach Handwerker war. Nicht so unverhohlen wie in Paris, aber dem Geiste nach. Was man bis jetzt gemacht hatte, war Kunstgewerbe in des Wortes verwegenster Bedeutung, Kunstgewerbe neuerer Art. Alle Ideen hatte der Künstler in seinem Atelier geprägt, mehr darauf bedacht, die Dinge originell als gebrauchsmäßig zu gestalten, befangen von den Vorstellungen seiner früheren Kaste, von der er sich gewissermaßen nur auf Urlaub getrennt hatte. Es blieb übrig, diesen unverdauten, unverdaulichen Rest von Künstlertum zu entfernen, die Bewegung in das Zeichen einer geeigneteren schöpferischen Kraft zu rücken und aus dem Zwitterding, das überall Versprechen abgab, stabile Realitäten zu gewinnen. Es galt, dem neuen Stil den größten Helfer, die Maschine, zu erobern.

Diese zweite Bewegung gehört dem letzten Jahrzehnt. Wenn England die erste hervorrief, wenn die französische Malerei sie teils positiv, dank gewisser Folgen ihrer dekorativen Elemente, teils negativ, mit ihrem Widerstand, begünstigte, die zweite wurde, wenigstens in Europa, von Deutschland geführt, und sie hat allen Grund, mit der Führung zufrieden zu sein.

Mit seinem Organisationstalent, mit seiner Energie und mit seinem Fleiß ging Deutschland an die Arbeit. Die mutigen Maler, die mit Enthusiasmus begonnen hatten, setzten sich hinter die Bücher und das Zeichenbrett und lernten. Lineal und Zirkel wurden der Hand, die den Pinsel gehalten hatte, vertraut. Der Geist, der anfangs die Häuser als Bilder gesehen hatte, begann zu rechnen. Die Logik milderte die Kühnheit, verbannte das

Persönliche aus Dingen, wo es nicht am Platze war, setzte Maß und Ordnung an die Stelle der Willkür. Die Stühle wurden zum Sitzen, die Häuser wohnlich, der gute Grundriß stieß von selbst das allzu äußerliche Stilzeichen aus. Solange man um jeden Preis stilisieren wollte, war man stillos gewesen. Man fand den Stil, als man sich begnügte, gelassen und vernünftig zu sein. Die Lernenden wurden Lehrer. Der Staat stellte sie in die Gewerbeschulen, gab ihnen Amt und Titel. Nun kamen die Fabrikanten und ließen sich von ihnen die Kartons machen, die man bisher von ausländischen Routiniers bezogen hatte. Man erfand praktische Muster für die Maschine und ließ sich von der Maschine leiten wie vorher von der Natur. Der rationelle Sinn überwand den Argwohn auf die Vergangenheit. Man besann sich, daß Deutschland schon vor hundert Jahren vernünftige Baumeister gehabt habe. Schinkel erhielt verspätete Nachkommen. Messel baute geschmackvolle Häuser, aus denen ein Typ für die moderne Großstadt zu gewinnen war.

Den Deutschen kam die große materielle Entwickelung des Landes zu Hilfe, die in der rapiden Ausdehnung seiner Hauptstadt den greifbarsten Ausdruck fand. Der Reichtum des neuen Reiches kam von den praktischen Berufen, zumal dem Kaufmann und dem Techniker, her, die in dem Rationalismus der Bewegung eine verwandte Regung erblickten. Berlin wurde das Versuchskaninchen. Es hatte keine mächtige Tradition zu schonen, dafür eine gewaltige Fülle von neuen Aufgaben zu erfüllen. Die Bewegung erschien hier nicht wie eine neue Form, die der Gewohnheit Opfer auferlegte, sondern identifizierte sich mit dem neuen Inhalte der Stadt. Viele Stadtteile und ganze Vororte entstanden in einer Zeit, die bereits eine entwickelte moderne Architektur besaß. Das Bedürfnis ist der beste Baumeister. Der Übergang von dem Bürgerhaus zur Mietskaserne, von den bescheidenen Staatsbauten des früheren Regime zu den Anstalten des neuen, von dem Detailladen zum Warenhaus, vom Gasthof zum kosmopolitischen Hotel, die moderne Regelung der Verkehrswege und tausend anderer Dinge, kurz, die Umwandlung der Hauptstadt Preußens in die eines Weltreichs, die sich im Äußeren erst in den letzten Jahrzehnten vollzog, ließ die von den Künstlern ausgehende Bewegung in einen weit größeren Strom einmünden, der manches Kleinliche sowohl in den schaffenden Kräften als auch in den Widerständen gegen sie hinwegräumte.

Das Resultat ist sehr groß. Der kühnste Prophet hätte es nicht voraussehen können. Jeder von uns spürt den Vorteil in seinem Zuhause, und nichts ist überzeugender als die Wohltat am eigenen Leibe.

Wir haben anständigere Wände als die alten, die uns vor zwanzig Jahren umgaben. Und das Bessere ist Durchschnitt, keine Ausnahme. Das Niveau, ein Niveau unserer Existenz, hat sich gehoben. Das hätte

kein Rodin, kein Delacroix, kein Marées, kein Cézanne erreicht. Selbst wenn Dutzende dieser Genies auf einmal gekommen wären, hätten sie es nicht erreicht.

Was folgt daraus?

Es scheint nicht ganz leicht, den verkehrten Schlüssen aus dieser unleugbaren Tatsache zu widerstehen. Zumal den Beteiligten fällt es nicht leicht, und wer wäre nicht beteiligt? Selbst der alte Skeptiker Anatole France fühlt sich beteiligt. Hat er nicht doch etwa recht mit seiner Gleichstellung jener sogenannten kleinen Künste mit den sogenannten großen, wenn den kleinen so viel gelingt, was den großen versagt ist?

Ob er recht hat oder nicht, kommt gar nicht mehr in Frage. Die Zeit hat sich längst das Recht genommen. Man fragt sich, wo Anatole France die letzten Jahrzehnte gelebt hat. Eine leise Komik rankt sich um sein verspätetes Plaidoyer. Es ist nicht die einzige komische Nuance der Geschichte.

Wir haben zwei Stadien in der Bewegung gefunden. In dem ersten schmückte der Künstler den Gegenstand. In dem zweiten nahm er den Schmuck wieder weg. Wesentlich und wertvoll für den Habitus der Gegenwart ist das zweite Stadium.

Wir waren um nichts gebessert, als die Ornamente statt der Pseudo-Renaissance oder Pseudo-Gotik einen Schwung erhielten, der uns anfangs persönlicher erschien, aber die Dinge, die er schmückte, nicht besser machte. Er wurde uns nach ein paar Jahren ebenso zuwider wie das imitierte alte Muster und wurde als pseudomodern erkannt und gerichtet. Van de Veldes generöse Hingabe war trotz aller Intelligenz eine Übung am ungeeigneten Objekt. Die Besserung trat ein, als sich die Kunst, die alte und die neue, oder das, was dafür galt, zurückzog, um einer anderen Macht Platz zu machen, die das Ding selbst, nicht seinen Schmuck, zum Gegenstand ihrer Schöpfung erkor. Auch sie galt für Kunst, und zwar mit um so größerer Bestimmtheit, je sicherer man die früheren Versuche als verfehlt erkannte. Die Verbesserung lag aber gerade in einer Reinigung des Gegenstandes von künstlerischen Resten jeglicher Art, in der schlichten Betonung des Gebrauchswertes, in einer skrupulösen Sachlichkeit. Was darüber hinausging, war ein Geschmack von möglichst unpersönlicher Art, der mehr zu der Übereinkunft paßte, die uns in der Wahl unserer Krawatten und Hüte leitet, als zu dem schöpferischen Geschmack, den wir unter anderen wesentlicheren Eigenschaften im Kunstwerk vermuten. Der materielle Nutzen stand im Vordergrund. Diese Eigenschaft ist dem Wesen des Kunstwerks diametral entgegengesetzt.

Häuser, Möbel, Lampen künstlerisch zu nennen, nur weil sie rationell und geschmackvoll und komfortabel sind, ist ein begrifflicher Unfug, den die berechtigte Dankbarkeit gegen die Schöpfer dieser Dinge nicht entschuldigt. Alle diese Dinge können erst Kunstwerke werden, sobald sie andere Werte

empfangen, die neben dem Nutzwert unwesentlich erscheinen und neben denen der Nutzwert unwesentlich wird. Schlechte Häuser, das heißt unbewohnbare, schlechte Möbel, das heißt unbrauchbare, Lampen, die nicht brennen, Bestecke, die kein Mensch zu handhaben vermag, können göttliche Kunstwerke sein. Der Kunstwert der Teppiche Raffaels hat nichts mit dem Textilgewerbe zu tun, und wir lieben den Teller, den Benvenuto Cellini mit Figuren schmückte, trotzdem wir nicht davon essen können. Ich predige Gemeinplätze und bitte um Entschuldigung. Sempers Bestimmung des Kunstwerks als Produkt aus Gebrauchszweck, Rohstoff und Technik ist längst als wilde Blasphemie erkannt worden. Aber diese Erkenntnis liegt mit vielen anderen irgendwo in einer Schublade. Käme es darauf an, wären wir das reifste Volk der Erde. Der Zeitinstinkt weiß nichts davon. Ihm genügt, daß die Leute, die uns die Ornamente brachten, Künstler genannt wurden und daß dieselben Leute nachher die Sache besser machten. Er vergißt, daß nur weil die Künstler inzwischen etwas anderes wurden, etwas, das sie keineswegs der Kunst näherte, sondern von ihr entfernte, das vielmehr in dem Beruf des Ingenieurs und Technikers eingeschlossen ist, die Dinge sachlicher werden konnten. Der Künstler gab seinen Beruf auf, aber behielt den sozialen Firnis seiner früheren Kaste, ähnlich dem Offizier, der seinen Abschied nimmt und einen neuen Beruf ergreift, aber immer noch Herr Hauptmann tituliert wird. Der gleiche Firnis blieb dem neuen Produkte. Überdies war das Neue schön. Da auch Raffael schön ist, war es Kunst. Ich muß noch einmal um Entschuldigung bitten.

Der Künstler verwechselt, weil es seinem sozialen Instinkte paßte; der Laie, weil es ihm bequem ist. Denn es ist einfacher, sich in einen modernen Stuhl zu setzen, als einen Cézanne zu betrachten. Man kann das eine Objekt mit der Verlängerung des Rückens genießen und beurteilen. Zur Beurteilung der Kunst und sogar schon zu ihrem Genuß bedarf es anderer Organe, die zuweilen weniger disponibel sind.

Deutschland hat die größten Errungenschaften in der Industrie davongetragen. Wir haben allen Grund, auf unsere Ingenieure stolz zu sein; sowohl auf die, die sich Künstler nennen, als auf die anderen, die unseren Bergwerken, Eisenhütten und Maschinenfabriken vorstehen. Zumal auf diese anderen, denn sie gingen voran. Alle wesentlichen neuen Formen unserer Zeit wurden von ihnen geschaffen, und die Tätigkeit der anderen Ingenieure beschränkte sich oft nur auf eine formelle Bestätigung, für die ihnen die Anerkennung zufiel. Es entspricht nicht unserer Sachlichkeit, daß jeder halbwegs brauchbare Architekt berühmt wird (berühmter als mancher Künstler und Dichter), während die großen Schöpfer in der Industrie so gut wie anonym bleiben. Die schöpferischen Baumeister vom Schlage eines Peter Behrens sind heute so selten wie vor fünfundzwanzig Jahren.

Freilich scheinen unsere Häuser ihrer nicht zu bedürfen. Der Grundriß ist eine Folge notwendiger Gegebenheiten, und von unseren Fassaden gilt dasselbe wie vom Rufe einer Frau. Sie sind um so besser, je weniger von ihnen gesprochen wird. Die von dem Bedürfnis unabhängige Schönheit der Architektur steckt noch im Zeitschoße, und es ist die Frage, ob sie je herauskommt. Wir haben anständige Wände. Das ist ungefähr dasselbe, als wenn der Maler sagt: Ich habe eine anständig präparierte Leinwand. Der Schritt von der Wand zum Raum bleibt noch zu tun, und er ist schwierig, schwieriger als der Schritt vom Haus zur Straße, den man auch erst zu versuchen beginnt. Monumentale, nicht nur große Formen, schöne Verhältnisse, jener Gesang des Raumes, der uns an schönen Bauten entzückt, sind mit der gewohnten Sachlichkeit nicht zu schaffen, weder mit der Sachlichkeit unserer Architekten, noch mit der unserer Bauherren. Erst müßte das Bedürfnis nach solchen Werken entstehen. Man hat praktischere Ziele, will vor allem gute Heizanlagen, komfortable Badezimmer und dergleichen. Die Bauerei, die sich mit diesem Kram erschöpft, hat mit der Baukunst so wenig zu tun, wie unser gesteigertes Badebedürfnis mit Kultur.

Was mit endlichen Mitteln erreicht werden konnte, haben wir. Die Revolution ist vorbei. Die Sachlichkeit triumphiert auf der ganzen Linie. Unser schmuckloses Äußeres stimmt mit dem schmucklosen Innern überein. Wir sind ehrliche Leute, wenigstens in unseren vier Pfählen.

Was nun?

Schließlich können wir unser Dasein nicht mit der gegenseitigen Versicherung unserer Sachlichkeit verbringen. Das wirkt auf die Dauer ermüdend. Ich bewundere die Architekten, die es jahrzehntelang mit so einem Ideal aushalten. Solche Monogamie ist respektabel, aber muß tötend sein.

Unwillkürlich sieht man sich nach der früheren Geliebten um. On revient toujours. . . Was ist inzwischen aus der Kunst geworden, dem ominösen farbigen Fleck an der nunmehr anständigen Wand? Hier wird uns eine niedliche Rechnung präsentiert.

Auch dieses Resultat hätte man vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren kaum erwartet. Doch ist es nicht mehr noch weniger als eine logische, phantastisch logische Folge derselben Bewegung.

Der Ingenieur konnte den Eingriff der Kunst in sein Bereich aushalten. Er sah kaum hin. Die Kunst war ihm so etwas wie der volontierende Sohn des Generaldirektors einer befreundeten Gesellschaft, den man mit Toleranz aber kurz behandelt. Die Kunst zog sich empört zurück, dahin, von wo sie gekommen war, in die Malerei, und ließ an ihr allen Unwillen aus, der ihr in der Industrie verwehrt wurde.

Nun entstand wieder ein Kunstgewerbe. Diesmal in Öl und Farbe.

Wie das der anatomischen Stuhlbeine und der geschlängelten Griffe war auch das neue Kunstgewerbe in der Malerei eine Mischung, eine Kombination von Elementen der früheren Kunst, jenes farbigen Flecks, mit den Reminiszenzen des kurzen Volontariats.

Unsere verkappten Kunstgewerbler in der Malerei zerfallen in zwei nicht streng geschiedene Gruppen. Den einen, die mehr rechts stehen und konservativen Gelüsten nicht unzugänglich scheinen, genügt das Handwerk, sobald sie ein Ornament, den, sei es auch noch so primitiven, Schmuck einer Leinwand fertig bringen.

Ist das Ornament als Selbstzweck in der Kunst berechtigter als im Gewerbe?

Ich würde Ihre Geduld ungebührlich beanspruchen, wenn ich Ihnen nicht die Antwort auf die banale Frage überließe. Selbst das unsachliche, leichtsinnige achtzehnte Jahrhundert, das für jeden Luxus Verwendung hatte, hat sich mit dem billigen Ideal nicht begnügt.

Die anderen Kunstgewerbler in der Malerei begnügen sich nicht mit dieser Schwächung eines überlieferten Begriffs. Sie stehen mehr links und neigen zu einem revolutionären Regime, das sie der Berührung mit der Mechanik unserer Zeit verdanken. Sie sind das unmittelbare Opfer jenes kurzen Volontariats der Kunst im Dienste der Industrie. Ihnen genügt das ohne weiteres Gesetzmäßige ihres Tuns, auch wenn sie nichts anderes damit erreichen, als dem Gesetz unterworfen zu sein.

Die Materialisierung des Zwecks, die dem Gewerbe nottat, wird in der Kunst zum Nonsens. Sobald die erhöhenden Begriffe zur Seite geschoben, die vermittelnden Konventionen, die der Zeichensprache der Kunst zugrunde liegen, außer acht gelassen werden, führt der Gehorsam vor dem gültigsten Gesetz ins Leere. Die Farbe wird ein pseudo-chemisches Produkt, die Form ein pseudo-mathematisches Zeichen und das Kunstwerk zur sinnlosen Maschine.

Es fragt sich, ob man dieses Kunstgewerbe so schnell wieder los wird wie das andere. Man kann von unserem Zeitinstinkt eher Verzichte als schöpferische Korrekturen erwarten. Die vortreffliche Sachlichkeit, die man im Gewerbe als rettenden Ausweg entdeckte, reicht für dieses Dilemma nicht aus. Man bringt heute leichter die komplizierteste Maschine von unzähligen Pferdekräften und einen unerhörten Reichtum von Funktionen zustande, als die loseste gemeinsame Empfindung höherer Art, die einzige Materie, aus der die Kunst entsteht.

Man möchte heute die Kunst machen, wie man einen Stuhl oder einen Knopf macht, zweckmäßig, intelligent von einem Pünktchen zum anderen, wie man Politik und Wissenschaft und Liebe und alle Genüsse macht, immer als zweckmäßige Verbindung zwischen zwei engsten Punkten; wie

man sich, seit Kant vor den Welträtsellösern Darwin, Haeckel und Genossen verschwand, die Welt und uns selbst entstanden denkt, von Maschinen gemachte Maschine.

Als ich zum ersten Male in einem modernen Hüttenwerk herumgeführt wurde, lachte der mich begleitende Ingenieur über meine Witze. Mir war nicht im entferntesten noch Witzen zumute, sondern höchst ernst und sachlich, wie es sich gehört. Ich suchte mich nur über die neuen Formen und Bewegungen, die zischenden Zylinder mit den unheimlichen Kolben, die Walzen und sausenden Räder zu unterrichten und stellte offenbar sehr törichte Fragen. In dem Gesurre und Gesause und in der Angst, von einer der unheimlich zupackenden Zangen gefaßt, von einer der glühenden Eisenschlangen, die pfeilschnell durch die Walzen schossen, durchbohrt zu werden, verstand ich nicht die Antworten des Ingenieurs, und ich weiß heute kein Wort mehr davon. Nur sein trocknes, tolerantes Lächeln habe ich noch im Sinn. Es ging mir auf die Nerven. Ich war schließlich froh, aus dem Spektakel wieder ins Freie zu kommen. In dem Gesurre und Gesause hätte man sich einbilden können, es gäbe gar kein Freies, keine feste Erde, keinen Himmel mehr. Wie dem phantastischen Gedärm eines Ungeheuers entronnen, kam ich mir vor, und nie habe ich mit größerer Wollust geatmet.

Der Ingenieur hatte wieder sein trocknes, tolerantes Lächeln und meinte: „Ihnen sind wohl die Maschinen zu Kopf gestiegen?"

Es wäre mir unmöglich gewesen, dem Mann die passende Antwort zu geben. Und er hat sie nicht erwartet.

Abendliche Häuser

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

(Fortsetzung)

Egloff schlief fest und traumlos weit in den Tag hinein, er erwachte davon, daß Klaus vor seinem Bette stand und meldete, es würde bald Zeit zum Mittagessen sein. Egloff blinzelte in den Sonnenschein hinein, der das Zimmer füllte, und streckte sich, in den Gliedern war eine nicht unangenehme Steifigkeit von den Anstrengungen der letzten Nacht zurückgeblieben. „Also gutes Wetter," konstatierte er. Gab es an diesem Tage etwas, worauf er sich freuen konnte? Ja, er wollte am Abend mit Fastrade im Walde zusammentreffen. Nun, dann lohnte es sich also, diesen Tag zu beginnen. „Gibt es was Neues?" fragte er. „Herr Mehrenstein war da," berichtete Klaus, „als er hörte, daß der Herr Baron noch schlafen, fuhr er ab." Egloff verzog sein Gesicht: „Mein Lieber," sagte er, „ein für allemal, der Name Mehrenstein wird mir nie gleich beim Erwachen serviert, dazu eignet er sich nicht. So, nun werde ich aufstehen." Als Egloff aus seinem Zimmer herauskam, fand er seine Großmutter und Fräulein von Dussa im Wohnzimmer mit Handarbeit beschäftigt. Sie lächelten ihm beide freundlich zu. Jetzt wo er verlobt war, zeigten die beiden Damen womöglich noch mehr Freundlichkeit und Rücksicht gegen ihn als sonst, aber in der Freundlichkeit lag etwas wie Wehmut, etwas wie Schonung, die man einem erweist, dem man einen Fehltritt verziehen hat. Egloff setzte sich zu den Damen, sprach von der Jagd, von dem Auerhahn, von Doktor Hansius und erzählte, daß Gertrud Port und Liddy Dachhausen beide krank seien. Die Baronin zog die greisen Augenbrauen in die Höhe und meinte: „Die arme Gertrud hat sich da draußen ihr Leben ruiniert und Liddy Dachhausen, mein Gott, in den Familien, man weiß nie, was da für Krankheiten herrschen."

Egloff lachte. „Solche fremde Völker, meinst du, bringen fremde Krankheiten ins Land." Die Baronin lachte nicht, sondern sagte ernst: „Fastrade, Gott sei Dank, ist wenigstens gesund."

„Sie ist doch mehr als nur gesund," wandte Egloff ein. Die beiden Damen beugten erschrocken ihre Köpfe auf die Handarbeiten nieder und die Baronin murmelte entschuldigend: „Ich meine nur, Gesundheit ist eine wertvolle Gabe Gottes." Ein ungemütliches Schweigen entstand, bis Fräulein von Dussa wieder den Kopf erhob, nachdenklich zum Fenster hinaussah, wie sie stets tat, wenn sie etwas Geistreiches bemerken wollte und sagte: „In dieser Baronin Dachhausen ist etwas, das ich nie ganz verstehen kann. Ich will nicht sagen, daß sie ein Buch in fremder Sprache für mich ist, sie ist eher ein Buch, das aus einer fremden Sprache in meine Sprache

übersetzt worden ist und in dem doch ein Rest von Unverständlichkeit zurückblieb."

„Ah, Sie meinen," versetzte Egloff, „vom Birkmeierschen ins Dachhausensche übersetzt. Aber die kleine Libby ist doch nicht dazu da, damit man sie studiert, sondern damit man sie ansieht."

„Allerdings, dieser Anforderung genügt sie," antwortete Fräulein von Dussa spitz. Dann ging man zum Essen. Bei Tisch wurde von dem Diner gesprochen, das nächstens stattfinden sollte, in letzter Zeit wurde sehr viel von diesem Diner gesprochen und die Baronin holte ihre Erinnerungen an all die Hofdiners, die sie mitgemacht hatte, heraus und sprach andächtig von Punch glacé, Chevreuil à la providence und Timbale à la Marie Antoinette. Als dieses Thema erschöpft war, kam die Rede auf Hyazinthen, welche in die Fenster gestellt werden sollten und die Baronin sagte ein wenig feierlich, wie sie das in letzter Zeit öfters tat: „Solange ich hier etwas zu sagen habe, werden hier im Frühjahr immer Hyazinthen in die Fenster gestellt werden. Später, wenn ich meine alten Augen schließe, mögen die anderen tun, was sie wollen."

Nachmittag beim Kaffee rauchte Egloff still seine Zigarre, der gelbe Nachmittagsonnenschein in den Zimmern, der schwüle Duft des Räucherlämpchens auf dem Kamine hatten von jeher seine Stimmung bedrückt. Die Damen arbeiteten wieder, nur einmal kam es noch zu etwas lebhafterem Gespräch, als die Baronin fragte: „Fährst du nach Paduren?" „Nein," erwiderte Egloff, „ich soll ja da hinkommen, um zu zeigen, ob ich mich bewähre, und noch habe ich keine Lust."

Die Baronin errötete vor Ärger: „Diese Warthes," sagte sie, „waren von jeher von einer unbegreiflichen Selbstgerechtigkeit. Sie taten immer so, als sei die Tugend ein Vorwerk von Paduren."

Egloff zuckte die Achseln und schwieg. Endlich beschlossen die Damen noch ein wenig hinauszugehen, und da es so feucht war, wollte die Baronin in der kleinen Wandelhalle im Garten auf und ab gehen. „Du, mein Junge," sagte sie, „wirst wohl noch ein wenig ruhen. Ich werde dafür sorgen, daß im Hause Stille ist, da kannst du ruhig sein, solange meine alten Augen offen sind, wird immer dafür gesorgt sein, daß während deiner Nachmittagsruhe im Hause Stille herrscht. Schon dein Vater hielt darauf."

Egloff zog sich in sein Zimmer zurück, legte sich auf sein Sofa, lehnte den Kopf zurück, so, jetzt war nichts mehr übrig als still zu liegen und sich auf den Abend zu freuen. Durch sein Fenster konnte er die kleine Wandelhalle im Garten sehen, dort gingen die Baronin und Fräulein von Dussa in schwarze Mäntel gehüllt, schwarze Schale auf dem Kopfe mit kleinen gleichmäßigen Schritten auf und ab. Seit seiner Jugend kannte er dieses

Bild, die beiden schwarzen Gestalten, die im Nachmittagsonnenschein dort auf und ab gingen, und immer hatte es ihm bis zur Traurigkeit uninteressant geschienen. Gut daß das Leben doch noch andere Dinge als die kleine, sonnige Wandelhalle hatte, dachte er.

Die Sonne war schon untergegangen, als Egloff und Fastrade noch Arm in Arm am Waldrande entlang gingen. Es war windstill, regungslos hoben die Birken und Eichen ihre Zweige mit den geschlossenen Knospen und die Ellern ihre über und über mit Blütentrauben geschmückten Wipfel zum bleichen, glashellen Himmel empor. Unter dem Rasen flüsterten und gurgelten unsichtbare Gewässer und die Luft war feucht und mild. Fastrade, fest in ihre blaue Frühjahrsjacke geknüpft, den blauen Filzhut auf dem Kopfe, öffnete ein wenig die Lippen, um den Duft der Erde und der Knospen voll einzuatmen. Sie fühlte sich seltsam wohl und zu Hause in dieser Frühjahrswelt. Egloff war heute nervös und gereizt, Fastrade spürte es wohl, aber es machte sie stolz, das Unruhige und Wilde in diesem Manne neben sich so in ihrer Gewalt zu haben.

„Natürlich habe ich an dich gedacht," sagte Egloff, „in der Nacht dort drunten in der Hütte und zu Hause, wenn ich nicht gerade schlief. Angenehm ist das nicht." Fastrade lächelte: „O wirklich, ist das nicht angenehm?" fragte sie.

„Wie soll das angenehm sein," erwiderte Egloff ärgerlich, „früher habe ich mir über meine Nebenmenschen nicht viel den Kopf zerbrochen, jetzt muß ich an einem Mädchen herumrechnen, als gälte es einen Monatsabschluß."

„Du Armer," sagte Fastrade bedauernd, „aber bin ich denn ein so schweres Exempel?"

„Ja ja, ich weiß," höhnte Egloff, „ihr wollt alle klar wie Kristall sein, eine jede hält sich für den berühmten tiefen See, dessen Wasser so klar ist, daß man bis auf seinen Grund sieht. Dabei weiß man von euch gar nichts. Übrigens ist das eine dumme Männerangewohnheit, alles zu Ende denken zu wollen. Ich wollte dich zu Ende denken. Du wirst mir sagen, du hast auch an mich gedacht, ja, wie ihr Frauen schon denkt. Da sind eine Menge kleiner, lächerlicher Sachen, die da eben so wichtig sind als unsereiner."

„Man braucht ja nicht immer aneinander zu denken," meinte Fastrade, „man fühlt einander. Wenn ich bei Papa sitze und die Memoiren lese oder Ruhke zuhöre oder die Ausgaben und Einnahmen anschreibe, oder wenn ich Tante Arabella helfe den Wäscheschrank ordnen, immer weiß ich, daß du da bist und daß meine Gedanken jeden Augenblick zu dir zurückkehren können."

„Gut gut," sagte Egloff, „das ist so wie eine Schachtel Pralinee im Schreibtisch, man hat das frohe Bewußtsein jeden Augenblick herangehen zu können, um ein Stück zu nehmen."

Sie schwiegen eine Weile und hörten einem Star zu, der auf der Spitze einer Tanne saß und mit Flügelschlagen und Pfeifen aufgeregt sein Abendlied beendete. Als Egloff wieder zu sprechen begann, klang es böse und traurig: „Was weiß ich denn von dir!“ Fastrade sah zu ihm empor und lächelte: „Was willst du denn wissen?“

„Nun,“ erwiderte Egloff und Fastrade hörte deutlich aus seiner Stimme heraus, daß er grausam sein wollte, „da ist dieser Kandidat, hast du den geliebt?“

Fastrade errötete, sah ihm aber fest in die Augen: „Ja,“ erwiderte sie, „so wie ich damals lieben konnte. Ich hatte so tiefes Mitleid mit ihm, er war so einsam, so leicht verwundbar und hilflos, ich wollte bei ihm sein und ihm Gutes tun.“

„Ich erinnere mich seiner,“ sagte Egloff leichthin, „er hatte zu kurz geschnittene Nägel und das Haar hing ihm hinten über den Rockkragen. Das haben alle Kandidaten.“

„Dann erinnerst du dich seiner nicht,“ ereiferte sich Fastrade, „er war immer sehr gut angezogen.“

„Wie sich eben Kandidaten anziehen,“ meinte Egloff, „gleichviel, und du reistest zu ihm.“

„Ich reiste zu ihm,“ erwiderte Fastrade und ihre Stimme begann zu zittern, „weil er sterbend war und weil ich versprochen hatte, bei ihm zu sein, wenn er mich braucht. Das kann dich nicht kränken daß ich ihm mein Versprechen gehalten habe und ihm treu gewesen bin.“

Egloff zuckte die Achseln: „Der Gedanke, daß du einem anderen treu gewesen bist, hat für mich nichts Ansprechendes. Übrigens du sagst Mitleid. Ist Mitleid und Liebe denn dasselbe?“

„Ich glaube, sie gehören eng zusammen,“ erwiderte Fastrade.

„Also hast du für mich auch Mitleid?“ forschte Egloff eigensinnig und gereizt weiter.

„Ja,“ sagte Fastrade und bemühte sich, ihrer Stimme einen festen und tapferen Klang zu geben. „Wenn ich sehe, daß du unruhig und gequält bist, daß alle gegen dich sind, dann habe ich Mitleid mit dir und dann möchte ich etwas dazu tun, daß es um dich klar wird und hell.“

„O ich verstehe,“ meinte Egloff noch immer gereizt und spöttisch, „die ordnungsliebende Dame, die in ein ungeordnetes Zimmer kommt und von der Passion ergriffen wird zu ordnen. Du willst also bessern und erziehen, die Liebe ist bei dir ein pädagogischer Trieb, ein — wie soll ich sagen — ein Gouvernantentrieb. Das ist es, was du willst, nicht wahr?“

Sie waren stehen geblieben, Fastrade hatte Egloffs Arm losgelassen und lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm einer Birke. Sie fühlte sich elend und verwundet: „Nichts will ich,“ sagte sie matt, „nur daß wir

zusammengehören." Ihre Augen wurden feucht und Tränen rannen an ihren Wangen nieder. Egloff stand vor ihr und betrachtete ernst und bewundernd das weinende Mädchengesicht. Dann nahm er Fastradens Hände: „Unsinn," sagte er, „da ist nichts zu weinen, man spricht so allerlei, das ist doch nicht wichtig." Er zog sie an sich und, als er das tränenfeuchte Gesicht küßte, fühlte er, wie der Mädchenkörper in seinen Armen schwer und willenlos wurde.

Über dem Land dämmerte es stark, vom Boden stieg der Nebel auf wie weißer Rauch und auf der großen Ebene erglommen in den Schlössern schon die Lichtpünktchen. Fastrade wischte sich die Tränen aus den Augen und nahm wieder Egloffs Arm. „Es ist nichts," sagte sie, „dies Frühlingswetter macht einen schwach."

„Gott sei Dank," meinte Egloff, „vom ewigen Starksein hat man auch nicht viel."

So schlugen sie wieder beruhigt und ein wenig nachdenklich den Heimweg ein.

Als Fastrade nach Hause kam, lief sie in ihrem Zimmer hin und her, ordnete ihre Sachen und begann hell und laut vor sich hin zu singen. Das war sonst nicht ihre Gewohnheit, aber heute tat es ihr wohl. Baronesse Arabella war bei dem Baron und Ruhke stand vor ihm und berichtete. Ruhke schwieg plötzlich und alle drei horchten auf. „Sie singt," sagte die Baronesse. „Das ist neu," meinte der Baron. Auch Couchon, die bei ihren Karten eingeschlummert war, fuhr auf, neigte den Kopf auf die Schulter und lauschte.

Elftes Kapitel

Fritz von Dachhausen saß am Morgen vor seinem Spiegel und seifte sich das Kinn ein. Grünfeld, der alte Diener, stand hinter ihm und sah aufmerksam zu, wie sein Herr sich rasierte. „Also", sagte Dachhausen, „was hört man von der Nacht der Frau Baronin?" Grünfeld machte ein trauriges Gesicht, denn er merkte es wohl, daß sein Herr ihn im Spiegel anschaute. „Die Amalie sagt," erwiderte er, „die Nacht der Frau Baronin ist nicht gut gewesen. In der Nacht hat die Frau Baronin Licht gemacht und Briefe gelesen. Später ist der Schlaf auch nicht gekommen, vielleicht, meint Amalie, daß die Briefe die Frau Baronin aufgeregt haben." „Briefe?" fragte Dachhausen. „Ja, Briefe," bestätigte Grünfeld, „die Amalie hat sie heute morgen noch auf dem Tisch neben dem Bette gesehen." „Unsinn," meinte Dachhausen ärgerlich, „die Frau Baronin hat gar keine Briefe, die sie aufregen könnten." Da Grünfeld darauf nichts zu antworten wußte, begann Dachhausen sich zu rasieren; da dieses seine ganze Aufmerksamkeit auf sich nahm, gingen ihm die Gedanken nur stoßweise durch

den Kopf. Was für Briefe? Die Briefe, die er Liddy als Bräutigam geschrieben? Aber die waren doch gewiß nicht aufregend. Ob er fragte, wie die Briefe ausgesehen haben? Ob es viele waren? Nein, das ging denn doch nicht. Mit dem Rasieren war er fertig und setzte nun seine Toilette fort. Da begannen die Gedanken eifriger zu arbeiten. Diese Nachricht von den Briefen öffnete plötzlich eine ganze Schleuse unangenehmer Gedanken. Immerfort begegneten ihm jetzt solche geheimnisvoll beunruhigende Dinge. Liddys ganze Krankheit hatte doch etwas Unheimliches und Unerklärliches. Gut, man war nervös, das kam bei Frauen vor, aber ein Hauptsymptom von Liddys Krankheit war, daß sie ihren Mann nicht recht vertragen konnte. Das ging nun schon seit Wochen. Wann fing es denn an? Es war an jenem Abend, als Gertrud Port da war und Liddy den Ohnmachtsanfall bekam. Gertrud hatte die Nachricht von Dietz Egloffs Verlobung mit Fastrade gebracht. Hier hielten die Gedanken an, hier hatten sie in letzter Zeit schon öfters halt gemacht, als fürchteten sie etwas, als wollten sie sich feige um etwas herumdrücken. Dachhausen war jetzt fertig, Grünfeld fuhr ihm noch einmal sanft mit der Bürste über die Kleider, dann gingen sie beide in das Frühstückszimmer hinaus.

Es war ein freundlicher Tag, das Zimmer voller Sonnenschein und Hyazinthenduft. Als Dachhausen sich an den Tisch setzte und sich den Tee servieren ließ, wurde ihm plötzlich ganz unerträglich wehmütig ums Herz. Wie sehr hatte er stets diese Mahlzeit geliebt, wenn Liddy ihm hier gegenüber saß, rosa und fröstelnd vom Morgenbade sich mit dem hübschen vernossenen Gesichtchen über ihre Tasse beugte. Ach Gott, das Leben mit dieser hübschen Frau war bisher so unendlich unterhaltend gewesen, alles an ihr war so raffiniert, so überraschend kapriziös und ergötzlich. Und nun plötzlich war alles gestört. Warum denn? von wem? er dachte diesen Gedanken, der alle diese Tage in ihm gelegen, in ihm gearbeitet wie ein Maulwurf, warum fiel sie gerade damals in Ohnmacht, als die Nachricht von Dietz' Verlobung kam? Ist Liddy in Dietz verliebt? Der Tee, den er trank, schmeckte ihm bitter, ihm wurde körperlich elend zumute, war denn das möglich? Er begann in seinen Erinnerungen zurückzugehen und wirklich, es hatten sich in ihm eine ganze Menge kleiner Erinnerungen aufgespeichert, die jetzt hervorkrochen und eine schmerzliche Bedeutung annahmen. Da war ein Abend gewesen, an dem er Liddy und Dietz allein gelassen hatte, weil jemand ihn zu sprechen wünschte. Als er zurückkam, war Liddy seltsam erregt und rot und Egloff hatte sein spöttisches Lächeln. Liddy stand auf und verließ schnell das Zimmer und dann hatte jemand einmal einen Brief gebracht. „Ah, von Gertrud," hatte Liddy gesagt. Wenn Dachhausen jetzt an ihr Gesicht und an den Ton ihrer Stimme dachte, dann wußte er, daß sie gelogen hatte. Und anderes noch fiel ihm ein, das er meinte damals

nicht beachtet oder vergessen zu haben, aber all das war in ihm dagewesen, er hatte es nur nicht zu Worte kommen lassen. Endlich, warum traf es sich so häufig, daß Dietz Egloff nach Barnewitz kam, wenn er, Dachhausen, nicht zu Hause war? Liddy sagte dann stets: „Er hat sehr bedauert dich verfehlt zu haben, aber ich habe ihn doch zum Abendessen behalten, ich bin so allein.“ Dachhausen schlug mit der Faust auf den Tisch, nein, da wollte er nicht weiter denken, das war ja nicht zu ertragen. Er befahl dem Diener, ihn bei der Frau Baronin zu melden, es kam jedoch die Antwort, die Frau Baronin sei müde und wolle versuchen zu schlafen. Gut, Dachhausen beschloß, wie er es jeden Morgen tat, den Rundgang in seiner Wirtschaft zu machen.

Es war ein hübscher Tag, Sonnenschein und blauer Himmel. Diese letzten Wochen des April waren wunderbar, die Birken begannen auszuschlagen und die Fliederbüsche hatten dicke Knospen. Jedesmal wenn Dachhausen am Morgen die Freitreppe hinab in den Hof stieg, hatte er ein angenehmes Herrengefühl, er wußte, sein Erscheinen war hier überall bedeutsam, gefürchtet und entscheidend. Auch heute tat ihm das wohl, ihm wurde leichter ums Herz, schließlich was war denn geschehen? Er ging in die Schmiede hinüber, der Schmied stand am Amboß und hieb auf ein rotglühendes Stück Eisen ein. Sonst wenn Dachhausen an eine Arbeit herantrat, wußte er sofort, wozu sie war, wohin sie gehörte, ob sie gut oder schlecht war, er fühlte dann ordentlich mit Behagen, wie der praktische Sinn in ihm schnell und genau funktionierte. Heute nun kamen ihm hier ganz ungewohnte, phantastische Gedanken, es war ihm, als fühlte er den Zorn des Hammers, der auf das rote, wunde Eisen niedersauste. War er denn verrückt? Schnell verließ er die Schmiede, er ging in den Kuhstall. Es war Futterzeit, von der Deckluke ward das Heu herabgeworfen, die Mägde standen und ließen lächelnd die grünen, duftenden Heumassen auf sich niederregnen, dann faßten sie sie mit den Armen und trugen sie zu den Krippen. Wenn sie an Dachhausen vorüberkamen, warfen sie scheue Blicke auf ihn, denn sie sahen es gleich, der Herr war heute nicht guter Laune. Dachhausen aber stand da, nagte an seiner Unterlippe und dachte an Dietz Egloffs geheimnisvolle Abenteuer, von denen die Leute erzählten, seinen nächtlichen Ritten, und plötzlich stieg in Dachhausen ein Bedürfnis auf, sich über jemand zu ärgern, laut zu schelten und zu schimpfen, er lief im Stall umher und suchte nach einer Unordnung. Einen Augenblick blieb er vor dem Stier stehen, es gefiel ihm zuzusehen, wie das Tier blies, die Augen rollte und wie der ganze mächtige Körper von Bosheit geschwellt schien. Da er hier keine Unordnung fand, ging er in den Pferdestall hinüber, Jürgen der Stallknecht striegelte gerade den Schimmel, auch er erkannte auf den ersten Blick, daß der Herr heute in gefährlicher Stimmung war. Dachhausen ging nun von

Pferd zu Pferd, musterte ein jedes genau, ja, da hatte er es, der Rappe war am Hinterlaufe aufgerieben, warum war er aufgerieben? warum war es nicht gemeldet worden? warum geschah nichts dafür? es war eine unerhörte Unordnung. Dachhausen begann sehr laut zu sprechen, der Zorn fuhr ihm heiß in die Glieder, er faßte Jürgen am Rockaufschlag und schüttelte ihn, der große, blonde Bursche errötete und sah seinen Herrn verwundert an, Dachhausen aber stampfte mit dem Fuß, er tanzte ordentlich vor Wut. Da zuckten die Lippen des Burschen in einem kaum merklichen Lächeln, Dachhausen schwieg plötzlich, „der Bursche lacht mich aus," fuhr es ihm durch den Sinn, er wandte sich kurz um und verließ den Stall. Draußen kam der Inspektor auf ihn zu, aber den mochte er jetzt nicht sprechen, drum schlug er eilig den entgegengesetzten Weg ein. Ziellos irrte er zwischen den Feldern umher, der Roggen war gut eingegrast und der Weizen auch. Wie die Lerchen heute dort oben tobten, er blieb stehen und schaute hinauf, er wollte sie zählen, eins, zwei, drei, vier, aber wozu? das hatte ja keinen Sinn, alles das hatte keinen Sinn. Es war wohl Zeit, zum Frühstück nach Hause zu gehen, vielleicht würde Liddy am Frühstücktische sitzen wie sonst und ihn anlächeln. Eine starke, kindische Hoffnung ließ ihn eilen, aber, als er in das Speisezimmer trat, sah er, daß nur ein Gedeck aufgelegt war. Er seufzte. Wie lange war es denn schon, daß er so einsam wie ein Junggeselle seine Mahlzeiten einnahm. Das Frühstück war gut, der Koch hatte da ein Fischgericht au gratin gemacht, das Dachhausen sonst sehr anzuerkennen pflegte. Er verstand es ja so gut, die kleinen Freuden des Lebens zu genießen, aber wenn man mit Sorgen allein bei Tische sitzt, dann wird einem die beste Speise vergällt. Mein Gott, warum wurde denn gerade sein Glück gestört, er verlangte ja vom Leben nichts, als daß es korrekt und heiter sei. Er hatte stets seine Pflicht getan, früher im Regiment und jetzt als Gutsbesitzer. Selbst der Alte von der Warthe hatte seine Landwirtschaft gelobt. Er war kein Spieler wie Dietz und war seiner Frau nicht untreu wie der Graf Bützow, warum mußte nun etwas Rätselhaftes kommen und gerade ihm und das Liebste, das er hatte, seine Ehe, stören. Er verstand das nicht.

Gleich nach dem Frühstück ging er zu Liddy hinüber. Er trat in das Zimmer ein, ohne anzuklopfen, er wollte sich nicht wieder abweisen lassen. Lydia lag auf der Couchette in ihrem hellrosa Morgenrock, das Haar hing in zwei langen schwarzen Zöpfen über die Schultern hinüber, das Gesicht war sehr weiß, sie regte sich nicht, als Dachhausen eintrat und schaute mit den blanken Augen unverwandt zur Decke auf. „Liddy," rief er im zärtlichsten Ton, den er aufbringen konnte, „wieder eine schlechte Nacht, was tun wir wohl, diese verdammten Nerven!" Er beugte sich über sie und küßte das regungslose Gesicht. „Wie fühlst du dich jetzt?"

„Müde," erwiderte Lydia, ohne ihn anzusehen. Er zog einen Stuhl

heran und nahm ihre Hand, die schlaff in der seinen lag. „Ja, ja,“ fuhr er fort, „das ist dieses Frühlingswetter, es sieht hübsch aus, aber es ist giftig. Alle spüren das.“

Lydia antwortete nicht, da wurde auch Dachhausen befangen. Was sollte er mit dieser Frau beginnen, die tat, als sei er gar nicht da? Er fing an etwas zu erzählen: „Ich war gestern in Witzow, die arme Gertrud ist auch leidend. Nun und die beiden Alten, die brummen so herum in gewohnter Weise. Die Baronin regte sich darüber auf, daß Dietz und Fastrade jeden Abend lange Spaziergänge im Walde machen, sie meinte, das muß wohl eine amerikanische Sitte sein. Aber der Alte sagte: ob es amerikanisch ist, weiß ich nicht, aber unschicklich ist es.“

Ein wenig Röte stieg in Lydias Wangen und sie sprach feierlich zur Decke hinauf: „Ich finde es auch unschicklich.“

„Unschicklich, wie so?“ entgegnete Dachhausen, „in unseren Zeiten denkt man darüber doch freier.“ Jetzt sah Lydia ihn an und zwar ziemlich böse: „Du hast mir ja immer gepredigt,“ sagte sie, „daß man sich den Sitten und Gesetzen der Gesellschaft, in der man lebt, fügen soll, warum können denn die beiden tun, was sie wollen?“ Dann zog sie die Augenbrauen hoch und wandte das Gesicht ab: „ach Gott, es ist ja auch so gleichgültig, was diese beiden tun, amüsieren wird sich der gute Egloff auf diesen Spaziergängen mit der langweiligen Fastrade nicht.“

„Wie so, langweilig?“ protestierte Dachhausen, „Fastrade ist doch ein edles und interessantes Mädchen.“

„Vielleicht wegen dieser kitschigen Verlobung mit dem Hauslehrer,“ höhnte Lydia. „Warum hast du denn nicht sie geheiratet, wenn sie edel und interessant ist? Ich bin weder edel noch interessant.“

Da wurde Dachhausen wieder zärtlich, er streichelte die kleine, schlappe Hand, die in der seinen lag und sagte mit einer Stimme, die vor Erregung bebte: „Weil ich dich geheiratet habe, weil du für mich die Edelste und Interessanteste bist. Sieh, Liddy, es kommt mir vor, als ob in der letzten Zeit wir einander nicht recht nahe gewesen sind, es ist mir so, als ob dich etwas drückt, das du mir verschweigst. Sprich dich aus, erstens dazu ist man ja verheiratet, daß man alles teilt und dann, es ist auch lächerlich, wie das, was einem Sorge macht, vollständig verschwindet, wenn man es ausspricht.“

Lydia sah wieder zur Decke empor, und es klang müde und schläfrig, als sie antwortete: „Ich verstehe dich nicht, ich habe nichts auszusprechen, nichts zu sagen. Ich glaube, wir beide haben uns in letzter Zeit überhaupt wenig zu sagen.“ Sie schloß die Augen. „Ich denke, ich versuche ein wenig zu schlafen,“ sagte sie.

Dachhausen war blaß geworden, er erhob sich schnell und ging ohne ein Wort zu sagen aus dem Zimmer.

Drüben in seinem Zimmer setzte er sich auf einen Sessel, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Nun war es klar, mit seiner Ehe stand es übel, aber wissen wollte er, was sein Glück zerstörte. Er war es müde, kleine Ereignisse aus seiner Erinnerung hervorzuholen, er wollte etwas haben, er wollte jemanden haben, an den er sich halten konnte. So saß er lange kummervoll sinnend da. Endlich klingelte er und bestellte einzuspannen, die Jagddroschke und die Schimmel, er wollte nach Graubin ins Städtchen fahren, dort wohnten seine Mutter und seine Schwester Adine. Als Dachhausen heiratete, waren die beiden Damen mit den alten Möbeln und den alten Dienstboten in das Städtchen gezogen, um der neuen Schloßherrin, den modernen Möbeln und neuen Dienstboten Platz zu machen. Für Dachhausen war das Haus in der Stadt ein Stück des alten Barnewitz seiner Jugend. Hier wehte die milde, verwöhnende Luft, die ihn von Kindheit auf umgeben hatte, dorthin fuhr er gern, wenn er verstimmt war und sich trösten lassen wollte. Lydia liebte es nicht, ihre Schwiegermutter zu besuchen, „sie sind dort sehr freundlich," sagte sie, „aber es ist eine Freundlichkeit, die einem den Atem bedrückt." Frau von Dachhausen und Adine ihrerseits bewunderten Lydia. „Deine Lydia," wiederholten sie immer wieder, „ist ja so hübsch und so elegant," allein sie blieb ihnen fremd, sie war für sie ein schönes Instrument, auf dem sie nicht zu spielen verstanden.

Die Fahrt durch den Frühlingsnachmittag war hübsch, die Birken standen grellgrün am Waldesrande, weiter unter den Tannen fanden sich große Gesellschaften weißer Anemonen zusammen und zitterten im Winde, der Wegrain war mit kleinen gelben Blumen bedeckt, Kinder trieben Schafe auf die Weide, lagen auf den Abhängen auf dem Bauch und sangen. Dachhausen, der sonst immer gern mit dabei war, wo es fröhlich zuging, konnte heute mit der Heiterkeit, die über dem Lande lag, nicht mit, sie machte ihn traurig und schwach. Ein Vers ging ihm durch den Sinn, den die alte Marei, seine Wärterin, ihm vorgesungen hatte, als er noch ein ganz kleiner Knabe war und er mußte ihn beständig vor sich hinsummen:

„Weißt du, was die Blume spricht?
Armes Fritzchen, weine nicht.
Sonnenschein lacht dir ins Gesicht,
Armes Fritzchen, weine nicht."

Auch im Städtchen sah es frühlingsmäßig aus, die Mädchen trugen helle Blusen, lange Reihen von Gymnasiasten spazierten Arm in Arm durch die Straßen. Kommis standen in den offenen Türen der Läden und ließen die bleichen Gesichter vom Frühlingswinde anwehen. Im Hause seiner Mutter wurde er von einem kleinen listig aussehenden Dienstmädchen empfangen, er kannte das, seine Mutter nahm stets solche Mädchen zu sich, um sie zu erziehen und zu bessern, und die gerieten meist nicht sonderlich. Dann

kam Adine, Ende der dreißig, klein und stark, das Gesicht mußte früher fein und hübsch gewesen sein, jetzt war es in die Breite gegangen und die Züge verloren sich in ihm, aber die blauen Dachhausenschen Augen belebten es freundlich. Adine verbreitete um sich eine wohltuende Atmosphäre von Behäbigkeit und Herzlichkeit. In der Sofaecke saß Frau von Dachhausen klein und gebrechlich wie eine Motte, das Gesicht unter den weißen Spitzen der Haube noch immer weiß und rosa war ganz zusammengeschrumpft, aber die Falten standen ihm gut, es waren lauter horizontale Falten der Freundlichkeit.

„Ach Fritzchen, setz dich her," sagte sie und die Augen wurden ihr feucht; jedesmal wenn sie ihren Sohn wiedersah, wurden ihr die Augen feucht, und Fritzchen saß nun da in dem altbekannten Lehnsessel, die Sonne schien durch die Goldlackbüsche im Fenster auf das blanke Parkett mit dem roten Läufer. Adine ging ab und zu und richtete den Kaffeetisch her, brachte die großen weichen Bretzeln, die auch von Barnewitz hier in die Stadt übergesiedelt waren. Dachhausen begann es schon wohler zu werden, er fing an sich anzuklagen, sprach von Liddys Krankheit, von seiner Einsamkeit, und die aufmerksame Teilnahme, mit der seine Mutter und seine Schwester ihm zuhörten, machte ihn ganz weich. Hier waren zwei, die unbedingt für ihn Partei nahmen, die von jeher jedes Mißgeschick, das ihn traf, als eine Ungerechtigkeit des Schicksals betrachteten, hier brauchte er nicht männlich zu sein, hier konnte er sich nach Herzenslust bedauern lassen. Der Kaffee kam, Adine und Frau von Dachhausen fingen nun an die kleinen Stadtgeschichten zu erzählen, fingen an in ihrer milden und gemütlichen Art zu klatschen, der Abendsonnenschein lag schon ganz rot auf den Wänden, als Dachhausen noch immer dort saß, er wußte, es war Zeit heimzukehren, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, zu Hause erwartete ihn die Einsamkeit und all das Feindliche, von dem er sich jetzt umstellt fühlte.

Zwölftes Kapitel

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Egloff und Fastrade noch zusammen die Waldwege entlang gingen. Der Wind trieb kleine Wolken am Monde vorüber und über den Mond hin, auch dem Walde ließ der Wind keine Ruhe, er fuhr in die Bäume, bog sie hin und her, und die Krähen, die in den Wipfeln schlafen wollten, schlugen immer wieder laut mit den Flügeln. Dazu waren die Windstöße ganz voll von betäubendem Duft der jungen Birkenblätter.

„Der Wald ist heute betrunken," sagte Egloff. — „Ach ja," meinte Fastrade, „alles schwankt, als ob wir auf einem Schiffe spazieren gehen und denken, daß das Padurensche Fräulein mit dem wilden Egloff noch

um diese Zeit in einem betrunkenen Walde spazieren geht, was werden die Schlösser sagen!"

„Was die Schlösser sagen, ist unwichtig," erwiderte Egloff, „das einzig Wichtige bist du."

„Warum bin ich so wichtig?" fragte Fastrade. Egloff schwieg einen Augenblick, um einen lauten Windstoß ausreden zu lassen, dann begann er sinnend: „Ich ging einmal um die Mittagszeit in Venedig durch die kleinen Straßen; du weißt, gerade um diese Zeit gleichen diese Straßen mehr denn je Korridoren eines Armeleutehauses; die Leute sitzen da herum und essen; es riecht nach Zwiebeln und Fischen, Wirte stehen in den Haustüren und rufen: ‚La minestra è pronta!' Kleine Jungen hocken in dämmerigen Torwegen und halten goldgelbe Polentaschnitte — nun ja, und da kam ich an einen Platz, ich weiß nicht, wie er heißt, von der einen Seite steht ein einzelner gotischer Turm, ganz mit Schnörkelwerk bedeckt, als hätte er Großmutters Spitzenmantille umgenommen. Ein kleines Wirtshaus ist dort auch, vor das ich mich hinsetzte. Über den ganzen Platz aber waren Leinen gezogen, auf denen Wäsche hing, Bettücher und Hemden, grell weiß in der Mittagssonne und im Winde flatternd. Venezianische Mädchen kamen ganz schlank in ihren schwarzen Tüchern, schöne, bleiche, verhungerte Gesichter mit großen Augen, und sie hoben die Arme auf und bogen die Köpfe mit dem schweren, dunkelen Haar zurück, standen da in all dem Weiß und hingen noch mehr Wäsche auf die Leine. Das gefiel mir. An meinem Tisch saß ein kleiner, alter Mann mit einem spitzen, grauen Bart, offenbar ein Deutscher, vielleicht ein Professor, denn er hatte langes, graues Haar, das haben die Germanisten auch oft. Er sah mich böse an und sagte in einem gereizten Tone, als hätten wir uns die ganze Zeit gestritten: ‚Da laufen Sie in Venedig herum und gaffen und bewundern lauter Kitsch. Ich komme hierher, denn dieses hier ist wichtig.' In dem Augenblicke leuchtete mir das ein."

„Warum war das so wichtig?" fragte Fastrade.

Egloff lachte: „Ja, das weiß ich nicht, ebensowenig wie ich es weiß, warum du mir so wichtig bist. Aber sieh, eigentlich ist das ein Zeichen von der Unberührtheit meiner Seele. Dir war schon mit vierzehn Jahren jeder Held eines englischen Romans wichtig, ihr alle zehrt ja von Jugend auf von eurer Seele, ich habe meine Seele gar nicht in Gebrauch genommen, ich habe bisher ohne Seele gelebt und für dich ziehe ich nun diese ungebrauchte, funkelnagelneue Seele heraus, ich schneide sozusagen für dich erst meine Seele an. Das will doch etwas heißen, wenn es auch nicht bequem ist."

„Ach ja, Lieber, tue das," sagte Fastrade.

Jetzt gingen sie unter großen, alten Tannen hin, in denen das Mondlicht nur hie und da wie silberne Funken sprühte; auf einer kleinen Lichtung aber

hell beschienen stand die Auerhahnhütte. „Die wollte ich dir zeigen," sagte Egloff, „hier habe ich meine besten Stunden verbracht." Er öffnete die Türe, der Raum war voller Mondlicht und großer, schwankender Schatten der Tannenzweige. Er zog Fastrade auf das Ruhebett nieder, „hier habe ich dich immer am deutlichsten gesehen, wenn du nicht da warst, hier habe ich dich am deutlichsten gefühlt, in jedem Nerv habe ich dich gespürt, es ist, als ob du hier wohntest. Scheint es dir nicht, als ob dir hier alles bekannt sei, daß du hier schon oft gewesen bist?"

„Ja," sagte Fastrade sinnend, „im Traume, glaube ich, habe ich dieses kleine Zimmer gesehen, ganz gelb von Mondlicht."

„Du mußt es kennen," meinte Egloff und drückte sie an sich und begann langsam ihre Augen und ihren Mund zu küssen; er beugte sie zurück, seine Hände faßten sie, daß es ihr weh tat, ein Knopf ihrer Jacke sprang klirrend zu Boden. Fastrade richtete sich auf, erhob sich von ihrem Sitz, machte einige Schritte, dann lehnte sie sich gegen die Türe, breitete die Arme aus und stützte die Handflächen gegen die Bretterwand, als wollte sie jemand den Eintritt verwehren. „O nein," sagte sie schwer aufatmend. Egloff saß noch auf dem Ruhebette, ganz in den Schatten zurückgebogen. „Nein," wiederholte er leise und zischend, „natürlich, ihr seid die Reinen, die Unnahbaren, die Heiligen, nur daß ihr die Liebe dadurch zu etwas verdammt Lächerlichem und Verlogenem macht."

„Nein, nein," sagte Fastrade wieder, und das Schwingen in ihrer Stimme zeigte, wie stark ihr Herz schlug. „Ich bin nicht unnahbar, ich bin nicht heilig, aber, wenn ich dir helfen soll, wenn ich neben dir stehen soll, dann — dann darfst du mich nicht behandeln wie die anderen."

Aber aus der dunkeln Ecke klang es leise und böse zurück: „Ich will nicht, daß du mir hilfst, ich will, daß du mich liebst."

„Ich will helfen," erwiderte Fastrade laut und klar, „gerade das will ich, das ist meine Art zu lieben."

Beide schwiegen. Egloff schaute zu Fastrade hinüber, wie sie an der Türe lehnte mit ausgebreiteten Armen, hell vom Monde beschienen, das blonde Haar hing ihr ungeordnet in die Stirne, eine flimmernde Haarsträhne fiel über die kindliche Rundung der Wangen, die Augen glitzerten, die Lippen waren ein wenig geöffnet, ja Egloff sah es deutlich, sie lächelten ein seltsam erregtes, triumphierendes Lächeln.

Endlich trat sie von der Türe fort an Egloff heran, legte die Hand auf seine Schulter und sagte freundlich und mitleidig: „Komm, gehen wir, deine Auerhahnhütte gefällt mir nicht mehr. Sitze nicht so da."

Egloff lachte kurz auf: „O, du brauchst mir nicht zu sagen," meinte er, „wie ich dasitze, das weiß ich wohl, also gehen wir."

Sie traten wieder hinaus, draußen empfing sie das gewaltsame Wehen

und Duften, sie mußten ordentlich gegen den Wind ankämpfen. „Halte mich, halte mich,“ rief Fastrade und lachte hell in das große Rauschen hinein.

Es war spät geworden, als Fastrade nach Hause kam. Sie beeilte sich zu ihrem Vater hinüber zu gehen, der sie schon erwarten mußte; aber als sie den dunkeln Saal durchschritt, war es, als versagten ihr plötzlich die Kräfte, eine große Mattigkeit ergriff sie und ihre Knie zitterten. Sie mußte sich auf einen Sessel niederlassen. Vom Zimmer ihres Vaters her hörte sie die Stimme der Tante Arabella, welche St. Simons Memoiren vorlas, auf der anderen Seite sang Bouchons zitternde Stimme ihr: „Ah repondit Collette, osez, osez toujours.“

Vor den Fenstern jauchzte der Frühlingswind. Fastrade schlug die Hände vor das Gesicht und weinte, nicht aus Schmerz, es war nur ein unendlich wohltuendes Sichlösen der großen Spannung ihrer Seele.

Dreizehntes Kapitel

In Sirow fand das große Souper statt. Die Baronin ging durch die Zimmer, um einen letzten Blick auf die Veranstaltungen zu werfen. Langsam zog sie ihre Atlasschleppe über das Parkett, vor einem Spiegel blieb sie stehen und rückte die Diamantbrosche zurecht, ein Geschenk der hochseligen Großherzogin. Dann setzte sie sich auf ihren Sessel und erwartete die Gäste. Die Kerzen in den Kronleuchtern brannten alle, obgleich draußen der Maiabend noch hell über dem Garten war. Die Glastüren zur Veranda standen offen und der Duft des Flieders drang herein, der wie eine Mauer aus weißem und hellblauen Gewölke den Garten einhegte.

Die Baronesse Arabella und Fastrade waren die ersten, die anlangten: „Mein liebes Kind, du siehst gut aus,“ sagte die Baronin zu Fastrade mit dem milden Ernst, den sie im Umgang mit ihrer künftigen Schwiegertochter anzuwenden liebte, aber heute ruhten ihre Augen doch mit Wohlgefallen auf dem aufrechten, blonden Mädchen, über dessen rundem Gesicht, über dessen Schultern und Armen ein so wundersam warmer Jugendglanz lag. Fastrade trug ein weißes Spitzenkleid und einen Veilchenstrauß an der Brust. „Komm, meine Tochter,“ fuhr die Baronin fort, „setze dich zu mir, bis die anderen kommen, können wir uns ein wenig genießen,“ und sie begann genau zu beschreiben, wie sie solche große Gesellschaften zu organisieren pflegte, wie sie alles im voraus genau bestimmte, so daß das Uhrwerk später tadellos von selbst funktionierte. Eine Unterrichtsstunde, dachte Fastrade und schob ein wenig die Unterlippe vor. Nun kamen auch die anderen Gäste, zuerst die von Teschens aus Rollow mit drei Töchtern in Rosa, Blau und Lila. Die Fräulein von Teschen waren immer in Rosa, Blau und Lila, in Rollow hatte man zehn Kinder, mußte mit dem Gelde sparen und ging nur wenig in Gesellschaft. Wenn aber die drei Mädchen mit den kleinen braunen Augen

in den unregelmäßigen, erwartungsvollen Gesichtern einmal ausgeführt wurden, dann warfen sie sich mit Heißhunger auf alles, was wie Unterhaltung aussah. Die Gräfin Bützow zog ein in rotem Sammet, stattlich und streng, gefolgt von ihrem kleinen, blonden Gemahl, der in einem breiten rosa Gesicht ein großes Monocle trug. Die Ports kamen, die Baronin in stahlblauen Atlas gekleidet wie in eine weitläufige Rüstung. Gertrud trug ein weißes Kleid mit griechischen Ärmeln, sie hatte ihrem hageren, spitzen Gesichtchen ein wenig Rot aufgelegt und ihre fieberblanken Augen vorsichtig mit dem Stifte unterstrichen. „Sehen Sie doch unsere Gertrud," sagte die Gräfin Bützow zu Frau von Teschen, „wenn die Mädchen auch nur etwas mit dem Theater in Berührung kommen, gleich hängt ihnen etwas Komödiantenhaftes an." Frau von Teschen seufzte: „Ach ja, das Theater ist eine ansteckende Krankheit. Ich habe sechs Töchter, aber wenn Gott mir noch sechs Töchter mehr gegeben hätte, keine sollte mir aus dem Hause, ehe sie heiratet."

Der Saal füllte sich, da waren auch die Herren aus der Stadt, der schöne Leutnant von Klette, der Referendar und Doktor Hansius. Es wurde Tee herumgereicht, man stand beieinander und unterhielt sich ein wenig zerstreut, weil ein jeder nach der Türe sah, um die Neuankommenden zu betrachten. Mit einem Schweigen der Bewunderung wurde Lydia von Dachhausen empfangen, sie trug ein schwarzes Samtkleid, an der Brust einen großen Strauß pfirsichfarbener Rosen, Gloire de Dijon; ihr schönes Gesicht, ihre Schultern, ihre Arme waren alabasterweiß und die Augen hatten den intensiven Glanz der Edelsteinaugen einer griechischen Marmorgöttin. „Das muß man sagen," flüsterte der Referendar dem Doktor Hansius zu, „diese Baronin von Dachhausen, die ist Großstadt, die ist grandmonde."

„Und schlechte Nerven," brummte der Doktor.

Durch das Gesumme der Stimmen im Saal klang deutlich und klar die Stimme der Baronin Egloff, sie sprach mit der Gräfin Bützow von den Hofsitten einst und jetzt, sie fand, daß die Hofsitten jetzt an Würde, ja geradezu an Würde verloren hätten. Früher, wenn die hochselige Kaiserin von Rußland in einen Saal trat, dann ging eine Hoheit von ihr aus, daß es einem kalt über den Rücken lief. Auf der anderen Seite des Saales aber wurde laut gelacht. Dachhausen hatte sich zu den Fräuleins von Teschen gesetzt und machte sie lachen, indem er selbst beständig lachte. Der Arme zwang sich heute zu einer gewaltsamen Heiterkeit, er wollte nicht, daß die Leute es merkten, wie elend ihm zumute war. Das rosa Fräulein von Teschen jedoch sprang plötzlich auf und rief: „Da steht ja der Leutnant von Klette, ich will gehen mit ihm flirten, ich flirte so furchtbar gern und habe so selten Gelegenheit." Sie ging zum Leutnant hinüber und stellte sich vor ihm auf. Zuweilen ging eine der Damen auf die Veranda hinaus; der Abend war

milde, aber es lief doch ein Schauer über die nackten Schultern. „Wie schön, wie wunderschön," sagte sie dann und ließ die Worte gefühlvoll klingen; die Ruhe der Abenddämmerung, die feierlich über den Tulpen= und Narzissenbeeten lag, ergriff sie.

Ein fremder Herr fiel in der Gesellschaft besonders auf, ein russischer Gardeoberst, der Graf Schutow, der seit einigen Tagen Egloffs Gast war, eine große, schwere Gestalt, Haar und Backenbart leicht ergraut, das regelmäßige Gesicht bleich und schlaff, die schweren Augenlider mit den langen Wimpern, die sich nur selten hoben, verdeckten graue, sentimentale Augen. Der Graf bewegte sich mit einer trägen Sicherheit, begrüßte und ließ sich vorstellen und musterte dabei ruhig und genau die Reihen der Damen. Er liebte es nicht zu stehen, wenn er aber saß, saß er gern neben der schönsten Frau der Gesellschaft. So ging er auch auf Lydia zu und nahm neben ihr Platz. Leicht zur Seite gebogen stützte er sich auf die Armlehne des Stuhles, um dem schönen Arme näher zu sein und begann mit seiner singenden Stimme die Unterhaltung: „Ich freue mich sehr, hier einmal die Damen der Gegend kennen zu lernen. Damen überhaupt sind ja für jeden wichtig, aber wir Russen, wir wären ohne Damen verloren."

„Wieso?" fragte Lydia und verschanzte sich hinter ihren Federfächer vor den grauen Augen, die sie mit unheimlicher Gründlichkeit betrachteten.

„Ja, sehen Sie," fuhr der Graf fort, „Rußland ist furchtbar groß, zu viel Raum, ehe man es sich versieht, ist man allein. Man reist Tage und Tage, immer allein. Man ist auf seinem Gut, die anderen Güter sind ganz weit. Man geht auf die Jagd, nur die Steppe und kein Mensch. In der Nacht schläft man auf einem der großen Heuhaufen, um einen alles ganz weit und still, über einem der Himmel — nun ja, da fühlt man sich selbst so weit und leer wie eine große, große Blase. Da sind nun die Damen nötig, die machen es wieder um einen eng und warm."

„Das muß schön sein bei Nacht auf den Heuhaufen," äußerte Lydia.

„Ach ja," meinte der Graf, „nur zu starker Duft, man wacht am Morgen mit Kopfschmerzen auf, als ob man die ganze Nacht getrunken hätte."

Gertrud Port flatterte jetzt heran, sie wollte auch teilhaben an dem interessanten Fremden. „Nicht wahr, Herr Graf," fragte sie, „man ist in Rußland sehr musikalisch?"

„O ja," erwiderte der Graf und ließ seine Blicke einen Augenblick zerstreut auf Gertruds spitzem Gesichtchen ruhen, „wir singen viel, singen geht langsamer als sprechen, aber wir haben so viel Zeit." Als aber Lydia sich mit einer Frage an Gertrud wandte, entschuldigte sich der Graf, stand auf und ging zu Egloff und dem Grafen Bützow hinüber, die beieinander standen. „Meine Herren," sagte er, „bis zum Souper ist wohl noch Zeit, Ihre Gäste sind versorgt, Baron, wie wäre es mit einem kleinen Preferencechen?"

„Sie haben Eile, Graf," bemerkte Egloff. „Ach was, Eile," meinte der Graf, „ich habe nur bemerkt, daß es nichts Besseres für den Appetit gibt, als ein paar Runden Preference kurz vor dem Essen." Sie gingen in das Spielzimmer hinüber, mit einem wohligen Seufzer setzte der Graf sich an den Kartentisch, breitete mit seiner fetten, beringten Hand die Karten aus, damit die Plätze gezogen würden und meinte: „Hier ist man zu Hause." Egloff mischte nervös ein Kartenspiel, er war schlechter Laune. Während der Graf sein Gast war, hatte er seit längerer Zeit wieder viel und hoch gespielt und es ärgerte ihn zu bemerken, daß das Spiel ihn stärker erregte, ihm mehr auf die Nerven ging als früher. Der Baron Port und Doktor Hansius, die sich in das Spielzimmer zurückgezogen hatten, um zu rauchen, traten heran und schauten gespannt und mißbilligend dem Spiele zu.

Endlich war es Zeit, zum Souper zu gehen. Die Baronin Egloff nahm den Arm des Baron Port und in feierlichem Zuge begab man sich in den Speisesaal. Das rosa Fräulein von Teschen schauerte wohlig in sich zusammen, als es die Serviette auseinander faltete. „Sie finden es wahrscheinlich unpoetisch und materiell," sagte sie zu ihrem Nachbar, dem Leutnant von Klett, „wenn ein junges Mädchen sich so stark auf das Essen freut, aber das Essen hier in Sirow ist immer so herrlich." „Durchaus nicht," erwiderte der Leutnant, „ich liebe es, wenn ich die Gefühle der Damen verstehen kann, und dieses verstehe ich."

Am anderen Ende des Tisches klang wieder Dachhausens herzliches Lachen herüber, der mit dem lila Fräulein von Teschen scherzte. „Ihr Gemahl," sagte Graf Schutow zu Lydia, „hat ein so angenehmes Lachen, ich höre so gern lachen."

„Ja," sagte Lydia und zog die Augenbrauen ein wenig empor, „er ist eine heitere Natur." Aber Adine von Dachhausen, die gegenübersaß, rief den Grafen mit ihrer lauten, heiteren Stimme an: „Lachen Sie selbst gern, Herr Graf?"

Ich lache zuweilen ganz gern," erwiderte der Graf zerstreut, „aber ich höre lieber, wenn andere lachen, dann habe ich das Vergnügen und keine Mühe. Wie meinen Sie?" wandte er sich an den Diener, der ihm eine Schüssel reichte. „Ah! Spielhahnpastete," und er wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Pastete zu. Egloff hatte ziemlich einsilbig und mißmutig der Gräfin Bützow zugehört, die über das Befreiende, ja geradezu Moralische in Mozarts Musik sprach. In einer Pause flüsterte Fastrade ihm zu: „Bist du unglücklich?" „Ich bin wütend," erwiderte Egloff leise. „Wozu diese Anhäufung gleichgültiger Menschen und Speisen? Am liebsten würde ich jedem mit einer Grobheit antworten, würde sagen: O ja, gewiß, Esel, oder: Sie haben ja ganz recht, dumme Pute." „Still," sagte Fastrade und legte den Finger auf die Lippen. Egloff beugte sich wieder auf seinen Teller nieder.

Der eigentliche Grund, daß er sich unglücklich fühlte, war das Bewußtsein, daß er alle diese Menschen und die lange Mahlzeit nur deshalb verfluchte, weil er ungeduldig war, wieder im Spielzimmer zu sitzen und das Spiel fortzusetzen, und das fand er primitiv und gewöhnlich.

Jetzt erhob sich der Baron Port zu einer Rede, er sprach lange und ernst, sprach davon, daß es ein Segen sei, wenn die alteingesessenen Familien sich miteinander verbinden, das sei ein Bollwerk gegen die neuen, zerstörenden Ideen, alte bewährte Traditionen werden auf junge Schultern gelegt, werden gestärkt und zu neuer Blüte gebracht. Die Baronin Egloff weinte, die anderen hörten mit zerstreuter Andacht zu, als säßen sie in der Kirche bei einer zu langen Predigt. Um so lauter wurde „Hoch" gerufen, als die Rede zu Ende war.

Die Mahlzeit ging ihrem Schluß entgegen; erhitzt lehnten sich die Gäste in ihre Stühle zurück und die Unterhaltung floß nur träge. „Das ist der Fehler der guten Strowschen Soupers," sagte der Referendar zu Adine von Dachhausen, „daß es hier zu viel zu essen gibt. Ich habe das Gefühl, als seien die Speisen in der Übermacht." — „O, ich lasse mich nicht so leicht einschüchtern," erwiderte Adine resolut. Doch war es allen willkommen, daß die Baronin Egloff die Tafel aufhob; die Herren setzten die Damen im Saale ab und eilten in das Rauchzimmer. Die Damen saßen beieinander und fächelten sich mit den großen Federfächern Luft zu.

Egloff ging auf die Veranda hinaus, er lehnte sich über das Eisengitter und schaute in den dunkeln Garten hinein. Stille und Dunkelheit, das war es, was ihm jetzt nottat und dann hoffte er, Fastrade würde herauskommen und in der Dämmerung der Maiennacht vor ihm stehen, aufrecht und weiß wie die Narzissen unten auf den Beeten. Das Rascheln einer Frauenschleppe ließ ihn auffahren. Es war Lydia. Sie blieb vor ihm stehen, ein Lichtstrahl vom Saal her traf ihre Schultern und ihr Gesicht, in dem die Augen seltsam schwarz schienen. Sie begann leise und klagend zu sprechen: „Und ich, was wird aus mir?" Sie legte dabei die Hand auf die Brust, mitten in die Rosen hinein, eine Rose löste sich ab und fiel zu Boden. Egloff bückte sich und hob sie auf. „Ich denke," sagte er langsam, indem er die Rose vorsichtig entblätterte, „ich denke, wir kehren zu unserer Pflicht zurück."

„Pflicht," wiederholte Lydia, „wenn man, wie wir, gelogen und betrogen hat, dann gibt es nur Pflichten, die wir gegeneinander haben. Es gibt doch so etwas wie Treue von Spießgesellen."

„Sie sind geistreich, gnädige Frau," bemerkte Egloff. — „Du wunderst dich darüber," entgegnete Lydia und Egloff wußte nicht, war es ein Lachen oder ein Schluchzen, das ihre Stimme zittern ließ, „du wunderst dich darüber, aber wenn wir in großer Not sind, dann werden wir alles, sieh, Liebe, es kann nicht aus sein. Ich habe mein ganzes Leben in dieses eine Erlebnis hineingelegt, ich habe sonst nichts."

„Ich glaube, gnädige Frau," bemerkte Egloff, „Sie überschätzen dieses Erlebnis."

„Wie soll ich das?" klagte Lydia, „ich will ja weiter lügen und betrügen, aber aus darf es nicht sein. Ich habe ja nichts, nichts als deine Liebe." Egloff schwieg und sah diese Frau an, wie sie vor ihm stand, wie aus dem Dunkel des Samtes und der Dämmerung ihre blasse Nacktheit hervorleuchtete, diese Frau, die mit ihrer leidenschaftlichen Klage sich an ihn klammerte, sich ihm bedingungslos hingab, das ergriff ihn. Aber es klang dennoch sehr kühl und ruhig, als er sagte: „Ich glaube, gnädige Frau, Sie überschätzen auch diese Liebe." Lydia beugte den Kopf, beugte ihn auf die Rosen an ihrer Brust nieder und Egloff sah, wie die kleinen, spitzen Zähne sich in eine Rose eingruben wie in eine Frucht.

Im Saale hatte sich der Baron Port zu Fastrade gesetzt, er wollte von ihr erfahren, ob ihr Vater und Ruhke dieses Jahr mit der Gründüngung Ernst machen würden. Fastrade gab nur zerstreute Auskunft. Durch die offene Verandatür sah sie ein Stück von Lydias Sammetschleppe und dieses nahm ihre Aufmerksamkeit seltsam stark in Anspruch. Und da war noch einer im Saal, der diese Schleppe nicht aus den Augen ließ: Dachhausen. Er hatte Lydia auf die Veranda folgen wollen, aber die Gräfin Bützow hielt ihn auf, sie wünschte seine Ansicht über die Pferde, die sie sich neulich gekauft hatte, zu hören, und der Arme stand da und sprach über Pferde, er wußte selbst nicht, was, und starrte in großer Erregung die Schleppe dort auf der Veranda an. Endlich gab die Gräfin ihn frei, da eilte er hinaus. „Ihr genießt hier die Abendluft," sagte er in möglichst natürlichem Tone. Lydia erwiderte nichts, wandte sich um und ging in den Saal zurück. „Ja, ein seltsam warmer Abend," meinte Egloff. Dann standen die beiden Männer da in der Dunkelheit schweigend beieinander. „Jetzt müßte ich etwas sagen," dachte Dachhausen, „das entscheidet, das Klarheit schafft," und Egloff war es, als spürte er die Aufregung des kleinen Mannes, der unruhig vor ihm auf und abzugehen begann. „Will er etwas, weiß er etwas?" fragte sich Egloff. Da ertönte wieder Dachhausens freundliche Stimme: „Der Flieder duftet so stark." „Ja, sehr stark," erwiderte Egloff. Aus dem geöffneten Fenster des Spielzimmers klang die singende Stimme des Grafen Schutow herüber. „Meinen Rest," sagte sie. „Ah, die sind schon beim Quinze," bemerkte Egloff, „kommst du auch?" „Nein, ich spiele nicht," antwortete Dachhausen, „ich bleibe noch ein wenig hier."

Egloff ging ins Spielzimmer; dort saßen die Herren am Kartentisch, Graf Schutow, bleich und träge wie immer, Graf Bützow sehr rot, denn er war stark im Verlust. Der Leutnant und der Referendar nahmen vorsichtig am Spiele teil. „Wir sind schon an der Arbeit," rief Graf Schutow. „Gut, gut," sagte Egloff; er ließ sich ein großes Glas

Sekt geben, trank es schnell und durstig herunter und setzte sich an den Spieltisch.

Draußen im Saale langweilten sich die Damen, da die Herren fast alle im Spielzimmer waren, nur die älteren Herren gingen ab und zu, Baron Port, Herr von Teschen, Doktor Hansius, sie kamen mit besorgten Mienen aus dem Spielzimmer, flüsterten da etwas von „rasendem Spiel, unglaublich!" und über der Gesellschaft lag das quälende Gefühl, als vollzöge sich drüben im Spielzimmer etwas Unheimliches und Verhängnisvolles. Die Stimmung wurde unerträglich und die Damen bestellten ihre Wagen. Der Aufbruch war allgemein. Die Herren aus dem Spielzimmer erschienen, um von den Damen Abschied zu nehmen. Egloff stand im Flur und hielt Fastrades Mantel, sein Gesicht war leicht gerötet, eine Haarsträhne fiel ihm in die Stirn und seine Augen hatten einen seltsam flackernden Glanz. Fastrade verabschiedete sich noch von Lydia. „Sie erlauben, daß ich Sie küsse," sagte Lydia, „ich möchte so gern, daß wir uns näher kennen lernen." Egloff lächelte — „die Lust an der Verstellung an sich," dachte er. Dann hüllte er Fastrade in den Mantel, er beugte sich vor und wollte sie küssen, aber in einer unwillkürlichen Bewegung wandte Fastrade den Kopf und ein Ausdruck der Angst flog über ihr Gesicht. Sofort richtete Egloff sich auf, er zog ein wenig die Brauen zusammen, lächelte spöttisch, küßte Fastradens Hand und flüsterte: „Ist das der Anfang der Erziehung?" Fastrade erwiderte nichts, sie ging zur Türe, dort aber wandte sie sich um, lächelte unendlich gütig und mitleidig: „Armer Dietz," sagte sie und bot ihm ihre Stirn zum Kusse hin.

Die Herren gingen in das Spielzimmer zurück, die Baronin Egloff stand im leeren Saale unter dem Kronleuchter, der Ausdruck ehrwürdiger Liebenswürdigkeit war von ihrem Gesicht gewichen, es sah alt und angstvoll aus. Sie faßte Fräulein von Dussas Arm, wies mit dem Kopfe zum Spielzimmer hin und sagte leise: „Das dort ist nicht gut." Fräulein von Dussa nickte bekümmert mit dem Kopfe. „Meine Liebe," fuhr die Baronin fort, „glauben Sie mir, dieser Russe ist der Satan."

(Schluß folgt)

Westminster

von Friedrich Glaser

Erst wenn wir die Höhe von Trafalgar Square verlassend uns White Hall nähern, treten die Türme von Westminster aus dem nebligen Dunst jener Spätherbsttage, in welchen sich das englische Parlament zu versammeln pflegt. Hinter uns ragt die Nelsonsäule, deren Sockel Imperialisten und Syndikalisten mit gleichem Stolz als Rostrum zu benützen pflegen, zur Linken liegt die Banqueting Hall Karls I., wo eine kleine Bronzetafel das Fenster bezeichnet, durch welches sich das Gottesgnadentum der Stuarts aufs Schafott begab, und drüben öffnet sich Downing Street, jene enge kleine Straße, in deren unscheinbarstem Haus jener bald konservative, bald liberale Parteiausschuß zu tagen pflegt, welcher sich als das englische Kabinett bezeichnet. Wir schreiten weiter, hochstrebend reiht sich Zinne an Zinne, und nun umfängt uns gigantisch, gotisch und geheimnisvoll die weite Wölbung von Westminster Hall.

Der Lärm der Straße und das Licht des Tages verlieren sich in dieser Halle wie die Marmorstatuen an ihren Wänden und die Menschen auf der breit ansteigenden Treppe an ihrem Ende, wo wieder jene kleinen Bronzetafeln, in mächtige Steinplatten eingelassen, Erinnerungen wachrufen an die ruhmreichste Vergangenheit, die je eine Volksvertretung durchlebte. Über Könige und über Weltteile haben Lords und Gemeine ihrem Willen Ausdruck gegeben im Lauf der Jahrhunderte. Hier stand Karl I. vor seinen Richtern, dort Warren Hastings, und dort draußen steht das Bild Cromwells, des eisernen Protektors, der jenem stolzesten der Stuarts drohte, er werde ihm das Haupt mit der Krone zugleich herunterschlagen, und der diese Drohung wenigstens in ihrem ersten Teil ausführte. An die Halle des rächenden Volkswillens schließen sich die Wandelgänge des Parlaments selber, wo an den Tagen der Sessionseröffnung oder in Stunden folgenschwerer Entscheidungen die politisch-soziale Welt des Imperiums in ihrer ganzen Buntheit hin- und wiederflutet, um sich je nach Gelegenheit dem Haus der Lords zur Rechten oder dem der Gemeinen zur Linken zuzuwenden. Schon das Gepränge, welches eine englische Parlamentseröffnung umgibt, rückt manches Parlament des Kontinents nur noch tiefer in das Dunkel der Bescheidenheit. Der Unterschied liegt nicht nur etwa in der Formalität, daß dort das Parlament zum König geht, während hier die Krone zum Parlament kommt. Die Tatsache, daß Viktoria bei ihrer ersten Parlamentseröffnung weißen Satin und bei ihrem Wiedererscheinen nach jahrzehntelanger Witwentrauer den tiefen kaiserlichen Purpur trug, oder daß der weltbürgerliche Eduard nach seiner Thronbesteigung unerwartete Neigungen für

königliches Zeremoniell bekundete, schwindet zusammen hinter dem weiteren Ausblick, der sich an diesen parlamentarischen Festtagen in ungehemmter Perspektive auf ein Jahrtausend westeuropäischer Kultur eröffnet.

Unter die alten höfischen Ämter, zum Teil noch in den Händen von Familien, die die Tage Wilhelms des Eroberers mit denen Georgs V. verbinden, mischen sich die Prokonsuln des Weltreichs, die wie Curzon und Cromer oder Roberts und Kitchener in den Marken des Imperiums kämpften und wirkten. Unter den Mitgliedern des Geheimen Rates erscheinen zwischen den Abkömmlingen der einstigen Feudalaristokratie und der Self-made-men der Manchester-Ära auch Arbeiterdemokraten wie der Kohlenhauer Thomas Burt oder der Kabinettsminister John Burns, der vor zwanzig Jahren noch als „the man with the red flag" der Schrecken von Mayfair und Belgravia war. Die Gemeinen, die in die goldene Kammer der Lords herüberkamen, um der Thronrede zu lauschen, wiederholen diese Mischung von Feudalismus, Kapitalismus und Proletariat. Die Lords dagegen verschmolzen sich als Großgrundbesitzer und Großkapitalisten zu einer Plutokratie, die selbst von Amerika kaum übertroffen wird, um so weniger als gerade der amerikanische Milliardär die goldene Kammer in Westminster zum Ziel seiner Sehnsucht zu machen beginnt. Einstweilen freilich ist der amerikanische Botschafter der einzige Sohn der Neuen Welt, der bei Parlamentseröffnungen durch seinen ordenslosen Morningcoat inmitten seiner goldbestickten Kollegen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Und in gleicher Weise gleitet der Blick über die Reihen hermelingeschmückter Peers zu ihren juwelenbedeckten Frauen, die an diesen Glanztagen politisch-sozialen Lebens nicht ohne tiefere Bedeutung den Sternen gleich zu funkeln pflegen. Mag sich auch heute die Demokratie mit Fahnen und Trommeln unter den Augen von Park Lane selber nach dem Hyde Park drängen, mag die gepanzerte Faust der Suffragette rastlos an die noch verschlossenen Pforten von Westminster hämmern: noch hat die „political hostess" keinen Zoll des ihr von der Stimmrechtsbewegung streitig gemachten Bodens aufgegeben, noch hat der politische Salon, mag er auch heute zuweilen demokratisch zur „garden party" erweitert werden, wenig von der Bedeutung eingebüßt, die er in den Tagen von Holland House, Lady Palmerston oder Lady Waldegrave besaß. Mag auch die Arbeiterdemokratie zuweilen drohend ihr Haupt emporrecken, mag das „Volk" in hellen Haufen nach Westminster drängen, die „Gesellschaft" hat ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Der stolze Zug von Frauen, der, französische Eleganz mit englischer Würde und amerikanischer Beweglichkeit vereinend, an den großen parlamentarischen Tagen die Hallen von Westminster füllt, scheucht alle Zweifel, daß jener innerste Zirkel, der sich mit solcher Selbstverständlichkeit als „Society" bezeichnet, auch noch politisch ein Machtfaktor ist, und daß hier dem politischen Talent in weiblicher Gestalt

Möglichkeiten vorbehalten sind, welche die Suffragette so geräuschvoll für das ganze Geschlecht fordert.

In diesem Zwischenspiel zwischen Volk und Gesellschaft, zwischen aristokratischen und demokratischen Tendenzen, zwischen den Bewegungen des Übereinander und Miteinander, wie es sich in stets neuen Verbindungen in Klasse, Rasse und Geschlecht wiederholt, liegt der eigentliche Reiz des parlamentarischen Treibens zu Westminster. Selbst an den Alltagen politischen Lebens drängt sich hier eine Fülle wechselnder Bilder, wie sie nur Weltstadt und Weltreich in ihrer tausendfältigen Berührung miteinander hervorbringen können, und in den Reichtum der Gegenwart mischen sich die hohen Schatten der Vergangenheit. Hier in St. Stephens Hall, — der heutigen Vorhalle zu den Sitzungssälen beider Häuser —, stand vor dem großen Brande, der sich gefällig zwischen die erste Wahlreform und den Beginn der Herrschaft Viktorias schob, der Sessel des Sprechers. Hier sahen sich Pitt und Fox in die Augen, Burke beschwor hier mit dem Dolche in der Hand das Sansculottentum, und Canning kündete stolz den Monarchen der Heiligen Allianz wie den von ihr bedrückten Völkern das Evangelium des englischen Konstitutionalismus. Und heute warten hier Ägypter, Inder oder Finnen auf den radikalen Abgeordneten, die Interessen einer sich durch alle Zonen erstreckenden Staatengemeinschaft suchen hier nach Vertretung und Gehör, und zwischen Wünschen und Hoffnungen drängen sich Schaulust und Neugier. Da ist der unvermeidliche Eton Boy, jenes Kind mit den Interessen und Aspirationen eines Mannes, der unter der Führerschaft irgend eines Verwandten im einen oder andern Hause sich hier zuerst die schmale Brust mit parlamentarischem Ehrgeiz füllt, den zu befriedigen ihm einmal schwerer fallen wird als einst vor Jahren seinem Führer. Denn langsam, unmerklich langsam, aber Zug um Zug beginnt das „Volk" seine Tribünen auf die Plätze zu setzen, die einst den Söhnen der „Gesellschaft" allein vorbehalten waren. In den Miniaturparlamenten von Oxford und Cambridge bereitete sich der Sprößling der Oberklasse zur politischen Führerschaft vor, während sein deutsches Gegenstück zu den Freuden von Auerbachs Keller hinabstieg. Heute hat dieser frühreife Ehrgeiz auch das Volk durchdrungen. Die Londoner Zeitungen berichten nicht nur mehr von Oxford und Cambridge, sondern auch von den Beratungen und Beschlüssen des Mockparlament im Stadtteil Twickenham, und wenn der englische Arbeiter heute zum Parlament schreitet, um den Reden seiner Vertreter zu folgen, so pflegt die Hoffnung sein Herz zu schwellen, daß statt des halben Hunderts seiner Klassengenossen dereinst deren Hunderte in Westminster tagen werden, nicht um den Zukunftsstaat kontinentaler Doktrinäre herabzuzaubern, sondern um England, um das Imperium selber nach dem Vorbild Australiens zu reformieren. Wie für die Mittelklasse, so führt auch für die Arbeiterklasse in England der

„Weg zur Macht" durch das Parlament; und das Bewußtsein dieser völlig greifbaren Möglichkeit der Eroberung dieses Machtzentrums und der Verwaltung des Weltreichs durch ein Arbeiterkabinett, salbt auch die Oberschicht der englischen Arbeiterklasse mit einem Tropfen aristokratischen Öls und läßt sie an die Worte Disraelis glauben, daß dem englischen Arbeiter Vorrechte beschieden seien, welche in andern Ländern nicht einmal der Adel besitze.

Allein noch sitzen sich in dem langgestreckten Saale des Unterhauses die — wie man vielleicht besser sagt — Trümmer der beiden alten Parteien gegenüber. Es ist die Gedankenwelt, nicht von Bebel aber von Bernstein bis Bassermann, in welche Konservative und Liberale in England sich teilen, und wo die Grenzlinie liegt, ist in den Tagen, da Lloyd George für gewisse Einkommensarten die Steuerschraube fast in eine Guillotine verwandelt hätte und da sich der den Rothschilds und den Liberalen nahestehende Lord Rosebery mehr und mehr von den letzteren zurückzieht, leichter ersichtlich als während manchen großen politischen Kampfs, der sich unter Disraeli und Gladstone abspielte. In der Vergangenheit pflegte bald auf der einen Seite die Oberklasse die Mittelklasse, bald auf der andern die Mittelklasse die Oberklasse auszuspielen, und im Grunde genommen wechselten beide Parteien in ihrer Vorliebe für diese Trümpfe. Mit dem Aufkommen der Iren und dem Hinzutreten der Arbeiter komplizierte sich freilich dieses Spiel. Die parlamentarischen Verhandlungen vollzogen sich immer weniger nach der alten Regel „Whishy sits down and Washy gets up", und nur allerhand Improvisationen ermöglichten die Fortsetzung des traditionellen „playing the game" seitens der beiden alten Parteien. Sieht man auch von den manchmal recht scharfen Schattierungen innerhalb der beiden großen Parteien ab, so sitzen heute immerhin vier Parteien in einem Saale, dessen ganze Anordnung nur für zwei berechnet ist. Allein Iren und Arbeiter haben sich mit dieser Anordnung wohl oder übel abzufinden, die aus einer Zeit stammt, da jene Verse des Singspiels eine bessere Berechtigung hatten als heute:

„Every babe that's borne into this world alive,
Is either a little Liberal or a little Conservative."

Opake Fenster und tiefbraunes Eichenwerk, abgetönte Farben und Lichter ringsum, wirken in diesem von der Tradition geweihten Saale, einem ewigen Helldunkel zusammen, das in den langen Nebelnächten des Londoner Winters nur um einige Nuancen tiefer ist als am Sommernachmittag. Am schmalen Ende des Saales zu beiden Seiten des thronähnlichen Sprechersitzes scheint sich die Helle zu verstärken, dort sitzen sich die gegenüber, die heute die Macht des Staates in den Händen halten, und die, welche sie gestern in den Händen hielten oder morgen wieder halten werden. Im Rücken der Minister auf der einen Seite und im Rücken der Oppositionsführer auf der anderen, vertieft sich die Dunkelheit. Dorthin ziehen sich die Erfolglosen und Resig-

nierten im parlamentarischen Leben zurück, von dort suchen die Hoffnungsvollen und Ehrgeizigen in jenen lichten Kreis zu dringen, auf welchem der Scheinwerfer der Publizität und zuweilen auch die Gloriole des Ruhmes ruht. Diese lichtbeschienene Bühne, welche sich ohne Übergänge im Schatten des Auditoriums verliert, bedarf nicht der Tribüne und Balustrade, ohne die sich kontinentale Parlamente Amt und Würde nicht zu denken vermögen. Auf gleichem Flur stehen sich hier Protagonist und Antagonist mit ihren Chören gegenüber, und in den Chören selber strebt es wiederum titanenhaft aus der Obskurität des „private member" nach den Bänken der Heroen und Götter, über deren Häupter manchmal hoch oben aus den gotischen Fenstern ein später Sonnenstrahl streift und auf die allein in den langen Nachtsitzungen das opake Licht der Decke fällt. Erfolg und Niederlage im Leben der Nation finden hier zwischen diesen Führerbänken ihren höchsten Ausdruck, was auf den andern Bänken sich vollzieht, ist manchmal interessant, doch nur selten entscheidend. Allein auf den Tragödien und Possen, die sich dort im Halbschatten abspielen, beruht doch wieder das Drama jenes inneren Zirkels. Gladstone und Disraeli rangen in diesem innern Kreis um die Palme des Erfolgs, Lord Randolph Churchill aber leitete von einer jener äußeren Bänke seine „Fourth Party". Auf dem gleichen Ecksitz, auf welchem sich das große Trauerspiel seines betrogenen Ehrgeizes vollendete, organisieren heute die „Triplets" Lord Hugh Cecil — der Sohn Lord Salisburys —, Lord Helmsley und Lord Castlereagh ihre häufig erfolgreichen Versuche, liberale Minister niederzubrüllen, und wie einst so bläst auch noch heute auf den Höhen hinter ihnen der irische Faun die Rohrpfeife ländlichen Witzes.

So vollzieht sich das parlamentarische Leben Englands in einem doppelten Wettkampf: die Parteien ringen um die Macht im Staat und die Talente kämpfen um die Macht in der Partei. Dies Spiel um die Macht in doppeltem Rhythmus — dem des Aufsteigens zur Führerschaft in der Partei und dem des Wechsels der Führerschaft zwischen den Parteien — wandelte diese Stätte, die anderwärts so häufig nur eine Stätte bloßen Redens ist, zu einer Stätte intensivsten Handelns. Ja, in den Momenten höchster Erregung fällt selbst die Rede, die hier immer darnach drängte, Handlung zu werden, fort und die Handlung wird zum Naturschauspiel. Wie jede große Börse Stunden der Panik und des Deliriums durchlebte, so blickt auch das Parlament zu Westminster auf die Kette seiner „Szenen". Der vormärzliche Liberalismus des Kontinents hat ein Idealbild des englischen Parlamentarismus entworfen, das heute noch unsere Vorstellungen beeinflußt, in Wirklichkeit jedoch ganz unzutreffend ist. Tatsächlich hat sich kein Parlament der Welt je schlechter benommen als das englische. Man hat sich im Faustkampf um strittige Sitze gebalgt, man hat, wo Beweisgründe fehlten, einem Minister auch einmal ein Buch an den Kopf geworfen, der

greise Gladstone wurde von einigen Dutzend seiner Gegner in der Lobby des Unterhauses insultiert, und das Niederschreien von Ministern, das dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten bereits zweimal wiederfahren ist, stammt nicht aus den jüngsten Jahren. Das Verantwortlichkeitsgefühl, welches ein Parlament beseelt, dessen Entschlüsse gehört werden müssen, hat an der Themse freilich die dauernde Wiederkehr von Szenen verhütet, die an der Donau alltägliche Erscheinung wurden. Wer jedoch nur einige Seiten in der Geschichte des Hauses zu Westminster umschlägt, der wird bald finden, daß die Energie des Briten zuweilen auch nicht vor einer an Absurdität grenzenden Leidenschaftlichkeit zurückschreckt, einer Leidenschaftlichkeit, die für Augenblicke der Legende von der kühlen Abgemessenheit angelsächsischen Wesens völlig Hohn spricht.

Die parlamentarischen Szenen aus dem jüngsten Kampf um Homerule sind noch in aller Gedächtnis, die Szenen aus dem vorangegangenen Verfassungskampf — heute schon wieder fast vergessen — stehen an Heftigkeit sicherlich nicht hinter jenen zurück. Es handelt sich um jene Julisitzung, in welcher Asquith den Entschluß der Regierung verteidigen wollte, im Falle der Ablehnung der sogenannten Vetobill durch das Oberhaus die Ernennung von fünfhundert Peers ins Werk zu setzen. Schon während der die Sitzung eröffnenden Anfragen kündete sich die allgemeine Erregung des Hauses an, in niemandem mehr als in dem mit geröteten Wangen und unstetem Blick nach allen Seiten gestikulierenden Lord Hugh Cecil. Nach homerischer Weise steigern sich die beiden Seiten des Hauses durch höhnische Zurufe in noch wildere Kampflust. Die Zurufe werden zur Demonstration in dem Augenblick, als der Ministerpräsident den Saal betritt. Zwischen die Cheers von Radikalen, Arbeitern und Iren mischen sich die Rufe „Traitor! Traitor!" der Opposition. Die Demonstrationen erneuern sich, als gleich darauf Balfour nach seinem Platz schreitet. Dann erhebt sich der Ministerpräsident und wendet sich zum Sprecher. Allein er hat kaum seine Rede begonnen, als jedes weitere Wort in einem Orkan von Zurufen erstickt wird. „Wo ist Redmond?" schreien die einen; „Abstimmen! Abstimmen!" die anderen. „Er hat das Parlament erniedrigt! Verräter! Verräter!" heult es aus allen Ecken der Opposition. Mit vorgebeugtem Oberkörper und entstelltem Gesicht schleudert Lord Hugh Cecil dem Ministerpräsidenten unverständliche Worte hinüber. Hinter ihm springen einige seiner Anhänger von ihren Sitzen und tun mit schrillen Stimmen dasselbe. Die Ministeriellen gegenüber recken ihre Arme gegen die Arme der Opposition, und für einen Augenblick scheint es, als wollten die beiden Seiten des Unterhauses wie Irokesen mit vorgebeugten Oberkörpern gegeneinander hüpfen. Der Lärm wird so groß, daß selbst die Cockneystimme des früheren Dockarbeiters Will Crooks, des Vertreters von Woolwich, unhörbar wird. Asquith steht mit blassem

Gesicht aber vollkommener Ruhe dem tobenden Aufruhr gegenüber. Das Pandämonium steigt und fällt wieder und er versucht dann, sich Gehör zu verschaffen, allein seine Worte werden verschlungen von den Schreien „Trickster! Constitutionbreaker! Traitor!“ Ein Schotte von enormen Proportionen gerät außer sich und will sich auf die brüllende Opposition stürzen. Nur mit Mühe vermögen ihn seine Freunde zurückzuhalten. Ein Arbeitervertreter droht hinüber zu Lord Hugh Cecil, der von Anstrengung erschöpft in seinen Sitz zusammengesunken ist und mit gesenktem Kopf sein monotones „Vide! Vide! Abstimmen! Abstimmen!“ wiederholt. Und Asquith beugt sich zu dem neben ihm sitzenden Winston Churchill, indem er auf Lord Cecil deutet, als ob er an dem Verstande des Vertreters der Universität Oxford zweifle. Der Lärm hat nun bereits eine halbe Stunde gedauert. Noch einmal macht Asquith einen Versuch zu sprechen. Für einen Augenblick gelingt es ihm, sich hörbar zu machen. Er erwähnt den Tod des Königs. „Who killed the king?“ schreien die Konservativen. „Wer hat den König getötet?“ Abermals toben Rufe und Zwischenrufe für eine Viertelstunde durch den Saal, dann naht das Schweigen völliger Erschöpfung. Von neuem tritt Asquith an den Tisch des Hauses. „Ich möchte mich nicht noch ferner erniedrigen,“ beginnt er. „Sie könnten sich nicht noch mehr,“ schreit die Gegenseite. „You are a disgrace!“ „Ich möchte mich nicht noch ferner erniedrigen,“ wiederholt der Ministerpräsident, „durch den Versuch, die Aufmerksamkeit der ehrenwerten Herren auf meine Ausführungen zu ziehen.“ Er erklärt dann kurz, daß die Regierung zum Peersschub entschlossen sei, und setzt sich unter den Beifallsrufen der Ministeriellen und den Rufen „Traitor! Traitor!“ der Opposition nieder. Zwei Wochen später folgt die Schlußszene des Verfassungskampfes im Oberhause. Hier ist es nicht die Entfesselung aller Leidenschaften, sondern die völlige Ungewißheit der schließlichen Entscheidung, welche das Interesse aller Zuschauer zur atemlosen Spannung steigert. Die Erregung äußert sich hier nur in dem etwas sportsmäßigen Charakter der Debatte und in Ausbrüchen jener Boyishneß, die den Angehörigen der Oberklasse zuweilen auch im späteren Leben erhalten bleibt. „Ich möchte,“ sagt Lord Cromer zu dem Marquis of Bristol, auf das Nachgeben Wellingtons bei der Wahlreform von 1832 anspielend, „lieber mit dem Herzog von Wellington davonlaufen als mit dem edlen Lord kämpfen.“ „Und ich,“ erwidert der Marquis of Bristol, ein früherer Flottenkapitän, „möchte lieber mit Nelson vor Kopenhagen fechten als mit dem edlen Lord davonlaufen.“ Zu wirklicher Leidenschaft kommt es hier nicht, sie tobt nur im anderen Hause, wo die Macht und die Entscheidung liegen.

Denn man glaube nicht etwa, daß jene Szenen im Hause des Gemeinen ausschließlich der Demokratisierung desselben zuzuschreiben sind. Man

würde sie weit besser als eine Äußerung des Herrscherwillens dieser Versammlung bezeichnen. Gerade die Abkömmlinge der sogenannten regierenden Familien, die durch ihr Leben und ihre Taten das Inselvolk erst die Freude am Willen zur Macht gelehrt haben, gerade die „jüngeren Söhne“ und die späteren Angehörigen des Oberhauses haben sich hier am leidenschaftlichsten oder, wie der parlamentarische Philister sagt, am schlechtesten benommen. Sie haben sich nie gescheut, die Ausdrucksmittel zur Anwendung zu bringen, deren sich irisches Bauerntum oder großstädtischer Radikalismus hätte bedienen können. Ein deutscher Pastor, der im achtzehnten Jahrhundert das Haus der Gemeinen besuchte, beschwerte sich über dessen schlechte Manieren und ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1840, macht Macaulay folgenden Eintrag in sein Tagebuch: „Ich habe niemals so unziemliches Betragen und so possenhaften Redewechsel gehört wie im Parlament. Lord Norreys pfiff und erregte jeden erdenklichen Lärm. Lord Maidstone benahm sich so übel, daß ich hoffe, er war betrunken. Zu all dem grob unanständigen Betragen, worüber Lord Eliot sein Mißfallen zu mir äußerte, kam schließlich noch ein allgemeiner Wutausbruch. O'Connell (der Irenführer) wurde in so roher Weise unterbrochen, daß er den Ausdruck „viehisches Gebell“ (beastly bellowings) gebrauchte. Diese Worte führten zu einem solchen Tumult, wie ihn noch kein Mob im Covent Garden Theater, — keine Chartistenversammlung vor der Tribüne je zustande gebracht hat. Auf beiden Seiten erhob man sich, schüttelte die Fäuste und schrie im Fistelton. O'Connell tobte wie ein toller Stier, und meine Partei — ich wenigstens — betrachtete, obwohl ich seine Heftigkeit verdammt bedauerte und verdammte, doch sein Betragen infolge solcher Herausforderung im Lichte mildernder Umstände. . . . Ein kurze und sehr amüsante Szene spielte sich zwischen O'Connell und Lord Maidstone ab, die infolge des allgemeinen Tumults der Aufmerksamkeit vieler entging, die ich jedoch genau beobachtete. „Wenn,“ sagte Lord Maidstone, „das Wort ‚viehisch‘ zurückgenommen wird, so werde ich das als Genugtuung betrachten. Wenn nicht, so habe ich keine Genugtuung erhalten.“ „Es läßt mich gleichgültig, ob der edle Lord Genugtuung erhält oder nicht.“ „Ich wünsche, Sie würden mir Genugtuung geben.“ „Ich rate dem edlen Lord, seinen Rausch mit Sanftmut zu ertragen.“

Indessen, warum soll ein Parlament von menschlichen Leidenschaften frei sein, während doch selbst Könige solchen unterworfen sind? Im letzten Grunde ist es gerade diese Menschlichkeit, die dem englischen Parlament mitten im Leben der Nation seine Stellung gibt, die ihm einen Platz einräumt, wie sie auf dem Kontinent je nur die römische Kirche besessen hat. Wie in dieser der Heilige von Assisi seinen Platz fand neben einem Gregor VII., so sitzt auch zu Westminster neben dem gigantischen Pathos Gladstones and dem kühl rechnerischen Verstande Disraelis die ländliche Unbe-

fangenheit jenes irischen Abgeordneten, der inmitten einer Rede auf der Suche nach seinen Notizen dem Sprecher den Rücken drehend auf den Bänken des Unterhauses seine Handtasche auspackte und neben Bürste, Kamm und grauwollenen Strümpfen auch schließlich seine Argumente fand. Doch niemals haben weder die Grazie noch die Größe dem Hause der Gemeinen ob solcher Szenen den Rücken gewandt. Der ältere Pitt, der aller Welt seine Stärke zeigte, zeigte hier im Unterhause seine Schwächen. Gladstone, in dem sich die Welten des Homer und des Jesaias zu einer neuen Botschaft vereinigten, ließ sich hier durch die Entstellungen Randolph Churchills zum Zorne reizen, und Arthur Balfour spielt mit langstieligen Rosen in den gleichen Tagen, da schon die frühsten Wellen der roten Flut Keir Hardie als ersten Sozialisten im Kremserwagen mit Trommeln und Trompeten nach Westminster bringen.

Diese starken Menschen, die hier aus Jahrhunderten des Kampfes für Freiheit, Toleranz und Bildung geboren wurden, haben niemals unter den Schwächen jener Menschlichkeit gelitten, welche ihnen gerade im Hause der Gemeinen näher trat als im Klub oder Countryhouse. Nicht mit Wehgeschrei haben sie diesen Ansturm der Schwachen begrüßt, nicht mit künstlichen Wellen haben sie sich gegen ihn zu schützen gesucht, sondern durch Übertragung der eigenen Stärke auf jene Schwachen, bis sich die Propaganda der Gleichheit mit der Propaganda des Talentes in eine wunderbare Harmonie verschmolz. Hier schöpft nicht nur Antäus neue Kraft aus dem Boden, sondern der Boden selber wandelt sich in Antäus.

In den Staaten des Kontinents jammert man über die Vaterlandslosigkeit der Arbeiterbewegung. Hier bei dem Inselvolke regt sich der Herrensinn in allen Klassen, und das Bewußtsein, einem souveränen Volke anzugehören, schwellt auch die Brust des Arbeiters mit nationalem Stolz. Wer Keir Hardis oder Ramsay Macdonald über kontinentales Gottesgnadentum und kontinentale Unfreiheit sprechen hört, den packt unwillkürlich die Erinnerung an Chathams Äußerung über deutsche Fürsten, die ihre Untertanen zum Söldnerdienst in fremde Länder verschacherten, und an Palmerstons stolzen Vergleich des Briten mit dem Civis Romanus, ein Vergleich, der bekanntlich ein halbes Jahrhundert später in den nämlichen Worten anderwärts wiederholt worden ist. Das starke Selbstgefühl, das die aristokratischen Whigs um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts beseelte, übertrug sich um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts auf die Mittelklasse und findet sich heute nicht minder im englischen Arbeiter und Arbeitervertreter. Es färbt seinen Sozialismus liberal und durchwebt seinen Internationalismus mit dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem andere Nationen in politischer Selbstbestimmung überlegenen Volke. Der jetzige Lord Salisbury erwiderte einmal vor einigen Jahren in Vertretung seines

Vaters im Unterhause auf eine Anfrage über den Stand der Vertragsverhandlungen mit Japan: „Wir fragen nicht um Verträge, wir gewähren sie." Der Überschuß an Selbstgefühl, der in dieser Antwort des jugendlichen Sprossen einer der regierenden Familien zum Ausdruck kommt, findet sich im Arbeiterparlamentarier nicht minder, wenn er sich den absolutistischen Velleitäten irgend eines kontinentalen „princeling" gegenüber stolz auf sein Britentum beruft. In diesem Zusammenspiel von aristokratischen und demokratischen Tendenzen liegt die Wahrheit jenes Wortes von Disraeli, daß der Geist Englands der Geist der ewig steigenden Rasse sei.

Daß dem so ist, ist zweifellos das Verdienst der führenden Klasse in England gewesen. Was immer man an der englischen Aristokratie aussetzen möchte, das eine, aber nicht geringe Verdienst darf sie für sich in Anspruch nehmen, daß alle jene Funktionen, welche die Aristokratien anderer Länder als ihren ausschließlichen Lebenszweck betrachteten, ihr nur als mindere Pflichten galten, über die sie hinausstrebte zu dem Ziele höchster persönlicher Kultur. Heute, da der Herrscherstab der alternden Klasse aus den Händen sinkt, mag man darüber streiten, wie weit ihr solches Streben gelang. Gelungen ist ihr jedenfalls, sich freier zu halten von den Einflüssen des Kasernenhofs, der Antichambre oder des Beichtstuhls. Sie wurde weder bigott, noch byzantinisch, noch brutal, aber ihr Blick wurde freier und ihr Temperament dem Fanatismus abgeneigt. In den besten ihrer Vertreter findet sich die Betonung des Rechts, die eigene Meinung geltend zu machen, in vorbildlicher Vereinigung mit der Pflicht, die des anderen gelten zu lassen. Wenn bei aller Heftigkeit, mit welcher politische Kämpfe in England geführt werden, doch im Grunde aller Fanatismus und Doktrinarismus fehlt, so ist das vor allem das Verdienst jener Aristokraten, die auch in die parlamentarische Welt den Luftzug jener freien Atmosphäre brachten, in welcher sie selber lebten. Und mögen auch die Heerscharen der beiden Parteien wider einander toben, in den Führern sucht sich der Zorn zum Witz zu wandeln, und alle Bitterkeiten des Kampfes um das „sozialistische Budget" der letzten Jahre spielten sich zwischen Lloyd George und Austin Chamberlain — beide Männer einer neuen parlamentarischen Generation — doch ganz im Geiste jenes anmutigen Briefwechsels ab, wie er vor fünfzig Jahren zwischen Lord Derby und Lord Palmerston stattfand. Im Jahre 1871 hatte das liberale Kabinett die neuen Budgetvorschläge bis zum letzten Augenblick geheim gehalten. Niemand wußte, ob es sich um eine Erhöhung des Teezolls oder eine Herabsetzung der Papiersteuer handle. Während der Sitzung des Parlaments richtete nun der Oppositionsführer Lord Derby folgende Zeilen an Lord Palmerston: „My dear Pam, what is to be the great proposal to-night? Is it to be Tea and Turn-out?" „My dear Derby," schrieb Lord Palmerston zurück, „you are quite wrong. It is not Tea and

Turn-out; it is to be Paper and Stationary." Und mit dem gleichen kühnen Selbstbewußtsein, mit welchem sich der Schatzkanzler Lloyd George heute rühmt, daß er als Knabe Äpfel gestohlen und gewildert habe, weil ihm das Jagd- und Landmonopol der Großgrundbesitzer in seiner wallisischen Heimat als ein Unrecht erschien, so rühmte sich vor einigen Jahrzehnten Lord Oxford seiner Sünden, als ihn die Bibelgesellschaft von Norwich zu ihrem Präsidenten erwählte. „Seit langer Zeit," so meinte der edle Lord, „bin ich dem Spieltisch ergeben. Seit kurzem widme ich mich auch dem Turf. Ich fürchte, ich fluche häufig. Allein ich habe niemals religiöse Traktate verteilt. Alles das war ihnen und ihrer Gesellschaft bekannt. Nichtsdestoweniger halten sie mich für eine geeignete Persönlichkeit, ihr Präsident zu sein. Gott vergebe ihnen ihre Heuchelei. Ich möchte lieber im Land der Sünder leben als mit solchen Heiligen."

In dieser Aristokratie steckte zu viel Leben, als daß sie zur Kaste hätte verdorren können. „Gesellschaft" im ausschließlichen Sinne vermochten sie um so weniger zu sein, als das englische Bürgertum nicht nur nach politischer Macht sondern auch nach sozialer Anerkennung strebte. Die Memoiren der Lady St. Hélier zeigen aufs anschaulichste, wie jeder der Parlamentsreformen auch eine Erweiterung der „Society" folgte. Freilich, auch diese reiche Aristokratie bedurfte schließlich des bürgerlichen Goldes, und die Sozialisten lud man ein, um sie unschädlich zu machen. Es waren nicht nur bürgerliche Radikale, in denen sich angesichts des Glanzes dieser Gesellschaft die Bitterkeit des Reformeifers in die Süßigkeit des politischen Opportunismus wandelte. Nein, auch der Arbeiterparlamentarier unterlag der Stimme des Versuchers, wenn er, aus der Wüste der „Black country" kommend, nun zum ersten Male die Wunder dieser aristokratisch-plutokratischen Welt sah. Die Schenkungen des Eroberers wie der Kirchenraub des achten Heinrich, der Reichtum Australiens und das Gold Südafrikas, amerikanische und indische Millionen und der akkumulierte „Mehrwert" aus Kohle, Eisen und Baumwolle, alles wirkt zusammen, um diese Welt bunt und lieblich zu machen. Kein Wunder, daß er dem Klang großer Namen und der Anmut geistreicher Frauen unterliegt. Begreiflich, daß manches politische Talent, das sich im Parlament als unheilkündender Komet erhob, in dieser Gesellschaft als harmloser Meteor verpuffte.

Und nicht nur die widerstrebenden Söhne des eigenen Volkes wußte diese Gesellschaft, die Politik und Geschäft, Reichtum und Ruhm in so verführerischer Weise zu verhindern versteht, mit ihren Reizen zu berücken. Der amerikanische Milliardär, den der Klang des ewig rollenden Dollars zu langweilen beginnt, wandert wieder zurück nach England, um seine Tage inmitten der Society zu verleben, die, mag er auch nicht ihres Blutes sein, ihn bereitwillig zum Genossen ihrer politischen Spiele und sportlichen Ver-

gnügungen macht. Ein Haus in Mayfair oder St. James und ein Sitz im Parlament zu Westminster gewähren ein politisches Machtgefühl und gesellschaftliche Auszeichnungen, gegen welche die bescheideneren Reize des deutschen Reichtags nicht aufzukommen vermögen. So erklärt es sich, daß der amerikanische Sprößling der von der Neckarmündung stammenden Astorfamilie seine Schritte nach Westminster lenkte, um dort die Freuden zu finden, die ihm weder das Land der Wolkenkratzer noch die eigene einstige Heimat zu bieten vermochten. Hat doch auch auf Größere die „Society" ihren Eindruck nicht verfehlt. Gladstone, der ein Prophet war, mit allen Fehlern und Vorzügen eines solchen, mochte über ihr stehen, aber er mied sie nicht. Disraeli, der — man lese „Sybil" — alle Anlagen besaß, der Lassalle Englands zu werden, schlürfte in vollen Zügen das Leben dieser Gesellschaft und diente ihr. Die „zwei Nationen", Volk und Gesellschaft möchte man sagen, stellte Disraeli in Sybil einander gegenüber. Allein zwischen Volk und Gesellschaft steht das Parlament zu Westminster. Hier strebt das Volk ins Parlament, um die Macht an sich zu reißen, dort sitzt die Gesellschaft und nimmt das Talent, aus welcher Klasse es auch kommen möge, mit offenen Armen auf. Der Erfolg ist die Befestigung der Führerstellung der letzteren. Es ist unendlich reizvoll, dieses immerwährende Spiel von Vorstoß und Verteidigung und kluger Beherrschung zu sehen: kaum jemals hat sich eine führende Klasse mit einem so geringen Kraftaufwand so lange Zeit zu behaupten verstanden, niemals wurden auch unter der Herrschaft neuer Ideen alte Traditionen würdiger aufrechterhalten. Lob und Anklage jeder Klasse werden sich in der Regel die Wage halten, und wenn heute der englischen Oberklasse nicht mit Unrecht vorgeworfen wird, daß sie sich zu selbstzufrieden auf ihren Reichtum zurückzieht, so muß ihr doch stets unvergessen bleiben, daß sie aus Heroismus und Humanität jenes Urbild des englischen „gentleman" schuf, mit welchem freilich heute im Ausland und vom Britenvolke selber arger Mißbrauch getrieben wird. Aber die Idee dieses Gentleman — ein gotisches Ideal in klassische Formen gegossen — schreitet doch auch noch heute stark und mächtig durch das politische Leben Englands. Kraft findet sich hier mit Grazie und die Würde mit dem Willen gepaart, und wie St. George den Drachen, so hat der englische Gentleman als Staatsmann sich stets bemüht, die Bestialität von unten wie die Brutalität von oben, die Flachheit der Demagogie wie die Arroganz in der Staatskunst des Snobismus niederzukämpfen. Dieser Idee und diesem Bestreben ist es nicht in letzter Linie zuzuschreiben, daß — während anderswo sich Klagen und Jammern erhebt über die demokratische, über die sozialistische Gefahr — hier in England alle Demokratisierung, aller Kollektivismus im Grunde nur ein Umfüllen des alten Weins in neue Schläuche bedeutet. Die starke Persönlichkeit hebt sich hier nur noch weiter, indem

sich das Niveau der Masse hebt; nur der Schwächling ist es, der jammernd ertrinkt.

So hat jedenfalls die Verbreiterung der Basis des Gemeinwesens, hat das Eindringen der Massen in die Politik nicht zu einer Herabdrückung des Niveaus des politischen Lebens geführt. Die Entwicklung der parlamentarischen Redekunst zeigt dies am deutlichsten. In der Folge von Ausdrucksformen, welche die parlamentarische Beredsamkeit in England gefunden hat und welche ja selber nur wieder so bezeichnend ist für den Ideengang des politischen Lebens, läßt sich wohl ein Wandel des Stils, nicht aber eine Verschlechterung des Stoffes feststellen. Die parlamentarische Beredsamkeit alten Stils war schwer, sie näherte sich der Predigt und war nicht ohne melodramatische Momente. Die Redekunst dagegen, welche in den letzten Jahren zu Westminster den größten Erfolg hatte, ist leichteren Charakters, aber sie ist nicht flach, sie nähert sich der Konversation und ist nicht ohne intellektuelle Feinheit. „The art of public speaking," sagte Balfour einmal, der selbst der größte Meister in dieser Kunst ist, „implies the art of public conversation raised to a higher lever." Wollte man eine Schwäche in dieser letzten Redekunst des britischen Parlamentes finden, so möchte man sie in dem Hang zur Witzelei, die zwischen der eleganten Ironie Balfours und dem bitteren Sarkasmus des älteren Chamberlain zuweilen zu Übertreibungen führt, finden. Allein die ältere Zeit übertrieb wiederum ihre Vorliebe für Zitate. Lateinische namentlich waren an der Tagesordnung. „Kein Griechisch," empfahl Fox einem jungen Redner, „lateinisch so viel Sie wollen, unter keinen Umständen jedoch Französisch." Ein halbes Jahrhundert später meinte Disraeli, er habe Lateinisch sehr häufig gehört, nie jedoch von neugewählten Mitgliedern, und wenn Griechisch zitiert wurde, geriet das Haus in einen Zustand offenbarer Bestürzung. Um die gleiche Zeit zitierte der spätere Earl of Derby, damals noch Mr. Stanley im Unterhause, zwanzig Zeilen Shakespeare, ohne daß das Haus in Unruhe geriet. Indessen wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß etwa der Einzug der Eisen- und Baumwollkönige oder der Gewerkvereinsbeamten ins Parlament das Ende parlamentarischer Redekunst bedeutet habe. In ihrem Durchschnitt waren diese neuen Parlamentarier gewiß nicht schlimmer als der Country Squire, der die Parlamente des achtzehnten Jahrhunderts bevölkerte, und in einzelnen ihrer Vertreter — man denke an John Bright — schickte diese industrielle Welt Redner ins Unterhaus, die sich den Chatham und Mansfield, den Bolingbroke und Brougham, welche Demosthenes lasen, ehe sie an ihre eigenen Reden dachten, gleich würdig anreihen. Und endlich: von Preisen und Stapelwaren sprach man bei diesem Phönziervolke auch schon im achtzehnten Jahrhundert.

Heute dagegen würden dergleichen melodramatische Effekte im Unterhause

wirkungslos bleiben. Niemand würde mehr wagen, die Krücke gleich einem Donnerkeil zu handhaben wie Chatham oder seine Stimme in Tränen zu ersticken wie Fox, einen Dolch auf den Boden zu schleudern wie Burke oder in Ohnmacht zu fallen wie Sheridan. Wenn Gladstone von Randolph Churchill zum Zorn gereizt erwiderte, flammte die alte Oratorik noch einmal zu melodramatischen Wirkungen auf, in Asquith ist sie zur pompösen Kühle erstarrt, die kaum an Wirkung der lebhafteren Eleganz seines persönlichen Freundes und politischen Gegners Balfour gleichzukommen vermochte. Ein eigentümlicher Hauch von „Oxford superiority" liegt über des liberalen Ministerpräsidenten Reden, die sich in den Reden Balfours, — der vielleicht viel mehr von dieser superiority besitzt, obwohl er in Cambridge studiert hat, — hinter einer fast liebenswürdigen Ironie verbirgt. Der Mann aber, in welchem sich die politische Redekunst des heutigen England am vollendetsten darstellt, Lord Rosebery, gehört nicht der Welt des Unterhauses an, und seine besten Reden hält er außerhalb des Oberhauses.

Während man Gladstone als einen der letzten Redner alten Stils betrachten muß, darf man Disraeli als einen der ersten Vertreter dieser neueren Redeweise ansehen, deren glänzendste Seiten sich eher im Redekampfe, in der Debatte als in der Rede selber entfalteten. In der Kunst schlagender Erwiderungen war Disraeli, dessen große Reden kaum mehr als einen Achtungserfolg hatten, unbedingt Meister. Nicht im oratorischen Pathos, das noch den meisten seiner Zeitgenossen im Unterhause als Ideal parlamentarischer Beredsamkeit vorschwebte, lag seine Stärke, sondern im satirischen Angriff und in der sarkastischen Erwiderung feierte er seine Triumphe. Die Beredsamkeit Gladstones war ihm unerreichbar und seinem eigenen Wesen im tiefsten Grunde auch unsympathisch. Als einen „sophistical rhetorician, inebriated with the exuberance of his own verbosity" kennzeichnete er einmal am Abend seines Lebens seinen großen politischen Gegner. Am glänzendsten zeigte er sich in seinen Angriffen auf Sir Robert Peel während des Kornzollkampfes. „Er ertappte die Whighs beim Baden und entfernte sich mit ihren Kleidern," bemerkte er über den konservativen Minister, der die liberalen Freihandelsargumente aufgegriffen hatte. „He has left them in the full enjoyment of their liberal position, and he is himself a strict conservative of their garments." Oder er verglich den Minister, aus dessen Kabinett zwei bedeutende Persönlichkeiten ausgeschieden waren, mit einem Zirkusreiter, der für seine sechs Grauschimmel Reklame macht. „Ein Schimmel stirbt und er ersetzt ihn durch ein Maultier, ein zweiter stirbt und er ersetzt ihn durch einen Esel, allein nach wie vor preist er seine sechs berühmten Grauschimmel an." In seinen Antworten auf jene parlamentarischen Anfragen, welche gleichsam die Hors d'oeuvres jedes Sitzungstages bilden, pflegte seine Ironie zuweilen mephistophelische Züge anzu-

nehmen. So hatte er vor den Wahlen von 1874 Versprechungen gemacht, die sich als Einführung einer Art von irischer Selbstverwaltung auslegen ließen. Als er nun nach seinem Siege im Parlament über die Versprechungen zur Rede gestellt wurde, erwiderte er: „Es ist einige Zeit vergangen, seit die in Rede stehenden Bemerkungen fielen“, und mit einer unnachahmbaren Geste — „and a good deal has happened in the interval.“

Jedenfalls läßt sich sagen, daß Gladstone eine Epoche parlamentarischer Oratorik schloß, während Disraeli eine solche eröffnete. Lord Randolph Churchill hat seine Art und Weise — nicht immer mit Glück — nachzuahmen gesucht, während Balfour sie gewissermaßen fortgebildet hat. Der Disraelische Sarkasmus findet sich in ihm nur unter der Drapierung raffinierter Liebenswürdigkeit, mit welcher er das Haus der Gemeinen mehr als einmal entwaffnet hat. Sein Meisterstück gelang ihm, als er die Abberufung englischer Schiffe vor Port Artur, welche tatsächlich auf russische Vorstellungen hin erfolgt war, dem ärgerlichen Unterhaus mit wenigen Worten als ein vollkommen harmloses zufälliges Ereignis hinzustellen verstand. Und nicht nur im Parlament hat sich der Gebrauch des Epigramms in vielen Fällen als wirksamer erwiesen als der langatmige Monolog der älteren Zeit. Wie die kurze treffende Antwort, die mit Schlagfertigkeit geführte Debatte die parlamentarischen Verhandlungen lebhafter gestaltet, so wandelte sich unter ihrem Gebrauch auch die politische Versammlung außerhalb des Parlaments. Unähnlich der politischen Versammlung in Deutschland, die immer noch nicht den Freuden des Biergartens entwachsen ist, spielt sich die Volksversammlung in England ab. Die Menge lauscht hier nicht hinter Bier- und Limonadegläsern einem mehr oder weniger dozierenden Vortrag, sondern sie beteiligt sich mit der größten Lebhaftigkeit an den Zwiegesprächen, die sich hier zwischen Redner und Zwischenrufer oft mit leiblichem Witz und nicht ohne dramatisches Interesse entwickeln. Auch wer kein unbedingter Bewunderer Lloyd Georges ist, wird zugeben müssen, daß es ihm durch solche Provozierung und Beantwortung von Zwischenrufen aufs trefflichste gelingt, nicht nur Interesse sondern auch Betätigung in seinen Hörern zu wecken. In den Zeiten des unreformierten Parlaments beschränkte sich die Teilnahme der Volksmassen auf die Bewerfung des Redners mit faulen Eiern und toten Katzen, dann kam die Reformära, welche die englische Oberklasse nicht mit dem Grundsatz „Man muß den Arbeiter provozieren, um ihn niederschießen zu können“ begann, sondern mit dem Rufe: „Erziehen wir unsere Herren!“ Gladstones „Midlothian Campaign,“ jene große apostolische Missionsreise nach Schottland stand im Mittelpunkt dieser Epoche. Was sich heute im Zeitalter der Lloyd George und Winston Churchill, Lord Hugh Cecils und F. E. Smiths, des Todydemokraten, vollzieht, birgt vielleicht ein wenig die Gefahr in sich, nicht nur dem Sports-

mäßigen zu nahe zu kommen, sondern sogar zuweilen der Regel des Kampfes zu vergessen und über die Schranken des Parlaments hinauszuschießen. Die Szenen im Parlament deuten diese Gefahr an und manche Episoden außerhalb des parlamentarischen Kampfplatzes — man denke an die Ulsterwirren der letzten Monate — zeigen sie noch bedenklicher. Allein diese ungebundene Energie setzt sich doch immer wieder rasch aus anarchischem in politisches Handeln um, und die Stätte für solche Handlung ist das Parlament zu Westminster.

So ist die Rolle dieses Parlamentes eine doppelte im Leben der englischen Nation. Einmal finden die beiden großen Schichten der politisch-sozialen Welt des Inselreiches, Volk und Gesellschaft, die „zwei Nationen" innerhalb der einen, hier die Möglichkeit harmonischen Handelns. Dem „Volk" ist es hier möglich, nicht nur seinen Wünschen, sondern — in gleichem Verhältnis zu der von ihm aufgewendeten Energie — auch seinem Willen Ausdruck zu geben. Darum ist England freigeblieben von den übeln Folgen, welche die „Verdrängung" von Antrieben und Eindrücken im Volkskörper anderer Länder nach sich zog. Wie arg verkennt gegenüber dieser Tatsache der in Deutschland aus der Studierstube aufgetauchte Vorschlag, den Reichstag durch einen „Rat der Besten" zu ersetzen, die tiefsten Lebenswurzeln eines Parlamentes. Ohne die Verantwortlichkeit, ohne die Möglichkeit politischen Handelns bleibt auch ein Rat der Besten stets eine Akademie. Allein das englische Parlament beschränkte sich nicht nur darauf, eine Stätte des Handelns zu sein. Denn die führende Oberschicht, die „Gesellschaft", fand hier den Mittelpunkt, von wo aus sie durch ihre besten Vertreter den Reichtum ihrer politischen Kultur, der doch unendlich stärker ist als alle jene Ausbrüche ungeleiteter Energie, unter dem „Volke" verbreitete. Damit wurde das Parlament zu Westminster auch eine Stätte der „Erziehung zu politischer Aktivität". Als eine Stätte solcher Erziehung hat das englische Parlament in ganz hervorragendem Sinn gewirkt. Es hat nicht nur die Nation repräsentiert in allen ihren Fehlern und Leidenschaften, sondern es hat ihr auch Vorbilder und Maßstäbe politischen Handelns geschenkt, die auch dann ihren Wert nicht verloren haben werden, wenn sich die soziale Zusammensetzung des Parlaments selber von Grund aus geändert haben wird. Sie sind wirksam geworden — wie Kanada und Australien zeigen — weit über die Grenzen des kleineren Britanniens hinaus, der Nachahmung außerhalb des Imperiums ganz zu geschweigen. Sie werden wirksam sein auch nachdem sich die politisch-sozialen Veränderungen in England vollzogen haben, die sich heute aus der Ferne ankündigen. Mehr und mehr beginnt die Arbeiterklasse von ihren Rechten Gebrauch zu machen, die sie bisher häufig brach liegen ließ, und der Tag, da eine Arbeitermajorität in Westminster sitzt, mag nicht mehr allzulange

auf sich warten lassen. Die „Gesellschaft“ in England mag diesem Tag mit gemischten Empfindungen, im wesentlichen aber mit Ruhe, entgegensehen. Was auch immer ihre Fehler gewesen sein mögen, sie hat im Grunde doch das „Volk“ mehr erzogen als niedergehalten, und bei allen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätzen ist das Verhältnis zwischen der plutokratisch-bürgerlichen Welt in England und der Arbeiterklasse kein Verhältnis des „Klassenhasses“. Die englische Arbeiterdemokratie und ein englisches Arbeiterkabinett würden die englische Geschichte in dem Kapitel fortsetzen, in welchem ihnen das letzte plutokratisch-bürgerliche Kabinett die Feder in die Hand gedrückt hätte.

Es ist ein müßiges Problem, darüber zu grübeln, ob sich fremde Institutionen nachahmen lassen, solange nicht auch die Frage gelöst ist, in wieweit die Menschen nachgeschaffen werden können, die dieser Institution erst zum Leben verhelfen. Auch offenbart sich mancher Zug des parlamentarisch-politischen Lebens in England bei näherer Betrachtung als Charakteristikum erreichter Höhe politischer Kultur, während er dem flüchtigeren Beobachter als spezifisch angelsächsischer Vorzug erschien. Der bemerkenswerteste Wesenszug dieser Art ist der, daß bei aller politischen Leidenschaftlichkeit dem Briten von heute der politische Fanatismus fremd ist. Mit einer Leichtigkeit, die anderwärts den Ruin der politischen Laufbahn zur Folge hätte, vollzieht sich hier der Übergang in entgegengesetzte Anschauungen. Bei den Griechen wars auch nicht anders. Plutarch berichtet von Demades, daß er von sich zu sagen pflegte: „Ich behauptete vieles, was zwar meinen früheren Empfindungen widersprach, jedoch niemals den wahren Interessen des Staates“. So denkt auch der ältere Chamberlain und gleich ihm stützt sich das politische Denken Englands mehr und mehr auf Fiktionen statt auf Dogmen. Des Deutschen Schicksal scheint es dagegen immer noch zu sein, über Lehren zu brüten, welche der Westen Europas längst als leere Fratzen erkannte. Eine ungeheure Verschwendung von Energie ist die Folge. Wir streiten noch über Gottesgnadentum und Zweischwerterlehre, über das Dogma vom großen Kladderadatsch und die alleinseligmachenden Prinzipien der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft. Dort drüben dagegen herrscht jener kühle Zweifel, der die Dinge sich ausleben läßt, auch wenn er an ihren Wert nicht glaubt, und der den Fortschritt wenigstens nicht aufhält, sofern er ihn nicht fordern sollte. Längst ist die Monarchie zur bloßen Fiktion geworden in diesem Lande, und nicht besser ergeht es dem Eckstein der bürgerlichen Gesellschaft, dem Dogma vom Eigentum, in den Tagen Lloyd Georges. Denn das politische Denken des Inselvolkes verläuft in pragmatischen Bahnen, und wie dem Weisen die Wahrheit nur als die zweckmäßigste Form des Irrtums, so erscheint dem Briten die Freiheit als die zweckmäßigste Form der Herrschaft.

Weggenossen

Novelle von Elisabeth Siewert

Zu drei Fabrikarbeitern, die an einem schwülen Maitage ihren Weg durch lebhaft gewelltes, mit ungleichem Baumwuchs bestandenes Hügelland nahmen, gesellte sich ein vierter unbekannter Mann ihres Standes. Mit dem Räsonieren über ihren Werkmeister und die Zustände in der Metallwarenfabrik im allgemeinen waren die drei Arbeiter gerade fertig. Der Längste unter ihnen und der Jüngste, ein dunkler Mann mit hageren Wangen, langer gerader Nase und schönen einsamen Augen, hatte am wenigsten geschimpft, vielleicht deshalb, weil er vor Unzufriedenheit und Ungeduld krank war und sich nach etwas anderem sehnte als danach, die Fabrik mit in den Wald zu schleppen. Der Quickste aus der Gesellschaft stand auf ausgebogenen Beinen da — es war auf einem Kreuzweg, als der Fremde erschien — und gab sein Wissen um den rechten Weg zum besten. Der dritte, der Neugierige unter ihnen, ein verheirateter Mann, der gerne trank und sich ebenso gern an jeden anhängte, freute sich über die Ankunft des vierten Mannes.

„Wir haben noch drei Stunden Weg vor uns bei der Witterung", sagte er, in das unbekannte, nicht mehr junge Gesicht von unten her spähend, „sind nach Kallenstädt auf Hochzeit geladen. Und der Witz dabei ist: wir werden unterwegs nirgends einkehren, das haben wir uns zugeschworen."

Der quicke blonde kleine Kerl hörte mit seinen Auseinandersetzungen darüber auf, welches der kürzeste Weg für sie sei, weil keiner hinhörte. Pfeifend schlug er, sich reckend und die Schultern drehend, den Weg links ein und sah sich scharf um, ob auch die andern folgten. Der hagere junge Mann warf mißvergnügt hin: „Und das will ein Maitag sein!"

Der Fremde sprach kaum ein Wort, nickte aber bereitwillig. Obgleich sein Gesicht von schweren Narben gezeichnet war und wie das eines Menschen aussah, der Ungewöhnliches an Härte und Not erduldet hat, war sein Ausdruck doch von einer einnehmenden, guten, eher heitern Art. Seine Augen, die das Sonnenlicht ausgeblaßt zu haben schien, gingen rechts und links und geradeaus den Weg entlang und trachteten, so viel Grün und Pracht wie möglich aufzufassen. In Zwischenräumen überlief sein fahles Gesicht und den Hals Röte, dann stieß ihm der Atem wie ein kurzer Husten über die Lippen. Seine langen Glieder schlotterten nicht gerade, aber straff waren sie nicht; die ganze Gestalt ein wenig nach der rechten Seite überhangend.

Für sein Aussehen, ein immerhin sonderbares, vom Schicksal nicht glimpflich behandeltes Aussehen, war er nun nach des Neugierigen Meinung viel zu verschlossen. Gut, schön, er hatte kundgetan, daß er denselben Weg

wie die drei, nach Kallenstädt über Klostergut, Alte Mühle, die steinerne Höhe, nehmen wollte. Aber wo kam er her? Was für ein Gewerbe betrieb er? Was wollte er in Kallenstädt?

Als der Wald mit seinem zarten Schatten spendenden Gezeit aufhörte, war es, als ob die Sonne einen bösen Streich spielte: in übermäßigem Licht brennend lag ein offenes Feld ohne Gnade preisgegeben da. Ein Gehöft, von Äckern und Gärten umgeben, mitten darin. „Das gibt ein Donnerwetter," sagte der Quicke. „Mein Wort, noch vor drei Stunden." Er erwartete, daß jemand eine andere Zeit angeben würde und war bereit, zu streiten. Niemand stritt. Es gab zu viel zu sehen, und die ausnahmsweise Sonnenwildheit mußte ertragen werden.

Vor allen Dingen war da ein alter Apfelbaum, hier auf der Höhe noch in Blüte; rechts am Wege gegen ein großes Roggenfeld stand er. Seine dunklen, eckigen, knorrigen Äste schäumten in Blüten und erglommen in starkem heißem Rosa. Andre kleine dicke Apfelblütensträuße auf kürzeren Stämmen waren kindisch im Vergleich zu dem mächtig hervorgebrochenen Blust des Alten.

Der hagere junge Arbeiter veränderte die Miene seines unzufriedenen Gesichtes nicht auf Rechnung der unerwarteten Pracht. So viel Blüten, so viel Unsinnigkeit, dachte er flüchtig, trocknete sich den Schweiß und sah sich nach der Beschaffenheit des Himmels um. „Noch hat's keine Gefahr," sagte er langsam mit seiner tiefen, trägen Stimme. „Kaum eine Wolke so groß wie'n Schnupftuch. Nee, nee!"

Aber für den Fremden war der Apfelbaum da. Er hatte ihn ins Auge gefaßt, als sie sich ihm näherten. „Das ist doch — das ist doch. — Was, um Gottes willen, hat da der Herrgott gemacht —" Und er sperrte seinen Mund auf, als hülfe ihm das den Genuß zu bewältigen. Auf dem Weg, der ohne Säumen weiter führte, drehte er den Kopf drei, vier Mal nach dem Baum um. Als es bergab ging und die teure prangende Gestalt verschwinden mußte, zögerte er.

„Das ist grad so, als ob da eine Jungfer stände, der Ihr gut seid," sagte der Neugierige höhnisch und im Zerrton. „Ja, das ist so," gab der Fremde zu.

Sie gingen bergab; das war eine einfache Sache, aber die Verschwendung der Sonne aushalten zu müssen war eine Strafe. Sie kamen in ein Tal, wo Bäume die Wege einsäumten und Schatten und Licht im Wechsel für sie bereitet waren.

Der Blonde las einen Wegweiser. Jetzt wußte er es ganz genau, wie sie zu gehen hatten. Der Unzufriedene sagte darauf: „Fridolin, es ist zu schwül, um dir das ewige Gerede um den Weg auszutreiben. Red du bei jedem Meilenstein."

Sie passierten den Mühlbach; seine schwarzen rollenden Wasser lockten

die Augen, um wenigstens in der Vorstellung Kühlung zu suchen. Die unter großmächtigem Baumschutz geduckte Mühle erregte das Verlangen nach Ausruhen in einer kellrig kühlen Stube, aus der die hitzige Maipracht ausgeschlossen war, oder nur wie ein Bild durch das Fenster sah.

Die Wanderer passierten das Mühlengehöft, ohne ein Wort zu wechseln. Vor sich hatten sie jetzt einen in Ackerstücke kreuz und quer eingeteilten Hang; hellweiße Pfade durchliefen ihn und stiegen zur Höhe. Da mußten sie herauf. Ihnen als Lockspeise bedeckte ein herrlich grünes, königlich stolz aufgebautes Gehölz den obersten Kamm.

Die Sonnenstrahlen überschwemmten den beackerten Hang, doch auf die langsam klimmenden Menschen stürzten sie sich wie Speere, so schien es. Vor der Tiefe des Gehölzes hatten sie Respekt, da wehrte sich eine sanfte, mit Goldstaub durchsetzte Dunkelheit unter breitem grünen Laubdach, zog sich immer weiter zurück in die Tiefe und gab eine verhältnismäßige Kühle. Der Kuckuck rief in dem Baumrevier. Von einer hohen Kiefer kam todeskläglicher Vogelgeschrei. Die Wandrer sahen ein paar leichte, feine Falken im glühenden Blau Kreise ziehen.

„Was hat das Viehzeug zu lamentieren,“ rief der blonde Quicke. „Hat's sein Lebtag gut genug und schreit einem die Ohren voll.“

Eine Eichkatze turnte dicht vor ihnen in einem groß gewachsenen Haselstrauch. Da, — noch eine.

Man beschloß, hier zu rasten. Den Mundvorrat zu schleppen war längst lästig geworden.

Es war überall zu bemerken, daß die Sonnenspeere das Gehölz belagerten: von der blanken Kriegsflut und Glorie draußen drang da und da ein goldener Speer ein. Ein Büschchen Waldmeister war ergriffen und brannte, ein Stein; ein weißes Blümchen mußte schmelzen oder sich beugen; Rinnsale von Erztupfen zogen über den trockenen Blätterboden und die Stämme zeigten Helligkeiten wie Heiligenscheine.

Die Menschen in dieser starken, heiligen Maifeier! Der kleine Blonde ging gegen den mächtigen Ausdruck der jungen Natur mit Bemerkungen und Geschwätz an. Der Neugierige hielt seine Flasche mit warm gewordenem Getränk, hatte einen Schluck im Munde und war stumpf, bis auf die Wollust, Feuchtigkeit am Gaumen zu verspüren; die Vorstellung von kaltem Getränk erregte ihn nachträglich zu einer stillen Wut. Der lange junge Mann lag wie ein gefällter Baum, sein im Kreise sich drehendes, unzufriedenes Innenleben fesselte ihn, was er in dumpfer Art schmerzlich empfand.

Nur der Fremde fühlte die Gewalt um sich, unklar und doch bedeutsam genug, um ihn mehr und mehr zu trösten. Alles ist so, wie es sein soll, fand er heraus, maigrün! Jeder Käfer recht schön und vollständig, von

den Gräsern und Blumenköpfchen zu schweigen. Alles ist ganz schön und vollständig, nur wir armen Schlucker sind nicht so, wie wir sein sollten. Sitzen hier, dunkle, fremde Gestalten, komisch, weil wir nicht ausgebildet genug sind, häßlicher und elender als alles und dann wieder: halt, was in uns steckt.

Er mußte vor sich hinlachen. Er für sein Teil hatte sich mit seiner Wunderlichkeit und Elendigkeit abgefunden, und nun trug er sie auch den Genossen nicht nach. Wie sie da alle waren, die drei, sein Herz war mild und wohlwollend, mochte da noch so viel Spuk und krauses Wesen und Dummheiten umgehen.

Der Fremde pflückte eine blendendweiße Hasenkleeblüte, nahm sie aus dem Licht in den Schatten und sah sie an.

Wenn es möglich wäre, das Schicksal durch Geduld und Wohlwollen für andre, Abhärtung mit sich, zu versöhnen!

Er geriet in ein bitterliches, ahnungsvolles Grübeln, wobei sich ihm das Herz zusammenzog.

Irgend etwas wurde indes draußen auf der Walstatt beschlossen. Die Luft stand stiller als zuvor; ein hundertfach gemischter Wohlgeruch breitete sich aus. Der Kuckuk hörte auf zu rufen; es war verwunderlich, daß der Falke nicht mit seinem Klagegeschrei aufhörte.

Jetzt bewegte ein leises Brummen die Stille.

„Sagt' ich's nicht. Es kommt Gewitter!" rief der Quicke und richtete sich auf. „Erhebt euch, Rotte Kora! Wir laufen dem Gewitter davon."

Es dauerte eine Weile, bis die anderen auf den Beinen waren; ein etwas stärkeres Grollen war dazu nötig, sie anzutreiben.

Im Gehen sagte der Fremde: „Das ist so eine Sache mit mir und dem Blitz. Er hat's auf mich abgesehen. Wenn er mich nicht immer trifft, verfolgen tut er mich. Und wie oft hat er sich an mir vergriffen!"

„Nanu!" sagte der Neugierige und blieb stehen; die beiden andern machten es so wie er. Es war am Rande des Gehölzes, vor ihnen lag eine wellige Weite in ungleicher Beleuchtung, denn da und da hingen gefährlich aussehende Florwolken von düsterem Blau am Himmel.

„Nanu!" wiederholte der Neugierige aufgebracht.

„Ja, das ist so. Wo ich bei Gewitter draußen bin, mich verfolgt es. Als zwölfjähriger Junge wurde ich am Pflug hingestreckt. Drei Wochen lag ich krank. Später, nach der Einsegnung, traf mich der Blitz auf dem Wege zum Markt und verbrannte mir einen Finger. Dreimal warf er mich bei der Arbeit im Gemüseland um, versengte mir die Haare, riß mir ein Ohrläppchen ab. Manchmal ist es auch mehr eine Neckerei, ich stehe mitten in schweflichter Lohe, schmecke gräßlichen Schwaden und taumele. Wenn ich mich dann hinlege, mir den Kopf kühle und brunnenkaltes Wasser trinke, geht's über."

„Verflucht ungemütlich!" rief der Quicke. „Versuchst du dich denn nicht zu bergen?"

Der Fremde schüttelte mit dem Kopf und zwar in einer gelassenen, beinahe wohlwollenden Art, die seinen Genossen peinlich anzusehen war.

„Nein, wozu? Er findet mich doch. Er findet mich im Bett, mitten in der Stube, das hab ich ausprobiert. In einen Kaninchenstall kroch er mir nach und streichelte mir über das Gesicht, so daß ich zehn Tage eine Binde tragen mußte. Den Kaninchen aber" — der Fremde verzog seine Lippen zu einem angenehmen Lächeln — „denen war noch nicht ein Schwänzchen versengt."

Jetzt bemerkte er bei gutem Ausschreiten, daß ihm die andern nicht folgten. Er sah sich um und fand betroffene Gesichter vor. Besonders der blonde kleine Kerl war von Widerwillen und Furcht ganz entstellt. Der Fremde hatte einen Finger zu wenig, er hatte wohl keine Haare auf dem Kopf — unter den Hut hatte ihm niemand gesehen — er war bleich wie von vielen ausgestandenen Schrecken und Leiden, seine Augen waren erloschen, das Lächeln um seinen Mund ganz unheimlich. Es war nur nötig, daß der Quicke eine unbedeutende Portion Schamgefühl überwand, dann sagte er kurz: „Ich geh über Querau. Hab da 'nen Onkel. Adje." Schon schwenkte er links um und ging davon.

Der Neugierige lachte: „Nee, ich meine, das ist meist sicherer, mit 'nem Blitzableiter in Gesellschaft zu gehen, als allein. Uns läßt der Blitz laufen. Na gut." Und er hob an, mit offenkundiger Rüstigkeit dem Fremden nachzusteigen.

Es murmelte oben in dem leichten verdächtigen Gewölke, vor ihnen wurde Feld und Steg nächtig.

„Jetzt haben sie's oben schon los, wo du bist und verfolgen dich," meinte der Neugierige. „Hör mal, sie halten Beratung ab." In einem brummenden Geräusch, in das Rollen und Gegenrollen ausklang, gingen seine Worte unter. Der Fremde sah mit Aufmerksamkeit empor und nickte mehrere Male zustimmend.

Der Neugierige kicherte, worauf seine Miene ärgerlich wurde: „Nee, wenn du auch ein guter Schutz sein magst, weiter wie bis zur steinernen Höhe gehe ich nicht mit dir. Ich bin ein verheirateter Mann. Mach du's allein mit den Blitzen ab. Weiß der Himmel, ob du was an dir hast, das sie anzieht. Ich sage: mach's allein ab." Leiser wandte er sich an den langen Hageren: „Du kommst doch mit mir, Andreas?"

Der sagte nicht nein, nicht ja, hatte eine Falte auf der Stirn, sah vor sich auf den Erdboden und lief dem Fremden nach.

Jetzt sprach es deutlicher aus den Wolken. Man sah es hier und da hakenförmig kraßgelb aufzucken.

Es ist hinter uns her, dachte der Neugierige voll Angst. Wäre der fremde Kerl nicht da, scherte ich mich nicht um so ein bißchen Gewitter. Wie er darauf los geht, als ginge ihn das nichts an, daß er Liebkind bei den Blitzen ist — — —

Noch vor der steinernen Höhe trennte sich der Neugierige von den beiden andern. Es war auf einem Kreuzweg, den ein breiter voller Donnerschlag segnete.

„Bist du immer noch da? Verläßt du mich nicht auch?" fragte der Fremde nach einer Weile des Fürbaßgehens. Sie verfolgten eine Wagenspur in schmächtigem Kiefernwald.

„Hast du die andern verjagen wollen?" fragte Andreas seinerseits mißtrauisch. „Erzählst du Räubergeschichten?"

„Mit dem Blitz, das ist so. Ich muß nur über die zwei lachen, wie sich jeder auf seine Art davon machte."

Sie gingen stumm weiter und zwar wie unter der Kontrolle eines schläfrigen brummigen Riesen, denn ihnen nach grollte es leiser und lauter, fast unausgesetzt.

Der lange Andreas sagte: „Mir scheint, du bist ein Mann, wie er nicht alle Tage vorkommt. Dich beachten, die im Himmel strafen. Ist nicht das Gewitter eine Strafe, wenn auch der Regen öfter der Saat gut tut? Dich kennen sie da oben, uns andre nicht. Der Blitz sieht und kennt dich, er läßt dir dein Leben, er giebt sich dir nur zu erkennen. Ich geh mit dir."

Dem Fremden sagte diese Auffassung durchaus zu. Nach Zeiten schlimmer Furcht und krankhaften Entsetzens über sein Schicksal war er jetzt damit abgefunden und sah, wo nicht einen Vorzug, so doch etwas Geheimnisvolles, Planmäßiges darin. Er sagte es Andreas und zwar in einer Art, mit einer Stimme, die diesen auf's äußerste anregte. Da der nichts so fürchtete wie Langeweile und unter nichts so litt wie unter einer Verdüsterung aus Unzufriedenheit, wurde er so munter und hell wie seit langem nicht. Unverdrossen stieg er dem Fremden nach, ja, er konnte sich an keinen so angenehmen Zustand erinnern, als den, der jetzt gegenwärtig war.

Als sie auf der steinernen Höhe ankamen, schien da die Sonne. Der Schmetterlinge buntes Gegaukel stieg auf und ab über reich blühenden trockenen Kräutern.

Dem jungen Mann hob sich das Herz. Der Anblick von dieser Höhe aus auf blaue regnende Gewölke über den Landen im Osten, während hier die Vögel mit vergoldeten Flügeln schwirrten, bewirkte, daß er Mut faßte und seinen Begleiter fragte: „Wie heißt du?"

„Friedrich Kramps," antwortete der prompt. „Es mag schon sein," setzte er gemächlich lächelnd hinzu, „daß mich der Blitz vergessen hat. Seit achtzehn Monaten bin ich in der Stadt verkrochen gewesen. Mittlerweile hat er seine Feindschaft aufgegeben."

„Vielleicht bist du in der Zeit ein anderer Mann geworden," meinte Andreas.

„Oder deine Gesellschaft hat ihn versöhnt."

„Ach, du liebe Zeit — na, nehmen wir an, daß es so ist," sagte Andreas, Falten um den Mund ziehend. Ein Etwas in der Miene und Sprechweise seines Genossen regte ihn dazu an, ihm zu sagen, daß er aus besseren Kreisen stamme, aber vom Großvater her verarmt sei.

Der Fremde nickte anteilnehmend und dann freuten sie sich wieder über das gute Wetter.

Das war nun zu früh triumphiert. Beim Abstieg in einem weitläufig, auf grasigem ungleichen Grund stehenden Eichengehölz kam ihnen Dunkelheit in den Rücken und zog hinter ihnen herauf, schweres, gelbbraun gesäumtes, wühlendes Gewölk.

„Hu, hu!" schrie Andreas, sich umwendend, mit seiner tiefen, dröhnenden Stimme. „Die Himmlischen sind uns auf den Fersen." In seinen Augen entglomm wilde Lust; gerade zackte es lohgelb, und groß und schwer rollend folgte der Donner.

Der Fremde ging seines Wegs, in den Anblick der großen strengen Bäume verloren. Wie sie starren und warten und grün sind — Gottes Lob ist der Hain, dachte er in bewegter Seele.

Das Gewölk indes wühlte und wickelte sich auf, wobei es stieg, es überdeckte die Baumwipfel, die noch soeben ihr Grün ganz herrlich in blaue Himmelsflecken und Straßen streckten; Dämmerung senkte sich über sie. Der Schoß der Wolke klaffte: es fuhr herab wie ein Sprung von Licht und die Ohren konnten das Gelärm und Gedröhne nicht fassen. Die Eichenblätter fingen an zu branden, darauf kamen die Zweige, danach die Äste in Bewegung.

„Daß für die Freiheit meine Brüder starben!" deklamierte Andreas mit aufgeworfenem Kopf. Ihm wallten Fahnen zu Häupten, die in die Ferne züngelten und seinen Sinn mit fortrissen. Soldatenlust, Schlachtenrausch ergossen sich ihm in die lechzende Brust.

Jetzt kam es so, daß eine Lohe wie eine Flammenbresche vor ihnen niederging. Die Luft drückte; knallartig barst der Donner herein.

Kramps stellte sich an einen aufgeschichteten Holzhaufen. Andreas ging begeistert, voll täppischer, herzlicher Zuneigung für ihn erfüllt, mit offenen Armen auf ihn zu.

„Daß für die Freiheit meine Brüder starben!"

„Bleib davon, Mensch," antwortete ihm Friedrich Kramps streng und stieß ihn zurück.

Der Regen fing jetzt an im Sturm zu jagen. Der junge Mann lachte, auf sein Gesicht prasselten Tropfen.

„Ich gehöre zu dir, zur Fahne!" schrie er, sich an den Genossen drängend und sich eng zu ihm stellend, des Ellenbogens ungeachtet, mit dem dieser arbeitete, um ihn zurückzuhalten. Aus mächtiger Kehle kamen ihm Laute der entfesselten, trotzigen Lebenslust. Schließlich ließ Kramps ihm den Willen.

Ein paar Minuten lang trieben sie wie untergegangen in dem wilden Element, ein verdunkeltes, brandendes Meer zu Häupten, um sie eine Furie, unsichtbare Mäntel und Schwingen in tosender Bewegung, den Angriff von schwer fallenden Regentropfen und scharfen Güssen erduldend.

Dann flaute die Heftigkeit ab, die Höhe wurde wäßrig grau, der Regen dicht und zahm.

Die beiden Männer machten sich auf den Weg; sie gingen nebeneinander.

„Wir erreichen mein Haus eine halbe Stunde früher als das Dorf Kallenstädt. Du kommst zu mir für den Abend und die Nacht," sagte Friedrich Kramps.

„Was für ein Gewerbe betreibst du denn?" fragte Andreas vergnüglich.

„Ich bin Gärtner, hab mein eignes Stück Land, warmen guten Boden, als Handelsgärtnerei eingerichtet. Ziehe da Gemüse, Blumen für die Bauern und Dorfleute. Der Boden lohnt die Mühe. Auch Rosen hab ich. — Wenn ich genug Hülfe hätte, fehlte es mir nicht am Auskommen."

„Hast du denn jemand zu Hause, der dich erwartet?"

„Ja, da ist jemand."

„Ich will dir sagen: ich habe niemand," sagte Andreas, sein Herz ganz und gar aufschließend. „Ich lebte von klein an bei meiner Mutter und einer krüppligen Tante. Eine kreuzbrave Frau, meine Mutter — sie ist gestorben — eine gute Frau, die mich bekochte und beflickte — ja, aber reden tat sie ohne Unterlaß, immer dasselbe, drehte sich wie eine Katze um ihren Schwanz immer um dasselbe — ja, was sollte sie auch anders tun?" Andreas legte sich die Faust an die Stirn. „Es war langweilig," sagte er leise: „Die Tante eher witzig, ein bißchen giftig und auf Beachtung erpicht. Zum Donnerwetter, es war langweilig —" Er machte eine Schulterbewegung, als er das herausstieß und sein Kopf zitterte ihm auf dem Halse. „Jetzt ist Mutter in der Erde, die Tante im Spital — und — du, Freund, ich bin nicht glücklicher."

Der Gärtner sah in große, ängstlich glänzende Augen.

„Wie steht es denn mit einer Braut?" erkundigte er sich vorsichtig.

Der junge Mann schüttelte unwirsch mit dem Kopf.

„Ich liebe zu viele," murmelte er mit harter Röte auf den Wangen. „Und — ich hab solch Ekel, wenn ich entdecke, daß die Mädel gerne verziert sind. Wenn sie mich zum Militär genommen hätten. . . Das wäre doch was gewesen, was anders vielleicht . . ."

Er machte eine fortschleudernde Handbewegung.

„Es kommt noch zutage, was dein Glück ist," tröstete der Gärtner.

Andreas versetzte halb verlegen: „Ich bin ja doch glücklich — heut —," und seine Schulter streifte unwillkürlich des Fremden Rock.

Noch wirkten der Regenguß und die Abkühlung der Luft wie eine Erfrischung, jedoch die Unannehmlichkeiten zeigten sich den Wandrern bald: der schlechte Untergrund zum Gehen, die nassen schweren Kleider, Kältegefühl und Unbehagen.

Kramps bezeichnete ein Haus auf der halben Höhe einer langen Lehne, die, nach Südwesten gelegen, zu einem breiten Tal abfiel. Hier hatte es wenig geregnet. Abendgelb stand in stiller Pracht hinter einer glasblauen Gebirgskette. Dann sah noch die Sonne heraus.

Nun stapften die beiden mit neuem Mut vorwärts, wie Pferde, die es mit vorgestrecktem Hals nach der Krippe treibt.

Der Gärtner schnaufte und rieb sich mit nasser Hand die Nase; zu dem von seinem Hut tropfenden Wasser, das ihm über das Gesicht lief, kamen noch ein paar warme Tränen.

„Das ist so," sagte er halblaut, „der Blitz hat zuwege gebracht, daß ich mich vorm Tod nicht scheue. Der Blitz ist so recht 'ne Probe von dem, was die Menschen von außen anfällt. Na ja, komm heran, bittrer Wind, Feuerschrecken und Schmerz. Ich steh hier und halt' mein Herz fest."

„Ja, recht," sagte Andreas frisch, in dem Genuß der Befreundung schwimmend.

„Vorm Leben scheu ich mich meist mehr," fuhr Kramps fort. „So einer wie ich, so'n Gezeichneter, sollte doch kein Segel mehr aufsetzen, akkurat wie'n Schiffer im Orkan keins aufsetzt. Und ich armer Narr hab doch ein großmächtiges Segel aufgesetzt."

Andreas betrachtete im Voranschreiten nichts anderes als Kramps' kleines Haus, das ihnen seine Hauptfront zukehrte. Da es weiß getüncht war unter seinem roten Dach, machte die Abendsonne, daß es warm und lustig genug anzusehen war. Das Gärtchen vor der Tür war wahrhaftig von Blumen bunt; blau, gelb und rot und weiß. Mochte sein Begleiter Tränen vergießen und sich Narr nennen, er fand es beneidenswert, sein Eignes zu haben. Und alles in gutem Stand.

„Na, wie ist es mit trockenen Kleidern und einem Mundvoll warmem Essen!" rief der Gärtner, sein gerötetes Gesicht dem Genossen zuwendend. Und er lief voraus, an zwei Hausfenstern vorbei, und schlug mit den Knöcheln an jede Scheibe.

Die Haustüre tat sich auf, eine junge hochgewachsene Frauensperson mit gelben Zöpfen über der Stirn, einem regelmäßigen strengen Gesicht und hellen, groß aufgemachten Augen zeigte sich.

„Frieda!" rief der Gärtner, beide Hände nach ihr ausstreckend. Unter seinem Anruf wurde sie weiß wie die Tünche an der Hauswand. Ihre Wangen und Lippen schienen zu erstarren, während in ihren Augen das Feuer eines wilden Erschreckens aufbrannte. Einen Schritt zurücktretend, wickelte sie Hände und Arme in ihre blaue Schürze.

„Mein gutes Kind," sagte der Gärtner, ohne sich beirren zu lassen, mit noch herzlicherer, zitternder Empfindung. Er küßte sie auf die Wange. Sie senkte den Blick, ein Ausdruck von Beschämung und Kummer verschönte ihre großartigen und kalten Züge.

„Es ist kein Fremder, ein Freund. Trockene Kleider für ihn und mich, Liebherz. Wir sind pudelnaß. Und was Warmes zu essen, zu trinken."

Damit schob der Gärtner seinen Gast zur Türe herein. Flur, Wohngelaß, Schlafkammer und Küche wurden mit Hin- und Hergehen, Frage und Antwort erfüllt, die Kleidungsstücke, die Frieda herauskramte, eingeteilt. Sie sprach nicht viel, nur zur Sache und verständig, ihr Eifer war groß, ihre Freundlichkeit voller Zurückhaltung.

Andreas fühlte es dem Freund an, daß er darauf erpicht war, die mangelnde Herzlichkeit und Freude des jungen Geschöpfes, das wiederzusehen er selber ganz aus Rand und Band kam, auf des Fremden Gegenwart zu schieben.

Kramps ging alle Augenblick ans Fenster und konnte sich gar nicht genug damit tun, aus trocknen Kleidern seine Stiefmütterchen, Tulpen, Vergißmeinnicht im Vorgärtchen und die erfrischte, durch den Abendsonnenschein in ein lachendes Bild zusammengefaßte Landschaft zu bewundern.

„Das ist deine Frau?" fragte Andreas von der Bank am Ofen her, wo er sich behaglich dehnte.

Frieda war in der Küche.

Der Gärtner nickte: „Sie wird meine Frau." Er sah zur Seite und lächelte verstohlen. „Treuer und tüchtiger gibt's kein Wesen auf der weiten Welt. Und zur guten Laune aufgelegt." Er stockte und fuhr dann lebhafter fort: „So war sie: über eine Kleinigkeit kinderfroh, über Mühseligkeiten, Mißgeschick oder Ärger zog sie herüber wie ein Adler — —" Die Erinnerung an frühere Tage und die veränderte Gegenwart ließ ihn mit einem Male in seinen trocknen Kleidern schaudern, doch sogleich beherrschte er sich; er wollte mit keinem Mißtrauen einem etwaigen schlimmen Geschick Vorschub leisten und dem jungen Freund nicht seine Enttäuschung und bange Ahnung kund tun.

Er nahm aus einem alten Sekretär ein Buch, reichte es Andreas hin und sagte ihm, daß er ihn jetzt allein lassen würde.

Andreas gefiel das Buch, eine altmodische Naturgeschichte mit vielen farbigen Abbildungen. „Der Er, die Sie, Meesen," stand unter einem

Blatt mit zwei gemästet aussehenden weißen Vögeln, die auf blauen Sockeln in noch blauerem Wasser saßen. Er streckte seine langen Beine von sich und wunderte sich darüber, wie äußerst behaglich er sich fühlte. Seine Gedanken umstrichen im langsamen Zuge seinen Gastgeber, diese stattliche Frauensperson, das Anwesen. Irgend etwas war hier verborgen, das war nicht leicht zu verstehen, vielleicht heillos. Nein, es sollte nicht heillos sein. Mit den Blitzen war es genug. Freundlich und heimlich und gut geordnet war's hier, so auskömmlich und anständig wie da der alte Sekretär aus masrigem, gelbbraunem Holz, mit schwarzen Säulen und Zierat aus Elfenbein. Ja, ja, wenn einer in seinem Stand vom Großvater her bleiben konnte! Aber er wollte nicht auf seine eigne Lage kommen, durchaus nicht, eben war sein Blut ohne Bitterkeit, das wollte er genießen.

Jetzt redet er mit der ausgezeichneten Person, dachte Andreas, sich zu dem Hauptthema zurückbegebend. Jetzt klärt sich auf, warum sie sich nicht freute. Ihre Hände waren unsauber, deshalb konnte sie sie nicht zum Empfang hinstrecken, sie hat Kopfschmerzen oder sonst was . . . Vielleicht war sie seine Magd früher. Und jetzt . . . . Andreas zog durch die Zähne die Luft ein und blätterte weiter in dem grauen, gemütlichen, alten Buch; er kam zum Flachs und zur Hirse, ließ sich von der Sagopalme imponieren und sah die letzten Blätter an.

Als der Gärtner nach einer guten Weile hereinkam, mußte sein Gast bemerken, daß er nicht wie jemand auftrat, der etwas erreicht hatte. Deshalb war er nicht schlechter Laune. Die Anwesenheit des Fremden schien ihm sehr willkommen. Er klopfte ihm auf die Schulter und als Andreas, den Zeigefinger auf dem Buche, zu ihm aufsah, nickte er ihm dringlich zu.

„Hör mal, wir beide werden die Nacht über hier kampieren. Nicht wahr, es wird gehen?"

„Allemal," erwiderte Andreas. „Da sind ja sogar Pilze in deinem Buch und Schimmel, wie er durch ein Vergrößerungsglas aussieht."

Der Gärtner hatte die Hand über den Augen und sann nach.

„Kann ich dir in irgendwas beistehn?" fragte Andreas. Kramps setzte sich als Antwort zu ihm auf die Bank, legte seinen Arm um ihn und drückte mit einer sich der körperlichen Nähe versichernden Dringlichkeit des Freundes Schultern mit festem Griff. „Hast du Lust an den Pflanzen? Sieh dir die großblumigen an oder die Rankengewächse. Malven, Trollblumen, Klematis. Kannst sie gut leiden? Ich hab das Buch seit lange nicht angesehen. Vom Großvater. Ja, der Schimmel vergrößert. Richtig . . . Wenn ich bedenke, daß ich jetzt zu Hause bin, meine Blumen in Knospen und Blüten stehn, alles so weit in Ordnung ist — das Dach muß nach der Ostseite ausgeflickt werden — aber im ganzen genommen — es ist alles so weit in Ordnung . . ."

„Ja, und wenn sich deine Frieda besonnen haben wird, wie sie dich aufzunehmen hat, dann ist alles gut," sagte Andreas kühn. Damit wollte er seinem Freund zu verstehen geben, daß er für sein Teil Friedas Benehmen für eine Laune hielte, zugleich hoffte er, Kramps zu einer leichteren Auffassung der drückenden Angelegenheit zu verhelfen.

In Kramps' Seele ging auch wirklich ein Hoffnungsschein auf. Meinte Andreas das aufrichtig, was er sagte? Nein, in seiner Miene war keine Aufrichtigkeit zu erspähen, besonders der Eifer und die Herzlichkeit in seinen Augen waren verräterisch. Es gab keine Gnade und mußte durchgelitten werden: es war nicht die Frieda, die er verlassen hatte, die er vorfand.

Sie kam mit dem Abendbrot. Später steckte Kramps eine Lampe an. Sofort erschien ein karierter Bettbezug in ihrem Licht und breitete sich aus. Das junge Geschöpf fing mit einer verbohrten emsigen Art zu flicken an. Peinlich war's anzusehen: sie nähte wie ein alter Mensch, dessen Seligkeit in der Arbeit steckt. Wie zum Hohn gleißte und wölbte sich das Haargold auf ihrem gesenkten Kopf; die niedrige weiße Stirn schien wie in den Ring eines unheilvollen Denkzwanges eingeschlossen. Erhob sie einmal ihre großen klarblauen Augen, dann war es erschreckend: diese schönen Sterne blickten nichts als Starrheit und Kälte.

Einmal sah Andreas, wie sie plötzlich mit gehässigem Ausdruck ihre Hände musterte, sie rieb, als wolle sie etwas davon entfernen und sie dann fortsteckte, während ihre Augen sich zusammenzogen und ein paar feine Tränentropfen herausquollen.

Der Gärtner fragte nach der alten Frau Wulkow.

Sie sagte kurz: „Geht ihr gut."

„Sie hat, während ich von Hause fort war, Frieda in der Hauswirtschaft geholfen. Mir hat sie Nachrichten gegeben," erklärte Kramps dem Freunde, „Frieda ist nämlich nicht fürs Schreiben eingenommen." Das letztere sagte er vorsichtig und sanft und wollte einen Blick von dem Mädchen erlangen.

Sie schien erschreckt, rückte ihren Stuhl vom Tisch ab, um sich dem Lampenschein zu entziehen, und schob sich enger zusammen, so als ob sie ihre kräftige Gestalt womöglich im Schatten verbergen wollte.

Dem Gärtner war ihr Benehmen augenscheinlich sehr schmerzlich. Er versuchte es, durch aufmunternde und anerkennende Worte sie in den Lampenschein zu ziehen. „Willst du denn nicht weiter nähen?" fragte er.

„Ist richtig, ich tue nicht genug," war ihre schwere, ganz verständnislose Entgegnung. Mit ruckhaften Bewegungen zog sie den Bettbezug an sich heran, kam wieder darauf, ihre Hände anzusehen, machte eine wilde schleudernde Bewegung mit ihnen und drückte sie dann in den Stoff eingewühlt an ihre Brust.

Kramps streckte seinen Arm, so lang er war, sich vornüberbeugend, mit einer liebevollen beschwörenden Gebärde nach ihr aus.

„Frieda, ist's nicht an der Zeit, daß du begreifst, daß ich wieder da bin und der Alte!" bat er dringlich. Sie schrie auf: „Ich sehe, daß du da bist. Ich sehe, wie's dir ergangen ist. Ich sehe dein Elend. Faß mich nicht an, ich bin ein schlimmes Stück Mensch!"

Der Gärtner setzte sich betroffen aufrecht hin, Furcht und Schrecken malten sich auf seinem sonst so gefaßten Gesicht.

Andreas rauchte und tat so, als hätte er nichts gesehen und gehört; sein Herz wallte in Zorn gegen das Mädchen auf. „Diesen Tag wirst du dir rot anstreichen im Kalender, schätze ich," sagte er nach einer Pause möglichst harmlos, um das brütende, unglückselige Schweigen zu unterbrechen. „Mit heiler Haut aus dem Gewitter gekommen."

„Rot anstreichen," wiederholte der Gärtner, ohne dabei zu denken.

Als er sich erhob und sich in der Stube umsah, nahm das Frieda für einen Wink, daß sie das Nachtlager für den Gast herrichten sollte, und damit klärte sich ihre Miene; sie schien es als Balsam zu empfinden, etwas schaffen und tun zu können.

Sie richteten sich zur Nacht ein, wobei die beiden Männer um die einzig vorhandene Matratze stritten, die jeder dem andern gönnen wollte.

Frieda lief mit Decken und Kissen ab und zu. Mit einemmal bemerkte sie den Streit der beiden. „Die Matratze ist für den Fremden, Kramps braucht sie nicht," sagte sie mit starker Stimme und sehr bestimmt. Der Gärtner ging ihr nach, zur Türe hinaus. Andreas hörte ein Gespräch aus einiger Entfernung und dann ein lautes leidenschaftliches Weinen, dazwischen die Worte: „So oder so — ich bleibe nicht in der Kammer, das ist deine Kammer, ich schlafe auf der Erde in der Küche, wie's mir zukommt."

Andreas konnte nicht anders, als scharf hinhören; was er vernahm, klang ihm verworren und eigensinnig, gehörte zu der Öde und Unsinnigkeit menschlicher Zustände, der er sich soeben entronnen glaubte. Sein Gemüt überkam wieder die alte Ungeduld, die bekannte entsetzliche Unzufriedenheit, die ihn würgte.

Dieses Frauenzimmer! Was setzt sie für einen Kopf auf! Ist er nicht gut zu ihr? Ist sie nicht sein Herzblut? dachte er wütend, und der Untergedanke war: Wollte ich mich nicht einmal erholen? Mir verdirbt sie die Behaglichkeit. Ich will doch auch mal behaglich leben . . .

Kramps kam. Die Matratze wurde Andreas zugeteilt. Und dann wurde Ruhe im kleinen Hause und der Schlaf stellte sich ein.

Braucht er nicht notwendig einen Gehilfen bei seiner Gartenarbeit? Ich bin der Gehilfe, ich bleibe bei ihm. Mit diesem Plan wachte Andreas am andern Morgen auf. Eine ausgezeichnete Idee war's. Sein Kopf war klar und sein Herz warm, vor sich sah er ein gutes Gedeihen im Zusammenarbeiten mit dem Freund. Holla, da war etwas, was ihm den Lebenssaft

auffrischte! Den Beruf wechseln, das Hantieren mit Metall aufgeben, dafür in Wind und Sonne mit dem Grünzeug arbeiten. Er pfiff laut und mit einer schalkhaft kecken Nuance. Hatte er nicht von der Sagopalme geträumt, der Hirse und dem Tabak?! — Das Lager drüben war leer.

„Helle, Helle!“ rief Andreas, sprang auf, streckte sich mit Lustgefühl und kleidete sich an.

Frieda kam und kramte und räumte, brachte Kaffee und Milch, Brot und Butter und auch eine eiserne Pfanne voll blanker Setzeier.

Kramps war bereits in seinem Garten gewesen. In der Türe sagte er in seiner guten Art: „Wenn ich bedenke, daß die beiden Frauenspersonen, die Frieda und das alte Weib, das alles beschafft haben! Da liegen ein paar Beete brach, die Reben sind verwildert, die Zeit zum Umpflanzen ist bei mancher Blumensorte verpaßt, — aber was will das sagen! Das meiste steht in Reih und Glied — eine wahre Pracht. Schönen guten Morgen!“ Das galt seinem Gast.

„Sieh mal, gebackene Eier, Kramps, die hast du im Gefängnis wohl nicht des Morgens zu essen bekommen?“ sagte Frieda, auf die Pfanne weisend mit ängstlicher Sorglichkeit.

Andreas schrak zusammen, sein Gesicht zog sich in die Länge. Der Gärtner sagte langsam und freundlich zu Frieda: „Nein, die hab ich im Gefängnis nicht bekommen.“ Und dann zu Andreas: „Nun weißt du's ja.“

Er setzte sich und forderte den Gast mit einer Handbewegung auf, dasselbe zu tun. „Schneide Brot, Frieda!“ Andreas war wie zu Holz geworden. Da saß er steif, rührte nichts an und machte ein feindseliges, aufs äußerste beleidigtes Gesicht.

„Es steht nicht so, als ob der Gärtner achtzehn Monate fort gewesen ist; es steht auch nicht so, als ob er dagewesen ist,“ sagte Kramps. „Frieda hat für drei gearbeitet, aber drei sollten auch da sein; drei beansprucht der Garten. Frieda soll sich nicht überarbeiten, sie könnte übellaunig davon werden.“ Er hob den Blick, einen forschenden, bittenden Blick aus seinen erloschenen Augen, die von so viel Schrecken wußten und jetzt sehr bangten. Frieda sah bleich und schön aus, nicht eine Spur übellaunig, aber so, als sei sie in kaltem Gram und eisernem Willen eingemauert.

Andreas schleuderte dem Gärtner einen harten, verächtlichen Seitenblick zu: dieser fing den auf. In seine Stirn stieg Röte. Er gab alles Sprechen auf, stemmte die Hand mit den vier Fingern auf den Tisch und aß, als ob er im Begriff sei, aufzustehen.

Andreas fühlte sich wie zu Holz geworden, nur sein Herz klopfte in schwerer zorniger Erregung. Er wollte sagen, daß er jetzt gehen müsse; es wurde nur ein Räuspern. Dann schob er die Pfanne mit Eiern, die man ihm hingesetzt hatte, heftig zur Seite. „Schön Dank für die Gastfreund-

schafe. Ich geh jetzt," brachte er mit rauher Stimme heraus. Tränen des Zorns und der Bitterkeit näßten ihm die Augen.

Der Gärtner hatte in der Rechten ein Messer, es hinlegend, den Bissen im Munde, sagte er: „Tu mir die Liebe, komm, sieh dir mein Stückchen Land an. Frieda, iß die Eier, ehe sie kalt werden."

„Daß du mich so traktierst," brach Andreas los, als sie den Mittelweg im Garten heruntergingen. „Läßt mich mit dir gehen, nimmst mich bei dir auf; die Nacht über behältst du mich bei dir! Offen hast du mich angesehen und ließt mich dir offen anvertrauen, wie's mit mir steht. Du Heuchler! All die Zeit trugst du eine Schlange im Rock. Die Schlange war mit uns im Eichenwald — ich dachte, wir waren zu zweien — nein, wir waren zu dritt. Die Schlange ging mit dir. In deiner Wohnung trat ich nur eben bei jedem Schritt neben dem scheußlichen Wurm vorbei. Pfui, ich hasse Schlangen, schieläugig, giftig . . . Bei wem war ich? Und mit dieser großen queren Frieda — wie steht es mit der? Lauter Schlangen sind um mich gewesen — — du!"

„Nun wettre schon," sagte der Gärtner leise, mit brennenden Backen. „Das ist nicht so, wie du dir das denkst mit dem Gefängnis. Und die Schlange. — — — mir gehört die Schlange nicht, die dich jetzt sticht."

Andreas schnaufte vor Zorn, ihm knackten die Fäuste und die Brust bedeckte sich ihm mit Schweiß. „Getäuscht hast du mich! Oder wie, sagst du nein?" stieß er hervor. „Hast du mich nicht hinters Licht geführt?"

„Gott im Himmel, ich kann doch nicht alles auf einmal sagen," verteidigte sich der Gärtner. „Glaubst du, ich werde jedem Fremden mit meinem Unglück unter die Nase fahren, damit alle Niedertracht und Feigheit und Wut aus ihnen herausspringt? Und den Freund, den schone ich, wenn er gerade anfängt, sich aufzurichten und lebendig zu werden."

In Andreas hatte das Schlimmste ausgetobt; eine schmerzhafte Empörung auf sein Schicksal war es jetzt, die ihm zusetzte. Hatte er nicht den Gärtner geliebt? Ja, und nun war alles kurz und klein geschlagen, kurz und klein, alles, seine Lebenshoffnungen dazu.

„Ich bin achtzehn Monate im Gefängnis gewesen, wegen Frieda," erklärte Kramon. „Sie ist die Tochter meines verstorbenen Halbbruders, zehn Meilen ab. Ich kannte ihn wenig, er war Glockengießer und hatte sich eine Frau aus dem südlichen Tirol genommen. Gesehen hab ich sie nie. Von der Tochter wußte ich gar nichts. Eines Tages kommt sie zu mir im Spätsommer. Das war so: ich lag zu Bett in der großen Stube, wo wir heute nacht schliefen. Ein Blitz hatte mich in meinem Garten — da bei den Staketen — gestreift. Stell dir vor, daß du zu Bett liegst, mit leerem Kopf, in dem kein Gedanke mehr grünen will, der Saft und Kraft hat, sondern nur Trauriges aufsteht, das dir erzählt: du bist zum Unglück

geboren. Warum lebst du noch und quälst dich mit Arbeit? Dir ist heiß und trocken und vor dir siehst du nichts, das dich kühlen könnte — das frische Wasser mußt du dir selber holen, da ist niemand, der danach sieht. Mit eins geht die Türe auf und es steht etwas da, das du nicht begreifen kannst. Du sagst dir: ist das ein Rosenstrauch in Menschengestalt? Oder kommt die Schutzgöttin der Gärtner zu dir? Hat sie nicht Haupthaar, so schwer und golden wie Korn, ein Kleid von Gutwetterblau, Pfingstrosen auf den Backen und die Augen wie Liebeshainblumen und so frisch wie Brunnenwasser? Wenn es so etwas gibt, dann willst du leben und rasch Kräfte sammeln, denkst du. Sie sagte, daß sie meine Nichte und elternlos sei, Frieda hieße, es bei Fremden nicht aushalten könnte und bei mir bleiben wollte. Sie hätte Lust zu jeder Arbeit.

Ich verstand sie nicht. Es dauerte eine Weile, bis ich so etwas faßte. Wenn sie bei mir bleibt, ist es grade so, als ob der Himmel mir statt seinem Blitzstrahl seine Herrlichkeit zukommen läßt, fand ich heraus. Ich fand auch heraus, daß es eine himmlische Gerechtigkeit bedeutete, mir als Entgelt für Brand und Qual das Mädchen zu schicken.

Sie blieb. Voll Saft und Kraft war sie, ein großes schönes Mädchen, das wie ein Knecht arbeitete. — Ja, und sie war doch noch etwas anderes —" Der Gärtner zog die Lippen ein und die Lider sanken ihm über die Augen.

„Einmal kommts heraus — ich hatte sie nach nichts von früher her gefragt — daß sie noch nicht vierzehn Jahre alt ist. Es war mir gleich, denn ich wußte ja, daß sie nicht ein Mädchen ist, wie eins alle Tage vorkommt. Sie arbeitete wie eine Erwachsene, ach, was sag ich, es wird sich nicht leicht eine Weibsperson finden, die einen Tag lang so viel Eifer und Kraft aufbringt wie sie — alle Tage, vom Morgen bis zum Abend. — Dann verliebte sie sich in mich." Der Gärtner legte seine vierfingrige Hand über seinen Mund, dessen Lächeln unbezähmbare Lust und Triumph ausdrückte. „Sie — sich — in — mich. Ich kam eines Mittags nach Hause, da war nichts vorbereitet zum Essen — gar nichts. Ich war so erstaunt, daß ich voll Entsetzen dachte: Frieda ist in die Erde gesunken. Aber Frieda war vorhanden: ich sah etwas wie Gold glänzen am Wegrain unweit vom Hause, da saß sie barhäuptig in voller Sonne zwischen Kamillen.

Ich kam angelaufen. Sie sagte: ‚Ich bin so unzufrieden'. Darüber erschrak ich, daß mirs eiskalt auf dem Rücken wurde. ‚Komm ins Haus,' bat ich sie. Plötzlich schien ihr einzufallen, daß sie für das Mittagessen nicht gesorgt hatte. Sie erbleichte und hob eine Hand. Ich nahm ihre Hand und wir gingen ins Haus. ‚Ja, was ist dir nun,' fragte ich sie und ich kann dir sagen, Andreas, es spielte mir furchtbar mit. Wenn's denn schon tödlich wäre, dachte ich. Sie wiegte den Kopf hin und her, sah mich wehleidig an, ermunterte sich plötzlich und lachte. ‚Ach, Kramps,' rief sie strahlend, und

es war mir unheimlich, wie sie mächtig und schön war. Das ging über alle Blumen, wie sie war. Ich zitterte, weil sie ihre Hände auf mich legte. Solche Kräfte hat sie, dachte ich mit Respekt und einer Freude, wie ich sie noch nie gehabt hatte."

Der Gärtner trachtete danach, zu Atem zu kommen und in Andreas spannte sich die Erwartung. „Ich sagte ihr das mit den Blitzen, was sie zwar schon wußte. Ich sagte ihr von ihrer Jugend und meinen vierzig Jahren und daß ich auf 'ne Art ihr Onkel wäre. Sie lachte. Ihre Hände ließen nicht von mir und ich wurde immer mehr verändert. Ich muß zugeben, es kam mir selber vor, als hätte ich mit meinen Einwendungen leeres Stroh gedroschen. Ich sagte mir: weil mir dies wie leeres Stroh vorkommt, wird es wohl das Richtige sein, was Frieda will und was ich nun mit einem Male auch will, obgleich mir — bei meiner Seele — vorher nie ein Gedanke gekommen war, daß ich so etwas wie die Schutzgöttin der Gärtner für mich haben könnte.

Ja, es war das Richtige. Da wurde ich im Gemüt meine Leiden ganz los, frischer zur Arbeit. Da hörten wir dem Wind zu, als machte er für unsere Herzen Musik. Die Pflanzen sahen wir mit viel Liebe an. Alles ringsumher mußte wohl vollkommener geworden sein. Wir lebten so recht aus Freuden; über die Glasscherbe in der Sonne hatten wir unser Ergötzen und wenn wir jedes ein Stück gut ausgebackenes Brot nach der Arbeit in der Hand hatten, kamen wir uns recht reich vor.

Eines Nachmittags — wir nahmen Stecklinge von den Nelken — kommt der Ortsgendarm. Einer unserer Nachbarn, ein sehr frommer Mann, hatte herausgefunden, daß der Gärtner Kramps und die Frieda sich mehr lieben als sie sollen, das durfte aber nicht sein, weil man an Friedas Geburtsort hatte nachforschen lassen, daß sie noch für ein Vierteljahr schulpflichtig war. Man klagte mich an. Ich mußte zu Terminen in die Stadt. Mich, will ich dir sagen, traf das Unglück nicht ohne Vorbereitung, ich war an arg Schlimmes gewöhnt, aber die Frieda traf es ins volle Herz. Ich tröstete sie nach Kräften. Ich sagte ihr: wir wollen abgehärtet sein, wir warten. Zeit geht. Bleiben wir bei Leben, dann wirst du meine Frau und wir leben so weiter, wie es uns gefällt. Ich sage nicht, daß ich ein Hundsfott oder ein Verbrecher bin. Was dich anbetrifft, so bist du ohne Schuld wie das Vergißmeinnicht im Gras. Bleib du auch fest. Und wenn später ein Gewitter kommt, hältst du dich zu mir und wir beide fallen in Gottes Namen brennend um, in unsre Blumen. Das wär' ein Tod! Sie hatte mich nämlich gebeten, daß sie sich bei jedem Gewitter zu mir halten dürfte und ich hatt's ihr abgeschlagen."

Andreas schüttelte mit dem Kopf. Wie er geliebt wird, er hat's nicht langweilig, dachte er und sein Herz brannte. Was für ein Mädchen das ist!

Jetzt erst achtete er auf ihr Aussehen und ermaß, was sie früher gewesen sein mußte, als sie glücklich war. Aber er ärgerte sich über sie.

Am Ende des Gartens, da, wo Rosengesträuch, in Knospen auf lehmgelbem Boden rechts und links vom Wege stand, blieben die beiden Männer, einen Lattenzaun, den die Sonne hell getrocknet hatte, vor sich, stehen.

„Und nun empfängt sie dich so," murmelte Andreas, mit der Stiefelspitze gegen den Zaun stoßend. „Verabscheut sie dich? Hast du nicht gerade genug um sie ausgestanden?" Er drehte sich rasch um, rasch mit den Wimpern blinkend. Der Garten, die helle frische Landschaft drangen mit neuen Versprechungen auf ihn ein, ihn an sich saugend.

„Sie hat mehr ausgestanden und sie verabscheut mich mitnichten." Der Gärtner sah zu Boden. „Das ist das Schlimme, sie gibt sich die Schuld. Sie hat sich auferlegt, mir als Magd zu dienen. Sie möchte sich zuschanden arbeiten, für mich, der ich ihretwegen Schande auf dem Buckel habe. So steht es. Alle Zusicherung hilft nichts." Des Gärtners Stimme wurde heiser vor schmerzlicher Erregung. „Ihr Gemüt ist verstellt. Nichts hilft. Ich sage ihr: die Gefängnishaft um deinetwillen ist mir so vergangen, als ob ich das gar nicht gewesen wäre, den sie einsperrten — sie glaubt es nicht, ringt die Hände, sieht mich voll Reue an und findet viele Spuren von Elend und Pein an mir, bejammert die schlechte Kost, die ich hatte, fällt auf die Knie und klagt sich an."

Der Gärtner zog einen Seufzer der Qual aus tiefster Brust. „Damit ich wirklich zu Tode getroffen werde, wendet sie sich von mir ab."

„Sie wird sich anders besinnen," meinte Andreas ungeduldig. „Sie wird — mit der Zeit." Der Garten gefiel ihm so herrlich gut, diese Reihen krauser hellgrüner Pflanzen drüben, die roten Blüten da. Und der Vögel Lustgeflöte herüber, hinüber. Sollte sich denn Herzeleid nicht überwinden lassen?!

„Nun hör mich an, Kramps," sagte er rasch und sehr wichtig, wobei sich seine Lippen zu einem halben Lächeln wölbten. „Das ist so: ich hab's mir überlegt, in der Fabrik hab' ich ausgespielt. Ich will nichts lieber, als bei dir bleiben und auf Gartenarbeit umlernen. Nimm mich als Gehilfen an. Hinter der Arbeit werd' ich sein wie der Wind — wie der Wind. Wir vereinbaren uns. Was sagst du?"

Der Gärtner sagte nichts; in seinem Hirn ging die Gewißheit auf, daß Friedas Geist trübe geworden war; es lag nicht in ihrem Willen: sie konnte nicht anders sein, ihr Geist war trübe geworden. Das entsetzte ihn, wie ihn noch nichts entsetzt hatte. Sie sich besinnen — mit der Zeit. Nein, seine Frieda war zerstört und hin. Das sollte er fassen. Es war zu viel. Stolpernd ging er ein paar Schritte vorwärts. Das Weiße da war ein Grabstein? Oder Winterschnee? Er bückte sich, Duft schlug süß und köstlich zu ihm auf. Narzissen. Er pflückte eine, zerriß sie, zerrieb sie in den Fingern.

Dies war sein Garten, das da sein Haus. Er wollte fort. Er wollte darüber hinfliegen.

„Hast du mich nicht gehört, Kramps? Ich will bei dir bleiben. Gilt dir das gar nichts?" erkundigte sich Andreas dringlich, um sein Fortkommen und Gedeihen heiß besorgt.

Jetzt sah ihn der Gärtner an; seine ausgeblaßten Augen sahen wie durch Flore, wie Wasser im Nebel waren sie; mit grauweißen Lippen sagte er mühsam und erstaunt, beinahe lächelnd: „Du willst hier mit mir arbeiten? Wie der Wind . . . Doch nicht mit mir. Und was willst du arbeiten? Es liegt ja das meiste unter Schutt, anderes hat der Frost zerstört. Arbeiten willst du hier, wo alles aufgehört hat, lebendig und frisch und gut zu sein? Die Farben sind tot, die Luft ist gestorben, die Sonne ist feindlich geworden. Die Vögel spotten aus Niedertracht über unsere Herzen. In den Rosensträuchern steigt giftiger Saft."

„Jesus, Kramps, alles wegen der Person, der Frieda?" rief Andreas außer sich. „Laß sie doch, laß sie Magd spielen, wenn sie durchaus will. Wir wollen uns vereinbaren, wir zwei."

Wie großnäsig und fahl Kramps aussah! War er zu Stein geworden? Andreas stockte das Herz und es ging ihm wie Nesseln über die Haut, weil er sich schämte, wegen Kramps großer Liebe so auf ihn losgefahren zu sein. Gott, wie ihn das Mitleid um ihn zerriß. Aber er wollte doch leben, sich verändern, sich verbessern, mit gerade dem Mann da gemeinsame Sache machen. „Wir wollen uns mit der Gärtnerei vereinbaren," wiederholte er ungeduldig und zäh.

„Ja, vereinbaren, ja," sagte der Gärtner rasch und leise. Seine Lippen schienen ihm nicht zu gehorchen, sie bewegten sich nach allen Seiten zuckend. Er stolperte und suchte mit der Linken Halt an Andreas' Arm. Eine wehleidig ängstliche Miene erschien auf seinem fahlen Gesicht, sogar ein vages, kindliches Lächeln, das dem jungen Mann sehr schrecklich zu bemerken war; es schien ihm, als sei der Gärtner von einem plötzlichen, unerklärlichen Rauschzustand befallen.

„Was ist denn, Kramps?" fragte er argwöhnisch.

Ja, was geschah denn mit dem? Als ob eine Gewitterfurie in seinem Innern losbräche, so wurde er geschüttelt, das Herz suchte in furchtbarer Not Rettung, es hob sich, es wollte mit Gewalt fort aus seinem Käfig wie ein von Freiheitsdrang rasend gewordener Vogel. Die Lungen dehnten sich, um endlich die ganze Fülle der Luft einzufangen, nach der sie schmachteten, die blaue ewige Luft, in der das Licht lebt . . .

Dem Gärtner knickten die Knie ein, er sank schwer zur Seite und immer tiefer unter Andreas' zupackenden Händen. Jetzt lag er auf der Erde, wohin er gehörte, eine armselige, unheimliche Masse, aus der das Leben wich.

„Also traf ihn doch der Blitz," sagte Andreas, verdutzt und erschüttert.

***

Das Carnegie-Vermögen

Ein Beitrag zur Naturgeschichte des amerikanischen Kapitalismus

von Gustavus Myers

I

In den Annalen des amerikanischen Kapitalismus gibt es kein bemerkenswerteres Beispiel von einem Multimillionär, der seinen Namen fortpflanzt und den Beifall der ganzen Welt gewinnt, indem er ungeahnte Summen für öffentliche Zwecke stiftet, — als Andrew Carnegie. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah man in der Stiftung von einer Million Dollar, oder auch eines Teiles davon, für wohltätige, religiöse oder erziehliche Zwecke durch einen Multimillionär eine Großtat. Mit der üblichen Phrase des Tages begrüßte man sie als „fürstliche Gabe" und pries den Stifter als freigebigen Philanthropen. Manche Leute sprachen freilich den Verdacht aus, er würde sich für seine Verschwendung schon schadlos halten, indem er die Preise für die Waren erhöhen oder dem Volke eine andere Form industrieller Besteuerung auferlegen würde. Aber diese zynische Haltung war weder üblich noch populär. Die Kreise, die von der Gunst und Güte der reichen Männer profitierten, waren ja gerade diejenigen, welche die öffentliche Meinung beherrschten. Kirchen, Universitäten, Verleger und Politiker waren dem Reichtum im großen ganzen ebenso unterwürfig wie heutzutage.

Nun zeigte sich unwandelbar immer wieder dieselbe Erscheinung: wie rücksichtslos und brutal die Laufbahn des Multimillionärs auch gewesen war, durch was für fortlaufende Betrügereien und Räubereien er sein Vermögen auch erworben haben mochte, — sobald er einen Bruchteil davon für philanthropische Zwecke weggab, durchlief sein Charakter, soweit das breite Publikum in Betracht kommt, eine vollständige Wandlung. Man bezeichnete ihn nicht länger als den gierigen Räuber; sogar die Stimmen derer, die sein Siegeswagen zermalmt hatte, wurden von dem lauten Lobgeschrei übertönt, das seinen Wohltaten folgte. Seine Opfer wurden begraben, und der Bericht von seinen Missetaten wurde obskuren Strafregistern anvertraut, die mehr und mehr in Vergessenheit gerieten. Die Bibliothek aber und das Hospital, die er gebaut, oder das Asyl und die Universität, die er gegründet oder beschenkt hatte, dauerten fort als sichtbare, bleibende Zeugnisse seiner philanthropischen Güte.

So war die soziale Absolution, so war der erbliche Glanz aristokratischer Gesinnung leicht zu gewinnen. Und gleichzeitig wurden weit größere Vorteile für die ganze Kapitalistenklasse erzielt: die Institutionen, die die Schenkungen der großen Kapitalisten annahmen, wurden dadurch der sozialen Ordnung, die diese großen Vermögen erzeugte, noch ergebener. Die direkten Schenkungen

baren Geldes waren bindend genug; noch bindender aber waren die Schenkungen von Aktien und Anteilen, wodurch Kirchen, Universitäten und andere Institutionen interessierte Verteidiger des Systems wurden, das den „sicheren Papieren“, aus denen ein so großer Teil ihres Einkommens floß, ihren Wert verlieh.

Die Philanthropie wurde für den amerikanischen Multimillionär eine fast obligatorische Mode. Es verbreitete sich die allgemeine Überzeugung und Erwartung, er müsse entweder bei Lebzeiten oder letztwillig große Summen verteilen. Daß er sich, wenn er es unterließ, allgemeine Verachtung zuzog, zeigte sich schlagend im Falle von Russell Sage, der von seinen hundert Millionen Dollar auch nicht einen Dollar für philanthropische Zwecke gab, was seine Witwe dann wieder gut machte, indem sie Millionen für die Erforschung der Ursachen der Armut aussetzte. Wenn man aber jeden aus der langen Reihe amerikanischer Multimillionäre, die erhebliche Summen gestiftet haben, einen großen Menschenfreund nennt, — mit welchem Superlativ soll man dann erst Andrew Carnegie bezeichnen? John Jacob Astor und Kommodore Cornelius Vanderbilt gaben Hunderttausende, J. Pierpont Morgan und John D. Rockefeller viele Millionen. Carnegie aber hat seine 150 Millionen gestiftet — man rechnet in der Tat, daß er bis heute ungefähr 157 Millionen Dollar hergegeben habe — und das Ende dieser verblüffenden Ergüsse ist noch gar nicht abzusehen. Seit seinem ersten Auftreten auf dem Felde der Philanthropie hat die lumpige Stiftung von ein, zwei, fünf oder zehn Millionen Dollar aufgehört, Eindruck zu machen. Er gibt oft zehn oder fünfundzwanzig Millionen Dollar auf einmal weg.

Hat man je etwas gesehen, das diesem verschwenderischen, verblüffenden Ausstreuen von Dollars auch nur im entferntesten gleichkam? Andere amerikanische Multimillionäre haben ihre Freigebigkeit auf die Vereinigten Staaten beschränkt, so daß ihr Ruf an die nationalen Grenzpfähle gebunden ist. Carnegie aber ist der große internationale Stifter: in ganz Amerika und Europa bezeugen Gebäude und Einrichtungen, die seinen Namen tragen, den weiten Kreis, den seine Freigebigkeit sich gesteckt hat.

In diesen Tagen der tieferen Untersuchung von Ursache und Wirkung aber genügt es nicht zu wissen, daß Carnegie ein großes Vermögen besitzt und daß er einen Teil dieses Vermögens mit so königlicher Verschwendung verteilt, daß er sich bereits eine geschichtliche Stellung als unübertroffener Wohltäter seines Zeitalters erkauft hat. Die brennende Frage, die Erklärung erheischt, ist die: wie es möglich ist, daß in einer Zeit, wo Tausende von Arbeitern in elender Armut dahinleben, dieser Mann seinen Reichtum erwerben konnte, einen so unermeßlichen Reichtum, daß selbst die Hingabe von einigen 200 Millionen Dollar ihm nichts Ernstliches anhaben konnte. Ihm fließt freilich, wie man schätzt, in jedem Jahre ein Einkommen von 25 Mil-

lionen Dollar zu. Aber während dieser unaufhörliche Strom von Gold in den Geldschrank eines einzigen Menschen fließt, der auch nur die Fähigkeit eines einzigen Menschen zu essen, zu trinken und zu schlafen hat, bekommen drei Viertel der erwachsenen Männer in den Industrien der Nordost- und der Nordzentral-Partie der Vereinigten Staaten augenblicklich weniger als 600 Dollar jährlichen Lohn; und dasselbe gilt von neunzehn Zwanzigstel der Frauen in diesen Industrien. Zehn und aber zehn Millionen Männer und Frauen sind nach einem Leben voll harter Arbeit und schwerer Entbehrung in Armut, ja im Elend dahingestorben; Millionen von Männern, Frauen und Kindern fristen ihr Leben in äußerster Notdurft und sehen die paar Spargroschen, die sie haben, durch Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Alter dahinschwinden. Große Scharen von Männern, die für Carnegie arbeiten, haben nach Jahren voll grausamen, aufreibenden Schuftens für sich und die Ihren nichts als Armut erschafft.

Hier liegt sicher ein Problem, das immer ein Problem bleibt, weil diejenigen, deren bezahlter Beruf es ist, diese abgründigen Kontraste zu übertünchen und Ergebenheit zu predigen, es einen Gemeinplatz nennen. Wie kommt es, daß dieser eine Mensch namens Andrew Carnegie in der Lage war, solche Berge von Reichtum zu seinem Privatbesitz aufzuhäufen! Wie erwarb der Handelsfürst, der Trustmagnat, der Eisenkönig, der „große Philanthrop" diesen Reichtum, und unter welchen Verhältnissen?

Vor dreißig Jahren jedoch hatte Carnegie einen anderen Titel: er hieß damals der „Eisenmeister" — eine bloß ungefähre Bezeichnung; und doch, wenn man die Tatsachen prüft, ist sie nicht ganz vag. Er war nicht gerade Meister der Eisen- und Stahlindustrie, denn er hatte bedeutende Konkurrenten, aber seine Werke waren die größten, und daher bekam er seinen Namen. In diesem Namen „Eisenmeister" lag freilich mehr: er besagte eigentlich, daß er seine Laufbahn in der Produktion von Eisen oder Stahl begonnen hätte, daß er selber den Prozeß verbessert, Erfindungen gemacht, neue Methoden entdeckt und auch sonst jede Einzelheit gemeistert hätte. Das war aber bloß eine nützliche Fiktion, die vortrefflich zu der herrschenden Lehre stimmte, Reichtum käme von höherer Geschicklichkeit, tatsächlich aber keine andere Basis hatte, als daß Carnegie Meister der größten Stahl- und Eisenwerke Amerikas war. Wenn er nun, wie es doch der Fall war, die Fabrikation von Eisen und Stahl niemals regelrecht erlernt hatte und, als er zuerst finanziell daran interessiert wurde, weder vom Fabrikationsprozeß noch vom Handel das geringste verstand, — wie war es möglich, daß er allmählich zu einer Höhe emporstieg, wo er Hauptbesitzer der enormen Stahlwerke und Diktator der Industrie war? Das wollen wir im folgenden erklären.

Schon um 1861 war Andrew Carnegie ein fleißiger und umsichtiger

junger Geldmacher, wenn es auch nie genau aufgeklärt worden ist, durch welchen modus operandi er seine ersten zehntausend Dollar angesammelt hat. Er wurde 1835 zu Dumferline in Schottland geboren; sein Vater war ein Damastweber, der 1848 nach Amerika ging, weil daheim die Handarbeit durch Maschinenarbeit ersetzt wurde. Mit seiner Frau und zwei Söhnen ging der alte Carnegie nach Pittsburg und wohnte dort in einem kleinen Hinterhaus in jenem Stadtbezirk, der als „Slabtown" bekannt ist. Dort verdiente Vater Carnegie seinen Lebensunterhalt, indem er für den Vater von Henry Phipps, der nebenan wohnte, Schuhe knüpfte; die Mutter trug durch Wascharbeit im Hause etwas zum Verdienst bei. Andrew wurde im Alter von vierzehn Jahren als Laufbursche für ein Spulenwechselgeschäft in die Arbeit gesteckt und bekam drei Dollar Lohn wöchentlich. Ein Jahr später wurde er Telegraphenbote. Er erlernte das Telegraphieren und wurde Telegraphist; 1854 nahm ihn Thomas A. Scott, damals Oberintendant der Westlichen Abteilung der Pennsylvania-Eisenbahn, als Telegraphisten in seine Dienste. In den nächsten neun Jahren machte er im Geldverdienen rapide Fortschritte. Tausend andere junge Leute verdienten fleißig ihren Lohn als Telegraphisten, er aber war einer der wenigen, die es auf geheimnisvolle Weise fertig brachten, innerhalb weniger Jahre ein kleines Vermögen zusammen zu bringen. Die Erklärung, er habe es von seinem Lohn erspart, ist weder von seinen Anbetern noch von ihm selber riskiert worden. Die übliche Erklärung ist die, er habe sich mit Hilfe von Scott, bei dem er sich beliebt zu machen wußte, gewisse Informationen verschafft und sich an verschiedenen einträglichen Geschäften beteiligt.

Über Scott muß einiges gesagt werden. Niemand verstand sich besser als er auf die Wirksamkeit der Schmiergelder und der Bestechung von Beamten und Politikern, wenn auch viele Kapitalisten ihn durch die Größe derartiger Manipulationen übertrafen. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges war Kriegsminister der Politiker und Eisenbahnspekulant Simon Cameron, der die korrupte Staatsmaschine von Pennsylvanien beherrschte. Thomas A. Scott war inzwischen Vizepräsident der Pennsylvania-Eisenbahn — oder Pennsylvania-Zentralbahn, wie sie jetzt heißt — geworden. Er ernannte Andrew Carnegie zu seinem Assistenten, der die Militärtransporte und die Telegraphen der östlichen Eisenbahnen und Telegraphenlinien unter sich hatte.

Die Erpressungen und Betrügereien in den Kontrakten der Kriegsverwaltung waren ein derartiger Skandal, daß das Abgeordnetenhaus eine besondere Untersuchungskommission dafür ernannte. Diese Kommission erbrachte eine Menge Beweise für ein weites System von Betrug, Bestechung und Erpressung im Ankauf und in der Beaufsichtung von Proviant, Zelten, Waffen und Munition, Kleidern, Decken und anderen Heeresartikeln,

wovon vieles minderwertig, verfälscht oder wertlos befunden wurde. Hier soll nur auf eine Seite des Kommissionsberichtes eingegangen werden — auf den Teil, der von den ungeheuerlichen Anklagen handelt, die man gegen die Eisenbahnen wegen der Beförderung der Truppen und des Proviants erhob.

Die Kommission berichtete, unter dem Regime von Cameron und Scott hätten die Eisenbahnen 33 bis 50 Prozent mehr an Frachtgebühren erpreßt, als sie Privatleuten berechneten; seit Scotts Ernennung hätten die Profite der Eisenbahnen sich jährlich verdoppelt oder wären enorm gestiegen, bei einer einzigen Bahn, der Pennsylvania-Zentralbahn, seien sie 1862 um 1 350 237 Dollar höher gewesen als im Jahre zuvor. Bei der Beförderung der Regimenter sei die Bestechung der Quartiermeister zugunsten gewisser Linien durchaus üblich gewesen.

Da gewisse schmeichelnde „Biographien" bei der Darstellung von Carnegies Tätigkeit als Eisenbahn-Militäragent während des Bürgerkrieges behaupten (ohne sich um die Tatsachen zu kümmern), „in dieser Kriegsverwaltung gab es keine Klage und keinen Skandal" (z. B. in Band 3 der Encyclopedia Americana), so wird es gut sein, hier ein wenig auf die Tatsachen einzugehen.

Am 7. Februar 1862 berichtete der Abgeordnete Charles H. van Wyck, der Vorsitzende der Untersuchungskommission, über einige der aufgedeckten Schwindeleien. Er erzählte, wie eine Firma einen Kontrakt auf Lieferung von Vieh für die Armee erhalten und sofort an eine Gruppe von Spekulanten verkauft hätte, von denen zwei zu den Eisenbahnlieferanten und zu den Freunden Camerons gehörten. Diese Klique machte sofort einen Profit von 32 000 Dollar auf 2000 Stück Vieh. Er gab noch weitere Beispiele. „Die Obersten stecken mit den Lieferanten unter einer Decke, vergeben die Aufträge an Günstlinge, kaufen Artikel und lassen falsche Rechnungen ausstellen." „Eine weitere Unverschämtheit," so fuhr er fort, „war es, dem Kriegsministerium zwei Cent pro Meile für Truppentransporte und ansehnliche Preise für Gepäck und Pferde anzurechnen." Die Profite waren so enorm, daß die Eisenbahngesellschaften im Westen 1500 bis 2500 Dollar an fast jedes Regiment bezahlten, für das Recht, es zu befördern. „Es ist doch seltsam," sagte van Wyck ironisch, „daß der Kriegsminister (Cameron), der doch selbst durch lange Erfahrung und Beobachtung mit dem Eisenbahnwesen vertraut ist und sich eines Freundes erfreut (Scott), der sich auf Eisenbahnen versteht, den Eisenbahngesellschaften solche Summen bewilligte, daß sie für die Erlangung der Truppentransporte Tausende vergeuden konnten. Züge, die nicht so schnell gingen und oft nicht bessere Wagen als Auswandererzüge hatten, berechneten sie doppelt so hoch! Wußte Cameron nicht, daß jeder Passagier auf

acht Pfund Gepäck Anspruch hatte? Aber das Gepäck, das mit den Truppen befördert wurde, ist noch extra berechnet worden." Nachdem er noch weitere Einzelheiten angeführt hatte, erklärte van Wyck: „Die Piraten, die den Ozean unsicher machen, verdienen den Abscheu der Menschheit nicht mehr als die Bande, die sich auf dem Lande von dem Schweiß der Armen und dem Blut der Tapferen mästet."

William G. Holman, ein anderes Mitglied der Untersuchungskommission, lieferte am 29. April 1862 weitere Einzelheiten. „Der Präsident der Nördlichen Zentralbahn", sagte er, „ist der Schwager von Simon Cameron, und Vizepräsident der Gesellschaft ist sein Sohn. William Colder, der auch der größte Pferdelieferant der Regierung ist, gehört der Bankfirma Cameron, Colder, Ely & Co. an, von der auch Cameron Mitglied war und welche Gelder in Höhe von 800 000 Dollar beschaffte, um die Lieferung auszuführen, die Simon Camerons Heeresverwaltung seinen Kompagnons gesichert hatte." So bestand eine wundervolle Verbindung zwischen den Eisenbahnen von Pennsylvanien und der Kriegsverwaltung: Scott bekam sein Gehalt von der Pennsylvaniabahn und gleichzeitig sein Gehalt von der Regierung als Superintendant des Transportwesens und als Kriegsminister. „Diese Beschäftigung von Thomas A. Scott hat die Regierung Hundertausende, ja Millionen Dollar gekostet." Und Carnegie war Scotts hilfreicher Agent.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Andrew Carnegie während des Bürgerkrieges (unter anderen Geschäftsprojekten) finanziell an einem Projekt beteiligt war, im Feldlager Marketendergeschäfte zu errichten, und weiterhin an einem Konzern zur Lieferung von Kavalleriepferden an die Regierung. Beide Unternehmungen warfen, wie wir gesehen haben, lockende, ja exorbitante Profite ab. Doch die näheren Umstände der Beziehungen Carnegies zu diesen Projekten sind in Dunkel gehüllt, und die benutzbaren Berichte werfen kein Licht auf diesen Punkt: es war bei den Spekulanten und Lieferanten durchaus üblich, sich heimlich an Projekten zu beteiligen, bei denen ihre Namen niemals offen auftauchten.

Gerade in diesen Jahren, 1861—62, als er die militärischen Geschäfte der Eisenbahnen und Telegraphenlinien leitete, bereitete Andrew Carnegie sich auf seine Rolle als künftiger Kapitalist vor. Er selbst hat seinen ersten Kapitalbesitz damit erklären wollen, daß er sagte, er habe ihn von Banken geliehen. Es ist aber bezeichnend, daß er und seine Biographen es direkt vermeiden, diesen Teil seiner Laufbahn zu Anfang des Bürgerkrieges zu beschreiben und auf die verblüffenden Enthüllungen der Untersuchungskommission von 1862 einzugehen. Sogar Herr James H. Bridge, der zu jener Zeit sein Privatsekretär war und der sich in seinem Buche über die Entwicklung der Carnegie-Werke durchaus anständig zeigt, scheint von den

Beziehungen zwischen Scott und Carnegie während des Bürgerkrieges und von dem Kommissionsbericht von 1862 keine Ahnung zu haben. Die Kommission konstatiert im besonderen, daß die Tabelle der Frachtgebühren, die den Eisenbahnen so enorme Profite zuwies, von Scott festgesetzt worden war, und fügte hinzu, diese vielen Millionen Dollar, die der Regierung so auf schwindelhafte Weise abgenommen wurden, wären „aus dem geplünderten Staatsschatz der Vereinigten Staaten gekommen, zu einer Zeit, wo die Arbeitskraft und die Geldquellen bis zum äußersten besteuert werden mußten, um den Krieg weiterführen zu können". Carnegie bekleidete eine wichtige Inspektionsstelle bei diesen Transporten, und es kann ihm nicht verborgen geblieben sein, was für Riesenschwindeleien zum Besten seiner Brotherrin, der Pennsylvania-Eisenbahn, mit der er bis 1865 in Verbindung geblieben ist, begangen wurden.

Ohne Wissen um diese wichtigen Transaktionen, erklärt Bridge die ersten Kapitalanhäufungen Carnegies damit, daß er sagt, Carnegie habe vor 1863 in verschiedenen außerhalb liegenden Unternehmungen mit Hilfe seines Chefs, Herrn Scotts, oft Geld „gemacht". Bevor wir auf diese „Unternehmungen" eingehen, wird es gut sein, noch einen Blick auf Scotts Manipulationen zu werfen.

Es war derselbe Scott, der so hervorragend tätig war als Mitglied einer Gruppe amerikanischer und kanadischer Kapitalisten, die 1873 den Plan faßten, sich von der Regierung Kanadas auf korrupte Weise eine Gerechtsame und eine große Beihilfe an Geld und Grund und Boden im Umfang von fünfzig Millionen Acre zum Bau der Kanadischen-Pacific-Eisenbahn zu sichern. In dem Skandal und der Untersuchung, die den Fall der Regierung Sir John A. Macdonalds herbeiführte, gab Sir Hugh Allan, das Oberhaupt der amerikanisch-kanadischen Kapitalistengruppe, zu, daß er insgesamt 350000 Dollar zur schwindelhaften Wahl der Mitglieder jener Regierung beigesteuert hatte.

Es war derselbe Scott, der als Direktor der Union-Pacific und der Kansas-Pacific-Bahn mit Jay Gould, Sydney Dillon und anderen Kapitalisten zur selben Zeit assoziiert war, als sie ihre gigantischen Schwindeleien verübten, die ich in der „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" beschrieben habe. Für die Durchbringung der Nachtragsakte des Kongresses vom Juli 1864 haben die Männer von der Union-Pacific-Bahn 436000 Dollar an Bestechungsgeldern und Honoraren verteilt, um sich von der Regierung eine Beihilfe von 16000 bis 48000 Dollar pro Meile und eine Bewilligung von Grund und Boden im Umfang von zwölf Millionen Acre zu sichern; und diese Bestechungen waren nur der Anfang einer langen Reihe von Schwindeleien und Schmiergeldern, nachdem Jay Gould ans Ruder gekommen war.

Es war derselbe Scott, der 1876 als Haupt einer Kapitalistengruppe mit dem Eisenbahnmagnaten Collis P. Huntington einen wütenden Konkurrenzkampf kämpfte, indem er den Kongreß mit reichlichen Summen bestach, um im Südwesten ein Transportmonopol zu erhalten. Scott beherrschte die Texas- und Pacific-Eisenbahn, Huntington die südliche Pacific-Bahn. Die Einzelheiten dieses Kampfes sind in dem Kapitel über das „Pacific-Quartett" in der „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" erzählt.

In den routinierten Biographien von Andrew Carnegie ist von seiner Tätigkeit als Superrevisor der Truppen- und Proviantransporte keine Rede, und auch die wichtige Tatsache wird nicht erwähnt, daß diese Tätigkeit genau zu derselben Zeit geschah, als er bei Gesellschaften wie der Woodruff-Schlafwagengesellschaft, der Kolumbia-Ölgesellschaft und anderen Konzernen Teilhaber wurde. Bridge versichert, Carnegie habe seine Anteile an diesen beiden Gesellschaften von Scott als Gratifikation erhalten, sagt aber nicht, für welche Dienste. Ein anderer Bericht sagt, Carnegie habe den Erfinder Woodruff bei Scott eingeführt und so den Anstoß zur Gründung der Woodruff-Schlafwagengesellschaft gegeben.

Was die Kolumbia-Ölgesellschaft betrifft, so wird gleichfalls behauptet, Carnegie habe Scott und J. Edgar Thompson, den Superintendanten der Pennsylvania-Bahn, veranlaßt, mit ihm für 40000 Dollar die Storey-Farm an der Ölbucht in Pennsylvanien zu kaufen, wo Petroleum gefunden worden war. In der Folge hätten die Aktien der Gesellschaft einen Gesamtwert von fünf Millionen Dollar gehabt, und in einem Jahre hätte sich die Bardividende auf mehr als eine Million Dollar belaufen. Diese Gesellschaft produzierte freilich Öl und besaß eine Raffinerie zu Bayonne in New-Jersey, aber ihre großen Profite scheint sie mehr mit schwindelhaften Spekulationen als anderswie erzielt zu haben. Nach einer Entscheidung des Kammergerichts von Pennsylvanien vom Jahre 1865 mißbrauchten die Gründer und Direktoren der Gesellschaft, die mit zehntausend Anteilen gegründet worden war, das Kapital zu Spekulationen. Einer der Aktionäre, Coleman, reichte Klage ein wegen Unterschlagung seines Anteils, das Kammergericht von Pennsylvanien wies seine Klage jedoch ab mit der Begründung, er habe selbst an dem Schwindel teilgenommen. Die Kolumbia-Ölgesellschaft ist lange als tote Gesellschaft geführt worden.

Eine bezeichnende Geschichte über Carnegies Methoden zu dieser Zeit wird uns von Bridge erzählt. Carnegie habe sich unter vielen Freundschaftsbeteuerungen „gütigst herbeigelassen", an Thomas N. Miller einige Anteile der Kolumbia-Ölgesellschaft „zum Kostenpreis" zu verkaufen, und zwar betrug dieser Kostenpreis 6,37½ Dollar pro Anteil. Später glaubte Miller Grund zu der Meinung zu haben, Carnegie habe ihn erheblich übers Ohr gehauen. Die Gewißheit bekam er freilich erst viel später — 1896, als er

in den Besitz der alten Bücher der Kolumbia-Ölgesellschaft gelangte und im Protokoll der Gesellschaft einen Bericht darüber fand, daß Andrew Carnegie unter Protest der andern Aktionäre die Anteile für je zwei Dollar gekauft hatte.

Diese drei Jahre des Bürgerkrieges — 1861 bis 1863 — waren sicherlich einträgliche Zeiten für Andrew Carnegie. Außer den bereits erwähnten Unternehmungen steckte er tief in einer Anzahl anderer kapitalistischer Projekte. Dazu gehörte der Plan einer Telegraphenlinie längs der Pennsylvania-Bahn, einer Eisenbahnbau- und einer Brückenbau-Gesellschaft. Ferner die Entenbucht-Ölgesellschaft, die Birmingham-Pferdebahn, die Pittsburger Entkörnungsgesellschaft, die Dritte Nationalbank von Pittsburg, die Dutton-Ölgesellschaft, die Bürger-Eisenbahn und eine ganze Liste anderer Unternehmungen.

Um 1863 war Carnegie zu Scotts früherer Stellung als lokaler Superintendant der Pennsylvania-Bahn zu Pittsburg befördert worden. Sein um neun Jahre jüngerer Bruder, Thomas M. Carnegie, war sein Assistent.

Carnegie war achtundzwanzig Jahre alt, als er zuerst mit der Eisenindustrie in Verbindung kam. Diese Verbindung war eine rein zufällige und schrieb sich lediglich von einer Geldsumme her, die er in einem kritischen Augenblick in das Geschäft zu legen imstande war. Im Jahre 1858 hatten Andrew und Anton Kloman, zwei Brüder, die aus Treves in Preußen eingewandert waren, zu Girtys Run in Duquesne, einem Marktflecken Pennsylvaniens, eine kleine Schmiede errichtet, ein primitives Unternehmen mit einer kleinen Maschine und einem hölzernen Hammer, das als Spezialität aus Ramaßeisen Radachsen herstellte und an Eisenbahnen und Wagenbauer verkaufte.

Eine der Eisenbahnen, die von den Brüdern Kloman kaufte, war die Pittsburg-, Fort Wayne- und Chicago-Bahn, die jetzt einen wesentlichen Teil der Pennsylvania-Bahn bildet. Der Angestellte, der den Kauf besorgte, war Thomas N. Miller, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, der die Bedeutung des Geldverdienens sehr wohl einsah und gegen die üblichen Methoden keineswegs allzu empfindlich war.

Das wachsende Geschäft der Klomans erforderte 1859 eine Kapitalserhöhung, und Andrew Kloman verfiel auf eine glänzende Idee. An wen konnte man sich besser wenden als an Miller? Konnte man Miller dazu bewegen, 1600 Dollar gegen ein Drittel der Anteile in den Eisenwerken anzulegen, so hieß das, daß Miller als Einkäufer einer großen Eisenbahn natürlich größere Aufträge für die Werke sammeln würde, an denen er beteiligt war. Obgleich alle, oder fast alle Hauptbeamten der Eisenbahn sich in ähnlicher Weise bemühten, Anteile von den Firmen oder Gesellschaften zu bekommen, von denen sie als Eisenbahnbeamte kauften, soll Miller Zweifel geäußert haben, ob er dasselbe tun dürfe. Er war eben noch sehr jung und

sehr schüchtern. Endlich aber verfiel er doch auf einen Ausweg, durch den er um den delikaten Punkt herum kam: er habe, sagte er, einen Freund, Henry Phipps, der als nomineller Teilhaber fungieren könne. Phipps war damals gerade zwanzig und jagte eifrig nach Geld. Sein Vater war ein Schuhmacher und versuchte vergebens, 1600 Dollar aufzutreiben. Jedenfalls streckte Miller schließlich die ganze Summe vor, unter der Abmachung, Phipps solle ihm die Hälfte des Kapitals von seinen Profiten zurückzahlen und dafür die Hälfte der Zinsen einstecken. Soweit Miller in Betracht kam, schützte er sich vor einer peinlichen Untersuchung, indem er seinen Anteil auf Phipps' Namen eintragen ließ.

Mit Millers Geld und seinen Beziehungen dehnte das Geschäft der Gebrüder Kloman sich aus. Sie stellten einen weiteren Hammer ein, der sehr gebraucht wurde, denn Miller brachte Aufträge von seiner Eisenbahn in Hülle und Fülle und empfahl die Klomans bei verschiedenen Wagenbaufirmen: eine Empfehlung, worauf man etwas geben mußte.

Nun brach der Bürgerkrieg aus, und damit begann eine wahnsinnige Nachfrage nach Munition, Munitionswagen und anderen Ausrüstungsgegenständen und schleuniger Beförderung derselben. Aufträge von den Eisenbahnen strömten nur so herbei, und der Verkaufspreis von Radachsen sprang von zwei auf zwölf Cent das Pfund. Noch größere Profite warfen die Lieferungskontrakte mit der Regierung ab. Die dringende Notwendigkeit, eine plötzlich geschaffene Armee und Flotte zu bewaffnen und auszurüsten, erforderte die allergrößte Hast in der Vergebung großer Aufträge. Exorbitante Preise wurden verlangt und gezahlt; gerade während des Bürgerkrieges wurden die kolossalsten Bestechungen ausgeführt, wodurch sich sowohl die Lieferanten wie auch die Regierungsbeamten, die sich diese Erpressungen gefallen ließen, enorm bereicherten. Die Gebrüder Kloman gaben die Achsenfabrikation auf und konzentrierten sich auf die Regierungsaufträge.

Von einem Teil der Profite, die auf diese Weise herbeiströmten, bauten sie ein neues Eisenwalzwerk an der 29. Straße in Pittsburg, auf einem Grundstück, das sie für jährlich 324 Dollar auf zwanzig Jahre mieteten, und erhöhten das Kapital auf 80000 Dollar. Die Einnahmen einer Walzmühle waren damals enorm; zwischen 1860 und 1864 stieg der Preis für gewalztes Eisen von 58 Dollar auf 146 Dollar die Tonne, obgleich der Preis des Roheisens nur von 22 Dollar auf 59 Dollar die Tonne stieg. Um 1863 hatte Miller genug Geld beisammen, um Anton Kloman seinen Anteil für 20000 Dollar abkaufen zu können. Diese Zession beunruhigte seinen Bruder Andrew, weil er glaubte, es seien Pläne im Gange, ihn gleichfalls auszukaufen.

Nun entstand ein Streit zwischen Miller, Andrew Kloman und Phipps, von denen jeder den anderen stark verdächtigte, er wolle ihn übervorteilen.

Anscheinend hatte Phipps auf Millers Anregung einen Anteil ihres gemeinsamen Guthabens an einen beiderseitigen Freund, William Cowley, für 8500 Dollar verkauft. Cowley war in der Armee an Typhus gestorben, worauf Miller den Anteil Cowleys aus dessen Nachlaß zurückgekauft hatte. Darüber ärgerten sich sowohl Kloman wie Phipps, und Kloman verdächtigte auch den Phipps. Die Streitigkeiten wurden so bösartig, daß man eine Art Schiedsrichter anrief, um die Sache wieder einzurenken.

Man wählte Carnegie. Dieser kam und lenkte die Sache allmählich so, daß er einen Teilhaber nach dem anderen vollständig hinaus- oder in den Hintergrund drängte und sich zum Herrn der Anlagen machte, die sich zu der ungeheuren Stahlfabrik und großenteils zu dem Stahltrust der späteren Tage entwickelten.

Als Schiedsrichter war er offenbar deshalb angerufen worden, weil er sowohl mit Miller als mit Phipps befreundet war. Er hatte in der Tat zu einer Gruppe ehrgeiziger junger Leute gehört, die aus Miller, John Phipps (dem Bruder von Henry Phipps) und Cowley bestand und mit einer anderen Gruppe aus Henry Phipps, Thomas Carnegie (dem Bruder Andrews), Henry W. Oliver und gewissen anderen liiert war, lauter strebsamen Jünglingen, die schnell Geld machen wollten, die Intrigen des Geschäftslebens noch nicht so kannten und daher anfangs ein gewisses Vertrauen in einander hatten. Daher wurde Andrew Carnegie als Freund der Streitenden gebeten, den Streit in freundschaftlicher Weise zu schlichten.

Carnegie selbst gab freilich am 10. und 11. Januar 1912 als Zeuge vor der (Stanley-)Kongreßkommission, die den Stahltrust untersuchen sollte, eine abweichende Darstellung seiner frühen Laufbahn. Er sagte, er sei mit der Eisenbranche zuerst im Jahre 1861 in Verbindung getreten, als er sich mit einer Firma namens Miller und Small assoziierte, und 1862 habe er von der Pittsburger Nationalbank 1500 Dollar geliehen, um sie als Teilhaber bei der „Schlußstein-Brücken-Gesellschaft" anzulegen, was fünf oder sechs seiner Bekannten auch getan hätten. „1863 bauten wir in Pittsburg ein weiteres Werk, und 1864 war ich einer der Gründer der ‚Edelerz-Mühle und Schmelzanlage'. 1866 bauten wir die Lokomotivenwerke in Pittsburg, und 1867 nahmen wir zwei weitere Walzwerke in Pittsburg hinzu. Das war der Anfang des Carnegie-Stahltrustes." Er bezeugte ferner, er und seine Gesellschafter hätten damals sehr wenig Kapital gehabt: „zu verschiedenen Zeiten legten wir jeder 20000 oder 30000 Dollar ein". Aber in einem Atem damit fügte er hinzu, allein die Edelerz-Mühle habe damals oder etwas später 500000 Dollar Kapital gehabt.

Wo und wie er, ein junger Mann von 26 Jahren, noch in Diensten der Pennsylvania-Bahn, es fertig brachte, das Kapital aufzutreiben, das ihn instand setzte, sich zu solch einem Kapitalisten auszudehnen, das zu erklären

hütete er sich wohl, und die bedachtsame Kommission hütete sich ebenso sorgfältig, ihn allzu angelegentlich danach zu fragen. Es ist jedenfalls Tatsache, daß sein Zeugnis voller Erinnerungsfehler ist, wie wir wohlwollend sagen wollen. Er ist erst 18[illegible] in die Eisenbranche eingetreten und die „Schlußstein-Brücken-Gesellschaft" kann er nicht gut 1862 gegründet haben, da sie erst im April 1865 ins Leben gerufen worden ist.

Es waren nicht bloß die sogenannten Tatsachen, die er angab, zum großen Teil erdichtet, sondern es waren auch gerade die Einzelheiten, die er ausließ, das eigentlich Wichtige. Nachdem ein einziger Mensch 4[illegible]0 bis 500 Millionen Dollar angesammelt hat, ist es dringend wünschenswert zu wissen, wie dieses Vermögen entstanden ist. Aber gerade hier haben sich Vorgänge abgespielt, die der Magnat nicht enthüllen und nicht enthüllt haben möchte; nachdem er, im Besitze eines riesigen Privatvermögens, ein ehrwürdiges Alter erreicht hat, liegt es in seinem Interesse und in seiner Eitelkeit, es als durch ehrliche Methoden und überlegene Geschicklichkeit erworben hinzustellen. Verlangt aber jemand einen weiteren Beweis für die Wertlosigkeit von Carnegies eigenem Bericht, so brauchen wir bloß darauf hinzuweisen, daß er im Laufe seiner Aussage vor der Untersuchungskommission ernsthaft behauptete, er habe keine Ahnung von dem Inhalt des Shermanschen Anti-Trustgesetzes von 1892 gehabt. Also von dem wichtigsten Handelsgesetz der Vereinigten Staaten, das Kombinationen jeder Art zur Beschränkung des Handels verbietet und das sogar die Füchse auf unseren Handelshochschulen kennen, behauptete Carnegie, ein Multimillionär und Besitzer von Stahlwerken, Minen und Eisenbahnen, er habe nur „von seiner Annahme gehört", habe aber geglaubt, es beziehe sich nur auf Eisenbahnen! Die Juristen der Carnegie-Stahlgesellschaft, so erklärte er feierlich, hätten ihm niemals gesagt, daß es seinen eigenen Handel beträfe! Wir weisen auf diese Tatsache hin, nur um zu zeigen, wie lächerlich seine Aussage war.

Um aber den Faden unserer Erzählung wieder aufzunehmen: Als Carnegie von Kloman, Miller und Phipps gebeten wurde, ihre Streitigkeiten zu schlichten, erzeugte sein Dazwischentreten nur neuen Zwist, und nach Bridge entschied er dahin, Miller sei als Haupturſache der Uneinigkeit auszuschließen. Unterm 1. September 1863 wurde zwischen den Teilhabern eine neue Vereinbarung getroffen, wonach Miller als Sonderteilhaber mit einem Sechstel an der neuen, auf den Namen Kloman und Phipps lautenden Gesellschaft beteiligt war; der Vertrag enthielt eine Klausel, die Miller unter Protest unterzeichnete, wonach seine Teilhaberschaft mit einer Frist von sechzig Tagen gekündigt werden konnte.

Nur wenige Monate später zeigte sich die wahre Bedeutung dieser Klausel: ihm wurde gekündigt, er hatte sich in einer gesetzlichen Schlinge gefangen und konnte, da er den Vertraq unterzeichnet hatte, nichts tun, als

vergeblich protestieren. Es stellte sich heraus, daß der Friedensengel bei dieser Abmachung zur Austreibung Millers geschickt intrigiert hatte, um sich selbst als Teilhaber in das Unternehmen hineinzuschmuggeln. Er tat es nicht direkt: er lieh seinem Bruder Thomas M. Carnegie die nötigen Gelder, damit er als Teilhaber eintreten könne, und kalkulierte, wie er seinerzeit selbst zugab, so, daß bei Millers Ausscheiden die Hälfte seines Anteils an der Eisenschmelze auf Thomas M. Carnegie überschrieben würde. Miller konnte nichts dagegen tun.

Auf diese Art erzwangen die Brüder Carnegie ihren Eintritt in die Eisenindustrie. Keiner von beiden war in dieser Branche in die Lehre gegangen; keiner von beiden hatte die geringsten technischen oder sonstigen Kenntnisse vom Prozeß der Eisenbereitung. Die Geschicklichkeit Andrew Carnegies zeigte sich lediglich in seiner Funktion als „Friedensstifter", indem er die Zwistigkeiten der Teilhaber untereinander zu seinem Vorteil auszunutzen wußte. Bei einer derartigen Sachlage war es für ihn verhältnismäßig leicht, aus der Eifersucht und Geldgier der anderen zu profitieren, besonders da er über das zu erfolgreichen Eisenunternehmungen nötige Kapital verfügte. Seine Verbindungen mit dem Eisenbahnwesen und ähnlichen Geschäftszweigen sowie seine Stellung als Beamter setzten ihn instand, eine große Ausdehnung der Eisenindustrie vorauszusehen. Er erkannte, wie diese Ausdehnung sich auf höchst vorteilhafte Weise in Geld umsetzen ließ, wenn man die interessierten hohen Eisenbahnbeamten als „stille Teilhaber" ins Geschäft aufnahm und sich von ihnen Aufträge besorgen ließ, an deren Ausführung sie einen pekuniären Anteil hatten. Alles das erkannte er klar. Es wirft gewiß ein helles Licht auf Carnegies Geschicklichkeit oder auf Millers Mangel an Einsicht, wenn dieser nach seinem Hinauswurf sich mit Carnegie und anderen zur Gründung der Zyklopen-Eisenmühlen zu Pittsburg in der 33. Straße zusammentat, um mit Kloman-Phipps zu konkurrieren. Wir können daraus schließen, daß Carnegie die verschiedenen Schritte, die zu Millers Hinauswurf aus den Kloman-Werken führten, so umsichtig getan hatte, daß Miller die Kunstgriffe Carnegies immer noch nicht durchschaute. Nicht weniger erbaulich als Symptom für die Geschäftsmethoden jener Zeit ist die Tatsache, daß Carnegie ein Konkurrenzunternehmen gegen die Klomanschen Städtischen Eisenschmieden gründete, bei denen er selbst „stiller" Teilhaber war. Wie wir aber sehen werden, führte Carnegie dabei einen kühnen und offenbar wohlbedachten Plan aus.

Es sollte die Zeit kommen, wo er, der ursprünglich nur als erbetener Schiedsrichter auf der Bildfläche erschienen war, die volle Herrschaft über die ganze Eisen- und Stahlindustrie im Pittsburger Distrikt erlangte. Er besaß eine bemerkenswerte Gabe, die wärmste Freundschaft und Hochachtung für Leute zu beteuern, auf deren Kosten er in demselben Augenblick seine eigenen

Interessen durchsetzte. Das allein aber hätte nicht genügt. Er verstand es auch, sich vor allem der Hilfe des Gesetzes zu bedienen, d. h. gesetzlicher Abmachungen und Verträge, die er so raffiniert abfaßte, daß der arme Teilhaber oder Erfinder nachher gewöhnlich erkannte, er könne gesetzlich gegen Carnegie nichts machen, da er sich durch den Vertrag, den er so vertrauensselig unterzeichnet, die Hände gebunden hatte. Gewöhnliche Juristen genügten für Carnegie nicht; er brauchte mit allen Hunden gehetzte, und der beste Beweis für ihre Geschicklichkeit ist die Tatsache, daß selten jemand gegen Carnegie einen Prozeß riskierte. Ein Teilhaber nach dem anderen verließ ihn unfreiwillig und voller Wut und Groll, aber die Prozeßberichte wird man vergebens nach Klagen durchsuchen — bis auf ein oder zwei Fälle, auf die wir sogleich eingehen wollen. Was Thomas M. Carnegie betrifft, so war er ein Mann, der keinerlei überwältigende finanzielle Fähigkeiten besaß, wohl aber eine außerordentlich überzeugende Art und Weise, die mit jedem Einwand fertig wurde. Die Brüder ergänzten einander vortrefflich.

Den Zyklopen-Werken ging es schlecht; da sie niemanden hatten, der etwas vom Eisenwesen verstand, konnten sie mit den Städtischen Eisenschmieden nicht wirksam konkurrieren. Weder Miller noch Andrew Carnegie konnten sie erfolgreich leiten; keiner von beiden hatte die geringste mechanische Fertigkeit. Da es mit der Mühle schnell bergab ging, erhob sich die dringende Frage, wie man sie loswerden könnte.

Das erreichte man bald durch eine Verschmelzung, die so trefflich eingefädelt wurde, daß sie Andrew Carnegie in seinem Ehrgeiz, eine beherrschende Stellung für sich zu erreichen, einen Schritt weiter brachte.

Thomas M. Carnegie redete in seiner einschmeichelnden Weise so lange auf Kloman und Phipps ein, bis sie sich zu einer Verschmelzung der Zyklopen-Eisenwerke mit ihrem eigenen Unternehmen verstanden; sein Hauptargument war die Notwendigkeit einer Kapitalserhöhung, und nicht minder schlagend war seine Versicherung, Andrew Carnegie wäre bereit, 50 000 Dollar zur Verteilung an die Teilhaber der Kloman-Werke vorzustrecken.

Es wurde ein Vertrag abgeschlossen, wonach eine neue Gesellschaft, die „Union-Eisenmühlen-Gesellschaft", gegründet werden sollte, welche die Städtischen Eisenschmieden mit 150 000 Dollar und die Zyklopen-Eisenwerke mit 50 000 Dollar übernehmen und 500 000 Dollar Kapital besitzen sollte. Für die Einhändigung der Zyklopen-Eisenwerke sollten Andrew Carnegie, Miller und andere aus ihrer Gruppe etwas weniger als die Hälfte der Anteile an der neuen Gesellschaft bekommen, und Kloman sollte Leiter der Gesellschaft bleiben. Das war der Inhalt des Vertrages vom 1. Mai 1865.

Um diese Zeit war der Bürgerkrieg vorbei, und damit begann für die

Eisenbahnen und ähnliche Unternehmungen eine glänzende Periode. Die Eisenbahnen im Süden, die von den Truppen der Union zerstört worden waren, mußten wieder aufgebaut werden; in den weiten Territorien westlich des Mississippi wurden große transkontinentale Eisenbahnen projektiert und zur Ausführung gebracht. Durch diesen Antrieb fielen den Eisenleuten mehr als große Aufträge für Eisenbahnartikel zu. Obgleich eiserne Brücken eine keineswegs neue Erfindung waren, hatte man die Eisenbahnen mit solcher Eile und Geldgier erbaut, daß es viele Holzbrücken gab, die häufige und schwere Unfälle im Gefolge hatten. Die Eisenbahnkapitalisten sahen jetzt ein, daß eiserne Brücken wegen ihrer Dauerhaftigkeit sich zuguterletzt doch mehr rentierten — eine Einsicht, die ihnen nicht so sehr aus dem Verlust an Menschenleben kam, als aus dem Skandal, der darauf folgte, und aus dem Untergang rollenden Materials.

Es gab in Pittsburg eine Eisenbrückenfirma namens Piper & Schiffler. Einen Monat vor Gründung der Union-Eisenmühlen hatte Carnegie auch bei der Gründung einer „Schlußstein-Brücken-Gesellschaft" zur Übernahme der Werke von Piper & Schiffler eine wichtige Rolle gespielt. Das war ein äußerst vorteilhaftes Geschäft. Die Schlußstein-Brücken-Gesellschaft kaufte alles Material von den Union-Eisenmühlen, deren Verdienste enorm in die Höhe gingen. Andrew Carnegie war dabei mehr Teilhaber, Gründer und finanzieller Hintermann als Leiter, aber diese Interessenverknüpfung vermehrte sein Ansehen und sein Vermögen beträchtlich. Das wahre Haupt der Union-Eisenmühlen-Gesellschaft war Andrew Kloman, der wohl in der allmächtigen Wissenschaft finanzieller Manipulationen versagte, dafür aber die Überwachung der technischen Einzelheiten beim Eisenschmieden verstand und ein ausgesprochenes mechanisches Talent für Verbesserungen besaß. Kloman war es, der die Maschinen und Methoden so vervollkommnete, daß die Stangen so dick gerollt werden konnten, wie es für den Brückenbau nötig war. Er war auf seinem Platz unentbehrlich, er war der Mann, der die Mühlen wirklich leitete. Carnegie wußte wohl, daß die Zeit noch nicht gekommen war, einen so nützlichen und nötigen Mann wie Kloman hinauszusetzen.

Die Zeit war jedoch höchst günstig, um Miller hinauszudrängen. Konnte Miller überredet oder gezwungen werden, seine Anteile zu verkaufen, so mußte Carnegies Einfluß auf die Union-Eisenmühlen noch wachsen. 1867 brach zur guten Stunde ein Streit aus, oder vielmehr eine Neuauflage des alten, geschickt aufgefrischten. Miller hatte eine besondere Wut auf Phipps und weigerte sich, mit ihm und gewissen anderen Männern, gegen die er einen Groll hatte, an den Versammlungen der Direktoren teilzunehmen. Die Transaktion mit der Kolumbia-Ölgesellschaft, die Carnegie ihm vermittelt hatte, nagte auch an seinem Gemüt. Inzwischen gab Carnegie sich die größte

Mühe Miller zum Verkauf seiner Union-Eisenmühlen-Aktien zu bringen. Gleichzeitig machte er Miller die größten Freundschaftsbeteuerungen und erklärte ihm nach Bridge in einem Briefe vom 4. September 1867, der Anteil habe keinen großen Wert und er selber wäre froh, wenn er den seinen los werden könnte, wenn ihm jemand dafür nur 27,40 Dollar pro Aktie geben würde. Er besaß damals 1600 Aktien.

Miller fand seine Stellung als Teilhaber bei den Union-Eisenwerken immer unerträglicher und schaute sich nach jemandem um, der ihm seinen Anteil abkaufen würde. Andrew Carnegie erbot sich in zuvorkommender Weise, jemanden zu finden. Schließlich erschien einer auf der Bildfläche, den Miller für einen gewissen David A. Stewart hielt und dem er seine Aktien schließlich für je 32 Dollar verkaufte. Zu seiner Überraschung und Kümmernis erfuhr er aber bald, daß der wirkliche Käufer kein anderer war als Andrew Carnegie selber! Der Anteil, den Miller verkaufte, umfaßte gewisse Aktien, die er vorher von einem Herrn Matthews gekauft hatte. Auf diese Weise vergrößerte Andrew Carnegie seinen Anteil auf fast vierzig Prozent aller ausgegebenen Aktien der Union-Eisenwerke.

Miller war jetzt vollständig abgesägt, und Carnegie war in seinem Streben, sich der Eisenwerke zu bemächtigen, einen großen Schritt weiter gekommen.

Nun aber geschah in der Eisenindustrie ein Zwischenfall, oder besser gesagt ein Ereignis, das deutlich bewies, es sei keineswegs nötig, tüchtige mechanische Aufseher zu Teilhabern zu haben; es zeigte sich klar, daß die erfindenden Mechaniker einfach als Werkmeister oder in einer sonstigen Eigenschaft gemietet werden konnten, in der sie ein Gehalt bekamen, aber in keiner Weise Sitz und Stimme in der Direktion besaßen.

Vom kapitalistischen Standpunkt war das eine großartige Entdeckung. Danach konnten also industrielle Anlagen gänzlich von Gründern und Finanzleuten besessen und beherrscht werden. Es war belanglos, ob sie von den technischen Herstellungsprozessen etwas verstanden oder davon bloß die unvollkommensten Laienkenntnisse besaßen. Die Männer, die darin geschickt und erfahren waren, konnte man als Revisoren oder Werkmeister engagieren und sie Kontrakte unterzeichnen lassen, wonach für ihr Gehalt alles, was sie in der Zeit ihrer Beschäftigung erfanden und entdeckten, unumschränktes Eigentum der Gesellschaft werden sollte.

Der Zwischenfall, der zu dieser neueren Organisationsmethode führte — ein Zwischenfall, der Carnegie und seinen Teilhabern viele Millionen Dollar einbrachte — trug sich in der Folge von Arbeiterunruhen zu. Die Union-Eisenwerke und andere Eisenfabrikations-Unternehmungen verlangten, daß die „Vulkan-Söhne", eine Vereinigung von Eisenpuddlern, in eine Lohnherabsetzung einwillige. Man begründete diese Forderung damit, daß die

Eisenpreise gefallen seien. Die Puddler weigerten sich. Es waren intelligente Leute, die wohl wußten, daß die Gesellschaft bei ihrer Ausgabe von Aktien, wofür teilweise nicht ein Dollar Anlagekapital gezahlt worden war, große Profite eingesackt hatte. Sie sahen auch, daß die Aktienschieber an der Spitze der Werke reich geworden waren, während sie, die Puddler, für einen Lohn arbeiten mußten, der in keinem Verhältnis stand zum Verkaufspreis der Eisenprodukte, die sie erzeugten. Deshalb wollten sie sich die Lohnherabsetzung nicht gefallen lassen. Die Folge war die Aussperrung von 1867.

Aber die Eisenkapitalisten hatten einen Plan bereit, die Arbeitervereinigung zu bekämpfen und zu schlagen. Ein Plan, der später in indirekter Weise mit gleichem Erfolge von der Carnegie-Stahlgesellschaft und ihrer Nachfolgerin, dem Stahltrust, angewandt wurde, und bereits von den Wollmühlen Neu-Englands benutzt worden war. Man schickte einfach Agenten nach Europa, damit sie billige Arbeitskräfte aufstöberten. Damals gab es keine gesetzliche Schranke gegen die offene und direkte Ausführung dieses Planes: erst viele Jahre später wurde das Gesetz angenommen, das die Einführung Fremder unter Kontrakt verbietet.

Ein buntscheckiges Gemisch von europäischen Arbeitern aller Nationalitäten wurde importiert. Viele waren Engländer, Iren und Leute aus Wales, die an viel niedrigere Bezahlung und Lebenshaltung gewöhnt waren als die amerikanischen Arbeiter; ein großer Teil bestand auch aus Deutschen, die, da sie kein Englisch verstanden, den Union-Eisenmühlen überwiesen wurden, wo Andrew Kloman, selbst ein Deutscher, ihnen in ihrer Muttersprache Befehle geben konnte. Einer von diesen importierten Deutschen war ein besonders tüchtiger, begabter Mann namens Johannes Zimmer, der in einer deutschen Eisenmühle gearbeitet hatte. Er gab Kloman eine Beschreibung von einer gewissen Art von Walzwerken, die in Deutschland üblich waren und Platten lieferten, die damals in Amerika gänzlich unbekannt waren — Platten von verschiedener Größe mit glatten Rändern. Kloman baute nach Zimmers Beschreibung ein derartiges Walzwerk, das gerollte Platten von verschiedener Dicke und Größe produzierte. Carnegies Gesellschaft machte sich diese Erfindung ruhig zu eigen, eine Erfindung, die von Anfang an einen Bombenerfolg brachte und später in dem riesigen Plattenwalzwerk zu Homestead ausgenutzt wurde. „Diese kleine Idee des deutschen Arbeiters," schreibt Bridge, „hat der Firma, die ihn an die Stelle eines Ausständigen gesetzt hatte, Millionen eingetragen. Was Zimmer selbst betrifft, so bestand sein Lohn in einer gut bezahlten Stellung als Obmann des Walzwerkes, das er gebaut hatte, und der folgenden verbesserten Auflagen davon. Er sparte Geld und soll bei seinem Tode mehr als 100000 Dollar besessen haben."

Das war aber nicht der einzige Fall der frechen Ausnutzung einer deutschen Erfindung. Phipps machte als finanzieller Regent der Union-Eisenwerke häufige Reisen nach Europa, mehr in der Absicht, der Gesellschaft ausländische Absatzmärkte zu eröffnen, als zu anderen Zwecken. Aber er verpaßte keine Gelegenheit, sich mit jedem neuen Verfahren und jeder neuen Erfindung bekannt zu machen, wovon er zu hören bekam. Er besichtigte die europäischen Eisenwalzwerke, prüfte jede Einzelheit aufs genaueste und wählte davon, was ihm wertvoll schien. So beobachtete er einmal, als man ihm, ohne Verdacht zu hegen, die Freundlichkeit erwies, ihm die Besichtigung eines deutschen Werkes zu gestatten, daß durch einen gewissen dort angewandten Prozeß eine große Ersparnis in bezug auf die Haufen alten Schieneneisens, die zur Bereitung der Eisenbalken in den Hochofen geworfen werden mußten, erzielt wurde. Ohne Zögern skizzierte er sich die Methode und führte sie nach seiner Rückkehr nach Pittsburg dort anstatt des bis dahin üblichen Verfahrens ein. Man sagt, die Firma habe seitdem jeden Tag soviel gespart, wie seine Reise nach Europa gekostet hatte.

Nun wurde die Firma geändert: am 1. Dezember 1870 gründeten Kloman, Phipps und die Brüder Carnegie die Firma Kloman, Carnegie & Co. Ein paar Monate später begannen sie mit dem Bau des berühmten Hochofens „Lucie" an der 59. Straße in Pittsburg. Dieser Hochofen war so leistungsfähig, daß er mit der Erzeugung von 350 Tonnen Roheisen wöchentlich begann — was man damals kaum für möglich gehalten hatte — und dreizehn Jahre später sogar 800 Tonnen täglich produzierte. Und dieser Ofen war es, dessen Einrichtung Kloman in finanzielle Schwierigkeiten stürzte, die Andrew Carnegie die vermutlich lang erwartete Gelegenheit boten, ihn hinauszuwerfen.

Wie hoch Carnegies Reichtum sich damals genau belief — das zu ermitteln ist unmöglich. Doch floß seine wachsende Macht nicht bloß aus seinem persönlichen Einkommen, sondern auch aus der Kühnheit, mit der er vorging, und besonders daraus, daß er die Interessen großer Kapitalisten mit seinen Plänen zu verflechten wußte. So vermittelte er der Schlußstein-Brücken-Gesellschaft noch vor ihrer Gründung eine Fülle von Aufträgen und von Frachtermäßigungen, indem er sich mit den höchsten Beamten der Pennsylvania-Bahn in Verbindung setzte. J. Edgar Thomson, der Präsident dieser Bahn, war ein bedeutender Aktionär der Brücken-Gesellschaft; er fürchtete sich freilich so sehr vor der öffentlichen Kritik, die ihn dieserhalb angreifen könnte, daß er die Aktien auf den Namen seiner Frau eintragen ließ; er gab der Gesellschaft große Aufträge. Auch der Vizepräsident der Bahn, Thomas A. Scott, war im geheimen Aktionär der Gesellschaft, ebenso auch gewisse andere einflußreiche Beamte der Bahn. Natürlich benutzten sie ihre hohen Stellungen bei der Pennsylvania-Bahn,

um die Produkte der Schlußstein-Brücken-Gesellschaft bei den Beamten der anderen Bahnen aufs wärmste zu empfehlen.

Die Schlußstein-Brücken-Gesellschaft rühmte sich dieser weiten Beziehungen zu Eisenbahnen in ihren Annoncen und zählte die Bahnen auf, für die sie Aufträge ausführte: es waren die Pennsylvania-, die Nord-Zentral-, die Nord-Missouri-, die Illinois-Zentral-, die Baltimore-Ohio-, die New-Jersey-Zentralbahn und viele andere. Sie rühmte ihre schmiedeeisernen Brücken, „Patent Linville und Piper". Linville war noch 1877 ihr Präsident, und Piper blieb lange ihr Hauptleiter; Andrew Carnegie aber hielt sich im Hintergrund und operierte durch seinen Bruder Thomas, der Schatzmeister der Schlußstein-Gesellschaft war.

So brauchte die Schlußstein-Brücken-Gesellschaft nicht wie viele andere Unternehmungen mit dem Kleinen und Ungewissen zu beginnen und nach Aufträgen herumzutappen; sie erfreute sich schon bei ihrer Geburt einer hohen, einflußreichen Gönnerschaft. Und diese Gönnerschaft gereichte nicht bloß ihr selbst zum Vorteil, sondern wirkte in großem Maße auch zugunsten der Union-Eisenwerke, von denen die Schlußstein-Gesellschaft ihren Bedarf an Roheisen bezog. Für Carnegie aber war seine Herrschaft über die Schlußstein-Gesellschaft ein höchst wertvolles Hilfsmittel in seinem ständigen Streben, auch die Union-Eisenwerke unter seine Botmäßigkeit zu bringen; konnte er seinen Mitteilhabern bei den Union-Eisenwerken im kritischen Moment, wenn sie gewisse Dinge nicht tun wollten, nicht immer damit drohen, die Brücken-Gesellschaft würde ihren Eisenbedarf anderwärts decken?

Parallel mit dem Umschwung, der sich in der Leitung der Union-Eisenwerke vollzog, lief ein ähnlicher Vorgang bei der Schlußstein-Brücken-Gesellschaft. Genau wie die Unionwerke ursprünglich unter den Gebrüdern Kloman ein Unternehmen gewesen waren, das persönlich von Besitzern geleitet wurde, die in der Branche technische Erfahrung besaßen, dann aber unter die Herrschaft von Leuten geraten war, die lediglich als Geschäftsmänner und Geldgeber gekommen waren — genau so wurde die ursprüngliche Firma Piper & Schiffler durch die Schlußstein-Gesellschaft ersetzt.

Piper war ein Mann von großer technischer Begabung, der andauernd Erfindungen auf dem einen oder auf dem anderen Gebiet ausbrütete. Sein Kompagnon Schiffler war „ein guter Antreiber", d. h. er verstand mit den Arbeitern umzuspringen und die äußerste Leistung aus ihnen herauszuquetschen. Beide Kompagnons hatten gleichzeitig im Eisenbahnbau gearbeitet; den Piper hatte Carnegie schon 1858 in Altona kennen gelernt, wo Carnegie damals bei der Pennsylvania-Bahn bedienstet war. Den Dienst bei dieser Bahn gab Carnegie erst 1865 auf, gerade in dem Gründungsjahr der Schlußstein-Brücken-Gesellschaft. Sobald diese Gesellschaft gebildet war, wurden sowohl Piper wie Schiffler zu Handlangern heruntergedrückt. Es

ist nicht zu leugnen, daß die großen Kapitalien, die in die Schlußstein-Gesellschaft gesteckt wurden, hauptsächlich der Gewißheit einträglicher Aufträge durch Thomson, Scott und andere Eisenbahnbeamte zu danken waren. Bridge, der als persönlicher Sekretär Carnegies Zugang zu gewissen privaten Dokumenten hatte, versichert, Carnegie hätte seine Hauptanteile an der Brückengesellschaft lediglich als Gratifikation für seine Dienste bei der Gründung erhalten, ohne daß er dafür einen Pfennig bezahlt hätte; da ihm diese Anteile aber nicht genügten, habe er zur Erlangung weiterer Aktien einen Schuldschein gegeben, zu dessen Bezahlung die vier ersten Dividenden hingereicht hätten.

Wie durch die Binnenhandels-Kommission der Vereinigten Staaten 1906 festgestellt wurde, billigte J. Edgar Thomson als Präsident der Pennsylvania-Bahn es auch, daß hohe Eisenbahnbeamte Geld bei Kohlen-Gesellschaften anlegten — dieselben Beamten, die den Konkurrenten dieser Kohlengesellschaften Frachtwagen verweigern und ihre Sendungen verbummeln oder sie sonstwie benachteiligen konnten. Nach dem Kommissionsbericht bekamen viele Beamte Aktien geschenkt oder so gut wie geschenkt, weil es den Gesellschaften nützlich schien, oder dafür, daß sie ihre Namen als Förderer solcher Gesellschaften hergaben.

Das Krisenjahr 1873 war für Andrew Carnegie eine günstige Zeit. Am 10. Januar 1912 bezeugte er vor der Untersuchungskommission des Senats über Stahltruste, dieses Jahr hätte viele von seinen Kompagnons gezwungen, an ihn zu verkaufen und in diesem Jahre hätte er die Herrschaft über die Stahlindustrie errungen. Wenn Carnegie gewollt hätte, so hätte er dies gut durch sein Verhalten gegen Andrew Kloman illustrieren können. Kloman hatte sich heftig bei zwei Schmelz- und Erzminen-Gesellschaften in Michigan engagiert, die ihm vorgestellt hatten, sie könnten ihm genug Eisenerz für die „Lucie" liefern. Diese Gesellschaften gerieten im Krisenjahr 1873 in Konkurs. In seiner relativen Geschäftsunkenntnis hatte Kloman gemeint, es wären Gesellschaften mit beschränkter Haftung, jetzt aber merkte er, daß er sich tiefer engagiert hatte als er dachte. Es war höchst wahrscheinlich, daß die Gläubiger, wenn sie wollten, ihm auch noch die Zinsen von anderen Gesellschaften, an denen er beteiligt war, wegnehmen würden.

Da kam Andrew Carnegie als der treue Freund in der Not und machte Kloman schließlich das Anerbieten, er solle ihm für die Zeit der Auseinandersetzung mit seinen Gläubigern seine Anteile bei der Gesellschaft zedieren und während dieser Zeit als Angestellter mit 5000 Dollar Gehalt arbeiten, um dann wieder in den Vollgenuß seiner Teilhaberschaft einzutreten. Kloman nahm dieses Anerbieten an und arbeitete drei Jahre lang für 5000 Dollar jährlich, immer in der Hoffnung, bald wieder voller Teilhaber zu sein. Endlich gelang es ihm, sich mit seinen Gläubigern auf Zahlung

der Hälfte seiner Verbindlichkeiten zu einigen. Wie erstaunt und bestürzt war er, als er erfuhr, seine Abmachung mit Andrew Carnegie habe nicht die geringste gesetzliche Gültigkeit! Er konnte nichts machen als die 100000 Dollar annehmen, die Carnegie ihm als seine Anteile an den verschiedenen Werken anbot, obgleich er sie für ein armseliges Almosen hielt im Vergleich zu dem wahren Wert seiner Interessen. Aber gesetzlich konnte er nichts machen; er ging weg und nährte sein Lebenlang bitteren Groll gegen Carnegie. Seitdem war er eine abgetane Figur und hatte mit der Gesellschaft, die aus seinem Werk entsprungen war, nichts mehr zu tun.

Bereits 1855—56 hatte Sir Henry Bessemer in England die Stahlbereitung mittels der großen drehbaren Gefäße, der „Bessemer-Birnen", gezeigt; zwischen 1868 und 1873 hatten in den Vereinigten Staaten mindestens vier verschiedene Werke begonnen, nach dem Bessemer-Verfahren zu arbeiten.

Die Carnegies schickten jetzt William Coleman aus, um diese amerikanischen Stahlwerke zu besichtigen, und bald darauf ging Andrew Carnegie selber nach England, um daselbst das Bessemer-Verfahren zu studieren. Coleman war der Schwiegervater von Thomas M. Carnegie, und er soll die Idee gehabt haben, Stahlschienen zu produzieren. Man begrüßte die Idee als außerordentlich glänzend und zeitgemäß: die alten Eisenschienen, die bis dahin gebraucht wurden, waren für den immer größeren Verkehr vollkommen unzulänglich; sie bekamen Brüche, und daraus ergaben sich Entgleisungen von Lokomotiven und Zügen mit großen Verlusten an Menschenleben. Außerdem mußten sie sich sofort rentieren: da die Eisenbahnbeamten als „stille Teilhaber" wirkten, mußten sofort große Aufträge kommen, und wenn erst die Pennsylvania-Bahn die Stahlschienen eingeführt haben würde, würden die anderen Bahnen gezwungenermaßen folgen.

Aber zwischen der Idee und ihrer erfolgreichen Ausführung war ein himmelweiter Unterschied. Die Idee war einfach, die Ausführung aber verlangte technische Einrichtungen und Erfindungen, wovon weder Coleman, noch Phipps, noch die Carnegies die leiseste Idee hatten. Mit wessen Hilfe sie es fertig bekamen, diesem Mangel abzuhelfen, soll später beschrieben werden. Es mag genügen, wenn wir sagen, daß Colemans Bericht so günstig ausfiel, daß er sich selbst beteiligte. Im selben Jahre wurde die Firma Carnegie, McCandleß & Co. gegründet, zur Erzeugung von Stahlschienen und anderen Produkten. McCandleß war Vizepräsident der großen Pittsburger Bank. Das Kapital der Gesellschaft betrug 700000 Dollar. Coleman zeichnete 100000; David A. Stewart, der Präsident der Pittsburger Lokomotivenwerke, John Scott, einer der Direktoren der Alleghany-Bahn, Phipps, Thomas M. Carnegie, McCandleß und Kloman zeichneten je 50000 Dollar (Kloman war damals noch nicht hinausgeworfen); Andrew

Carnegie aber zeichnete 250000 Dollar. Im nächsten Jahre, am 12. Oktober 1874, wurde die Firma Carnegie, McCandleß & Co. aufgelöst, und an ihrer Statt erhob sich die Edgar-Thomson-Stahl-Gesellschaft (m. b. H.) — so genannt nach dem Präsidenten der Pennsylvania-Bahn; sie erklärte, eine Million Dollar Kapital zu haben.

Woher, so fragt man sich, nahm Andrew Carnegie jene 250000 Dollar, die er zeichnete? Abgesehen von seinen Profiten aus den früheren Transaktionen gelang es ihm, fast diese ganze Summe beim Verkauf von Obligationen während seines Ausfluges nach Europa im Jahre 1872 zu erzielen. Wir erfahren aus dem Zeugnis von Bridge, daß Thomson, sein getreuer Chef, ihn beauftragte, für sechs Millionen Dollar Obligationen zum Bau einer neuen Eisenbahn nach Davenport in Jowa auf den europäischen Markt zu werfen; und obgleich die Bahn bloß auf dem Papier stand und nie gebaut wurde, obgleich die Käufer dieser Obligationen jeden Dollar verloren — bekam Carnegie dennoch 150000 Dollar als Provision. Zur selben Zeit bekam er 75000 Dollar Provision für den Verkauf gewisser anderer Obligationen. Die Inhaber dieser sechs Millionen Obligationen gaben sich die größte Mühe, ihn zum Schadenersatz heranzuziehen, es gelang ihnen aber nicht. Braucht man da länger zu erklären, warum Carnegie von Thomson eine so überaus hohe Meinung hatte, daß er seine Stahlwerke nach ihm benannte?

Aber Thomson und Scott waren nicht die einzigen Eisenbahnmagnaten, bei denen Andrew Carnegie sich einschmeichelte. In der Darstellung seiner Laufbahn, die er der Untersuchungskommission des Senates über Stahltruste am 11. Januar 1912 gab, prahlte er folgendermaßen: „Ich erinnere mich, daß die Union-Atlantische Eisenbahn einmal die Lieferung von 70000 Tonnen Schienen ausgeboten hatte, und die Offerten sollten in Omaha geöffnet werden. Dort waren all meine Konkurrenten. Ich aber ging nach New York zum Präsidenten Sydney Dillon (von der Union-Atlantischen Eisenbahn). Ich hatte der Union-Atlantischen einmal mit etwa 600000 Dollar in Philadelphia ausgeholfen, und sie hatten mich und George M. Pullman in den Aufsichtsrat gewählt. Ich sprach mit Dillon über das Schienen-Ausgebot und fragte ihn, ob die Carnegie-Schienen gut genug wären. Er bejahte. Gut, sagte ich, ich möchte, daß die Union-Atlantische das Geschäft mit mir macht und will Ihnen den niedrigsten Preis machen. Abgemacht, Carnegie, sagte er, und ich bekam den 70000-Tonnen-Vertrag." Carnegie fügte hinzu, er habe einmal Collis P. Huntington Kredit gegeben, als dieser Eisenbahnmagnat „krumm lag".

Die genaue Zeit, wann er diese Darlehen gegeben hatte, wagte Carnegie nicht anzugeben; wir müssen annehmen, daß es in früheren Jahren geschah, als die Union-Atlantische und Huntington noch nicht mit Reichtümern über-

schwemmt waren wie später, nachdem sie den Kongreß und die Gesetzgebungen zur Erlangung großer Geld- und Boden-Beihilfen erfolgreich bestochen hatten.

Noch ein anderer Eisenbahnbeamter wurde in die Edgar-Thomson-Stahlwerke hineingebracht, nämlich William P. Shinn, Generalagent der Pennsylvania-Eisenbahn, Teilhaber der Edel-Eisen-Gesellschaft und Präsident der Ashtabula-, Youngstown- und Pittsburger Eisenbahn. Shinn war es, der das Überschlagssystem einführte, das sich bei der Standard-Ölgesellschaft und bei der Pennsylvania-Bahn schon so nützlich und vorteilhaft gezeigt hatte: ein System, das darin bestand, vor Annahme eines Auftrages den jeweiligen Kostenpreis jeden Rohmaterialteils, der bei der Schienenproduktion gebraucht wurde, genau zu berechnen. Shinns Dienste waren für die Gesellschaft höchst wertvoll.

Von noch größerem Wert aber waren ihr die Dienste jenes bedeutenden Eisenschmelzers A. L. Holley und des Erfinders Kapitän William L. Jones. Holley war ein Mensch, der ganz in seinem Beruf aufging und sich wenig oder gar nicht um Geld kümmerte. Sein Leben war von dem einen Ehrgeiz beherrscht, den Prozeß der Stahlbereitung zu verbessern. Holley, dieser feingebildete und hochgeistige Konstrukteur, war, nachdem er Stahlwerke zu Troy, St. Louis und an anderen Plätzen geleitet hatte, in Carnegies Dienste getreten und dort geblieben, bis er 1882 starb, „ausgebrannt" im wahren Sinne des Wortes, im frühen Alter von 50 Jahren.

Was Kapitän Jones betrifft, so war er von anderem Kaliber; ein rauher, energischer Mann, ohne feinere Bildung, aber mit zwei Fähigkeiten ausgestattet, die für Carnegie von größtem Nutzen waren: mit einem Geschick, die Arbeiter anzuspannen und in einer gegebenen Zeit das größtmögliche Arbeitsquantum aus ihnen herauszubekommen, und andrerseits seiner Leidenschaft, das Verfahren der Stahlbereitung zu verbessern. Jones war Werkmeister in einem Konkurrenzkonzern, in der Cambria-Eisengesellschaft, gewesen. Andrew Carnegie hatte 1873 einen Streik in diesem Unternehmen ausgenutzt und Jones und einige andere Werkmeister bewogen, in seine Dienste zu treten. Niemand verstand es besser als Jones, von den Arbeitern die größte Arbeit für die geringste Bezahlung zu erlangen; niemand außer Andrew Carnegie selbst wußte billige und gute Produktion so gut zu vereinen. Jones vermied es, Amerikaner einzustellen, und war gegen Engländer noch strenger — nicht nur, weil sie „auf hohe Löhne stichelten", wie er sagte, sondern auch, weil sie sich weigerten, sich bei der Arbeit abzuhetzen, und daher nicht so viel schafften. Er sorgte dafür, daß Deutsche, Iren, Schweden und junge amerikanische Landjungen gemietet wurden, und erklärte, in richtiger Mischung ergäben sie „den wirksamsten Brei, den man finden kann". Zwischen sie setzte er Schotten und Walliser, in der Erwar-

tung, bei ihren verschiedenen Sprachen, Gemütsarten und nationalen Feindschaften würden sie sich nicht leicht zu einem Streik zusammenfinden.

Während er diese kluge Politik der Verfeindung betrieb, suchte Jones gleichzeitig immerfort nach Mitteln, die Maschinen zu verbessern und leistungsfähiger zu machen. Es war ihm gleich, wieviel eine Maschine gekostet hatte, oder wie neu sie war — sobald es sich zeigte, daß eine andere mehr leistete, wenn auch nur wenig, so stellte er sofort die neue ein und warf die frühere zum alten Eisen.

Aus dieser Kombination von billiger, gefügiger Arbeit und leistungsfähigen Maschinen resultierte eine immer größere und billigere Produktion, die die Profite der Edgar-Thomson-Stahlwerke beständig anschwellen ließ, bis sie 1877 die Höhe von 43¾ Prozent erreichten.

Die Profite waren so enorm, daß Carnegie mit seiner Eindrittel-Beteiligung an den Werken nicht zufrieden war. Er strebte jetzt nach persönlicher Herrschaft über das Unternehmen. Nach einer besonders erbitterten Streitigkeit wurde Coleman 1876 hinausgesetzt, und Andrew Carnegie kaufte seine Anteile; die näheren Umstände dieser Affäre sind aus keinem Gerichtsprotokoll zu ermitteln. Die Zwistigkeiten dauerten fort; Thomas M. Carnegie und Phipps verkauften die Hälfte ihrer Anteile an Andrew Carnegie — warum sie es taten, darüber geben die Protokolle nicht die geringste Auskunft. Klomans kleiner Anteil von 50 000 Dollar ging als nächster in den Besitz Andrew Carnegies über, und ebenso die kündbaren Obligationen einer Anzahl kleiner Aktionäre, denen Carnegie kurzerhand mitteilte, das Beste, was sie tun könnten, wäre: anzunehmen, was man ihnen anböte.

Und so ging die Sache weiter. Thomas A. Scott — der große Scott — Carnegies alter Chef, geriet mit Carnegie in eine heftige Streitigkeit — die Carnegie sehr gelegen kam, denn Scott zog voller Ärger seine Kapitalien von der Edgar-Thomson-Stahlgesellschaft zurück und schwor, er wolle mit ihr nichts mehr zu tun haben. Und was wurde aus Thomsons Einlagen? Carnegie erwarb sie bald: beim Tode Thomsons im Jahre 1874 entschlossen sich die Testamentsvollstrecker, Bargeld dafür zu nehmen, obgleich die Obligationen noch nicht fällig waren. Es befanden sich aber noch andere Obligationen und Aktien im Besitz von McCandleß, Shinn und John Scott. McCandleß starb 1879, und seine Witwe sah sich gezwungen, von Carnegie einen niedrigen Preis anzunehmen, der dem Wertzuwachs nicht im geringsten Rechnung trug. Ein heftiges Ringen zwischen Carnegie und Shinn war jetzt das Vorspiel zu Shinns Hinauswurf — da die Majorität des Aufsichtsrates ein gefügiges Werkzeug Carnegies war. Shinn aber war selber so etwas wie ein gewiegter Geschäftsmann, dem es keineswegs an Zähigkeit gebrach. Er verklagte Carnegie, was diesem sehr mißfiel, denn er hatte eine große Abneigung gegen die Gerichte. Er verglich sich schließ-

lich mit Shinn auf Zahlung von 200 000 Dollar und ließ einen neuen Feind auf seinem Wege. Was John Scott betrifft, so wurde er 1882 ohne weiteres aufgefordert, die Firma Gebrüder Carnegie & Co. zu verlassen — worüber er noch lange grollte, nachdem er eingesehen hatte, daß es für ihn keine andere Möglichkeit gab, als seinen Anteil von 175 000 Dollar an Andrew Carnegie zu verkaufen.

Die Firma Gebrüder Carnegie & Co. (m. b. H.) wurde 1881 mit einem Kapital von fünf Millionen Dollar als Nachfolgerin der Edgar-Thomson-Stahlgesellschaft und der Union-Eisenwalzwerke gegründet. Andrew Carnegie hatte jetzt sein Ziel erreicht. Mit seinen drei Millionen Aktien war er bei weitem der größte Aktionär und konnte die Gesellschaft nach seinem Belieben regieren. Thomas M. Carnegie und Henry Phipps waren jeder mit 878 000 Dollar beteiligt, aber Thomas M. Carnegie starb schon ein paar Jahre später, 1886. Die anderen Aktionäre waren verhältnismäßig einflußlos; ihre Anteile gingen, wie wir schon gezeigt haben, bald in Carnegies Besitz über. Woher aber kam das Kapital von fünf Millionen Dollar? Es war zum größten Teil eine Fiktion, die sich auf die enormen Profite gründete, welche sich im Jahre vor der Konsolidierung auf 1 885 197 Dollar belaufen hatten. In dem Kapital von fünf Millionen Dollar waren die Werke, Anlagen und Erzminen mit vier Millionen Dollar angesetzt, und bloß eine Million mußte in bar gezeichnet werden, — eine einfache Sache, die sich mit dem Profit eines einzigen Jahres machen ließ.

Der wichtigste Punkt aber, den diese Konsolidierung enthüllte, war die vitale Tatsache, daß die Carnegie-Gesellschaft, bei jenem Pioniertrust, der Standard-Ölgesellschaft, in die Schule gehend, Schritte getan hatte, um sich selbst die Herrschaft über die Rohmaterialquellen zu sichern.

Das war ein Schritt vorwärts in der kapitalistischen Evolution. Unter dem alten System mußte der Fabrikbesitzer sein Rohmaterial von anderen Kapitalisten kaufen. Durch die neueren Methoden wurden die Profite auf diese Ausgaben erspart. Um 1881 besaß die Carnegie-Stahlgesellschaft bereits ihre Kohlenminen und Koksöfen so gut wie ihre Erzgruben; diese Besitzungen waren freilich nicht groß, aber es war immerhin ein Anfang und ein Vorbote der nicht fernen Zeit, wo große Rohmaterialquellen in den Besitz der Stahlmagnaten kamen. In der Tat kam die Carnegie-Gesellschaft durch diese billigeren Methoden rapide zu einer Position, wo sie mit Leichtigkeit die nach dem alten System organisierten Konkurrenten unterbieten konnte. Andrew Kloman und andere Pittsburger Männer hatten die Pittsburger Bessemer-Stahlgesellschaft (m. b. H.) mit einem Kapital von zweieinhalb Millionen gegründet und zu Homestead bei Pittsburg ein Stahlwerk erbaut. Als aber dort zur rechten Zeit ein Streik ausbrach, sahen die Besitzer sich mannigfachen Verlegenheiten gegenüber und

mußten ihre Werke 1882 an die Carnegie-Gruppe verkaufen. Auch die Duquesne-Stahlgesellschaft ging für eine Million Obligationen an Carnegie über, und damit war jede Konkurrenz im Pittsburger Distrikt beseitigt.

Damit das Aufhäufen riesiger Profite alle Jahre fortdauere und wachse, war es nötig, die Koksbesitzungen der Carnegie-Stahlgesellschaft zu erweitern und zu verhindern, daß die Arbeiter höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit errangen. Diese beiden Probleme wurden 1882 durch die Aufnahme von Henry C. Frick in die Gesellschaft gelöst. Frick hatte durch gewisse Machinationen die Herrschaft in der Koksindustrie errungen und besaß damals mehr als tausend Koksöfen und volle dreitausend Morgen Kohlenländer. In jener Industrie hatte Frick, und nicht mit Unrecht, den Ruf eines geschworenen Feindes der organisierten Arbeit erworben: sein bloßer Name war den Arbeitern verhaßt. Trotz der Verschiedenheit der Nationalitäten in den Carnegie-Stahlwerken und der geschickten Art und Weise, wie Vorurteile und Feindschaften genährt und entflammt wurden, mußten die Arbeitsbedingungen die Arbeiter notwendig zum Anschluß an die Vereinigte Gewerkschaft der Eisenarbeiter treiben. Die Arbeit, die von ihnen verlangt wurde, war entsetzlich. Die Werke ein paar Stunden täglich zu schließen, hätte einen großen ökonomischen Verlust bedeutet; anstatt aber die vierundzwanzig Stunden in drei Schichten einzuteilen, so daß jede Schicht acht Stunden zu arbeiten hätte, hatte man nur zwei Schichten, so daß die Leute zu zwölfstündiger Arbeit am Tage gezwungen waren.

Mit diesem unmenschlichen System noch nicht zufrieden, stachelte Carnegie seine Werkmeister an, „einen noch besseren Rekord" herauszudrücken; er überwachte die Einkünfte aus jeder Abteilung mit scharfen Augen; waren die Kosten der Arbeit und der Produktion in einer Abteilung höher als in der anderen, so machte er den Meistern dieser Abteilung Vorwürfe und lobte die Meister der anderen Abteilungen. Auf diese Weise säte er mit diabolischer List Eifersüchteleien unter den Werkmeistern, hetzte sie gegeneinander auf und erzeugte so bittere Feindschaften, daß manche Werkmeister jahrelang nicht miteinander sprachen.

Um diese Zeit begann jene Periode der Reklame und des Selbstlobs, die noch andauert. Er schrieb in der Zeitschrift „Forum" 1886 Artikel, in denen er die tiefste Rücksicht auf das Wohlergehen der Arbeiter ausdrückte. Wir wollen einige charakteristische Stellen zitieren, die er später, kühn genug, wieder veröffentlichte („Probleme von heutzutage", von Andrew Carnegie, 1908), trotz der Enthüllungen des großen Homestead-Streiks. Er schrieb: seiner Meinung nach „entstehen die Streike nicht so sehr aus Zwistigkeiten wegen der Arbeit, als aus Mangel an Verständigung unter den Parteien. Der Unternehmer kennt den Arbeiter und seine Gedanken und Sorgen nicht, und der Arbeiter kennt die Meinungen und Sorgen des

Unternehmers nicht. Ebensowenig kennt der Unternehmer die guten Seiten seiner Arbeiter, und der Arbeiter die guten Seiten seines Unternehmers. Jeder sieht nur die eine Seite des Problems; und dies verursacht die meisten Zwistigkeiten."

Dieses kindische Gewäsch wurde, wie gesagt, 1886 in einer, wie man meinte, der ernsthaftesten amerikanischen Zeitschriften publiziert. Und zur selben Zeit überwachte Carnegie die Arbeitsbedingungen in seinen Unternehmungen aufs schärfste. Nur wenige Jahre vorher hatte er Frick engagiert, den hartnäckigsten, rücksichtslosesten und unversöhnlichsten Feind der Arbeitervereinigung. Und wenige Jahre später geschah das Niederschießen der streikenden Stahlarbeiter in Carnegies Walzwerken zu Homestead. Gerade während der Jahre, wo er seine Teilhaber aus dem Felde schlug und die Werkmeister anstachelte, aus den Arbeitern das äußerste Maß von Arbeit herauszuquetschen, verkündigte Carnegie sein Motto: „Konzentration! Erst Ehrlichkeit, dann Fleiß, dann Konzentration!"

Diese Worte, von servilen Skribenten und schmeichelnden Schönrednern oft genug wiederholt, wurden schließlich ernst genommen von einem Publikum, das nichts von den gigantischen Eisenbahnschwindeleien gegen die Schatzkammer der Vereinigten Staaten während des Bürgerkrieges wußte, und keine Ahnung von den ständigen Machinationen hatte, wodurch Carnegie die Herrschaft über die großen Pittsburger Stahlwerke an sich gebracht hatte. Selbst die Enthüllungen über die großen Panzerplatten-Betrügereien in Carnegies Werken, einige Jahre später, taten dem Eindruck von Carnegies berühmtem Motto nicht allzusehr Abbruch.

Die Carnegie-Stahlgesellschaft hatte alles, was in ihrer Macht stand, getan, um die Arbeitervereinigung zu zerbrechen, und wie gut es ihr gelungen war, zeigte sich darin, daß viele Arbeiter aus der Vereinigung ausschieden, „um sich mit der Gesellschaft zu verständigen". Stahlarbeiter, die monatlich 120 Dollar bei achtstündiger Arbeitszeit bekommen hatten, mußten, ein Jahr vor den erbaulichen Forum-Artikeln, zwölf Stunden täglich für 60 Dollar arbeiten. Während des nächsten Jahres — 1886 — bewilligte die Gesellschaft großmütig zehn Prozent Lohnerhöhung, weigerte sich aber, zum Achtstundentag zurückzukehren. „Aber die intelligenten und kampflustigen Iren," sagt Fitch in seinen „Stahlarbeitern", „verlangten eine Rückkehr zum Achtstundensystem von 1884 und schlugen die Lohnerhöhung aus. Dafür wurden 700 Hochofenarbeiter entlassen. 1886 aber wurde der Ausstand allgemein und die Gesellschaft bewilligte den Achtstundentag".

1887 baute die Carnegie-Stahlgesellschaft ein Schienenstahlwerk letzter Konstruktion zu Braddock in Pennsylvanien. Maschinen wurden eingestellt, um die Handarbeit zu ersetzen. Die Gesellschaft schlug jetzt eine Herabsetzung der Löhne um zehn Prozent vor, aber die Arbeitervertreter gingen

darauf nicht ein. „Im März 1888," so erzählt Fitch, „schickten die Arbeitervertreter eine Kommission nach New York zu Andrew Carnegie. Er empfing sie und schlug eine Herabsetzung um zehn Prozent, in anderen Abteilungen um acht Prozent, zugleich mit einer Wiederaufnahme des Zwölfstundentages vor". Carnegie habe erklärt, diese Bedingungen seien nötig, um ihm die Konkurrenz mit den Chicagoer Schienenwerken zu ermöglichen. Bei dieser Konferenz erklärte Carnegie, er werde in seinen Werken hinfort nur nicht-organisierte Arbeiter anstellen, und wer in seinen Diensten bleiben wolle, habe einen Vertrag zu unterzeichnen, wonach er nicht Mitglied der Arbeitervereinigung bleiben oder werden würde. „Im Mai," so fährt Fitch fort, „lehnte Carnegie es ab, noch eine Kommission zu empfangen oder eine weitere Konferenz abzuhalten, und um die Mitte des Monats akzeptierten die Arbeiter, die den ganzen Winter gestreikt hatten, die Bedingungen und nahmen die Arbeit wieder auf."

Damit endete die Arbeitervereinigung in den Edgar-Thomson-Werken. In den zwanzig Jahren, die seitdem verflossen sind, ist niemals ein organisierter Versuch von irgendwelcher Bedeutung gemacht worden, das Recht auf kollektive Abschlüsse wieder zu erobern. Über Carnegies Vorwand, er müsse mit den Chicagoer Schienenwerken konkurrieren können, sagt Fitch, die Bezahlung der Arbeit in den und den Teilen der Edgar-Thomson-Werke sei jetzt auf 35.30 Dollar beschnitten worden, das heißt fast neunzehn Prozent unter den Kosten der Arbeit in denselben Teilen der Chicagoer Stahlschienenwerke. Nur wenige von den Stahlarbeitern, die bei Carnegie beschäftigt waren, bekamen mehr als zwei Dollar täglich, viele aber weniger. Und wie hoch waren die Profite der Carnegie-Werke zu dieser Zeit? 1889 betrugen sie 3540000 Dollar; 1890 stiegen sie auf 5350000 Dollar, und im nächsten Jahre waren es 4300000 Dollar.

Während Carnegie solchermaßen damit beschäftigt war, die Arbeitervereinigung zu zerschmettern, trat in seinen Werken ein Ereignis ein, das ihm ein Monopol und unzählige Millionen Dollar einbrachte. Das war die Entdeckung einer neuen Methode, geschmolzenes Eisen zu mischen, durch Kapitän Jones. Laut einem Protokoll des Höchsten Gerichtes der Vereinigten Staaten übertrug Jones sein Patent unterm 4. Juni 1889 an die Carnegie-Stahlgesellschaft. Bessemers Verfahren hatte darin bestanden, das Eisen ohne Anwendung von Brennmaterial dadurch zu reinigen, daß man einen Luftstrom durch eine geschmolzene Metallmasse in einer drehbaren „Birne" blies. Mushet hatte ein ergänzendes Verfahren zur Wiederzuführung von Kohlenstoff erfunden. Das Verfahren von Jones bestand in einem bedeckten Reservoir geschmolzenen Metalls, das zwischen Hochofen und Birne eingeschaltet wurde und so eingerichtet war, daß es, während eine große Menge geschmolzenen Metalls abfloß, in kleinen Mengen auf einmal

wieder aufgefüllt wurde. „Es hatte sowohl Vorteile wie Nachteile,“ bezeugte Carnegie von dem früheren Verfahren, das vor der Erfindung von Jones angewandt wurde, „aber die Nachteile waren so groß, daß wir oft darüber debattierten, ob wir das Verfahren nicht lieber aufgeben sollten. Wir fanden, daß es genau so unmöglich war, eine gleichartige Masse zu erhalten, wie bei der Kuppel-Methode ... Während wir noch sorgenvoll mit dem Problem rangen und unentschlossen waren, ob wir es beibehalten oder aufstecken sollten, erklärte uns Kapitän Jones, er glaube eine Methode erfunden zu haben, durch welche das Problem gelöst wäre. ... Wir waren so überzeugt von seiner Idee, ... daß ich ihn anwies, die Sache ins Werk zu setzen. ... Er tat es, und fast von diesem Tage an waren unsere Sorgen fort. Er hatte einen großartigen Erfolg erzielt, in der Stahlindustrie war man wieder einen Schritt weiter gekommen, und wir benutzen seine Erfindung noch heute. ... Vor allen Dingen muß der Fabrikant auf die Gleichartigkeit seiner Ware halten, auf die Gleichwertigkeit der Schienen, und das ist ohne die Erfindung von Jones nicht zu erreichen, so weit ich unterrichtet bin.“

Die ganzen Früchte der Erfindung erntete die Carnegie-Stahlgesellschaft; Jones selber wurde nur kurze Zeit nach seiner Entdeckung bei einer Hochofenexplosion in die Luft geschleudert und getötet. Die Erfindung wurde in Carnegies Werken sofort ausgenützt, und sie war so wichtig, daß alle anderen Stahlfabrikanten von Bedeutung sie einführen und der Carnegie-Stahlgesellschaft schweren Tribut dafür zahlen mußten. Die Cambria-Eisengesellschaft indessen weigerte sich zu zahlen und berief sich darauf, das Deighton-, das Witherow- und andere Patente, die vorher angemeldet worden wären, enthielten in der Hauptsache das gleiche Verfahren oder ein ganz ähnliches. Die Carnegie-Stahlgesellschaft reichte am 2. Dezember 1895 Klage ein wegen Patentverletzung und verlangte Schadenersatz; und als der Fall schließlich nach sechs Jahren von dem Höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten entschieden wurde, sprachen fünf von den neun Richtern sich zu gunsten der Carnegie-Stahlgesellschaft aus.

Richter White vertrat die entgegengesetzte Meinung, der sich Oberrichter Fuller und die Richter Harlan und Brewer anschlossen. Ihre Ansicht war: „Die Wirkung der eben gefällten Entscheidung ist derart, daß sie dem Patentinhaber (Carnegie) eine Stellung gibt, in der er, ohne selbst eine Erfindung gemacht zu haben und ohne ein gesetzliches Patent vorweisen zu können, von der Stahl- und Eisenindustrie Tribute erheben darf, sobald die Interessenten dieser Industrie ihre Werke vergrößern und mit der natürlichen Entwicklung der modernen Industrie in vernünftiger und befriedigender Weise Schritt halten wollen.“

Das war im Jahre 1901. Kaum sieben Jahre später stimmte

Andrew Carnegie in seinem sonderbaren Buche „Probleme von heutzutage" eine Rhapsodie auf die Erfinder an „Es gibt eine Klasse Millionäre," schrieb er, „deren Reichtum in viel größerem Grade als bei anderen ihnen selber zugeschrieben werden muß . . . ." und er nannte Bell, den Erfinder des Telephons, Edison, und Westinghouse, der durch die Vakuumbremse berühmt ist. „Ihr Reichtum entspringt ihrem eigenen Gehirn. Alle Ehren dem Erfinder! Er steht auf einer höheren Warte als die anderen Menschen!"

Was für edle Gefühle! Was für heiße Ermahnungen! Leider sind ihm eine Reihe fataler Versehen passiert. Abgesehen von einer langen Liste anderer amerikanischer Erfinder, welche, von Kapitalisten ausgeplündert, arm zu Grabe gegangen sind, gibt es eine besondere Klasse von Erfindern, die Carnegie persönlich kannte, und die er mit Fleiß unerwähnt gelassen hat.

Es waren die Erfinder in seinen eigenen Werken: Erfinder wie Holley und Jones und andere, weniger bekannte, wie James H. Simpson, Henry Aiken, Henry W. Borntraeger und sonstige. Innerhalb dreier Jahre (1887 bis 1889) kam Carnegie in den Besitz von zwölf Erfindungen Simpsons in der Herstellung von Ziehstangen, Kopplern, Drehschnallen usw., und in einem einzigen Jahre übernahm Carnegie vier dem Aiken patentierte Erfindungen. Das sind nur einige wenige von den vielen Erfindern, die Carnegie ihre Patente überließen und dafür nichts als ihren Lohn bekamen und selber im allgemeinen in Armut oder Halbarmut starben.

Der Schwerpunkt von Carnegies selbstgefälligem Buche liegt in der Behauptung, Geschicklichkeit habe die Anhäufung großer Reichtümer vollbracht; Geschicklichkeit habe den Multimillionär auf seinem goldenen Wege vorwärts gebracht; persönliche Geschicklichkeit sei das A und das O gewesen; für Carnegie ist das eine genügende Erklärung dafür, warum und wie er ein Vermögen von einigen Hunderten von Millionen Dollar zusammenscharren konnte, und er möchte gerne, daß diese Erklärung vom Publikum als richtig hingenommen würde. Während er diese Erklärung aufstellt, bezieht er sich taktvoll und diskret auf seine eigene Laufbahn, indem er in der dritten Person schreibt und seinen Namen nicht erwähnt, aber doch durchblicken läßt, daß er bei Eigenschaften wie Ehrlichkeit, Scharfsinn, Fleiß und Geschicklichkeit als Grundlagen großer Vermögen an sich selbst denkt. Es spielten jedoch außer den bereits erwähnten Mitteln, wodurch Carnegie sich allmählich vom Telegraphisten zum Multimillionär aufschwang, noch gewisse andere Faktoren eine zeugende Rolle.

(Ein zweiter Artikel folgt)

Christian Morgenstern

von Herbert Ihe

In Meran, dem lieblichen Ort, der mit milder, reiner Luft inmitten der Berge liegt, ist Christian Morgenstern jüngst von uns gegangen. Immer hofften wir, daß er seines schweren Leidens, das ihn für lange Zeiten oft ans Bett fesselte, mit den Jahren noch Herr würde. Nun hat es ihn dennoch, dreiundvierzig Jahre alt, genommen. Wenn man sein Leben übersieht, ist es, als sei er langsam einer andern Welt entgegengegangen, als habe er, indem er immer weiter ins Geistige drang, Stück für Stück dessen, was er in unserer sinnlichen Welt besaß, fortgeschenkt, die körperliche Kraft, die ihn mählich verließ, seelisch gesucht, bis endlich nun sein Herz, dieses tiefe Herz, das Freundschaft gehalten hat, und die reine, edle Liebe zur Welt und zum Menschen hatte, wie selten einer, sich dem Lebendigen entlöste, hinschwand in sein ersehntes neues Dasein, und für uns tot war.

Christian Morgenstern besaß eine wunderbare Liebe. Eine Liebe von jener reinen, edlen Geistigkeit des echten Mannes, die in die Welt hinströmt, die Natur umfaßt, im tiefsten Gefühle des Beschenktseins dankbar ist, und glaubt, es nie genug sein zu können. Deren Sehnsucht ist, dem Übermenschlichen, dem Überwirklichen sich hinzugeben: diese letzte männlichste Sehnsucht zum Geistigen, wie sie zum Körperlichen die echte Frau besitzt.

„Das Glück der Demut finden," schrieb er mir einmal. Er meinte die Demut, die aus der wahren, menschlichen Stärke kommt; und so hat er sie gehabt. Sie gab ihm eine Behutsamkeit für das Schwache und Zarte, eine Achtung vor allem, außer vor sich. Sie ließ in ihm jene kraftvolle Anhängerschaft entstehen, die glühend und skrupellos sich betätigend, ihn dann klar aus ihr sich selber finden ließ. In seiner Verehrung für Paul de Lagarde, für Nietzsche und endlich, in den letzten Jahren, für die Theosophie und Anthroposophie.

Dem Idealen, dem Hohen und Reinen strebte er zu, mit einer Strenge des Willens und einer Gradheit, die ihn uns oftmals fremd erscheinen ließen und ihm eine scheinbare Kargheit des Äußeren gaben. Bis dann plötzlich sein Lachen sprühte und jener feine Humor hervorbrach, der ihm so unendlich schön stand, und ihn mit seiner menschlichen Reinheit so liebenswert machte.

Christian Morgenstern war deutsch in dieser Hinsicht: er nahm sein Leben ernst, hob aus ihm die Pflicht eines Übergeordneten, und im Drang der Erkenntnis und des allmählich vom Mystischen angehauchten Weltgefühls suchte er das Wesen der Dinge. Seine Sehnsucht ins Geistige hinauf war deutsch, wenn auch nicht so sehr in modernem, sondern eher in gotischem Sinne.

Die Grundlehre der Theosophie, daß der Mensch aus Leib, Seele und Geist gebildet sei, und nicht aus bloßer Materie, wie der Monismus, oder aus Materie und Seele, wie der Dualismus behaupten will, daß die Seele, als die zwischen Körper und Geist Stehende, dem Körper durch das sinnliche Erleben noch Verbundene, die Zwischenstufe zum restlos entmateriefreien Geiste bilde — diese Überhöhung des Seelischen ins letzte Spirituelle war für Morgensterns Drang zum Geistigen wie ein Geschenk zur Freiheit. Es nimmt nicht wunder, daß er ein begeisterter Anhänger dieser Lehre wurde, daß er, schwer krank, sich noch vor wenigen Wochen zu einem theosophischen Kongreß hinschaffen ließ. Sie war ihm mehr als alle leiblichen Schmerzen, er opferte ihr gern seine letzten Kräfte.

Dieses im Geistigen sich Verlieren ist auch dem Werk Morgensterns im Verlaufe immer deutlicher gegeben. Seine Verse werden daseinsferner mit jedem neuen Buch. Für uns, die wir noch an den Dingen hangen, die wir das Sein in den Sinnen, in heißblütiger Liebe, im Umfassen von Menschen suchen, kindlich — und trügerisch beschenkt, für uns ist oft Morgensterns Werk wie eine unendlich hohe, blasse, kühle Luftleere, in der zu leben es uns an Unbedingtheit fehlt. Wir greifen leichter zu Dehmel als zu Morgenstern. Es wird uns oft schwer, aus unserer Welt und ihren Gesängen seine zu verstehen, zu lieben! Allein — nehmen wir uns den Willen, so gelingt es, die große Melodie in uns anklingen zu hören. Was der oberflächlich Betrachtende anfangs zu finden meinte, indem er große Worte, scheinbar leblos Begriffliches, wie „Weltenschmerz" etwa, sah: eine abstrakte Kunst, — dies vorschnelle Urteil wird bald beschämt. Es ist nicht ein Schaffen, das, aus Kraftmangel, das Sinnliche zu zwingen, sich ins Übertriebene, ins überirdisch Erhöhte dithyrambisch steigert, mit der Größe des Ausdrucks die Kleinheit des Gestaltungsgebietes sich und anderen vortäuschen möchte, wie es der Ideologe und der Anfänger tut. Es ist das bewußte und starke, lebendig schwingende Schöpfungsstreben, das ein Wollen und ein Müssen zugleich ist; eines Menschen, der schon von Natur aufs Geistige gerichtet, als Jüngling die tiefsten Erregungen durch Schopenhauer und Nietzsche empfangend, als Mann die Welt zu spiritualisieren als seine innerste und — äußerste künstlerische Aufgabe sah.

Der Wert solcher Dichtkunst ist unantastbar, sie selbst, wenngleich nicht ohne Mühen, liebenswert; dennoch, — erdschwerer wie wir sind, greifen wir mit Entzücken schneller nach jenen beiden Bändchen Gedichten, die uns zärtlich und heiter lachen machen, in denen ein Tränentropfen, winzig und darum voll Ahnungen inmitten arabeskenhafter Schalkheit glänzt, ein halbgesprochenes tiefes Wort unter dem scherzenden Unsinn, dem blühenden Grotesken die Seele plötzlich ernsthaft anrührt: — den ‚Galgenliedern' und dem ‚Palmström'. In ihnen ist jenes närrische und doch beseelte Lachen,

das, zynischer, strenger, weil dramatischer gebildet, Shakespeare und heute Wedekind und Eulenberg hat, das üppiger und breiter, weil episch geformt, Jean Paul und Friedrich Theodor Vischers 'Auch einer' bot. Morgenstern gab es lyrisch, und darum zarter; in den feinen Ketten seiner ausgefeilten Strophen kunstvoller, obgleich nicht künstlicher gemacht. Er nahm die wenigen Dinge, die um ihn wirklich, wenn auch nur Detail der vollen lebendigen Tatsächlichkeit waren, spielte mit ihnen, müde des Denkens, und aus der Gedachtheit seiner Welt in den kleinen Umkreis seines sinnlichen Daseins eben zurückkehrend, beseelte und vergeistigte er sie mit einem zärtlichen Lächeln.

Wer sie kennt, hat sie lieb; ich habe nicht oft Menschen gesehen, die mit den Versen eines Dichters auf den Lippen leben, wie alle Palmströmverehrer es tun; das ist das Schönste, was man von einer Kunst sagen kann.

Philosophisch hat Morgenstern vieles Tiefe aphoristisch gesagt. Auf diesen Seiten hat im Lauf der Jahre das meiste gestanden. Seine 'Peer Gynt'- und 'Brand'-Übersetzungen, denen sich etliche von Björnson und Strindberg anschließen, sind bekannt. Noch eben vor seinem Tod schloß er Übertragungen poetischer Arbeiten Friedrichs des Großen ab. Sie und das, was der Nachlaß noch an Versen und Gedanken bringt, sind das letzte, was man von Morgenstern noch erwartet.

'Palmström' aber wird, von Korff des Reimes wegen begleitet, uns das feine, zärtliche Lächeln immer erhalten, das Christian Morgenstern durch alles Schmerzliche nie verlor!

Sein letztes Buch, das demnächst im Piperschen Verlage erscheinen wird, ist von Theosophie durchdrungen und bezeichnenderweise Rudolf Steiner gewidmet. In ihm steht das folgende Bekenntnis:

Ich bin aus Gott wie alles Sein geboren,
ich geh im Gott mit allem Mein zu sterben,
ich kehre heim, o Gott, als dein zu leben.

Erst wurde ich aus deinem Ich gegeben,
dann galt es dies Gegebne zu erwerben,
dir als ein Du es Brust an Brust zu heben.

Da wollte Stolz es mittendrin verderben,
und es ward dir, und du warst ihm verloren . . .
Bis daß du übermächtig mich beschworen!

Da ward ich dir zum andernmal geboren:
denn ich verstand zum erstenmal zu sterben,
denn ich empfand zum erstenmal zu leben.

Rundschau

Die Republik der Kameraden

von Fritz Schotthoefer

„Frankreich ähnelt gewissen stolzen Koketten, die sich wütend in den Draufgänger verlieben, welcher sie zu günstiger Stunde vergewaltigt." Ein sanfter Provinzmann, ein warmer Verehrer guter Sitten und guten Tons, hat das gesagt. Wahrscheinlich erschrak er selbst vor dem kecken Bilde, als es ihm entschlüpft war. Denn er schrieb es in einem bourgeoisen Buch, das die Republik bessern will, ohne sie aus ihrer Behaglichkeit aufzurütteln. Es entwischte ihm im sichtbaren Zorn über die Politiker, die das republikanische Haus verschandeln. Der gute Mann ist ein wunderbares Maß für die Stimmungen. Sie denken heute alle so, die wie er an das Ideal der bürgerlichen Republik glauben. Vielleicht fehlt es wirklich nur am Heros, der die Kraft hat, zuzugreifen und sich vor seinen eigenen Ideen nicht fürchtet. Man ist einem Briand schon unendlich dankbar, wenn er einmal in einer langen advokatenhaften Parlamentsrede ein energisches Wort aufknallen läßt. „Ich werde bis zur Ungesetzlichkeit gehen," drohte er gegen die Arbeitsbündler und die streikenden Eisenbahner, und die ganze Bourgeoisie jubelte ihm zu für dieses Diktatorgelüste.

Das sind Seelenzustände von großer Empfänglichkeit, voll von Spannungen, aus denen Überraschungen aufblitzen. Aber es fehlt am Heros der Tat, der die Funken herausschlüge. Die Politiker, auch wenn man sie mit dem Titel Staatsmann belegt, wissen nichts anzufangen mit diesen Sehnsüchten der Nation. Sie doktern am System herum, der eine verordnet die Proportionalwahl, der andere neue Parteien, der dritte die dreijährige Dienstzeit, der vierte die Monarchie. Doch sie kommen aus dem Kreis nicht heraus, sie fechten mit schartigen Waffen aus dem uralten politischen Arsenal, und das Land schaut ihnen teilnahmlos zu.

Es fehlt am glühenden Heros der Tat. Nur die men of letters, die nach Carlyle auch Heroen sein können, arbeiten in der stillen, heiligen Wut, die Anhänger wirbt. Frankreich brauchte die Literatur immer für seine politischen Nöte. Voltaire, Rousseau, Diderot haben die große Revolution gemacht. Denn der Geist ist, wie Taine sagte, bei den Franzosen eine Macht. Er

siegte, als Beaumarchais kam und die Doktrin der Enzyklopädie im gellenden Jargon Figaros ins Volk trompetete. Unter der dritten Republik hat diese Literatur der politischen Kritik längst angefangen, unermüdlich zu nagen. Aber es ist noch zu viel Entrüstung und zu wenig Zuversicht in ihr, zu viel Krampf und Schmerz und zu wenig erlösende Heiterkeit. Ihr Genie ist ihre Ausdauer, nicht der Glanz der Ideen.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der Quaderbau der Republik bereits zu wackeln anfängt. Er steht noch fest. Nur Bomben, gewaltsame äußere Katastrophen könnten ihn plötzlich auffliegen lassen. Denn die Republik ist ein wunderbares Regime für die Politik der Interessen. Sie ist anonym. Man kann hinter ihr trefflich spekulieren, ohne hervorzutreten. Durch Drähte, die mit riesiger Empfindlichkeit jede Nuance weitertragen, verbindet sie die höchste Regierungsgewalt mit den nächsten Bedürfnissen des Einzelnen. Keine starre konstitutionelle Organisation schneidet den Strom ab. Die sechshundert Deputierten, die Verkörperung der Macht, knien vor dem Wähler, dessen Stimme heute soviel persönliche Vergünstigungen auslöst wie einst die Stimme des Souveräns. Jetzt, vor den Wahlen, hat man den Bauern fünfzig Millionen Grundsteuern nachgelassen. Denn die Bauern sind die Mehrheit in Frankreich. Sie wären Toren, der Republik gram zu werden. Auch die Arbeiter und die Kleinbürger wären Toren, nach der Monarchie zu schielen. Sie kommen sehr auf ihre Rechnung. Und die Großmächte der nationalen Wirtschaft, die Finanz und die Industrie, erst recht. Der Prätendent, der nur die Interessen lockt, wird vergeblich locken, so sehr die Franzosen geneigt sind, die Regierung fürs schlechte Wetter verantwortlich zu machen.

Die nationale Verstimmung fließt aus tieferen Quellen. Sie ist ein Produkt moralischer Enttäuschung und verletzten Feingefühls. Darum wird die Literatur der beste Träger. Ihre Propaganda ist wirksamer als die Agitation der Parteien, die mit ihren groben Mitteln mehr erschreckt als begeistert und Alternativen stellt, denen die stillen Bürger sich lieber entziehen. Sie streift langsam die Illusionen ab und träufelt in kleinen Tropfen neue Ideale ein. Mit seinem voltairianischen Skeptizismus, der rein philosophisch aussieht, hat Anatole France überall sanft die Zweifel aufgeweckt. Er reizt zum Lächeln und nicht zum Lachen, aber das Lächeln ist dauerhafter als der Lachkrampf. Um die Politik zu geißeln, schildert er eine Insel der Pinguine. Er zeigt die Geistesverfassungen eines fanatischen Radikalsozialisten an dem kandiden Mitglied des Revolutionstribunals der „Götter, die Durst haben". Oder er legt in den humoristischen Prozeß des fliegenden Grünkramhändlers Crainquebille die bitterste Kritik der Justiz. Oder er rechnet, wie im neuesten Roman „La révolte des Anges", mit den modernen Weltverbesserern ab, indem er sie zu Engeln macht.

Anatole France schwebt über den Wassern, er will nicht in sie hinabtauchen, weil er kein robuster Schwimmer ist. In seinem vagen Sozialismus steht er über der politischen Kritik eines Regimes. Denn er sieht nur Menschen und menschliche Schwächen. Er ist philosophischer Weltbürger. Aber die andern, die Leser, sehen diese Menschen im Regime stehen und in der ironischen Beleuchtung die frische Farbe verlieren.

Mitten ins Gewühl stürzten die leidenschaftlichen Patrioten. Déroulède stieß als Barde zornig in die Trompete, Maurice Barrès baute eine politische Ideologie auf. Er konstruierte den Roman der nationalen Energie, der heimischen Kultur. Aber er war stärker, als er nur schimpfte, als er vor fünfundzwanzig Jahren mit „Leurs Figures" den Parlamentarismus in seinen Vertretern diskreditierte. Die Polemik gibt seiner Feder den besten Schwung. Mit seinen Artikeln „In der Kloake", in der er jetzt die Zeugen der Kommission Rochette skizzierte, hat er den Stil und Wirkungen des Erstlingswerkes erreicht. Darin ist die Schärfe Forains und der Karikaturen des „Doux Pays", in dem die Volksvertreter entkleidet werden wie Richter und Advokaten Daumiers.

Auf dem Theater hat Lavedan mit der Lächerlichkeit getötet. Er ist kein Spaßmacher wie Flers und Caillavet, welche die Republik verulken, weil sie lachen wollen. Lavedan will treffen, und er zielt nicht auf die Institution, sondern auf die Persönlichkeiten, welche sie tragen. Die Karikatur des Senators im „Vieux-Marcheur" ist populär geworden wie der „Prince d'Aurec", das altadelige Gegenstück. Noch härter trifft Lavedan im neuesten Stück, im „Pétard", dem Typus des wahren Machthabers, dem aufdringlichen Emporkömmling der Reklame, des Warenhauses und des Kinos. Das ist der Millionär, der die Politik verachtet, weil sie seinem Gelde zu willen ist wie eine Dirne. „Wir zwei sind die einzigen Mächte in der modernen Welt, der Geschäftemacher und die Kurtisane," sagt die weibliche Streberin des Stücks. Doch Lavedan ist kein bodenloser Pessimist. Er liebt seinen Parvenü. Er läßt ihm die innere Unverdorbenheit des Volksempfindens, das der Arbeitersohn in der Wiege erhielt. Der Zynismus ist nur die Rüstung, die man umlegen muß, um sich in der sozialen und politischen Anarchie zum Ziel durchzuschlagen. Die Gesellschaft hat Pétard zum Pétard gemacht. Das ist Lavedans schärfster Pfeil.

Der Skepsis, dem leidenschaftlichen Patriotismus, der Satire folgt die reine Kunst, die weder spottet, noch deklamiert oder derbe Späße reißt. Sie hat der Politik fern gestanden, aber im stillen von der Politik gelitten, und sie sagt nun, was sie gelitten. Jules Case, ein Schriftsteller, der nie den schreienden Erfolg suchte, malt in einem Roman das vollständige Bild des politischen Frankreich, ohne Übertreibung, ohne unmittelbaren Zweck, weil ihm die Absicht fehlt, ins Gewühl einzugreifen. Der Roman heißt

„Le Salon du Quai Voltaire" (Ollendorf). Im Salon der Frau des großen Politikers defiliert das ganze Personal der bourgeoisen Republik. Man könnte das Buch den Roman der Republik nennen. Denn in der durchsichtigen Symbolik der Fabel und der Personen erscheint das seelische Schicksal der Nation. Man sieht die lebendigen Kräfte, die im modernen Frankreich schaffend und zerstörend wirken.

Es ist das Neue an dem Buche Cases, daß es die politischen Erlebnisse seelisch transponiert. Maurice Barrès Romane sind mit Ideen konstruiert. Hier wird alles Empfindung, rein künstlerische Empfindung, die das Empfinden weiter Massen in vornehmerer Form ausspricht. Die Nation lebt mit den Republikanern in einer Vernunftehe, die am ersten Tage schon den Zauber der Poesie verlor. Die Republik bedeutete die Herrschaft der Bourgeoisie, aber die Bourgeoisie hat eine zynische Interessenwirtschaft begründet. Ihr staatsmännischer Typus ist der große Advokat, dessen Geist und Seele durch das Handwerk verbildet wird. Er empfindet nichts mehr, er hat keine Ideale, er verwaltet einen Konkurs so gut als möglich. Er gründet seine Existenz auf seine staatsmännische Laufbahn, und alle Mittel sind ihm recht, die ihn an seinem Platz erhalten. Der politische Kampf wird ihm ein Kampf ums Dasein, nicht mehr ein Kampf der Ideen und der Ideale. Die edlere Menschlichkeit ist ihm abhanden gekommen.

Es wäre verfehlt, in dem Typus, den Case in den Vordergrund stellt, eine historische Persönlichkeit zu suchen. Man könnte sie in der Panama-Zeit wohl finden. Aber die Figur ist eine Synthese aus allen, die mit den Fingern zu zeigen wären. Als junger Anfänger hat dieser Lavize sich schon seine Methode zurechtgelegt: Die Kameraden verblüffen — jeden bewundern — die großen Schurken der Geschichte studieren und sie nach der Mode von heute anziehen — keine Festigkeit — einige Überzeugungen haben, aber sich ihrer nie bedienen — das Leben ist die Bewegung, die Abwechslung — Moral ist überflüssig, da der Selbstmord als Rettung bleibt, bestenfalls ein „point d'honneur" — niemals einen Gegner völlig niederschlagen, sondern ihm die Hand reichen — kühn in den Worten, gemäßigt in der Aktion — die Dummköpfe sind die Soldaten des Erfolgs — Geld und wieder Geld.

Wenn man aus dem Parlementarismus die Durchschnittseinheit zieht, dann trifft das Bild zu. Die Franzosen haben die Regierungsgewalt zu einer ewig in Bewegung befindlichen Potenz gemacht, die nirgends zu fassen ist.

Die Nation, eine edle, fein empfindende Frau, ist nicht imstande, die Ehe mit ihren Gewalthabern zu brechen, aber sie hat ein unstillbares Bedürfnis nach echtem Gefühl, nach Noblesse und Kraft. Einen Augenblick lang sieht sie in dem Sozialismus die Erlösung. Comtal, der Sozialist, tritt in energischer Männlichkeit an sie heran. Aber nur eine heimliche

Liebschaft kommt heraus. Denn auch Comtal besitzt nicht die Größe des Charakters, er läßt sich vom Töchterchen der Geliebten, der Halbjungfrau des allgemeinen Stimmrechts, umgarnen. Das tragische Ende bleibt nicht aus.

Ideen, Poesie verlangt Case von der Republik. Sie hat ihr Kapital verbraucht und kann nichts mehr bieten. Der Rausch der großen Revolution ist verflogen. Die Nation lebt in einem Durcheinander von Strömungen und Gegenströmungen, in dem nur die Gesetze mechanischer Bewegung wirksam sind. Das Individuum feinerer Konstitution findet keinen Halt mehr. Wo es den Kampf ums Ideal und um die Wahrheit aufnimmt, zerschellt es oder es wird wieder hinabgezogen in die Elemente. Ein Jüngerer, für den die Dreyfus-Zeit die große Prüfung war, hat einen solchen Idealisten geschildert, Roger Martin du Gard in seinem „Jean Barois" (Nouvelle Revue Française). Hier kann man das lebendige Vorbild der Wirklichkeit mit Händen greifen. Der Roman ist die Kopie einer tatsächlichen seelischen Entwicklungsgeschichte: Der Apostel der inneren nationalen Wiedergeburt kehrt müde in den Schoß des Katholizismus zurück. Er verzichtet auf die Wahrheit.

Martin du Gard hat den Rahmen weiter gespannt. Er sieht mehr als die Probleme der politischen Neugestaltung. Er stellt den sich befreienden modernen Menschen in den Gegensatz zwischen Religion und Denken, er macht ihn zum Typus der jungen Generation, die mit der Frische der Jugend die Wahrhaftigkeit sucht, aber vor dem Schauspiel, das die Gegenwart ihnen bietet, entmutigt niedersinkt, weil sich nirgends der lebendige Hauch zeigte, der den Einzelnen über die Augenblicke der eigenen schwachen Anwandlungen hätte hinwegtragen können. Die Freunde, die Mitstreiter, in deren Reihen der Held stand, gehen die Wege des äußeren Erfolges, und das sind die Wege, die Case geschildert hat.

Ein kecker Journalist, Robert de Jouvenel, hat das richtige Wort gefunden, um die Republik von heute zu charakterisieren: „La République des Camarades" (bei Grasset). Sein Buch ist ein Querschnitt durch den französischen Parlamentarismus, in dem das kameradschaftliche Du, die Gefälligkeit für den Kollegen, das höchste Gesetz geworden ist. Politik, Finanz, Presse verschwimmen in eine Art Kaffeehaus-Freundschaft, die von den Diensten lebt, die man sich gegenseitig fordert und leistet. Ein französischer Richter ist einst durch ein prägnantes Wort berühmt geworden: La justice rend des arrêts, elle ne rend pas de service. Die Affäre Rochette hat gezeigt, daß man heute anders denkt. Das Urteil wird hinausgeschoben, um freundliche Dienste zu leisten. Es ist beinahe tragikomisch, wie hier aus lauter kleinen Gefälligkeiten eine große Korruption aufwuchs. Niemand hat einen persönlichen Vorteil gefunden, aber alle sind von der

geraden Regel abgewichen. Diese Kameraderie ist die eigentliche Atmosphäre der Verwirrung des öffentlichen Lebens. Sie geht vom Wähler zum Deputierten, vom Deputierten zur Parteigruppe, zum Minister, zum Finanzmann, zum Journalisten. Nirgendsmehr läßt sie eine feste Verantwortung aufkommen, jeder hat nur ein bißchen gesündigt, und die Sünde war eine Freundlichkeit. Jeder hat auch nur ein bißchen Profit gezogen.

Jouvenel verzweifelt nicht. „Frankreich, dessen Kräfte intakt sind, sucht Institutionen". Das ist der letzte Satz seines Buches. Jouvenel bewahrt sogar, ein echtes Kind des Milieus, eine heitere Zuversicht. Auch Taine hat sich schon damit getröstet: „Die Heiterkeit ist noch eine Sprungfeder, die letzte in Frankreich, welche den Menschen aufrecht erhält, die beste, um seiner Seele den Ton, den Widerstand und die Kraft zu erhalten."

Lagarde

von Karl Jentsch

Vor fünfzehn Jahren hat mich der Herausgeber einer Zeitschrift seinen Lesern als einen Jünger Lagardes vorgestellt. Mir war jedoch damals noch keine einzige Schrift des berühmten Orientalisten in die Hände gefallen, und ich wußte nicht mehr von ihm als jeder Zeitungsleser, der ihn manchmal erwähnt oder zitiert findet. Jetzt aber, wo Friedrich Daab es so bequem macht (durch eine Auswahl aus Lagardes Schriften, die Eugen Diederichs in Jena verlegt), habe ich die Gelegenheit benützt, meinen angeblichen Meister kennen zu lernen, und sehe nun, daß wir in der Tat Geistesverwandte sind. Er spricht mir aus der Seele, wenn er klagt, in heutiger Überfülle sogenannter Kulturgüter verarme das Gemüt, wenn er Hegels Staatsideal bekämpft und statt des Staatsgötzen die Menschenseele auf den Thron setzt, wenn er im preußischen Berechtigungswesen die Hauptursache unsers Schulelends sieht, wenn er darüber spottet, daß man Geheime Oberregierungsräte und Kanzleiräte bemühe, wo die Meldung eines Bauerjungen genügen würde, wenn er die Nichtigkeit der politischen Parteien enthüllt, wenn er die Grenze, die Bismarck den Deutschen gezogen hat, zu eng findet und das Neue Reich einen auf drei Beinen hinkenden Löwen nennt, wenn er mahnt, die deutschen Brüder in Zis und Trans nicht zu vergessen. Trotzdem sind wir sehr verschiedene Naturen. Lagarde ist ein Held und ein Heiliger: ein in heißer Liebe zürnender Prophet, der gleich Jesaja und Dante sein Volk zur Buße ruft (wozu freilich die siebziger und achtziger Jahre viel Anlaß gaben; heute sieht es weniger unerfreulich aus im deutschen Vater-

lande); ich dagegen bin bloß ein dankbarer, wenn auch nicht unkritischer Zuschauer im Welttheater, dem es Freude macht, wenn er den Mitspielern (in diesem Theater sind ja die Spieler mit den Zuschauern identisch) irgendwie, zum Beispiel durch Aufhellung von Mißverständnissen, behilflich sein kann. Und grade in der Auffassung der Religion, die das Mark seines publizistischen Wirkens ist, weiche ich nicht unerheblich von ihm ab.

Er läßt als Religion nur die Gesinnung des Wiedergeborenen gelten, welcher „der Welt entsagt und allem, was sie bietet und fordert"; ein Leben „unter den Augen des allgegenwärtigen Gottes", die Zugehörigkeit zu einem Reiche Gottes, in welchem es „geduldete Ansichten so wenig gibt wie erlaubte Handlungen: es ist alles entweder Pflicht oder Sünde". Diese heroische Religion war notwendig, die Gründung und Verbreitung des Christentums in Gang zu bringen; sie wird aufs neue in einzelnen Persönlichkeiten notwendig, sooft die Christenheit heroischer Leistungen bedarf, und ohne Zweifel ist auch Lagarde selbst einer der von Gott Gesandten gewesen, die durch heroisches Wirken viele zu einem höheren Leben erwecken. Allein der Durchschnittsmensch vermag nicht einmal, sich von dem Seelenzustande des Wiedergeborenen eine Vorstellung zu machen. Die ihm die Religion vermitteln, Geistliche und Lehrer, die eine Volksreligion zu verkündigen haben, mögen dieses Höchste zur Erbauung und Beschämung der Hörer ausmalen, was sie dagegen diesen zur Annahme darbieten, das muß eine allgemein faßbare, darum unheroische Religionsform sein, sei es auch nur das Vertrauen auf einen Gott, „der zu helfen vermag, und das ist doch die Hauptsache", meint der in seiner Matratzengruft zu Gott zurückgekehrte Heinrich Heine; der mancherlei sonstigen bescheidneren Formen des Christentums nicht zu gedenken.

Bei so strenger Auffassung des Evangeliums, wie Lagarde lieber für Christentum sagt, unterscheidet er auch scharf die christliche Nächstenliebe von der Humanität; jene gelte nur dem erlösten, dem gottähnlichen Menschen. Wirklich? Wie der Synagogenvorsteher Jesum tadelt, daß er am Sabbat einem gekrümmten Weibe die grade Leibesgestalt wiedergegeben hat, antwortet dieser: „Ihr Heuchler, bindet nicht jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe los und führt ihn zur Tränke? Und diese Tochter Abrahams, die der Satan achtzehn Jahre lang gebunden hat, soll nicht von dieser Fessel gelöst werden am Tage des Sabbats?" Und in der Wüste spricht er zu den Jüngern: „Mich erbarmt das Volk; schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen; ich will sie nicht ungespeist von mir lassen, daß sie nicht etwan auf dem Wege verschmachten." Die Speisung der Fünftausend ist ja nur eine symbolische Legende — ein sehr schönes und gehaltreiches Symbol — aber die angeführten Worte kennzeichnen doch den Jesus, den die Urgemeinde kannte. In diesen beiden wie

in vielen andern Erzählungen der Evangelien haben wir, scheint mir, nur die schlichte, natürliche, einfältige, durch keine Theologie oder Philosophie verkünstelte Menschenfreundlichkeit, wie sie auch ein Goethe verstanden und geübt hat nach dem Wahlspruch „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut". Gewiß, es lebt noch ein andrer Jesus im Neuen Testament, aber wer jenen gefunden hat, den beglückt er, und der läßt sich ihn nicht rauben.

„Der Mensch an sich," schreibt Lagarde, „hat gar keinen Wert; er hat nur Wert als Kind Gottes; ist er das nicht, so ist er ein Tier, im besten Falle ein schönes und liebenswürdiges Tier." Ja, ist denn das Tier ein ganz wertloses Ding? Wenn es sein Dasein genießt, wenn sein Schöpfer, wenn der Mensch seine Freude an ihm hat, so liegt darin doch wohl ein Wert. Franz von Assisi, der die Schwalben als seine Schwestern anredete und mit dem Bruder Wolf einen Pakt schloß, ist nicht der einzige Tierfreund unter den Heiligen gewesen, und dem Apostel Paulus gehn die Nöte der vernunftlosen Kreatur, die gleich uns und mit uns seufzt und stöhnt (συστενάζει καὶ συνωδύνει) zu Herzen: er läßt sie an der Erlösung teilnehmen. Die Metaphysik, die ich mir nach Leibniz, Lotze und Ludwig Busse zurechtgemacht habe, gestattet mir, abweichend von der kirchlichen Orthodoxie, auch Pflichten gegen die Tiere anzuerkennen. Das Universum besteht aus Körperatomen und Seelenmonaden. Die einander gleichen Körperatome schaffen durch trillionenfach variierende Gruppierung die reiche und schöne Mannigfaltigkeit der Sonnensysteme, der irdischen Landschaften, der organischen Gebilde; von den ebenfalls einander gleichen Seelen ist jede einzelne fähig, durch den Inhalt, mit dem sie sich mittels der Körperwelt erfüllt, etwas Besonderes, Eigenartiges zu werden. Art und Quantität des Inhalts hängt von dem animalischen Organismus ab, dem sie (nicht etwa nach aristotelisch-scholastischer Ansicht als Lebens- und Gestaltungskraft) zugesellt wird. Demnach sind die Tierseelen von Haus aus den unsrigen gleichartig; höhere Organisation verhilft einigen von ihnen zu einem höheren Grade von Gleichartigkeit, zu Gemütszuständen, die als den unsern ähnlich in den höheren Tieren deutlich zu erkennen sind. Aus dem traurigen oder fröhlichen, dem treuen, dem bittenden Auge des Hundes, des Pferdes, aus dem sehnsüchtigen Flöten des Singvögleins spricht eine Seele, deren Gefühle den unsern gleichen; Gefühle aber stiften rascher und kräftiger Verwandtschaften und Freundschaften als Gedanken. Daß nach Haeckel der Molch in unsrer Ahnenreihe figuriert, bestimmt mich nicht, ihn ehrfurchtsvoll ans Herz zu drücken; aber daß aus dem Auge, dem Gebaren und dem Tun des Hundes (rettet er doch Menschenleben) Gemüt und Charakter sprechen, verpflichtet mich, nicht zwar ihn wie einen Menschen zu lieben, aber ihm Menschlichkeit zu erweisen. Ist nun das Tier kein wertloses oder verächtliches Ding, so wird auch dem Menschentierlein: dem kleinen Kinde, dem Naturmenschen, ein Wert bei-

zumessen sein. Mit dieser Anerkennung soll natürlich der höheren Wertschätzung, die dem echten, dem vergeistigten und versittlichten Menschen gebührt, kein Eintrag geschehen. Ob aber, wie Lagarde anzunehmen scheint, Gott will, daß das Höhere und Höchste, dessen die Menschennatur fähig ist, auch wirklich in allen ungeflügelten Zweibeinern entwickelt werde, das ist mir doch sehr zweifelhaft. Ich meine, wenn er es wollte, würde er dafür gesorgt haben, daß es geschehe; und er hat einen sehr guten Grund, es nicht zu wollen, denn er weiß ja so gut wie wir, daß eine ausschließlich aus Heiligen bestehende Gesellschaft zum Sterben langweilig sein würde.

Nun wäre noch viel zu sagen über die deutsche Nationalreligion, die Lagarde ersehnt, während ich der Ansicht bin, daß sie weder notwendig noch möglich ist, von seiner Geringschätzung des Alten Testaments (er ist nicht Rassenantisemit; ein mit deutscher Kultur durchtränkter Jude gilt ihm nicht mehr als Jude, einem solchen, meint er, „schlagen alle wirklich deutschen Herzen freudig und dauernd warm entgegen") und über seinen Kampf gegen das historische Christentum; doch das würde eine sehr lange Abhandlung werden.

Nur über den Historismus in der Religion ein paar Worte, weil seine Ablehnung die Losung der modernen Gottsucher geworden ist und derer, die auf eine neue Religion oder, wie es einige von ihnen nennen, auf einen neuen Mythus harren.

Unsere neuen Mystiker wollen, nach Houston Stewart Chamberlains Vorgange, nur die mystische Vereinigung mit dem Absoluten, ohne irgend eine Beziehung auf Vergangenes, auf historische Vorgänge, als Religion gelten zu lassen; eine überkommene Religion, die sich auf wirkliche oder angebliche Tatsachen der Vergangenheit stütze, sei gar keine Religion; diesen schönen Namen verdiene eine Gemütsverfassung nur, wenn sie die ureigenste Schöpfung des einzelnen religiösen Menschen sei. Soll damit nur gesagt sein, daß bloßes Wissen um geschichtliche Tatsachen und Fürwahrhalten überkommener Lehrsätze noch keine Religion sei, daß erst der Leben und Tat gewordene Glauben so genannt werden dürfe, so ist das eine gemeinplätzliche Selbstverständlichkeit. Niemand leugnet es, am wenigsten die alte Kirche, der es Lagarde zum Ruhme anrechnet, daß sie in der Messe das Opfer Christi zum gegenwärtigen Erlebnis jedes Gläubigen erhebe. Sollten dagegen diese Herren in allem Ernste sich selbst für die Schöpfer ihrer Religion halten, so würden sie einer sonderbaren Selbsttäuschung unterliegen; ihre Religion ist gleich aller heutigen Religion nichts als ein Rest des historischen Christentums. Schwände dieses durch ein Wunder spurlos aus dem Gedächtnis der Kulturwelt, so würde es ziemlich lange dauern, bis in dem einen oder dem andern Individuum die Begriffe Gott und Religion aufs neue aufdämmerten, noch länger, ehe in einigen sehr wenigen Herzen das Bedürfnis

sich regte, zu dem hypothetischen Wesen „Gott" in persönliche Beziehung zu treten. Das Experiment kann leider nicht gemacht werden, weil jene Begriffe jedem heutigen Menschen von Kindheit auf vertraut sind und, mit Lessing zu reden, die Kunst, sie zu vergessen, noch soll erfunden werden. Lessing mag, ohne es beabsichtigt zu haben, mit seinem auf etwas ganz anderes abzielenden Satze: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten niemals werden," den ersten Anstoß zu dieser Irrung gegeben haben. Unsere Religion ist, gleich aller Kultur, ein geschichtlich ererbtes Gut, das freilich ein Gut nur für den wird, der es durch eigene Tätigkeit erwirbt, um es zu besitzen.

Und wenn es nun feststeht, daß wir die höchste Form der Religion einem Menschen verdanken, der vor 1900 Jahren gelebt hat, so sehe ich nicht ein, warum wir, wie Lagarde fordert, dieser Religion den Offenbarungscharakter absprechen sollen. Aus den Büchern Darwins und der Darwinianer habe ich hauptsächlich dieses eine gelernt, daß der Glaube, die Organismen und die Lebensgewohnheiten der Tiere seien durch die Summierung unzähliger zufälliger Anpassungen entstanden, noch dümmer ist als die Erwartung, planlos hingeworfene Lettern würden sich zu einer Ilias zusammenfügen. Und ich habe mir gesagt: wenn der Schöpfer die raffiniertesten Fortpflanzungsveranstaltungen trifft, um einer Kolonie von Wasserflöhen über die periodische Austrocknung ihrer Pfütze hinwegzuhelfen, dann wird er sich doch mit mindestens derselben Sorgfalt der Menschen annehmen, für die das Weltschauspiel aufgeführt wird, und daß alle Haare unsers Hauptes gezählt sind, wird buchstäblich wahr sein. Um wie viel mehr ist als Veranstaltung Gottes, und damit als Offenbarung seines Willens und Planes, die Stiftung der christlichen Kirche anzusehen, die der Menschheit so viel Segen gebracht hat (neben vielem Unsegen; es ist nun einmal im Leben so eingerichtet, daß Vernünftiges nicht geschehen kann, ohne in seinem Fortgange einen Wust von Unvernünftigem mit sich zu wälzen; ich sage nicht „häßlich eingericht", weil, die tagtäglich aus der geschöpflichen Unvollkommenheit hervorwuchernde Unvernunft durch Vernunft zu überwinden, eben die irdische Lebensaufgabe des Menschen ist). Auch liegen die ethischen, gemütlichen und Kulturleistungen der Kirche, die jeder Geschichtskundige kennt, nicht etwa abgeschlossen als ein Vergangenes hinter uns. Nur an eine unter vielen Gegenwartleistungen mag erinnert werden: selbst die Religion der Südländer, so kindisch dem Norddeutschen, dem Angelsachsen ihre Äußerungen erscheinen, ist keineswegs eitler Tand. Giuseppe Prezzolini, der in Eugen Diederichs' Zeitschrift „Die Tat" das neue Italien verherrlicht, gesteht der Kirche ihren Anteil an dem vollbrachten Erneuerungswerke zu. „Sie ist die politische Weisheit, die den Körper hindert, ohne Geist zu leben, und den Geist, den Körper ins Verderben zu ziehen. Die Kirche

regelt den Altruismus, gibt das Maß für die Barmherzigkeit an, schafft in der Ehe ein vernünftiges Institut, wo die Sinnlichkeit durch Gewohnheit erlischt, und wo die Keuschheit sich mit der Fortpflanzung der Rasse verträgt: kurz, sie rettet das Fleisch und rettet den Geist vor einem Kriege, bei dem eins von beiden umkommen würde," vielmehr tatsächlich oft beide zugrundegehen. Man erinnere sich daran, daß die finanzielle Gesundung Italiens zu einem großen Teile den Hunderten von Millionen zu danken ist, welche die im Auslande um Tagelohn arbeitenden braunen Burschen alljährlich heimschicken, daß die Quelle dieser erstaunlichen Rimessen der starke Familiensinn des armen Italieners ist, gepaart mit einer Kraft zu entbehren, die ohne die Hilfe religiöser Motive kaum zu erringen sein dürfte, und daß vor ein paar Jahren die Absicht der italienischen Regierung, die Ehescheidung gesetzlich zu regeln, am Widerstande des ganzen Volkes gescheitert ist. Eine historische Religion, die trotz allen ihr anhängenden Gebrechen ein großes Volk gesund erhält, scheint mir mehr wert zu sein, als die feinen Sensationen und erhabenen Gedanken von ein paar Dutzend, seien es auch ein paar hundert erlesenen Geistern, die nach einer neuen Religion dürsten.

Das Ende der Romantik

von Willi Handl

I

Ein jeglicher muß sich den Helden wählen . . . . Aber es ist bis in unsere Zeit kaum noch geschehen, daß einer als Losung und Bekenntnis diesen Namen auf seine Fahne schrieb: Fortinbras. Die Befürchtung ist nicht abzuweisen, daß nun mancher frage: Wer ist das eigentlich? und staunt, wenn ihm erklärt wird, der Fortinbras sei eine bedeutende Figur aus „Hamlet". Die meisten unserer Schauspielhäuser wollen nichts von ihm wissen. Denn sein dramatisches Amt beginnt erst, wenn das der anderen schon zu Ende ist. Er liquidiert die Tragödie, sozusagen. Die heutigen Begriffe von Theaterwirkung bringen es aber mit sich, daß man lieber vom Vorhangzieher liquidieren läßt. Das gibt bessere Aktschlüsse. Nur daß freilich so der ganze hamletische Zusammenbruch erheblich an Sinn und Gehalt verliert. Nestroy — der viel geschmackvoller war, als ihm der bittere Hebbel zutrauen mochte —, muß etwas von der Sinnlosigkeit dieser rein theatralischen Abschlachtung gespürt haben, als er seine Parodie mit dem niederträchtig genialen Witz abschloß: „Ramt's die Toten weg, i kann ka Schlam-

perei net leiden." Ohne den Fortinbras ist schließlich der ganze Hamlet nur eine riesige Gemütsschlamperei.

Nun wird dieser Held auf einmal aus seiner Verborgenheit hinter den voreiligen Aktschlüssen der allzu praktischen Dramaturgie hervorgeholt und in strahlendes Licht gestellt. War er bisher nicht viel mehr als eine überflüssige, rein zum Wegstreichen erfundene Figur im Drama, so soll er jetzt tragende Kraft und aufhellenden Sinn haben, soll dichterische Verkündigung und lebendiges Symbol sein. Und hat doch im ganzen Komplex der großen Tragödie kaum ein Viertelhundert Verse zu sprechen; und ist an ihren todbringenden Ereignissen mit keinem Gedanken beteiligt. Gerade darum. Er ist der Neue und Unbefleckte, der aus diesem Dung von Schande und Blut zuletzt die Ernte zieht. Er ist der Vollstrecker. Er tut in Freiheit, was er muß, nachdem die anderen in ihren Verstrickungen untergegangen sind. Das ist der Fortinbras. Seine Gestalt wird uns jetzt als ein Sinnbild zielkundig sachlichen Waltens vorgeführt, sein Name als eine Losung für den Kampf und den Glauben einer neuen Menschheit aufgeschrieben. „Fortinbras oder der Kampf des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik" heißt das letzte Buch von Julius Bab. (Es ist bei Georg Bondi in Berlin erschienen.) Der Name des shakespearischen Helden bekommt da bedeutenden Gehalt; in seinem Zeichen werden die Kräfte aufgerufen, die eine Erneuerung unserer Kulturwelt aus dem Geiste herzhaften irdischen Schaffens erwirken sollen. Denn dieses Buch, das mit der Entdeckung des Fortinbras beginnt und im weiteren ein ganzes Jahrhundert europäischer Literatur betrachtet, hat keineswegs die Absicht, rein literarische Kritik und Geschichte zu geben. Seine Erkenntnisse sind nur die Unterlage seiner Bekenntnisse, die Urteile des Verstandes sind von einem bestimmten Willen vorbereitet und gelenkt. Es ist ein Werk von höchster Subjektivität. Sein Zweck ist nicht, die Forschung zu bereichern, sondern in einem geistig-sittlichen Kampfe Partei zu nehmen. Für den Fortinbras gegen Hamlet! Oder, um den gedanklichen Kern aus der Symbolik der Namen zu heben: Für den Realismus und gegen die Romantik. Wobei unter Realismus wissentliche Gestaltung und Bewältigung des irdischen Lebens, nicht etwa dumpfes Kleben am nahen Zweck verstanden wird. Romantik ist aber die grundsätzliche Entwertung und Verleugnung aller greifbaren Gegenwart, ist Sehnsucht nach einer Erfüllung außerhalb dieser Welt. Das Buch von Julius Bab unternimmt es nun, in großen Zügen — und mit vorgefaßter Absicht — die Entwicklung der Romantik in den europäisch kultivierten Ländern aufzuzeichnen. Es leitet die romantische Disposition dieser Menschheit aus den gegensätzlichen Erschütterungen her, die am Ausgang des Mittelalters das ganze Leben umgestaltet haben. Reformation und Renaissance: die Befreiung des religiösen Geistes und die Befreiung der unbedingten Sinnlich-

keit. Der frisch aufgerissene Zwiespalt wirft die empfindlichen Seelen in das Fieber, das bei jeder Berührung mit der Wirklichkeit dieser Welt schmerzlich aufstöhnt und nur in außerweltlicher Beglückung erlöst sein will: Romantik. Sie verkündet sich freilich erst um Jahrhunderte später als künstlerisches Programm. Als seelische Stimmung aber ist sie mit dem Heraufkommen jener neuen Zeit gegeben. Und dokumentiert sich an ihrem Ausgang in den beiden repräsentativen Gestalten des Hamlet und des Don Quixote; da ist der tragische Zweifel, der die Wirklichkeit entwertet, und der tragische Wahn, der sie verleugnet.

Das war die Geburt des romantischen Geistes. Sein wissentlicher Kampf gegen die Kräfte, die Begrenzung des Gefühls im durchdachten Gebilde, Bewältigung des Lebens zu bedeutender Form wollen, setzt — für die deutschen Gebiete wenigstens — ein, sowie die Möglichkeit, das Dasein so zu erfassen und zu gestalten, in Vollendungen offenbar ist: nach Kant und Goethe. Hier beginnt die historisch zusammenhängende Darlegung dieses Buches von Bab. Es wird gezeigt, wie die einheitlich reine, durchaus religiöse Romantik — die sich in Novalis verkörpert — in ihrem Kampfe mit dem Diesseits immer erdgebundener und problematischer wird, wie sie sich aus andächtiger Weltentsagung in verzweifelte Weltflucht wandelt, dann als weltschmerzlerische Mode triumphiert und endlich gar weltgierig-geistverfälschendes Theatergaudium wird. In zeitlich gleichem Verlauf die Tragödien und Kompromisse der romantisch gezüchteten, aber realistisch begabten Geister, ihre Siege, Schwächungen, Zusammenbrüche. Und hinter dieser Welt überreizter Gefühle als ihr notwendiges Gegenspiel die stumpfe Philistermasse, die nichts glaubt und nichts sucht, die alle Wirklichkeit entgeistigt und alles Leben entheiligt. In Mißbrauch und Mißdeutung großer, realistischer Ideen wird neuestens eine Art höherer Rechtfertigung für diese schmählich beschränkte Daseinsform zurechtgemacht. Romantik und Philisterium: sie stehen zunächst in Haß gegeneinander, aber sie bedingen und ergänzen einander auch. Und da beiden das wirkliche Leben ohne leuchtenden Sinn und ohne gewollte Einheit ist, so können sie einander wohl auch in freundlicher Verlogenheit finden, sobald nur beide genügend äußerlich und spielerisch geworden sind. Erst das gewaltige Ringen um eine neue Echtheit am Ausgange des vorigen Jahrhunderts erneuert und verinnerlicht auch den Kampf der Romantik wieder. Große schaffende Persönlichkeiten der Epoche — unter ihnen Ibsen, Strindberg und sogar Flaubert — sind in den Analysen dieses Buches als unerlöste Romantiker gezeigt: denn ihr schöpferischer Grundtrieb ist dauerndes Leiden unter dem Tatbestand dieser Welt, das letzte Ziel ihrer Sehnsucht ist unirdisch. Sie sind ragende Repräsentanten, nicht formbestimmende Erfüller dieser Zeit. Den Drang nach einer Verwirklichung, die unser Leben befestigt und erhöht, beschwichtigen sie nicht.

Diesem antworten aber bereits andere, die künstlerisch schwächer oder flacher (Björnson, Zola) oder vorerst noch zu wenig verstanden sind (Hebbel). Und in unseren Tagen sind Dehmel, Shaw, Verhaeren die starken Verkünder des idealistischen Realismus, der über die hamletischen Zweifel und Verzweiflungen siegreich heraufkommt, um Reich und Herrschaft in Besitz zu nehmen: „Geht, heißt die Truppen feuern!"

Mit diesem kämpferischen Wort des Fortinbras schließt das Buch. Seine Gedanken sind in übersichtlichen Reihen gruppiert; die Einheit und Festigkeit der Absicht ordnet und bindet den Stoff. Dieser ist zum größten Teile literaturgeschichtlich, und das könnte den Irrtum veranlassen, als handle es sich hier zunächst um die kritische Bewertung von Dichtern und Dichterwerken. Darum sei noch einmal gesagt, daß derartige Urteile für den eigentlichen Inhalt dieses Buches nicht wesentlich sind. Es betrachtet den Kampf zweier Geistesrichtungen, in der festen Überzeugung, daß die Entscheidung dieses Kampfes auch für die weitere Entwicklung unserer gesamten Kultur entscheidend sein wird. Was indessen die eine und die andere dieser Richtungen dichterisch Großes geschaffen hat und woran sich dieses Große als groß erkennen läßt, das gehört ja nicht in den Vordergrund der Betrachtung. Vielleicht ist es ein Fehler des Buches, daß es die Abwehr solcher literarischer Mißverständnisse braucht; es verweilt zu lange und zu leidenschaftlich bei der Literatur, wiewohl es von der notwendigen Umgestaltung des ganzen öffentlichen Geistes, weit über die Grenzen des rein Künstlerischen hinaus, zu sprechen vorhat. Aber die Gebiete der Politik, der Gesellschaftsformen, des Erwerbslebens, auf denen sich der erneuernde Kampf wahrhaftig auch in mancherlei gut ausgeprägten Typen und Strebungen darstellt, sind nur hie und da mit einem flüchtigen Strahl belichtet. (Ein Anlaß, des ausgezeichneten Buches „Idealisten" von Karl Scheffler zu gedenken, in dem die Geltung des praktischen Idealismus gerade auf diesen Gebieten gefordert und verkündet wird.) Nun, von den Abhängigkeiten und Verlockungen des Metiers kommt sobald niemand los, und Bab, einer der klarsten, ernstesten und — so wenig man's seinem Ausdruck anfühlt! — leidenschaftlichsten Kritiker, die wir haben, ist wohl berechtigt, Kritik des öffentlichen Geistes in der Hauptsache als Kritik der großen Geistesprodukte zu geben. Außerdem: geschriebene Zeichen bleiben; für das Gewesene sind Bücher die handlichsten und verläßlichsten Dokumente. Und wenn in unseren Tagen die romantische Verwirrung noch in mancherlei Winkeln der staatlichen Gefüge, des Schulwesens, der gesellschaftlichen Zusammenhänge und selbst der beruflichen Einheiten lebendig genug ist, so äußert sie sich doch literarisch am liebsten und am lautesten.

Ich selbst erfahre das an jedem Tag und zu jeder Stunde. Ich habe ja das zweifelhafte Glück, seit Jahren in einer Atmosphäre voll abgestandener Romantik zu leben: in diesem wunderschönen Prag, wo so viel Vergangenheiten gegeneinander drangen, daß keine Gegenwart sich frei verwirklichen kann. Und in der hiesigen Literatur hat das seine sonderbarsten Niederschläge. Prag und die Romantik und die romantischen Prager: es wäre ein Thema für sich. Aber ein Thema mit historisch-politischem Unterbau und rassentheoretischen Labyrinthen, tiefgründig, weitläufig und gefährlich. Ich kann mich hier nicht darauf einlassen. Doch führt vom lichterhellen Wege jener „Fortinbras"gedanken ein gar zu verlockender Seitenpfad in die zwielichtigen Absonderlichkeiten dieser Prager Romantik. So sei hier als eines ihrer deutlichsten Zeugnisse ein neueres Buch des Prager Dichters Max Brod betrachtet. Das Buch heißt „Über die Schönheit häßlicher Bilder" und außerdem: Ein Vademekum für Romantiker unserer Zeit. (Es ist bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen.) Ein Musterbeispiel für jene verspätete und abgeschwächte Art der Romantik, die kaum mehr sehnsüchtig, sondern eigentlich nur noch verspielt ist. Sie faßt das Leben an seinen kleinen Äußerlichkeiten und wird damit fertig, indem sie ausgesuchte Worte darüber aufhäuft. Die Wirklichkeit ist entwertet, — aber nicht einer außerweltlichen Sehnsucht, sondern einer literarischen Technik zuliebe. „. . . Man wird sich doch endlich angewöhnen müssen, die Literatur als eine vollgültige, alles umfassende Weltanschauung anzusehen, nicht als einen Beruf . . . Ich gestehe von vornherein und mit Stolz, ich bin Literat, ich interessiere mich auch für ‚höhere Welten' nur literarisch. — Kommt einer und predigt mir, daß die ganze sinnliche Welt nur Schein ist, daß es ganz andere Dinge gibt, die zu sehen für mich von der allerhöchsten Wichtigkeit ist, . . . so werde ich nicht umhin können, die seltsame Haarformierung und Frisur etwa dieses Drohenden in erster Linie, als Hauptsache zu beobachten und im Geiste unwillkürlich die treffendsten Worte und Vergleiche dafür zu suchen." So steht allen Ernstes in diesem Buch. Man muß schon sehr viel Talent haben, um die entsetzliche Selbsterniedrigung eines solchen Geständnisses wieder gut machen zu können. Nun, Talent hat er ja. Er hält sich also an die kleinen Tatsachen des alltäglichen Lebens und webt sie in allerlei zärtliche, altklug naive, absichtlich geheimnisvolle, rückwärts gedrehte oder sonstwie verbogene Stimmungen ein. Er hat die verschiedensten Methoden, die wirkliche Erscheinung der Dinge abzuändern. Etwa, indem er sie einfach verleugnet: die Schönheit häßlicher Bilder zum Beispiel besteht darin, daß Max Brod sie eben für schön erklärt, oder die Häßlichkeit moderner Möbel darin, daß Max Brod sie eben albern und aufdringlich findet. Oder er hat eine seltsame Art, mit dem Erinnern und dem Vergessen zu hantieren, umgibt irgendeine Gewöhnlichkeit mit unver-

mutetem Zwielicht, zieht geschickt die Register einer gut aufgefrischten Unschuld, oder schwärmt von der hellichten Straße plötzlich in eine arrangierte Dämmerung hinaus, nie ohne sich durch ein ironisches Lächeln gegen die Zweifel der anderen einigermaßen sicherzustellen. Dieses Lächeln sagt: Ich treibe schönen Unsinn, aber dies ist nun einmal mein Metier. Oder er beschreibt ganz einfach. Und er beschreibt außerordentlich gut (viel besser, als er schreibt). Er hat eine Fähigkeit, Winkel, Schnörkel und Halbschatten zu sehen, als wären sie unter seinen Augen eben erst entstanden. Er weiß die bestimmenden Partien der Dinge vergrößert hinzumalen, wie in einer guten Naturgeschichte. Er setzt Vergleiche, die Pointen sind. Man hat, mehr als einmal, das Gefühl: so könnte eine starke Dichtung beginnen. Aber sie beginnt nicht. Dieses bedeutende Talent des Sehens und Verstehens gibt sich hier in lauter Nichtigkeiten aus, läuft in engsten Kreisen planlos herum, findet an jeder Oberfläche irgendein Spiegelchen, worin es sich, und immer sich selbst in mancherlei Verzerrungen und Verkürzungen andächtig beschaut. Das ist vielleicht in seinem Sinne romantisch. Aber sicher ist es auch eng und atemschwach, allzu intelligent, von abgeblühter Kindlichkeit und koketter Wahrhaftigkeit, aus ängstlich festgehaltenen Vergangenheiten kultiviert, überreif, unsicher und künstlich. Interessante Literatur. Höchst reizvoll in ihrem eigenartigen, kapriziös gezierten Barock, höchst reizvoll, wirklich, für jeden Liebhaber von artistischen Seltsamkeiten. Aber für jeden, der freien Atem und großes Licht mag, ist das alles unheimlich und niederdrückend bis zur Unerträglichkeit . . . Prag!

3

Das ist ein Beispiel aus der jüngsten Zeit; ein Zufall hat es mir in handliche Nähe gerückt. An ihm werden alle Widerstände lebendig, die ein starkes und freies Gefühl gegen derart romantisches Wesen einzusetzen hat. Die ästhetischen Werte der Arbeit mögen dabei ganz unbestritten bleiben. Aber es ist dringend geworden, den Blick auch einmal anders als ästhetisch einzustellen und das Hervorgebrachte nicht bloß nach den künstlerischen Merkmalen, sondern auch nach seinen geistigen Zielen zu bestimmen. Wer nun etwa meint, daß damit einer breiten und seichten Tendenzschreiberei das Wort geredet werden soll, ist arg im Irrtum. Hier kommt überhaupt nicht Literatur allein in Frage. Und so weit es geschieht, ist künstlerische Höhe Voraussetzung. Nur daß dies eben nicht mehr genügt. Dieses Zeitalter, das bisher seine mächtigen Triebe nach Vereinheitlichung im Geiste, den religiösen Kern seines Wollens, hinter einem Überreichtum an Fähigkeiten und Strebungen verbergen mußte, verlangt unbeirrbar danach, sich in anschaulichen Gebilden (jeglicher, nicht nur künstlerischer Art) klar zu verkünden. Es will nicht entzückend beschreiben und geistreich unterhalten,

sondern aus seiner eigentlichen, einzigen Seele her ausgedrückt und abgeformt sein. Es will, auf allen seinen Wegen, zur begeisterten großen Sachlichkeit, zu sich selbst.

Das „Fortinbras"-Buch mit seinen klugen, zielsicheren Untersuchungen ist wie ein Licht auf diesen Wegen. Seine Urteile sind keineswegs objektiv, sondern eigenwillig und einseitig: das ist seine Voraussetzung und also sein gutes Recht. Es ist auch kein gültiger Einwand, wenn man seine Darstellung nicht subtil genug, seinen Vortrag nicht gar glänzend findet. Denn darauf kommt es nicht an. Wichtiges war zu sagen, und es ist mit eigenen Worten gesagt. Nicht die stilistische oder analytische Kraft, sondern die sittliche Haltung gibt diesen Gedankenreihen Wert. Sie befestigen das Gefühl für eine Notwendigkeit, die unausgesprochen vor dem Gewissen des Zeitalters schwebt, zu klarer Form. So mag sich ein jeder, der mit frohem Glauben auf dieser Erde steht und seine Religion inmitten unserer Wirklichkeit erlebt, zu dem Buche „Fortinbras" und zu dem Manne, der es geschrieben hat, herzhaft bekennen. Insbesondere aber, wer den atemstörenden Druck einer heillos romantischen Luftmischung zu jeder Stunde seines Lebens feindselig verspüren muß wie ich.

Über die Grenze hin, — die nicht mehr bloß zwei Staaten, sondern auch zweierlei Weltbild und Lebensrichtung voneinander scheidet — über die Grenze hin sei gegrüßt, Kamerad!

Tagebuch des Kritikers

von Alfred Kerr

I

Was bleibt von diesem Winter im Gedächtnis?

Was gaben wir von unsrer Seele Kraft an äffende Gebilde? an feierliche Nachahmungen dahiesiger Unzulänglichkeit . . . mit ihren Süchten, Übertretungen, Ziereien, Trauern, Scheueln, Wonnen?

Was schenkten wir, jenseits vom eignen Schmerz, noch an vorgestellte Schmerzen? Wieviel, vom Alltagslachen fern, lachten wir über brettern Untergeschobenes? . . . Was vom verwehenden Sein gabst du noch an die Nebenwelt von Leinwänden, Verstellnissen, Vorhängen, Lampen, Umkleidungen?

Willst du am zweiten Ende dein Licht noch anzünden, Mensch? Die Kerze bist du, zerbrennst ohnedies: und schaffst dir künstliche Verzehrungen?

Hoffst (oder leidest) noch mit Fremden, die nicht sind und niemals atmeten? Warum?

Weil Ablenken tröstlich ist (du willst vergessen, was dir droht).

Oder weil Hinlenken tröstlich ist (du willst erkennen, was dir droht) ...

Vergessen; erkennen. Ob du sagst: „Das sind die Andern"; ob du ahnungswirr davorsitzest oder wach: etwas hallt brausend, nichtvermeidbar, unterirdisch: „Das bist du!"

Das bist du? Ich aber; eingesetzt; ein Kritiker, und meine Verwandten da und dort, ich denke bei dem Satz nicht an die hingestümperten Menschfiguren im Drama, die von uns Menschen, auch im höchsten der Fälle, nichts geben; noch nicht eines Schattens Schatten: sondern ich denke jedesmal an den Stümper selbst, an das „Genie", ich schau ihn rackern, weiß lächelnd-verachtungsvoll das Ergebnis ... und sage, statt vor den Gestalten, bloß vor dem Gestaltenden, erschütterter: „Das bist du!"

Hernach: Was ist die Kunst?

2

Sachlich reden. Hauptpunkte festhalten. Und wenn Papier nicht zur Hand ist außer leergebliebenen Blättern eines vormaligen Tagebuchs: dann mag ihr etwa mitabgedruckter Inhalt entschuldigt werden — weil heut (am Karfreitag) alles geschlossen . . . nichts zu holen ist.

(Erste leergebliebene Seite.)

Drei Gattungen seh ich. Zeitdramen; Vorzeitdramen; Atavismusdramen. Aus der Vorzeit Simson und Odysseus, auch Williams Sprachpuppen. Atavistisches beim Strindberg: Wirrwarr von Zeit und Vorzeit; nazarenische Suff-Augen; frommer Ammenkohl; spukende Möbel — und was längst . . . hieß der Kerl nicht Laermans? noch vor Maeterlinck? was der Belgier einstens bot; auch innere Rückbildung pensionierter Seelen, hinter deren Wetterleuchten Philisterschaft, Kindisches, Zacharias Werner und Frauenfurcht glasen.

Zeitstücke, drei: von jüngeren Deutschen. Wenn Kyser die Beischlafsträume betagter Frauen (mit einer jetzt erst möglichen Offenheit) in die Gegenwart schreien läßt. Wenn John R. von Gorsleben und Carl Sternheim den Empordrängling malen . . . und heißen ihn bald Rastaquär, bald Snob, jeder mit einem falschen Fremdwort.

Das wären die drei Gruppen. Vorzeitdramen, Atavismusdramen, Zeitdramen. Statt aus dem Buch soll man . . .

3

. . . in Zürich zur Hebbelfeier die Rede gehalten. Das erstemal diese Stadt gesehn. Am Nachmittag auf dem Dolder; wie schön dieser Name schon ist. 17. März 1913. Unten im Spalt liegt eine jungmittägliche

Stadtluft am See. Zipfel, drüber Gipfel. Dr. Hans Bodmer ging mit mir hinauf. Sonne. Nachher allein in den Gassen vor jedem Comestiblesgeschäft stehn geblieben. In einem eine Knackwurst und sonstiges gekauft; vor der Feier gegessen. Nach der Feier bei Herrn Doktor Kaufmann. Zwar müde von Schlafwagen und Vortrag, trotzdem das erste hübsche Herrenmahl meines Erinnerns. Trog, Professor Blümner, Frey, Wiegand. Arnold Faesi verreist. Nächsten Mittag nach St. Gallen. Dr. Steinlin; Arzt. Halbfern der Säntis, der See. Tags darauf in der Stiftsbibliothek; tief gepackt; Notker Labeo. . .

4

Statt aus dem Buch soll man Kysers Dichtung von den Brettern kennen. (Bloß auf den Brettern ist es eine Dichtung.) Die Worte manchmal unbegreiflich. Was nicht schwierig festzustellen ist. Ein Aktschluß, wo die Sünderin, Lehrersfrau, an Vierzig, ihr Trauter ein Abiturient (Schnitzler: Die Frau des Weisen) verzweifelt ruft: „Ich lache . . .“ und so. Zu ihrem Mann: „Guten Tag, Herr Professor!“ — hat es derselbe Mensch geschrieben der . . . zwar keine Einzelbeobachtung in dem Sinnenkrach so verschiedener Altersstufen gab; wider den Vorwürfe zu erheben banal bliebe; der jedoch einen Schritt vorwärts geschafft hat in der Geschichte des Schauspiels: dank jener Mutter, die sagt, was keine Mutter sagte; dank schwer zu bezeichnenden Kräften, die jetzt in dem klavierspielenden Männchenprimaner Bojinski (während der andre horcht, wie man zu Weibern geht), jetzt in dem tiefen Rumoren, im Drang, im Verkrampfen und Erfüllen, und im kleinlauten Davonziehn, auch im Zurückbleiben zweier plötzlich Altgewordenen ja doch fühlbar sind. Der Unterschied zwischen dem anfechtbaren Buch und seiner auf das Vorführen gestimmten Wirkung zeigt . . . einen Kerl, dessen Blick innen die Bühne schaut, ohne gemein zu werden. Wir haben es nicht jeden Tag. (Sonst: fabelhaft unlyrisch). Und im rechten Winkel zu so passivem Leid stehn die zwei Stre . . .

5

. . . Person meiner diebischen Wirtschafterin hat jene rasche Adrettheit, welche das Wesen von Berlinerinnen vielleicht ausmacht. Aus Bromberg. Stiehlt wie ein Rabe. Schlagend flinke Nettigkeit, mit scharfer, stummer Schelmerei. (Gegen brave Wirtschafterinnen ist man hart; zu netten gütig! Weil sie mit ihrer Brosche (worauf ein Mann mit Frisur) voll sicherer Anmut schwebt und blitzt, durch Arbeitszimmer, Schlafgemach, Eßzimmer, draußen singt, in der Badstube Hähne rauschen läßt, daß man im Gebirg zu sein glaubt, in der eigenen Kammer rumort, überlegen den Elektriker begrüßt, aus dem Ei gepellt, Forschheit, Aufdemdamm-

sein, vernünftig-resch; und klaut wie ein Rabe. Ist Montag früh nicht zu Haus. „Fräulein! ... Fräuäuäulein!!" Selbstmord? Schlosser. ... Ein schlesisches Heiligenbild hat sie weggehängt, den Sankt Rochus, farbig, mit seinem Hund. An die Stelle den Spiegel — was auf leichtsinnigen Lebenswandel Schlüsse zuläßt. Eine Brennschere. Ein Traumbuch; Berlinerin, helles Geschöpf. Offenes Kästchen mit Haken, Ösen, großen Gürtelschnallen. Eine Zigarettenspitze. Stöße von Büchern hat sie beiseite gepackt, die mir gehören. Versandfertig. Zum Verschärfen. Eins mit dem Finger seitwärts aufgerissen, oh niederträchtiges Geschöpf, ganz brutal, wahrscheinlich hat sie dabei im Bett gelegen — Schlange, gemeine. Bücher meterhoch gestapelt, zusammengebunden, zum Wegschaffen bereit; alle mit besseren Einbänden. Verbrecherin, Auswurf, Abhub. „Der siebente Ring" von Stefan George transportfertig in einem der Pakete. Abhub. Daneben verschnürt Glasuntersätze, chinesisch, einzeln zusammengehamstert; die abgenutzten hat sie mir gelassen. Und in diesem Augenblick . . .

6

. . . stehn die zwei Streber. Gorsleben ist unaufgeführt. Froh, solang er das ist. Blut, Schmiß, Wurf. Das ist vorläufig sein Abzahlen. Zwei Helden: Spitzbübin war sie und er war Dieb. Wer ihm den Weg zu Weibern vertritt, tja, der kriegt einen Faustschlag, und hernach ins Wasser. Schon zweimal. Er ist halt so.

Bisweilen Indianertum aus dem Wigwam Friedrich Wilhelm Nietzsches. Gustav Freytags Fink; Malte von Zehren; Sudermann. Beide Menschen mit dem Voilà-comme-je-suis. „Wir sind doch ein lustiges Pack; jeder ein Höllen . . ." Statt Seelenmalerei: Charakterplakate. Die Säulen lesen vor. Im besten Fall einander. „Du warst so rauh wie ein Löwe vom Libanon," sagt Ute, nach der Nacht, zu ihrem sehr geliebten Verbrecher. Einmal: „Du Großer, Grausamer." Als er wieder einen mordet, jubelt sie über seinen Wert: „Dann ist ja alles, dann ist alles gut." Beide sind Streber der Morallosigkeit. Ute stellt fest: „Meine Seele ist schamloser als das Meer." Das trifft jedes Tingelweib — und sagt es nicht. Rücksichtslos? Auch die Wölfe sind es, scheint mir. Was der Held lehrt, ist . . . schon banal geworden; ohne wahr gewesen zu sein, als es noch unbanal war. Haß gegen das „Schwein Fortschritt" und so. Die böhmischen Wälder der Unmoral, weißte, er fordert franke Willkür des Ichs.

Item: banal geworden; ohne doch wahr gewesen zu sein, als es noch unbanal war. Daß er „mit herber Strenge des Geistes und des Körpers einen neuen Adel der Gesellschaft schaffen" will, setz ich gar nicht erst her. Ungewitter; Fackelhalten; Mord; Automobiltod zufällig eines Strohmanns am selben Abend; er tut sich keinen Zwang an. Doch hinter allem . . .

Doch hinter allem steckt ein Werdeglanz.

Die Sprechart weit klüger als die Handlungsart. Die Kultur weit höher als die Sprechart.

Vorläufig nur ein Rhythmus — vielleicht kriegt er einen Inhalt.

. . . Zusammengedrängt sieht Gorsleben so aus:

Jährling. Aus Wedekind mit Suderfrau.

Verglichen mit dem Hengst-Vater: mehr Schließendes, Klappendes im Tritt; zwingt sich in die Bahn; die Fesseln statt in Kopfhöhe der Fußgänger (wie beim Alten), 11 cm überm Kies. Kann travers und renvers. Etwas gelernt von jener Gangart, worin ich Stallmeister. Zum Schluß (Intermezzo, Humöre) kaum noch Wedekind-Sohn: bereits Pseudo-Wedekind. Kann eigner Typ werden: im dritten Jahr. Box für Beginner.

Der gorslebensche Marquis von Keith hat zum Widerspiel bei Sternheim . . .

7

Und in diesem Augenblick, während der Schlosser und Tine (eben gekommen) dabeistehen, es ist elf Uhr vormittags, tritt sie ein, halbduhn von der Nacht, stürzt auf einen ihrer Koffer; damit hat sie verraten: dort muß mehr sein. Setzt sich und singt:

> Riekchen, Riekchen woll'n wir mal
> Unter dem Laternenpfahl?

Dort muß mehr sein — wispert etwas in mir. In der zweiten Schicht eine Frackweste. Ein Fes. Ein paar gelbe Stiefel. Ein goldner Filigranring, aus Tunis mitgebracht. Ein grünes Kissen mit der Inschrift: „. . . . . .“ (bin zu bescheiden die Inschrift wiederzugeben, buch!) Über ein Dutzend Krawatten. „Was wünschen Sie bloooß von mir —?“ Aber käsebleich. Satzfragmente. Dann die Wahrheit. Hat eine nichtbenutzte Gaskrone, Tuchvorhänge, Teppichläufer mit der Paketfahrt-Aktiengesellschaft befördert: Bernauerstraße, Schwiegereltern. Nachmittags hin. Kurzes Gespräch: was sonst noch da? noch Afrikanisches? Der Sohn (Mann auf der Brosche), hemdärmlig, hat eine Krawatte von mir um. Wieder nach Haus. — — „Herr Doktor werden mir hoffentlich mit Pollezei keine Unannehmlichkeit . . .“ Ägyptischer Ibis, punisches Lämpchen, Gaskrone zurückgekriegt. Sagt schweigsam Adieu. (Unsereiner möchte Buße tun.) — Sommer 1913. Mein kleiner schneeweißer Kater in den Garten hinuntergefallen, vom zweiten Stock . . .

8

Der gorslebensche Marquis von Keith hat zum Widerspiel bei Sternheim den gesetzlichen Hochkömmling, mit Namen Christian Maske. Nicht nur Streber.

Ein Figaro. Des zweiten Standes. In den ersten dringend. Aber taugt Sternheim zum Beaumarchais?

Wenn er wütend werden könnte; somit ein Helfer sein . . .

In dem Christian ist kein Vorbildmensch gemalt: ein Zeitmensch abgemalt. Nein, auch nicht abgemalt: einbildnerisch hergestellt. Kurz: Sternheim ist ein Satiriker.

Christian: der steigende Bürgerling. Wird aristokratisch-reaktionär, sobald er nur kann. Er tut wie tausend Steigende dieser Gegenwart — ohne Muß. Deutsch sein heißt eine Klasse um ihrer selbst willen lecken . . . denkt wohl der Autor.

Nicht Beaumarchais. Sondern ein Marivaux der Habyzeit. „Le triomphe de Plutus“; Marivaux war auch einer, der traf, ohne zu töten. (Urheber von Beifall, nicht von Aufständen.) Verkehr mit Grafen ist Sternheim fast Oberstleutnant von Schwartze, Magdas Vater. „Mein Hörr, ich weiß nücht, ob ich Ihnen einen Stuhl anbüten darf, aber Sie haben einen weiten Wög gemacht, Sie wörden müde sein — nöhmen Sie Platz.“ Beinah. Sternheim hat vom Ton falsche Begriffe. Hier treuherzig wie eine Nähterin. Ein Graf Pahlen sagt: „Enchanté, lieber Maske.“ (Bei Lubliner: „Da bist du ja, chère maman.“) Der Konservative, die Tochter, alle sprechen als Literatokraten. Sternheim weiß nicht, wie wenig Haltung die Urbilder vor der Macht haben — stets fünfmal früher einzulenken willens als ihr Widerpart. Bloß: Technik im Verkehr mit unteren Körperlingen, heimatlichen Vor-sich-hin-Essern. Kurz: Hokuspokusvorstellungen von der Aristokratie. Geträumte, nicht Geschaute. Zu feierlich Geträumte.

Doch ein praller, fixer Szenenbau. Ein Klang, fester, dringender als in früheren Arbeiten. Zwar kein Übermaß vom, na, Seherischen. Aber Stark-Satirisches zwischendurch: wie der Steigende seiner toten Mutter Gedächtnis zum Krebsen schändet; wie Dynastien entstehn.

9

. . . in den Garten hinuntergefallen, vom zweiten Stock. Ein Mitbewohner, dessen Vorderbein zum Arm noch nicht entwickelt ist. Wenn er die Nacht auf seinem Kissen, mit ulkig gekniffenen Augen (kleiner Bogenstrich), die Ohren steif zusammengerollt, in Atemzügen durchpennt hat; wenn er sich beim Aufwachen reckt wie ein Kind, gähnt wie ein Erwachsener, die Vorderpfoten hoch an mein Knie legt . . .

Als ich ihn für eine Katze ansah, hieß er Miezl. Als deutlich wurde, daß er ein Kater sei, hab ich ihn folgerichtig Miezislaus genannt. Rennt außen an Fenstersimsen entlang, springt bald in irgend ein Zimmer, rast über Teppiche (man sieht einen weißen Fleck huschen, schnellen, kauern, schlei-

chen, schwinden, vortoben) — Bin längst hier Nebenperson. Einer ist Herr: der junge Miezislaus. Abgestürzt, weil er an die festen Weinranken gewohnt war . . .

10

Was brachte dem „Snob“ einen Erfolg? Intimes enthüllt (in einer Gesellschaft ohne sichere Sitte. Wie man einen Brief schreibt. Wie man eine Krawatte bindet. Lust an spaßigen Zwischenfällen.

Der Erfolg selber dieser Komödie zeugt . . . weniger vom Kunstblick als von Wißbegier und schweinewohliger Witterung eines hinaufkletternden (nicht kletternden) Standes von Verdienern — die eine stolzere Vergangenheit noch dann mißachten, wenn sie (unter dem Schutt) eine gehabt. Schmunzeln auf jedem teuren Platz. Die Bürger, sie hören es gerne. Der Hausknecht singt vom Erbfeind: „So'n bißchen Französisch ist doch ganz wunderschön.“

Sternheims Wirken ist verdienstlich in der preußischen Welt, wo die Tochter einer koscheren Speisestube von Holland Mutter einer Aristokratin ist und alles verleugnet; wo ein Liberalismus herrscht, welcher die Basare zum Anschmeißen erfunden hat; wo die Söhne Gestiegener, dem eigenen Grips zum Trotze, christfromm schnaken, ihr edles Nest . . . von oben behandeln. Willkommen: als ein Vorläufer.

(Ist hier ein Zeitstück? Es ist der Wunsch nach einem solchen.)

11

. . . die festen Weinranken gewöhnt war, welche das Haus beklettern, und eine morsch wird. Katzen sollen stets auf die Beine fallen. Aber nirgends gesagt, daß beim Sturz keine inneren Verletzungen. Der arme Lümmel. Heraufgebracht. Fiebernd auf einem Sofa. Nach Ärzten telephoniert. „Sprechstunde.“ Verpackt. Von der Schaffnerin Europhein hingefahren. Hüfte eingerenkt — die nie ausgerenkt war. Patient wehrt sich wie ein halbes Dutzend Männer. (Habe dann festgestellt, daß er, wenn man das wirklich erkrankte Glied verbindet oder bestreicht, still hält wie ein junges Mädchen, dankbar aussieht, gewissermaßen die Zähne zusammenbeißt.) Beckenknickung: der kleine Mann ist fünf Monat. Fliegt nicht mehr über Teppiche, täglich schwächer. So schwach, daß eine plötzliche Sanftmut in ihm ausbricht. Legt sich auf den Rücken, verschränkt Vorderpfoten, wie leidende Dame. Dankbarkeit, fast Zärtlichkeit. Bekommt weiche Eier zu fressen — wofür er sich sehr ins Zeug legt.

Man spricht vom selbstverständlichen Maßhalten der Tiere, sie seien vernünftiger als wir. Ist aber nicht wahr. Maßhalten hieße: mit geknicktem Becken keine Sprünge machen. Aber die Katzennatur so stark, daß er den Zustand vergißt — nach ungeheuren Sätzen, Klettereien, Seiltanzversuchen

schwere Rückfälle bekommt, erschöpft liegen bleibt. Der angeblich sichere Instinkt hat ihn mit nichten gewarnt. Muß Patienten in ein Zimmer ohne jede Klettergelegenheit schaffen. Bald lieblich, froh, gesund.

Mit seinem Instinkt wär' er verblutet.

12

Shakespeare, Simson und Odysseus. Alles Herrliche vieler Wunder ruht in der Vorstellung: „Schon damals". Im forschenden Vergnügen an einem kindhaften Zustand. Gibt es ein Wiederaufnehmen?

Sollen wir uns kindlicher machen? wo wir Menschen mit Palmenzweigen, Furchen, wenn auch voller Jugend sind? Ist es ein Zweck, im Kindlichen das Tiefe herauszupolken — statt unsre Dinge zu treiben? Müssen wir Symbole dichten . . . statt unsre Dinge symbolfrei (nämlich gegliederter) zu sagen? Sollen wir den kindlichen Bestand — die wir unkindlich sind — auffrischen mit Wendungen, die halb arglos, dennoch halb argvoll sind? Zwittereien. Und sollen wir nie vom Damals abkommen?

Shakespeare mit gleichen Gedanken hätte ja die Antike wiederholt. Das tat eine Zeit lang Ben Jonson. . . Für uns ist Shakespeare: was die Antike für Ben Jonson war.

Simson; Odysseus. Soll man in Findlingsfelsen Stufen haun? Hünengräber zu Sakristeien ausgestalten? An Muscheln Telephon legen?

Das Gemeinsame zwischen zwei entrückten Menschentümern; das sogenannt Ewige darin: es kommt auf eine Handvoll bäuerlicher Urzüge hinaus; mit denen kein Sabbat mehr zu machen ist.

Das Ewige heißt hier: das Nichtangehende.

Es lassen sich in der nachgeschaffenen Odysseuswelt Werte merken, in dem Simsonstück eine Menschentrauer fühlen. Doch Wedekind und Hauptmann sind nur groß, wo sie von der Sage abweichen. (Wie Hebbel.) Wedekind, wenn Delilas Liebhaber schon mit ihr weg ist, und Simson für sie noch redet sonder Augenlicht, noch singt, noch tanzt . . . Hauptmann, wenn der alte Laertes von der einst jungen Eurykleia, von ihrer ungenossenen Jugend lallt und launt.

Wenn aber nur im Abweichen vom Sagenhaften Werte sind: wozu dann die Sage wiederholen? Hodie Malta, hodie salta.

13

Ein Hund ist um der Treue willen treu. Andre Tiere sind Selbstlinge. Miezislaus gewiß. Stiftet jedoch Gutes auf einem Umweg: durch unsterbliche Schönheit possierlichen Reizes; durch das Gehab.

Die zwei Seiten der Ethik. (Auch die unbrave Wirtschafterin ist die unbarmherzigere).

Wenn M. eine Gesichtshälfte, nachher die andre mit beleckter Pfote wäscht; wenn die Ohren drankommen, über die er huschend wegfährt. Wenn das weiße Katzentier, auf den Sand gegangen, Spuren sorgsam durch Scharren mit der Pfote deckt. Wenn er über einen Schreibtisch flitzt, worauf ein Tintenfaß, ein Leuchter, Blumen in letzter Unordnung stehn, und alles ganzbleibt – kraft einer geniehaft-geschickten Anmut solcher leisen, wachen, flinken, blitzklugen, edlen, scharfen, sachten Tiere. . .

(Die andre Seite der Ethik.)

14

Reinhardt würde den Parthenon mit prima Scheiben, Spiegelglas in Messing, und vorspringend wie bei Tietz, am Eingang was zum Drehn mit selbsttätigem Türschließer, auch mit Zentralheizung schmücken. Wenn das erfolgt, mögen die Shakespearejubilanten, id est: alle Ben Jonsons heut, halb aufrichtig, halb mitmachend, Hosianna krächzen — indes wird ein Starker doch, Zeitenqualm durchschauend, immer wissen und wieder ungeschreckt sagen: Ablenkung. Ein Ablenken wovon? Nicht nur vom Ziel, wonach zu laufen ist: vielleicht auch vom scheinbaren Mangel an Läufern. Diese Läufer jedoch (Schenkel sind ja da, sie ruhen bloß; das lässige Drama) zu peitschen, zu rütteln, zu erinnern, ihren Schopf in Gegenwarten zu stoßen und Zukünfte: das ist, glaub' ich, die Sendung.

Setze mich nicht mit betagten Seitenfüllern auseinander, wie Herr Harden einer ist in aller Zappelbewegung der absteigenden Linie: besser schon mit euch, die ihr jung seid und fortgerissen, gezwungen, berauscht von Schmiß und Flinkheit, und vorläufig beklatscht, was anfing nicht innerste Sache der Kunst, sondern der Volkswirtschaft und des Fremdenverkehrs zu sein. Neu-Meiningen. Und ich habe die größte Achtung vor allem, was an Arbeitswerten darinsteckt.

Was ist euch William Shakespeare? Seid nicht so dumm, seine Bedeutung zu verneinen: aber so klug, sie für uns zu verneinen. Indem er (selbst herzlos, ohne Mitgefühl . . . auch ein Gefangener) Charaktere schuf, die stumm wurden. Womit seine Wortlyrik nicht herabgesetzt wird noch seine Gegensatzmischungen, die zaubervoll sind.

Den Parthenon mit Glühlämpchen versehn. Fein ausgestattet. Irgend etwas von einem Mißverhältnis ruht hier. Bin ich der einzige, der das erblickt? Mein Auge sieht ein glänzendes Auftragen von Stimmung — noch wo er Prachtvolles bietet wie beim vergreisten Strindberg oder bei Hamsun (welcher ein Strindhügel ist in dem Schauspiel: „Vom Teufel durchs Leben geholt"). In der Stimmung eine Mechanik.

. . . Strindberg hier, Strindberg dort. In glänzenden Ebbe-Tagen (wovon dieser Winter ein Zeugnis bot) ist jener okkultistisch verschwächte August, der

nach Damaskus kroch, gewisser ein Gegenstand für Dramen als ein Autor von solchen.

Der Theaterdirektor Barnowsky zeigte sein Damaskus. Hier sah ich ganz zuletzt — nicht nur in einem Klosterauftritt, mit verstorben Lebendigen — das Stärkste meines Winters: und es fiel in ein widerstrebendes Herz.

15

.. den rosa Rachen aufsperrt, die rosa Nase zur Decke hebt, wenn er die Lippen züngelt . . . Wenn er auf dem Diwan liegt, er zu schnurren anfängt, er einem zuguckt („Nöch?").

Der junge Mann sieht, wenn er im Einschlafen ist, wie ein venezianisch uralter Patrizier aus. . . . Manchmal, wenn er im Wachen den Kopf auf die Brust senkt, diese Brust vorschiebt, die Vorderpfoten ganz rund macht . . . dann wieder hebt er die Nase hoch empor, sieht großäugig ins Licht — das ist etwas . . . Kleiner, himmlischer Kerl, ahnungslos in der Welt . . .

Ausgeliefert; preisgegeben. Ich bin das Schicksal. Ich kann ihn mit Pflanzen beköstigen (und sanft sein lassen) — oder mit Fleisch (und scharf). Soll ich ihm eine Kätzin bringen . . . oder ihm das für Lebenszeit unterschlagen? Soll ich ihn abrichten, hoch über alle Kater? Soll ich ihn Baldrian riechen lassen, daß er irrsinnig vor Glück und Betrunkenheit wird? Oder soll ich in sein Futter etwas tun, daß er morgen nicht mehr aufwacht? Ich kann es. Stehst du dort? Ich stehe dort — vor mir mein Besitzer (oder sind es mehrere?), die mich füttern und glücklich machen und wild und sanft und mich töten.

Woran liegt es, daß kein Dramatiker, kein Shakespeare, noch irgendeiner von irgendwann Leute so jemals versinken läßt, erkennen läßt, erschauern läßt wie Minuten mit einem ungezogenen, mißtrauisch-vertrauenden, selbstischliebreichen, menschlich entfernten und ganz, ganz, ganz benachbarten Tier? Woran liegt es, daß kein Lustspiel je gab, was eine treulose Wirtschafterin? Alle szenischen Wunder zusammen Frist unsres Denkens nicht, was eine Reise nach Zürich? (Hinterher blieb ich in Ulm, Ingolstadt, Regensburg. . .) Was ist die Kunst?

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Vielleicht kann die konservative Fronde gegen die königlich preußischen Steuerkommissare die Einsicht in die Psychologie unsres charaktervollen Junkertums noch steigern: nötig ists nicht. Ein konservativer Redner verglich sie, ohne von den Parteigenossen niedergezischt zu werden, mit den berüchtigten Steuerpächtern des ancien régime: spottet seiner selbst und weiß nicht, wie. Das erinnert mich an den todernsten Vorschlag des reaktionären Echo de Paris, die Käuflichkeit der Richterstellen mitsamt dem Zubehör der vorrevolutionären noblesse de robe und des Parlaments wiederherzustellen, um die durch den Rochetteskandal bewiesene Verquickung von Richtertum und Politik unmöglich zu machen. Ein Landadel, der die abschätzende und nachprüfende Bürokratie lästig und ungehörig findet, der inmitten eines ungeheueren fiskalisierten Betriebes einen Staat im Staate bilden und seine steuerlichen Leistungen an die Freiwilligkeit knüpfen will: wäre in einem Lande des staatlich organisierten Mißtrauens von jedem gegen jeden, der Vorbeamtung der wissenschaftlichen und künstlerischen Intelligenz, der politischen und moralischen Beschnüffelung und Bevormundung vielleicht ein erwünschter Anachronismus, — wenn er nicht eine uns andere beschämende Wirklichkeit wäre. Für uns andere gilt das Wort jenes tüchtigen Geheimrats, der die dem strengen Herrn Lentze mißliebig geringfügige Steuereinschätzung der guten Stadt Nordhausen nachzuprüfen hatte: überhaupt müßte im Laufe der Jahre jede Steuererklärung beanstandet werden. Das trifft. Das ist eine von jenen lapidaren Wahrheiten, die unser politisches Wesen unnachahmlich deutlich belichten. Da gibts kein Quäntchen Leben, bis in die geheimen Laster hinab, das privat und freiwillig bleiben kann; alles wird sozialisiert, kommunalisiert, ergo bürokratisiert: der ‚freie' Arbeitsvertrag, die Bildung (Schule), die Religion (Kirche), der Patriotismus (Militär); selbst der Kapitalismus, dem unkontrollierte Freiheit das Lebensprinzip war, wird täglich unfreier und hat sich an diesen Zustand der organisierten Beaufsichtigung gewöhnen müssen. Vor fünfzig Jahren hat der wissenschaftliche Sozialismus den Kampf gegen die privatwirtschaftliche Anarchie begonnen und Millionen Gläubige gefunden: heute gibts Sozialistenführer, die (freilich vorerst nur insgeheim) beklommen auf die staatssozialistischen Geister blicken, die sie herbeigerufen haben, auf die bürokratischen Zuchtruten im eignen Lager, die sie haben schneiden helfen. Zu spät. So will es die Entwicklung, die dem Fiskus Altäre baut. Welches Land ist das fortgeschrittenste? Dasjenige, welches die unerbittlichsten Beamten hat, Diener, die für die privaten Empfindlichkeiten der Herde kein Organ haben, die im virtuosen Gebrauch von Inquisitionsmethoden ihre Meisterschaft zeigen, die grundsätzlich überzeugt sind, daß eine Staatsphilosophie, die unbeschränkte

Ansprüche an die Staatsallmacht großzieht, auch die Staatsinquisition gutheißen muß, um sie zu befriedigen. Hier ist alles Recht auf seiten der Bürokratie, aller Unverstand auf seiten liberalistischer Ideologen.

Es würde das fleißigste Leben ausfüllen, wollte man den pangermanistischen Torheiten und Irrtümern nachlaufen. Und nützte doch nichts. Ich fürchte, es wird noch auf Jahre hinaus so bleiben, obwohl der Ansturm klar denkender Menschen von intellektueller Sauberkeit gegen den schädlichen Urschlamm, in den die Ansichten über 'Völker und Vaterländer' hinabtauchen, sich immer mehr organisiert und mutvolle Klärungsversuche wie der von Carl Techet endlich auch ihr Laienpublikum finden müssen. (Ich komme auf diesen auffallenden Versuch zur Entwirrung zurück; das Buch ist 1913 in Lothar Joachims Verlag, München, erschienen.) Aber noch weht der vent de folie unter den so nah verwandten Völkern Europas, die aus allerhand Winkelpatriotismen ihr Gemeinsamstes, den Europäismus, zerzausen, und die alten Heiligen finden Glauben gerade unter den gebildeten Hütern des Nationalismus. Ich kannte Ludwig Woltmann, den früh verstorbenen. Im Frühling seines pangermanischen Idealismus verkehrte ich mit ihm. Er war wissenschaftlich geschult, hatte Philosophie und Medizin studiert, hatte den Kantischen Kritizismus und den Darwinismus durchdacht und sich ernstlich um eine befriedigende Synthese von beidem bemüht. Das Ergebnis war ein deutschvölkischer Fanatismus, eine Rassenschnüffelei, ein ungerechtes Absprechen und Für-sich-in-Anspruch-nehmen, wogegen sogar die dilettantischen Subjektivitäten von Chamberlain strengste Wissenschaft waren. Und doch fühlte er sich zu Gobineau und dem geistreichen aber wirren Deutsch-Engländer hingezogen, dessen wichtigste Behauptungen er — glatt verneinte. Er verherrlichte, der als Protestant geboren und erzogen war, zum Beispiel, den Papismus als die schönste, früchtereichste Schöpfung germanischen Geistes, als Gnadengeschenk germanischer Seelenhaftigkeit: ich möchte glauben, daß er Joseph de Maistres übersteigertes Loblied auf das Papsttum gelesen und von ihm sich hatte berauschen lassen, obwohl doch alles dafür sprach, daß der Verfasser der Soirées de Saint-Pétersbourg als Savoyarde reiner Kelte war. Wurde ihm entgegengehalten, daß die stärksten Charakterköpfe der deutschen Geschichte und Gegenwart bis in die geheimsten Gedankenfalten hinein antipäpstlich seien; daß die Reformation im ganzen Norden den Versuch darstellte, sich den zäsaro-papistischen Fremdkörper auszutreiben und zu sich, zu seiner Art, zu seinem Staat, zu seiner Lebensordnung, zu seinem Gott zu kommen; daß sie die Auflehnung von Gotismus gegen Romanismus in allem Kulturellen bedeutete, so wie das etwa Chamberlain auffaßt: dann lächelte er. Und so lächeln seine Anhänger und Chamberlains Anhänger: und alles bleibt beim alten und der vent de folie weht weiter.

Trotzdem will ich auf den Unfug hinweisen, den der ungezügelte Pangermanismus der Deutschvölkischen Hochschulblätter übt, weil ich gerade in Belgien weile und mir die dort lebenden Deutschen immer wieder erzählen, welchen Schaden deutscher Arbeit die Exzesse der Völkischen zufügen. Sie leben von ihren Autoritäten wie von Strantz und Reimer, von den in verbrecherisch unwissenschaftlichen Büchern: „Das verwelschte Deutschtum jenseits der Westmarken des Reiches" und „Ein pangermanisches Deutschland" (Leipzig; bei Leuchthardt) niedergelegten Ansichten und zitieren den Geist Bismarcks, als ob der nicht mit größter Energie aber auch höchster Besonnenheit und Tatsachenbeherrschung allein das deutsche Recht auf nationales Eigenleben ohne jeden übergreifenden Beisatz bekannt und betätigt hätte: jenes Recht, das von Frankreich seit dem Westfälischen Frieden bis zur Herrschaft der Comité du Salut Public schamlos mit Füßen getreten war, jenes Recht, das durch die Schuld deutscher Diplomaten und deutscher Fürsten auf dem Wiener Kongreß verraten und verhökert wurde. Nun wird den Belgiern gesagt (die Holländer dürfen sich hinzudenken: sie haben daraufhin Vlissingen befestigt, wie ihre verselbständigten Lebensgenossen früherer Jahrhunderte Antwerpen): ihr habt kein Recht auf ein staatliches Eigenleben. Im heutigen Belgien (im Lande der keltischen Belgae) lebten nur französierte Germanen; die Franken der Maasgegend nennten sich Wallonen, ihr Französisch sei ein stark germanisiertes Romanisch; und würden nicht Schule und Kirche ihnen, dem Menschenschlag also zwischen Verviers und Lüttich, zwangsweise das Französische darreichen: sie verstünden es so wenig wie die Vlamen, die sich gegen den Willen der eigenen Regierung ihren „fränkischen" Charakter erhalten hätten. Kurz, Belgien ist ein nur scheinbar unabhängiger Staat, es ist im Grunde ein französisches Zubehör. Nutzandwendung: „Wir" dürften daher den Abfall von sieben und einer halben Million Menschen nicht dulden, in deren Adern deutsches (= germanisches!) Blut flösse. Der Mann, der eben den belgischen Staat leite, Herr von Broqueville, sei nur naturalisierter Belgier und stände an der Spitze einer Regierung von Französlingen ... Studentengeschwätz? Ja und nein. Studenten mögen in ihren besten Gesinnungen mißleitet sein, aber hinter ihnen stehen recht einflußreiche Kreise, akademische Lehrer, höhere Beamte, Publizisten, denen die Tore zu den Regierungsämtern offen stehen. Und daraus erwächst ein Schaden, der gerade die am empfindlichsten trifft, denen von der Heimat taktvollste Hilfe geleistet werden müßte. Aus tausend bekannten Gründen wachsen die antideutschen Stimmungen in den Nachbarländern zum Erschrecken. Die deutsche Technik, die AEG und Siemens und Halske in erster Linie, die deutschen Kapitalvertreter, die Tausende des hier lebenden deutschen Arbeitsvolks sind auf Schritt und Tritt bedroht; man fürchtet sie und — findet sie herzlich unsympathisch; und da die Presse

des Landes fast gänzlich nur ein Ableger der französischen ist, da Deutschland und deutsches Wesen und deutsche Sprache und Wissenschaft den Belgiern so fremd und unbekannt sind wie französische Dinge ihnen vertraut und lieb sind: so wachsen täglich die Mißverständnisse. Wenn ich mich unter den belgischen Literaten und Künstlern meiner Bekanntschaft umsehe, so stoße ich immer wieder auf ein grauenhaftes Maß von Unkenntnis, ja (bei Dumont-Wilden z. B.) auf ein peinliches Nichtverstehenwollen. Helfen könnte da nur der Takt der deutschen Presse, vielleicht auch, wie kenntnisreiche und gerechte belgische Gelehrte vorschlugen, französische Ausgaben unserer großen Zeitungen, die, wie die Kölnische und die Frankfurterin, durch ihren Ernst, ihren Informationsreichtum und ihren Willen zu unparteiischer Gerechtigkeit das meiste in den Schatten stellen, was von Paris her an Tagesliteratur ständlich eingeführt und von dem Massenleser gierig verschlungen wird. Demselben Leser, der, stolz auf seine staatliche Selbständigkeit, in seiner vom katholischen Regiment liebevoll genährten Dumpfheit nicht ahnt, daß von sehr vielen Franzosen geglaubt wird, ihr Vaterland habe ein historisches Recht auf das junge Königreich. Ich war erstaunt, in einem für den höheren Geschichtsunterricht bestimmten und behördlich sanktionierten Buche von A. Mallet, das man mir vorlegte, dieses Recht begründet zu sehen.

Im Januar 1917 läuft der russisch-deutsche Handelsvertrag ab — und wird die Friedensstärke des völlig reorganisierten russischen Heeres fast zwei Millionen Krieger umfassen. Und dann? Ein russischer General gibt eine — gibt vielleicht die Antwort: Wir sind sicher, durch die Überschwemmung zu siegen. Hätten wir selbst einen Napoleon Buonaparte gegen uns: wir würden ihn durch die Zahl ertränken ... Durch die Zahl, die sinnlose, gefräßige, den westeuropäischen Genius überwindende Zahl. Der große Korse selbst sagte: nicht Menschenkunst, sondern die Elemente haben mich in Rußland besiegt. Aber Dostojewski, der den Mythos des russischen Muschiks gedichtet (oder: registriert) hat, reihte ihn unter die transzendenten Elemente des Daseins, zeichnete ihn als den apokalyptischen Reiter, der, erdgebunden und vom bedächtigen Rhythmus der vier Jahreszeiten umkreist, allen Witz der Verständigen, das ist: alles Westlertum niederreitet.

Zehn Jahre entente cordiale zwischen England und Frankreich liegen hinter uns. Aus der Festbetrachtung der ‚Times' merkte ich mir eine Stelle: ‚Wir haben wieder einmal die ununterbrochene Überlieferung unserer nationalen Geschichte verteidigt, jeden Anspruch auf eine Hegemonie in Europa, woher er komme, zurückzuweisen, jedem solchen Anspruch uns zu widersetzen.' Jedes Kind kann heute wissen, daß Lüge und Entstellung die Elixire des Patriotismus sind; aber die vom ganzen außerdeutschen Europa

nachgelallte Behauptung der „Times“ tritt durch ihre simulierte Gutgläubigkeit fast aus Reih und Glied. Den Willen zur deutschen Einheit betrachtete die britische Diplomatie ein halbes Jahrhundert als Willen, das von den Köchen des Westfälischen Friedens gebraute europäische Gleichgewicht zu stören: die Haltung des Londoner Kabinetts in der schleswig-holsteinischen Frage war nur eine besonders krasse Illustration dieser Auffassung. Seit der Gründung des deutschen Reichs sah Britannien jeden Versuch der Deutschen, ihre überschäumenden Arbeitsenergien aus der binnenländischen Einschürung in die zu europäisierenden Erdwinkel zu leiten und vom ost-westlichen Länderverteilungssyndikat als stiller Teilhaber anerkannt zu werden, als Attentat auf dieses Gleichgewicht, als Schritt zu dieser Hegemonie hin an. Heute, wo man sich gezwungen sieht, Italien und Griechenland die Rechte auf Expansion von Menschen und Kapital zuzugestehen, die man dem mächtigen Deutschland so lange vorzuenthalten sich bemühte: heute gehören solche Festbetrachtungen in das Kapitel der schlimmsten Brunnenvergiftungen, selbst wenn man den Engländern die lange genährten Vorstellungen der Welthegemonie zugute halten mag. Man lehre endlich den Imperialismus nicht als Auswuchs privatkapitalistischen Profithungers, sondern als neue allgemeine Phase unserer Wirtschaftsorganisation betrachten, als deren gigantischen Versuch, sich am Leben zu erhalten: und hat den Schlüssel zu den Aufgaben jeder vernünftigen Diplomatie gefunden.

Eine viel umneidete Errungenschaft englischer Entwickelung scheint gefährdet: die bedingungslose Unterordnung der militärischen unter die bürgerliche Gewalt. Die Stuarts mußten dafür büßen, daß sie nach französischem Muster eine zentralistische Militärmonarchie auf ihr Inselreich hatten verpflanzen wollen. Auch die adligen Royalisten hatten sie gegen sich gehabt, sie haben drüben ja stets der Versuchung widerstanden, zu Höflingen zu entarten: worauf ihr Ansehen und ihr Einfluß bis auf diesen Tag beruht. Und als unter Cromwell, ja über des Blut- und Bibelmannes Kopf hinaus die puritanische Soldateska allmächtig und zum Schutze sektiererischer Unduldsamkeit die Militärdiktatur des damaligen Großstadtproletariats (der Levellers) errichtet wurde, da verbündeten sich zur Rettung bürgerlicher Freiheiten Whigs und Tories, Royalisten und Presbyterianer, da waren die Spaltungen in der bürgerlichen Gesellschaft und den bisherigen Parlamentsparteien weggewischt und das Heer wurde, nach der Cromwell-Episode und der Wiederherstellung des Königtums, durch jährliche Bewilligungen (in der sogenannten Mutiny Act) als notwendiges Übel erhalten. Man glaubt d i e s e s Fundament der englischen Freiheit — wozu, notabene, nirgends auf dem Kontinent die sachlichen Vorbedingungen bestanden — nun gefährdet, weil die Offiziere erklären ließen, sie dächten nicht daran, wenn der Aufstand der Ulsterleute

Ereignis würde, gegen ihre Rassen- und Glaubensgenossen zu marschieren. Bedeutet das eine generelle Auflehnung gegen die Verpflichtung, der Zivilgewalt dienstwilliges Instrument zu sein? Man mache sich den Fall klar. Nie gab es, nicht einmal während der revolutionären Wirren im Frankreich der Schreckensmänner, einen „inneren Feind", der an einem Ort zu Hunderttausenden angesiedelt und von den gleichen religiösen und politischen Gefühlen beseelt war wie die Mehrheit derer, aus deren Mitte der Befehl ergehen kann, gegen jene isolierte Menschenmasse mit Waffen vorzugehen. Es besteht mit diesen irischen Protestanten eine stillschweigende, gutheißende Konspiration von Millionen Britishers jenseits des Sankt-Georg-Kanals; man kann sie einfach nicht als Zerstörer der Staatsordnung betrachten, die Männer, die in Reinkultur und isoliert an einem Fleck das traditionelle Engländertum verkörpern. Zu diesem Vorgang finde ich keine Analogie in der europäischen Geschichte. Man möchte an die erlebten Riesenstreike denken. Aber einmal wurde Militär noch nirgends gegen so kompakte, an einem Ort angehäufte und zum bewaffneten Widerstand organisierte Massen ins Feld geführt: die Probe könnte seltsame Überraschungen offenbaren. Und dann stand in solchen Fällen bisher die entscheidende obere Schicht des Militärs auf Seiten der ungeteilten Regierungsgewalt und der ungeteilten bürgerlichen Gesellschaft. Diese Analogie ist also falsch.

Daher die Vorsicht des radikalen Kabinetts Asquith; daher der sehr beredte allmähliche Umbau der Homerule-Bill, daher die fortgesetzten Versuche der beiden Parteien, sich zu verständigen, obgleich dort wie überall allerhand trübe Parteimanöver die Verständigung erschweren. Und sie ist, rein sachlich, um so schwerer geworden, als die liberale Mehrheit durch Nachwahlen beträchtlich zusammengeschmolzen und die englischen Arbeiter ohne Enthusiasmus für Homerule eintreten: man will die ewige irische Last endlich los und für konstruktivere Aufgaben frei werden.

Sie länger zu tragen, noch dazu, nachdem Homerule drei Jahrzehnte lang die Fata Morgana der irischen Phantasie gewesen ist und sämtliche politische Orientierungen seit Gladstone bis ins Mark beeinflußt hat: das verbietet die Ökonomie der vorhandenen Kräfte, die vorher für die großen inneren und äußeren Aufgaben nicht haben frei werden können. Ich glaube, die sechsjährige Schonzeit für Ulster wird verlängert werden müssen, eine Föderativverfassung für die grüne Insel ist durchaus denkbar. Aber — um Homerule kommt auch die konservative Partei nicht herum. Denn es ist englische Regierungsweisheit, daß die eine Partei gewährt, worum die andere so lange und mit solchem Ernst gekämpft hat, daß auch die privateste Meinung in dem Kampf kein Spiel mit parlamentarischen Heucheleien sehen darf.

Anmerkungen

Scherlismus

August Scherl hat sich mit einer Handvoll Millionen ins Privatleben zurückgezogen und seine ‚Meinungsmache' einem Konsortium sehr reicher rheinisch-westfälischer Industriemagnaten zu weiterer patriotischer Pflege überlassen. Herr von Bethmann Hollweg glaubte es der deutschen Nation, die er betreut, schuldig zu sein, zu verhüten, daß der ‚Berliner Lokalanzeiger' und der sogenannte ‚rote Tag' in die Hände der ‚Demokraten' Mosse oder Ullstein übergehe. In letzter Stunde machte er die Industriekapitäne zum nationalen Opfer bereit; und nun sind Scherls Hauptblätter ihrer alten bewährten Mission erhalten.

Lohnte es der Mühe? Die Organisierung der öffentlichen Meinung von der offiziellen Ecke aus gehört heute offenbar auch in Deutschland zu den wichtigsten Aufgaben der Regierung, sie scheint nicht unwesentlicher als die: ertragreiche Politik zu machen; der gute Geist Hamanns schwebt ja noch über diesem Ressort der Staatsgeschäfte, und wir wissen (leider), mit welchem Eifer Bismarck sein Genie indirekt auch durch Speisung der Reptilpresse entweihte. Wie seltsam. Er nannte seine Politik in kritischer Zeit „auf die Spitze der Bajonette gestellt": das hieß doch, in seinem Munde, wahrhaftig nicht: auf den Zeitungsschreiber gestützt! Die Liebhaber der Gewaltsamkeitspose, meist schüchterne und furchtsame Schreiber- und Beamtenseelen, die aus den umlaufenden Bismarck-Exzerpten Politik ‚lernen', — sie wiederholen heute in heroischem Rausche all die berühmten Worte, mit denen der Riese seinen geschichtlichen Vulkanismus organisierte, etwa: „Nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen." Oder: „Staatsrechtliche Fragen werden in letzter Instanz durch die Bajonette entschieden." Aber diese Leutchen sind ja immer Opfer ihrer Ästhetenerotik und bemerken nicht, daß Bismarck nach 70 mit unendlich geistreichem Macchiavellismus den demokratischen Ideen in ihrer vulgärsten Form: dem Staatsanzeiger-Journalismus, gehuldigt hat. An die Stelle der parlamentarischen Heucheleien tritt, zum Schutz von Thron und Altar und der nationalen Güter, das Gift der Reptilpresse, das ist: die Narkotisierung aller Selbständigkeitsregungen, die Lähmung des nordeuropäischen Protestantismus. Da haben wir den Zäsarismus in seiner papiernen Form, eine Begleiterscheinung des romanischen Plebiszits . . .

Bismarcks Nachfolger haben diese Dinge naturgemäß nötiger als er. Aber wozu gerade das Interesse für diesen kulturell und politisch stark entwerteten Betrieb? August Scherl ist ein deutsches Kulturkuriosum: ein neudeutscher Besitz. Er hat vor dreißig Jahren den Typus des ‚parteilosen' Generalanzeigers geschaffen, eine Zeitungsform, die grundsätzlich auf Charakterlosigkeit angelegt ist, auf die Zerstörung der ernsten politischen, literarischen und wissenschaftlichen Erörterung, auf Fütterung des Publikums mit Sensation und einem Kehrichthaufen von faits divers. Das Niveau war, erzählt man glaubhaft, auf den Leibbarbier des Gründers zugeschnitten; was der gutheiß, schien Scherl geeignet, Massenspeise zu sein. Shakespearisch! So trat der ‚Lokalan-

zeiger' einst ins Leben, ein kümmerliches Pfennigblättchen zuerst für die kleinen und armen Leutchen, für Gesindestube und Kutscherbock. Aber es dauerte nicht lange: und das seine Idee prachtvoll verwirklichende Blatt drang in Offiziers- und in jene Kreise empor, die nicht allein parteilos sein müssen, sondern oft aus Interessenarmut es sein wollen. Die Auflage stieg in die Hunderttausende, der Geschmack verfeinerte sich nicht gerade sehr, aber auch gute und amüsante Federn wurden gekauft, die Preisliste für das Federvolk wurde zeitgemäß erhöht und die Berichterstattung über das ‚mondäne' Leben so vervollständigt, daß das Blatt auch die gepflegteste Aristokratenhand nicht mehr schändete. Aber was wichtiger war: Die Zeitung wurde nebenamtlich offiziös, höfisch und liebedienerisch beflissen nach oben und nach unten, soweit dieses Unten nicht liberal oder demokratisch war. Das war des ‚Berliner Lokalanzeigers' Parteilosigkeit. Alles, was zur Modernität sonst gehört, besonders schnellster telegraphischer Nachrichtendienst und Bilder, fand hier vorbildliche Pflege. Kein Wunder, daß überall im Reich die diesem Muster nachgemachten Generalanzeiger die guten alten vornehmen Zeitungen verdrängten oder gar außer Kurs setzten. Es war ein Sieg der Banalität. Der Publizist und Journalist aus eigenem Recht geriet in die ärgeste Bedrängnis. Hatte die Entwicklung der Zeitung zum großkapitalistischen Betrieb seine Gesinnung unfrei gemacht, seine Charakterfestigkeit bedroht und ihn täglichen Konflikten mit außersachlichen Einflüssen ausgesetzt: so übte der Scherlismus die gröbsten Attentate auf seinen Geist. Nun hatte er die Wahl: zwischen der Verkrüppelung seiner Menschenwürde und der Verpöbelung seines Geschmackes.

Männer mit dem Gedärm eines Dichters und Denkers, eines Weisen und Propheten erlitten so lange eine Senkung ihres Niveaus, bis sie, entgeistet, zum Wohlgefallen von August Scherls Leibbarbier mit Virtuosität ihre täglichen Schalmeien bliesen.

Aber schnelles Verblühen gehört zum Wesen der Modernität so gut wie schnelles Wachstum den Höhepunkt hat der ‚Berliner Lokalanzeiger' überschritten, sein Stern verblaßt, den Gebildeteren ist das Blatt zu leer und dumm, und die kleinen Leute, auf die es ursprünglich zugeschnitten war, hören auf, naiv zu sein, und beginnen zu ahnen, was eine Zeitung mit solchem Hinterland und solchen Horizonten bedeutet. Sie werden reif für die neueren, die zeitgemäßeren Betriebe.

Der ‚rote' Tag war ursprünglich ein ernster Gedanke, für den Scherl durch seinen Gehilfen, den tüchtigen Zeitungsmann Löwe, erwärmt wurde. Ein Debattierklub aller Parteien sollte das Blatt sein, vertreten von Leuten, die etwas zu sagen hatten. Also öffentliche Meinung, gemacht nicht von Berufsjournalisten, sondern von Persönlichkeiten, von hervorragenden Berufs- und Fachmenschen, von Männern, deren Wort Resonanz hat. Ein Blatt der Auslese der Wissenden für die Auslese der Verstehenden, keiner Partei, keiner Clique dienstbar, jeder Anregung zugänglich ... Eine schöne Idee; aber in Scherls Hause war sie nicht durchzuführen. Sein offizieller und ängstlich nach Herrendienstglorie lugender Ehrgeiz stand dem im Wege. Erzberger, Bachem, von Zedlitz-Neukirch, ab und zu ein verschämtes freisinniges Lichtlein, dazu allerhand beamtete und betitelte Leute von unbestrittener Tüchtigkeit sind die ‚hervorragendsten Geister' Deutschlands, die Aufklärung und Weisung geben. Auch diese Männer können befruchten und belehren, es wäre undankbar, die von ihnen gegebenen Anregungen gering zu schätzen; und im Feuilleton, das Alfred Kerr durch seinen Witz und Geist ab und zu belebt, berührt nicht allzu selten (wie wäre es anders möglich) ein starker menschlicher Ton. Aber das Ganze ist ein gefälliges Nebeneinander von Wertvollem und verdrießlicher und anmaßender

Impotenz: das Eigenurteil der Redaktion kapituliert scheu vor jedem dummen Titel und jeder ersessenen Würde. Ich möchte den sehen, dem es gelänge, aus diesen roten Bergen von Meinungen und Widersprüchen, von denen nur der kleinere Teil das Recht auf Existenz in so preziöser Form besitzt, eine lebensvolle Synthese zu eigenem Gebrauch herzustellen, abgesehen davon, daß wegen der verschleierten offiziellen Tendenz die möglichen zukunfthaltigen Standpunkte gar nicht zu Worte kommen. Daher verstummten die starken Einseitigen, die eigenwilligen Köpfe und Charaktere, die Arena blieb für die andern frei, von denen man weiß, was sie sagen werden, ehe sie den Mund auftun. Schade um die schöne Idee.

S. Saenger

Die semitische Rasse

Die Zeit, in der die Bibel die Quelle aller Wahrheit und aller Wissenschaft war, ist längst vergangen, und nur in der Sprache finden sich noch einige Spuren von ihr. So sprechen wir vom Aufgehen der Sonne und beweisen damit, daß man früher die Worte Josuas „Sonne stehe still" buchstäblich nahm, oder wenn wir vom Diluvium sprechen, verraten wir, daß früher die Sintflut für ein hochwichtiges Ereignis galt. Auf einem Gebiet steht aber die Wissenschaft noch heute unter dem Einfluß der Bibel, nämlich in der naturwissenschaftlichen Einteilung des Menschengeschlechts. Wir sprechen von einer semitischen Rasse, und für die Wissenschaft ist dieser Ausdruck keineswegs ein verbales Petrefakt aus der Vergangenheit wie das Diluvium, sondern hier denkt sie noch heute an die Bibel, an Noahs Sohn Sem und seine Nachkommen. Zwar hat sie sich insofern von ihr emanzipiert, als sie die leibliche Herkunft ganzer Völkerschaften von einem einzigen Menschen aufgegeben hat, aber insofern erkennt sie doch ihre Autorität an, als sie den drei Völkergruppen, die unter den Namen Sem, Ham und Japhet zusammengefaßt werden, Gemeinsamkeit der Sprache zuspricht. Im Verfolg dieser Klassifizierung hat sie den unverzeihlichen Fehler begangen, diese angebliche Zusammengehörigkeit der Sprache zu leiblicher Verwandtschaft umzugestalten, indem sie das monströse Gebilde der semitischen Rasse schuf. Dieser Begriff verdankt seinen Ursprung der Verquickung zweier verschiedener Sinneseindrücke, beruht also auf dem schlimmsten Fehler, den die Wissenschaft begehen kann. Denn die Sprache wird mit dem Ohre gehört, der Körper, der Träger der Rassemerkmale, mit dem Auge gesehen, und daher ist es ebenso widersinnig, von einer semitischen Rasse zu sprechen, wie von blauem Gesang oder einem wohlriechenden Gedicht. —

So beklagenswert diese Verirrung der Wissenschaft auch ist, so hat sie doch recht getan, der Einteilung der Bibel nach den Söhnen Noahs ihr besonderes Interesse zuzuwenden. Denn obwohl die antiken Schriften eine ganze Reihe von Völkertafeln enthalten, so gibt es doch keine, die mit ähnlicher Genauigkeit durchgearbeitet ist wie die der Bibel. Kiepert hatte gewiß recht, wenn er sagte, daß die Verfasser der Völkertafel in der Genesis Karten benutzt haben müssen, aber man darf ihrem Elaborat natürlich nicht einen Inhalt geben, der dem Geiste jener fernen Zeit völlig fremd war. Unsere besten Ethnographen und Philologen haben daher auch immer bestritten, daß man die Söhne Noahs zur naturwissenschaftlichen Einteilung des Menschengeschlechts benutzen dürfe; Ratzel beispielsweise nannte solche Theorien nicht nur wertlos, sondern sogar verwerflich, Bastian erklärte sie für Wolken und Nebelgebilde unserer Denkoperationen, und Hartmann bewarf sie mit Hohn und Spott. Anderseits wies die philologische Zusammenfassung sehr bedenkliche Risse auf. Beispielsweise werden die Kanaanäer von der Bibel zu den Hamiten gestellt, während die Philo-

logen behaupten, sie hätten eine semitische Sprache gesprochen, und die Lyder sollen eine arische Sprache gesprochen haben, während sie die Völkertafel als Lud zu den Söhnen Sems zählt. Um so tadelnswerter war es, daß man das philologisch-anthropologische Rasseschema beibehielt und daß ihm bis auf den heutigen Tag noch von manchen Ethnographen und Philologen wissenschaftliche Bedeutung zuerkannt wird.

Der Bibel sind philologische und anthropologische Erwägungen gänzlich unbekannt, der Geist, der sie durchweht, ist der der Religion, und daher hat sie auch die Klassifikation in der Völkertafel nach religiösen Gesichtspunkten vorgenommen. Sie hat die Völker unter Sem beziehungsweise Ham und Japhet zusammengefaßt, weil sie gemeinsame Religionen hatten. Von den Japhetiten hätte das längst bekannt sein müssen, denn man weiß schon seit langem, daß Japhet mit dem Japetos der Griechen identisch ist. Wenn aber von einer der drei Völkergruppen die religiöse Einheit erwiesen ist, so versteht es sich von selbst, daß auch für die beiden anderen die Religion das Einteilungsprinzip gewesen sein muß, und die Frage kann nur noch lauten, mit welchen mythischen Gestalten Sem und Ham gleichzustellen sind. Mit Hilfe der Assyriologie ist die Frage für Sem sehr leicht zu beantworten, denn sie lehrt uns, daß die Assyrer einen Gott Samas hatten, und daß dieser in Beziehung zu Xisuthros, dem Noah der Chaldäer, stand. Bei den Ausgrabungen in Kujundschik hat der englische Assyriologe Smith Tontafeln gefunden, die die Flutsage erzählen. Es heißt dort: „Alles, was ich hatte, nahm ich zusammen; alles, was ich hatte an Silber, nahm ich zusammen, alles, was ich hatte an Gold, nahm ich zusammen, alles was ich hatte an lebendigem Samen, nahm ich zusammen; alles brachte ich hinauf auf das Schiff; alle meine Knechte und Mägde, das Vieh des Feldes, die Tiere des Feldes, die Söhne des Volkes allesamt brachte ich hinauf. Eine Flut richtete Samas an und sprach, sagend am Abend: „Ich will schwer regnen lassen vom Himmel, geh hinein in das Schiff und schließe zu deine Türe. Jene Flut brach herein, wovon er gesprochen hatte sagend am Abend: Ich will schwer regnen lassen vom Himmel. An dem Tage, da ich sein Fest feierte, dem Tage des Wachens, hatte ich Furcht. Ich ging hinein in das Schiff und schloß zu meine Türe." Aus diesem Bericht geht also hervor, daß Samas zum assyrischen Noah in nahen Beziehungen stand. Er ist allerdings nicht sein Sohn, wie es die Bibel verlangt, sondern sein Gott oder, wie die Bibel sagen würde, sein Vater, aber solche Verkehrungen der Genealogie sind der Bibel durchaus geläufig: beispielsweise erscheint Henoch in der einen Genealogie als Vater Jereds, in der anderen als sein Sohn.

Die Namen Sem und Samas sind ebenfalls dieselben. Den Orientalisten der alten Schule ist das zwar unfaßbar, denn sie behaupten, die semitischen Sprachwurzeln beständen aus drei Konsonanten (Radikalen) im Gegensatz zu den arischen, die zwei hätten. Wer diese Lehre erfunden hat — um eine Erfindung handelt es sich hierbei —, ist unbekannt, kann auch gleichgültig sein, denn sie ist ebenso unhaltbar wie die von der semitischen Rasse. Es gibt eine ganze Reihe semitischer Wörter, die auf eine zweikonsonantische Wurzel zurückgehen. Sem verhält sich zu Samas wie Kir zu Koresch. Der Perserkönig Kyros heißt im Hebräischen Koresch, und sein Name stammt vom Flusse Kur, der in der Bibel Kir heißt. Wenn demnach Kir und Koresch dieselben Wörter sind, dann auch Sem und Samas (hebr. Schemesch). Demnach sind alle Theorien, die von einer semitischen Rasse sprechen, gegenstandslos, sie sind, wie Bastian richtig sagte, Wolken- und Nebelgebilde unsrer Denkoperationen.

Der Vollständigkeit wegen füge ich noch hinzu, daß mit Ham (hebr. Cham) die phallische Gottheit Chem gemeint ist, die

namentlich in Oberägypten verehrt wurde. Nach ihr hieß Ägypten auch Chemia, und hiervon hat die schwarze Kunst — die Kunst der Schwarzen — ihren Namen erhalten. So sehr hängt unsere Kultur mit dem grauen Altertum zusammen.

Ferdinand Goldstein

Griechische Originale

Die griechische Kunstgeschichte arbeitet mit dreifachem Material. Erstens mit der literarischen Überlieferung, genannt „Schriftquellen". Zweitens mit dem großen Apparat von Kopien berühmter Kunstwerke, die meist der römischen Zeit entstammen. Drittens mit den Originalen griechischer Kunst, die nur spärlich und unregelmäßig erhalten sind. Wir haben verhältnismäßig mehr Originale aus dem sechsten, als aus dem fünften attischen Jahrhundert. Die älteren wurden als Schutt benutzt, als das perikleische Athen erbaut wurde. So haben sie sich recht gut erhalten. Die Kunst des fünften Jahrhunderts blieb meist offen stehen und ist daher durch die Brutalitäten späterer Jahrhunderte zugrunde gerichtet worden. So erhält das Schicksal die griechischen Originale schichtweise, als Spiegel von Zerstörungsmethoden. Jetzt ist ein griechisches Original eine Kostbarkeit. Ein Grieche hat es gemeißelt, gegossen: welch abnormes Gefühl.

Als die ersten Antiken gefunden wurden, waren sie noch Gegenstand des Sammelns, das heißt man freute sich ihrer Originalität. Es waren meist römische Sachen. Als aber die ersten griechischen Werke sich fanden, hatte die Kunstgeschichte schon die Antike verschlungen, und die Philologie noch das, was etwa übrig war. Jetzt waren diese Dinge nicht so sehr Originalwunder, als Motive, daraus kunstgeschichtliche und sagengeschichtliche Schlüsse zu ziehen. So warf man alles in einen gelehrten Topf.

Heut ist es wieder Noblesse, das Original zu verehren. Und zwar so erbarmungslos, daß man Ergänzungen verabscheut. Die Ägineten wurden noch von Thorwaldsen ergänzt, das war ein Rest der Renaissance — heut scheint es uns eine Roheit. Die Parthenongiebel wurden von Canova nicht ergänzt. Dies datiert man als Anfang der modernen Epoche. Man nehme es, wie man will. Jede Zeit hat ihre kunstgeschichtliche Regie. Daß man heut das Original hochhält und schützt, ist sicherlich eine große Kultursauberkeit.

Das erstemal, daß griechische Originale, und zwar die wichtigsten erhaltenen, unter Ausschluß aller Kopiensurrogate, nur als solche in Bildern gesammelt und erläutert worden, ist in dem so betitelten Werke von Emil Waldmann geschehen, das bei Seemann erschien. 207 Tafeln genügen für die Hauptsachen. Der Text ist mit freiem Kopfe geschrieben, ein Durchfühlen durch die wirkliche griechische Kunst, möglichst gelöst von Schule und getränkt mit dem Safte des Heutigen. Die Archäologie wacht auf. In Köpfen von Furtwängler, Sybel, Gräf und noch sehr wenigen blitzte es. Jetzt mußte es ein Gewitter werden. Griechische Grabstelen, die Mädchenfiguren der Akropolis, die Köpfe des Olympiagiebels, der Aphroditethron, der Dornauszieher, der Idolino, das Münchener polykletische nackte Mädchen (ein Bewegungskunstwerk von unerreichtem Reize, Bronze, 25 cm hoch, geschwungener Körper, seitlicher Kopf, abgebrochene Arme), die Nikebalustrade, die Skopasköpfe aus Tegea, der Ny-Karlsberger Iphigenientorso, der Gallier von Gizeh, der Negerknabe im Pariser Medaillenkabinett — hier ist Natur, zwischen jener ersten und unserer dritten die zweite, wo noch alle Unbewußtheiten wohnen und doch die Bewußtheiten ihre Macht probieren, das klare Dämmerland, das größer und reicher, als alle Kunstgeschichte und Sagenkunde, immer wunderbarer vor uns liegt, mit der Seele gesucht, um nie gefunden zu werden.

Oskar Bie

Der Zusammenbruch

Im Jahre der Jahrhundertfeier, während die ganze Nation sich eifrig um Beziehungen zwischen uns und den Freiheitskämpfern mühte, hat Ricarda Huch ihre Darstellung des Dreißigjährigen Krieges* vollendet. Und man ist von neuem überrascht, wie nah die Menschen jenes Jahrhunderts unserer Stimmung stehen; fast nur die Tracht unterscheidet sie von den Modernen.

Man pflegt die Zeit des großen Krieges für robust und primitiv zu halten, ihre Helden für draufgängerisch und fleischlich. Ricarda Huch zeigt ihre nervöse Struktur und ihre Wurzellosigkeit. Auch jener Zeit war das Erbe der Väter zur Last geworden; man fürchtete zu ersticken unter den Schätzen, die von Generationen gesammelt waren, zu erschlaffen in der Wiederholung ihrer Tugenden und Taten; und man schüttelte sich, um nicht träge zu werden vom Tragen. Niemals vorher ist die Undankbarkeit gegen das Überlieferte so radikal gewesen, nie so bewußt die Gier, Vergangenes auszutilgen, zu verleugnen, zu profanieren. Die geistigen Menschen gingen darin voran. Auf einer tabula rasa wollte Bacon eine ganz neue Empirie beginnen. Man war es satt, das Altertum zu bewundern und bestritt seine Verdienste; man war es müde, die Schönheiten des Mittelalters weiter zu schleppen. Und in einem deutschen Städtchen kam dem nachdenklich starren Blick des Cartesius der Gedanke der Zeit: Wenn die krummen Straßen und unregelmäßigen Häuser, so schön sie im einzelnen sind, planmäßig gebaut wären statt durch die Jahrhunderte gewachsen zu sein, so wären sie erfreulicher der Vernunft und angenehmer zu benutzen. Er selbst lehnte ab, zur Vernichtung aufzufordern, machte nur für sich das Experiment, seine geistige Vergangenheit zu zerstören und noch einmal zu beginnen, primitiv, wie am siebenten Schöpfungstag: ich denke, also bin ich. Die ungeistige Menge aber machte in der gleichen Pietätlosigkeit Ernst mit dem Zerstören der Dinge. Das Bestehende war von ihrem Geiste nicht mehr zu bewältigen, die sozialen Systeme waren zu starr, die Last war zu groß geworden.

Und die Tragfähigkeit hatte abgenommen. Es mangelte diesen Zeitgenossen Hamlets an den Säften der Natur. Die Gespenster der Väter waren lebendiger als die Leiber der Söhne. Das wird in Ricarda Huchs Darstellung so deutlich, daß die Geschehnisse aus einer übernächtigen Wachheit zu fließen scheinen. Man ist überrascht, wie viele von der großen Melancholie beschattet waren. Alle diese furchtbaren Kriegsherren sind voll Sehnsucht nach dem Frieden eines reifenden Ackerfeldes, bekämpfen ihre difficulté de vivre und scheinen immer dicht am Erlöschen. Ohne Gleichgewicht sind Tillys Keuschheit und selbstquälerische Strenge und die wunde Tatkraft Bernhard von Weimars. Einer riesigen Muskulatur, von kranken Nerven in Bewegung gesetzt, gleichen die Heere. Vom Krankenbett leitet Herzog Bernhard die Belagerung Breisachs. „Während sein Körper jämmerlich hingestreckt mit dem Tode rang, stand sein Wille wie ein Adler über dem furchtbaren Bollwerk, das er sich unterwerfen wollte." Fast unbeweglich in seiner Sänfte leitet Torstensson seine rapiden Feldzüge. Der schwedische Reichsstallmeister ist von zu schwächlicher Konstitution, um sein Fahnenrecht auszuüben, kann sich aber nicht entschließen, es zu vergeben. Alle machen sich künstlich oder vernünftig einen Willen, den ihnen die Natur versagt hat; in dieser vielfältigen, flüssigen Zeit, wo es galt, den Dingen täglich eine nackte Fläche im Gehirn zu bieten (was allein Gustav Adolf gegeben war), rettet sich der Kaiser aus der Willenlosigkeit durch Anklammern an ein absurdes Jugendgelübde. Madonnenver-

---

* Der große Krieg in Deutschland. 3. Band: Der Zusammenbruch. (Insel-Verlag.)

ehrung gedeiht unter den katholischen Generalen, es wimmelt von Platonikern, Mönchen und Selbstheiligen; und die dazu gehörige Misogynie äußert sich im großen als Hexenverfolgung. Der Gott dieses gereizten Jahrhunderts war nicht Eros, nicht einmal Mars, sondern das graugeborene Kind Vernunft.

Niemals ist die Ursache des Krieges, das Mißverhältnis von Erblast und Nervenkraft, so deutlich geworden wie in Ricarda Huchs Darstellung. Hier erscheint der große Krieg nicht mehr als Unglücksfall und Ergebnis ungünstiger Konstellation, sondern als ein notwendiger Ausbruch, als Folge langer produzierender, sammelnder, erhaltender und nicht expansiver Zeiten, als ein Hilfsmittel der Zerstörung, um Platz zu schaffen für neues Leben, also als ein psychisches Ereignis, das sich immer wiederholen muß.

Von denen, die ihre Zeit heilen wollten, hatte sie am besten der erkannt, der am wenigsten verstanden wurde: Wallenstein, an dessen Darstellung Ricarda Huch ihre Meisterschaft beweist, augenscheinlich mit Vorliebe und mit Genugtuung. Auch er war ein echter Sohn seiner Zeit, Verächter des Alten, voraussetzungslos, leidend; ein Mann, dessen Leib auf einen Liebestrank nur mit schwerer Krankheit antwortete; wirkungsbedürftig, und doch mit dem Schauder vor der Realität, Astrolog, also dem Gesetz der Periodizität fühlbar unterworfen und auf Impulse zum Handeln wartend, mit der Empfindlichkeit des ausgehöhlten Willensmenschen; im Gleichgewicht erst, als er sein leeres Herz mit Macht gefüllt hat. Auch er begann damit, dem Dämon der Zerstörung zu dienen, den Reichtum der Vergangenheit zusammenzuschlagen, ihre Vielfältigkeit zu vereinfachen, den allzufett gewordenen Leib Deutschlands zu schröpfen. Er überholt seine Zeit, als er sich aus der Negation befreit, als seine leiblose Seele stark genug geworden ist, um sich Deutschland als Körper zu wählen. Ein deutsches Andante wollte er zustande bringen, das Reich durch ein römisch diszipliniertes Reichsexekutionsheer wirksam zentralisieren, die Jesuiten, die Störer des Religionsfriedens, des Landes verweisen, eine Reihe von Handelsstätten von Amsterdam bis Danzig als Sperrkette gegen den Norden ziehen und dann die ganze Macht gegen die Türken wenden und den Osten kolonisieren. Damit gedachte er Deutschland Luft zu machen. Sein Plan war richtig, denn die drei Jahrhunderte nach ihm haben sich bemüht, ihn auszuführen; nur war es für jetzt zu spät, die ganze Nation dahin fortzureißen; das wäre ein Jahrhundert früher möglich gewesen; Napoleon sagte gelegentlich, Karl V. habe die deutsche Geschichte versäumt und verdorben.

Wird man Ricarda Huchs Werk, das eine noch nie erlebte Verleiblichung eines fatalen Abschnittes der deutschen Geschichte ist, nach Gebühr schätzen und nützen? Gibt es nicht zu denken, daß das intimste und bestgelungene Werk dieser Jahre eine Darstellung der großen Kriegs- und Zerstörungsperiode ist? Über die Gegenwart kann niemals die Wahrheit gesagt, kaum gedacht werden; aber die Vergangenheit ist wehrlos gegen den Wahrheitssinn; an ihr kann man den Verstand schärfen für das, was nicht bewußtseinsfähig ist, für das, was niemand will, und was dennoch geschieht: für die Notwendigkeit der Zerstörung, die gewaltsam und sinnlos anbricht, wenn sie nicht mit beherrschter Hand geübt wird. Unter dieser Optik erscheint unsere Zeit beängstigend. Während die Pietätlosigkeit zunimmt, der Wille zur Unmittelbarkeit mit Erbitterung losbricht, wenn jemand vom Leben noch formalistisch zu reden wagt, türmt man Lasten auf Lasten und begreift nicht, daß es Zeit ist, zu vereinfachen, zusammenzustreichen, abzurechnen und so dem Dämon der Zerstörung, der auf der Lauer liegt, die Anlässe zum Sprung zu nehmen.

Lucia Dora Frost

Sonnenthals Briefe

Adolf Sonnenthal, der Schauspieler, hätte der Nachwelt Lorbeerkränze und Ordenskreuze bündelweise überliefern können. Trotz dieser Versuchung hat er sich nicht in Memoiren gespiegelt. Eitelkeit trieb ihn nicht an und auch nicht jener Drang, als Anwalt in eigener Sache zu sprechen. Er wußte wohl, daß sein Leben keines Verteidigers bedürfe. Die Theatergeschichte kennt Darsteller, deren Kunst greller blendet. Aber gab es je vor ihm einen verwöhnten Günstling des Publikums, den seine Direktoren, sieben nacheinander, ehrlich geliebt haben?

Nur ein ungewöhnlich vornehmer Mensch konnte im Bewußtsein dieser Zuneigung in die Grube fahren. Ein Menschentum, von dem wir nicht viel wüßten, hätte Hamlet „in dieser herben Welt" nicht einen Horatio hinterlassen, „um sein Geschick zu melden". Horatio heißt diesmal Hermine, Sonnenthals Tochter und die Herausgeberin seines Briefwechsels.

Aus diesen beiden Bänden wird die Zukunft eine erlesene Schauspielkunst in ihren Wandlungen studieren. Sie wird ferner ein hübsches Märchen darin finden: den Aufstieg eines jüdischen Schneidergesellen zum Liebling eines Kaiserreichs. Uns, den Menschen der Gegenwart, ist Sonnenthals Kunst und Dasein noch vertraut. Wir suchen also die Persönlichkeit und sie verrät sich ungezwungen, mitten im Plaudern. Denn hier gibt es keine Sonnenthalschen Monologe, sondern lebendige Wechselrede zwischen dem Schauspieler und seinen Korrespondenten.

Kulissenluft weht. Die Herren Theaterdichter nahen auf den Knien und heben schmeichelnd ihre neueste Prachtrolle empor. Die Kollegen sagen treuherzig „o Freund", wenn sie nicht die Anrede „Großer Meister" vorziehen. Aber die klugen Köpfe unter ihnen wissen, mit wem sie es zu tun haben, sprechen in Kameradschaft wie Coquelin oder in Freundschaft wie die engeren Arbeitsgefährten. Es ist hübsch, zu sehen, wie die Leute vom alten Burgtheater an ihrer Bühne und deshalb, nur deshalb aneinander hängen. So schreibt Ludwig Gabillon als Glückwunsch zu Hamburger Triumphen: „Wer unserem alten Haus am Michaelerplatz neue Fahnen und Kränze bringt aus eroberten Provinzen, ist schon an und für sich mein Held."

Dieses Zusammenhalten hat wohl niemand stärker gefördert als Sonnenthal. Willkommener als die Anrede „Großer Meister" war ihm sicherlich die Überschrift auf einem Briefe der frühverklärten Josephine Wessely: „Mein lieber Musterkollege". Den seltenen Titel hat er sich — seine Briefe bezeugen es — redlich verdient und selbst seine prinzipielle Abneigung gegen das Alternieren schafft klare Verhältnisse: Rolle abgeben — ja, alternieren — nein!

Wiener Luft weht. Deshalb muß dieser Schauspieler seine ausführlichsten Briefe an einen Kritiker schreiben. Nicht um sein Wohlbefinden zu melden, sondern um Ludwig Speidels Bequemlichkeit Material für Feuilletons zu liefern. Dafür kann auch wieder nur in Wien die Anteilnahme aristokratischer Damen am Geschick des Theaters gedeihen. Gleich zwei Fürstinnen schütten Sonnenthal ihr Herz über seine Leistungen aus, rühmend und spornend. Manchmal auch schmollend, wenn er etwa den „ekeligen Fuhrmann Henschel" in Hauptmanns „schändlichem Stück" spielen will. Indem Sonnenthal diesmal seinen Dichter verteidigt, scheint er aus der Rolle zu fallen. Denn er hat vorher beschworen, daß Ibsenrollen ihn aus dem Engagement treiben würden, und als väterlicher Freund hält er dem jungen Schnitzler eine Standrede, er möge sich aus dem „Leichengift" seines Anatol „kräftig herausreißen, wie es Fulda getan". Das Lächeln über solche Worte steht dem Leser frei. Es verlöscht nicht den Respekt vor einer vorbildlichen Menschlichkeit.

Monty Jacobs

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die Agrarpolitik der ideellen deutschen Linken

von Arthur Schulz

I

Diese Zeitschrift, die mich zu einem grundsätzlich gehaltenen Aufsatz über den ganzen Komplex der aktuellen agrarpolitischen Fragen angeregt hat, erstrebt (soviel ich sehen kann) nach ihrer gesamten politischen Haltung seit vielen Jahren ein über die unlebendige Programmpolitik hinausführendes, frisch zugreifendes Zusammenarbeiten zwischen dem wirklich zukunfthaltigen Liberalismus und dem wirklich konstruktiven Sozialismus. Ein solches Hand in Hand arbeiten, das ja in vielen verfassungs- und kulturpolitischen Fragen leicht möglich und sehr wünschenswert ist, begegnet nun aber auf dem gerade für die Sozialdemokratie so überaus wichtigen Gebiete der Weiterbildung unserer Wirtschaftsverfassung, der Ordnung unserer Produktion und der Verteilung des Ertrags des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses einer sehr ernsten Schwierigkeit: der Liberalismus will die individualistischen Grundlagen unserer heutigen Wirtschaftsordnung, das Privateigentum an den Produktionsmitteln und die Leitung der Produktion durch selbstverantwortliche Unternehmer, im Prinzip aufrechterhalten, während die Sozialdemokratie im Prinzip unsere individualistische Wirtschaftsverfassung in eine gemeinwirtschaftliche umwandeln oder richtiger die ihrer Meinung nach eigengesetzlich vor sich gehende Fortentwicklung des Kapitalismus zum Sozialismus bewußt fördern will. Auf dem großen Gebiete von Industrie, Handel und Verkehr wird sich diese prinzipielle Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Richtungen auch nicht so leicht ausgleichen lassen. Weit eher ist das in der Sphäre der landwirtschaftlichen Produktion möglich. Hier haben nämlich mehrere Sozialdemokraten (nach der historischen Reihenfolge ihrer Wirksamkeit nenne ich hier nur von Vollmar, Dr. Eduard David, Max Schippel und mich selbst) eine Lehre, ein Programm und eine Praxis von solcher Art ausgearbeitet, propagiert und betätigt, daß fortschrittliche Liberale dagegen einen grundsätzlichen Widerspruch schwerlich erheben können. Wir glauben nämlich nachgewiesen zu haben, daß der bäuerliche Betrieb und das bäuerliche Eigentum im Gegensatz zur agrarmarxistischen Doktrin in

fast allen Ländern erstarken und sich ausbreiten, daß wir Sozialdemokraten diese Vermehrung der klein- und mittelbäuerlichen Wirtschaften auf dem Wege der inneren Kolonisation sogar noch künstlich fördern müssen, und daß wir den bäuerlichen Betrieb und das bäuerliche Eigentum in unsere künftige überwiegend gemeinwirtschaftliche Gesellschaftsordnung ungeschwächt, ja verstärkt hinüber zu nehmen haben werden. Diese unsere Lehre und dieses unser Programm haben sich in den letzten Jahren immer mehr die besten Köpfe des sozialdemokratischen Reformismus in Deutschland und im Ausland erobert. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß unsere Agrartheorie und -politik — der sozialdemokratische Agrarreformismus, wie ich ihn nenne — dem auf eine Kooperation von Liberalismus und Sozialismus eingestellten Programm der „Neuen Rundschau" sehr weit entgegenkommt, daß sie sich in ihre ureigensten Bestrebungen als zugehöriger Bestandteil organisch einfügt. Es ist deshalb kein Zufall oder bloße Laune, es geschieht vielmehr durchaus am rechten Platze, wenn ich es hier unternehme, vom Standpunkte meines Agrarreformismus ein landwirtschaftspolitisches Arbeitsprogramm für die ideelle große deutsche Linke zu entwerfen.

Besteht also zwischen der Stelle, an der ich meine agrarpolitischen Gedankengänge zu entwickeln die Ehre habe, und dem Gegenstande meines Aufsatzes nicht bloß eine zufällige Beziehung, sondern fast der innere Zusammenhang gedanklicher Notwendigkeit, so nicht minder zwischen meinem Thema und dem Zeitpunkte, an dem ich es erörtere. Denn sowohl die wirtschaftliche als auch die politisch-parlamentarische Konstellation der Gegenwart begünstigt ganz außerordentlich die Erörterung und Formulierung eines Agrarprogramms, das die beiden Parteien des Liberalismus und die Sozialdemokratie als Leitfaden durch die agrarpolitische Praxis der nächsten Jahre und Jahrzehnte sich zu eigen machen könnten und sollten.

Noch vor zwei Jahren, als wir unter einer sehr fühlbaren Fleischteuerung, der Folge des Dürre- und Seuchenjahres 1911, litten, wäre es viel schwieriger gewesen, diese drei Parteien der Linken auf agrarpolitischem Gebiet zu einem getrennt marschierenden aber vereint schlagenden Heerhaufen zu einen; denn damals sahen der kleinere Teil der Liberalen, besonders der großstädtischen, und der größere Teil der Sozialdemokraten das Heil der deutschen Volksernährung allein in einer Forcierung der Einfuhr argentinischen und australischen Frostfleisches, während die Nationalliberalen (ein unentbehrlicher Bestandteil der großen deutschen Linken, zum mindesten mit ihrer um den „Deutschen Bauernbund" sich gruppierenden ländlichen Wählerschaft) fast ausnahmslos, die größere Hälfte der fortschrittlichen Volkspartei und eine starke Gruppe sozialdemokratischer Reformisten davon überzeugt waren, daß die deutsche Landwirtschaft in normalen Jahren und bei beschleunigtem Fortgang der inneren Siedlung die Eigenversorgung des deutschen Volks mit

Fleisch zu leisten vermag, und daß es deshalb nicht nötig, ja schädlich und verderblich sei, durch unbeschränkte Zulassung des überseeischen Gefrierfleisches die hauptsächlichste Existenzbedingung der deutschen bäuerlichen Landwirtschaft zu untergraben. Diese damals leidenschaftlich erörterten Meinungsverschiedenheiten innerhalb der deutschen Linken hätten ein Zusammengehen in agrarpolitischen Fragen sehr erschwert, vielleicht verhindert. Heute sind zwar nicht so sehr die Fleischpreise, aber um so mehr die Viehpreise gefallen, die Schweinepreise sogar in solchem Maße, daß die Haltung und Mästung von Schweinen zurzeit vielen Landwirten und Landarbeitern unrentabel erscheint und wieder aufgegeben wird. Nach solchen Erfahrungen kann gegenwärtig die Frage der Vieh- und Fleischzölle, die wirtschaftspolitische Grundfrage einer auf Erhaltung und Vermehrung der Bauernschaft und der ansässigen deutschen Landarbeiterschaft gerichteten Agrarpraxis, ruhig und sachlich erörtert werden. Und ihre Beibehaltung in heutiger Höhe bei (entsprechende handelspolitische Kompensationen unserer Vertragsstaaten vorausgesetzt) Ermäßigung der Futtermittelzölle, speziell des Maiszolls — ein wesentlicher Programmpunkt echt fortschrittlicher Agrarpolitik — kann in dem gemäßigt schutzzöllnerischen Sinne des sozialdemokratischen Agrarreformismus heute sogar energisch bejaht werden, ohne dadurch in den noch freihändlerisch gesinnten Bestandteilen der großen deutschen Linken entrüstete Protestkundgebungen zu entfesseln.

Noch mehr als die sich heute in normaler Weise wieder recht günstig gestaltende Bilanz der deutschen Volksernährung und speziell der Fleischversorgung begünstigt die politisch-parlamentarische Situation das Unternehmen, das ich hier vorhabe. Die beiden grundlegend wichtigen Agrargesetze, die der Landwirtschaftsminister von Schorlemer namens der Staatsregierung dem preußischen Landtag vorgelegt hat, der Fideikommiß-Gesetzentwurf und der Grundteilungs-Gesetzentwurf, und die von der nationalliberalen und der fortschrittlichen Fraktion zum letzteren gestellten hoch bedeutsamen Anträge, dreihundert Millionen Mark zur Förderung der Binnenkolonisation auszuwerfen, fordern gegenwärtig geradezu dazu auf, die Grundlinien einer sach- und zeitgemäßen Agrarpolitik der deutschen und speziell der preußischen Linksparteien zu ziehen. Dazu ist um so mehr Anreiz gegeben, als die beiden preußischen Gesetzentwürfe, obwohl im gleichen Ministerium geschaffen, zwei Geschwister von sehr ungleicher Art sind, denen man den gemeinsamen Vater nicht ansieht. Das Grundteilungsgesetz, das die Bauern- und Landarbeiteransiedlung durch ein so drastisch-durchgreifendes Mittel, wie es das staatliche Vorkaufsrecht für alle Grundstücke über zehn Hektar ist, in Schwung bringen will, ist ein unverkennbares Anzeichen für das unaufhaltsame Vordringen des großen Gedankens der inneren Kolonisation, die sich gegen den Widerstand sowohl der anders interessierten Groß-

grundbesitzerklasse als auch des anders denkenden agrarmarxistisch voreingenommenen Teils der Sozialdemokratie siegreich durchsetzt. Dagegen lehrt das Fideikommißgesetz, daß die Mächte des Beharrens und des Rückschritts eifrig am Werk sind, die im östlichen Preußen bestehende, dem Großgrundbesitz so günstige Bodenverteilung für alle Zeiten zu konservieren, ja ihm obendrein die Befugnis zu erhalten und dauernd zu sichern, noch weitere Bodenflächen (bis zu zehn Prozent der Kreisfläche), selbst durch Bauernlegerei, fideikommissarisch zu binden und sie dadurch der bäuerlichen Siedlung für lange Jahrzehnte, vielleicht für immer zu entziehen. Angesichts dieser dem ostelbischen Großgrundbesitz gefälligen Bestrebungen des rheinischen Grandseigneurs, der jetzt preußischer Landwirtschaftsminister ist, das heimatliche Prinzip der Etternacher Springprozession in die Agrargesetzgebung einzuführen und uns im Grundteilungsgesetz einen Schritt vorwärts, im Fideikommißgesetz dagegen zwei Schritte rückwärts machen zu lassen, muß der politische Wille der Parteien der deutschen Linken und der hinter ihnen stehenden Bauern, Bürger und Arbeiter geeint und gestärkt und zu entschlossenem Widerstande angefeuert werden. Und zwar, da Gefahr im Verzuge, recht bald, möglichst noch vor der Ende Mai bevorstehenden ersten Lesung des Fideikommiß-Gesetzentwurfs.

Bei Prüfung deutscher Gesetzesvorschläge pflegt man nach guter alter Sitte über die Grenzpfähle unseres Vaterlandes hinauszublicken und Vergleiche mit ausländischen Zuständen und Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung zu ziehen. Man sieht sich dann gewöhnlich zuerst in England um, und zwar besonders in Fragen der Kolonial- und Sozialpolitik gewiß mit Fug und Recht. In der Agrarpolitik aber haben wir Deutsche von England (ausgenommen Irland) wenig zu lernen, wenn ich auch das Enteignungsrecht respektive die Enteignungspflicht zu Ansiedlungszwecken, wie sie die allotments und small Holdings acts von 1907/1908 lokalen Selbstverwaltungsbehörden unter wirksamer Kontrolle des zentralen Landwirtschaftsamts eingeräumt beziehungsweise auferlegt haben, für beachtenswert und unter gewissen Modifikationen für nachahmungswürdig erachte. Mehr haben Preußen und das Reich schon von den drei skandinavischen Königreichen zu lernen, am meisten aber sonderbarerweise, nicht gerade zum Ruhm der preußischen Staatslenker, von Rußland. Wir werden daher gut daran tun, uns zunächst ein wenig das 1906 begonnene große russische Agrarreformwerk anzusehen, bevor wir dazu übergehen, die Agrarpolitik Preußens und im besonderen den neuen Fideikommiß-Gesetzentwurf kritisch zu würdigen.

Oberflächliche Beobachter, so ein früherer Regierungsrat, der durch schreckhafte Mitteilungen die öffentliche Beachtung erzwingen will, haben noch vor wenigen Jahren von dem bevorstehenden ökonomischen und finanziellen Zusammenbruch des russischen Reichs gefabelt. Das waren sehr vorschnelle Urteile, die sich nicht bewahrheitet haben. Im Gegenteil, in den letzten Jahren hat Rußland einen ganz erstaunlichen ökonomischen Aufschwung genommen. Mögen dazu auch die steigenden Weltmarktspreise für wichtige Agrarprodukte, die natürlich die produktive Tätigkeit eines zu mehr als Vierfünftel Landwirtschaft treibenden Volkes überaus befruchten müssen, viel beigetragen haben, so sind daran in wohl noch höherem Maße die umfassenden Agrarreformen ursächlich beteiligt, die seit 1906 von Stolypin und seinen Mitarbeitern inauguriert worden sind. Wie so oft hat sich auch in diesem Fall ein verlorener Krieg als ein Segen für die Besiegten erwiesen, weil er alle guten gesunden Kräfte wachgerüttelt und genötigt hat, die Grundlagen der nationalen Existenz, das auf dem platten Lande ruhende Grundmauerwerk des Staats, nachzuprüfen und seine Hauptschäden auszubessern. Wie vor hundert Jahren in Preußen auf Jena und Auerstädt die leider so unvollkommen ausgefallenen Stein-Hardenbergschen Agrarreformen folgten, wie dann fünfzig Jahre später Rußland nach seiner Niederlage im Krimkrieg 1861 die Bauernbefreiung durchführte, so gaben unserem großen Nachbarreich nach einem weiteren halben Jahrhundert in unseren Tagen die verlorenen Schlachten in Ostasien, die in den Bauernunruhen der Jahre 1906/1907 kräftigen Widerhall finden, den Antrieb und den moralischen Mut, an eine Neuordnung der damals fast hoffnungslos im Argen gelegenen Bodenbesitzverhältnisse seiner Bauernschaft zu gehen.

Im Verhältnis zum Boden, den sie bestellte, litt die mehr als achtzig Millionen starke bäuerliche Bevölkerung im eigentlichen Rußland an drei schweren Übeln: am Gemeindeeigentum, am Streubesitz und am Landmangel. Weil der Acker und die Wiese, die der russische Bauer bestellte, im Regelfall nicht ihm sondern dem Mirverbande gehörte, hütete er sich, darauf so viel Kapital und Arbeit zu verwenden, als nötig und, hätte er individuellen Besitz daran gehabt, auch nützlich gewesen wäre; denn von all seinen Meliorationen, von der durch Mühe und Kosten erzwungenen Intensitätssteigerung hätte bei der nächsten Verteilung des Nadjel-Landes ja ein anderer den Vorteil gehabt. Nicht weniger kulturhemmend war der Umstand, daß die von den einzelnen Bauernfamilien genutzten Parzellen des Gemeindelandes in bunter Gemengelage über die Dorfflur verstreut lagen, oft so weit von den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden entfernt, daß schon aus diesem Grunde an eine ordnungsmäßige Düngung und Bewirtschaftung nicht zu denken war und durch Hin- und Hergehen viel Zeit vergeudet wurde. Not-

wendige Folgen waren eine ganz von der Tradition beherrschte primitive Dreifelderwirtschaft und ein strenger Flurzwang, der die Strebsamen von der Majorität der Mittelmäßigen und Gleichgültigen abhängig machte. Der ganze Umfang des Reformwerks, das unter diesen Umständen vorzunehmen war, wurde den Beteiligten erst allmählich klar. Anfangs kam es den Reformatoren um Stolypin nur darauf an, den Mirverband zur Auflösung zu bringen und den einzelnen Bauern individuelles Eigentum an ihrem Grund und Boden zu verschaffen. Fast ausschließlich diesem Zwecke diente der berühmte Ukas vom 9./22. November 1906. Aber bald gelang es einem damals im Dienste der Bauernbank wirkenden Dänen, dem agrarpolitischen Schriftsteller A. A. Koefoed, der jetzt als Revisor der Agrarorganisation den Fortgang des großen Werks mit überwacht, die Aufmerksamkeit der Regierenden auf die ungemeine Schädlichkeit der Gemengelage zu lenken und den Gedanken der Verkopplung und der Einzelhofsiedlung („Chutor" oder doch wenigstens „Otrub") die Bahn zu brechen. Seine agrarwissenschaftliche schriftstellerische Propaganda erreichte es, daß die Auseinandersetzung und Verkopplung der im Gemenge gelegenen bäuerlichen Ländereien schon in dem grundlegenden Landeinrichtungsgesetz vom 29. Mai/11. Juni 1911 als fundamentaler Zweck der ganzen Reform anerkannt und geregelt wurde. In welcher Weise nun im einzelnen die Auseinandersetzung der Bauern mit dem Mirverband und die Verkopplung der Streuparzellen unter Begünstigung der Einzelhofsiedlung, besonders des Chutor, erfolgt, braucht hier nicht näher dargelegt zu werden, da ein dem Mirverbande ähnliches Bodenbesitzverhältnis in Deutschland nicht vorkommt und da die Zusammenlegung des Streubesitzes in unseren Flurbereinigungsgesetzen eine so bewährte Ordnung gefunden hat, daß wir in dieser Beziehung des russischen Vorbildes nicht bedürfen. Es genügt daher, hier einige Zahlen über den bisherigen Umfang dieser beiden Teilreformen anzuführen.

Die Verkoppelung von ganzen bisher im Gemeindebesitz befindlichen Fluren mit gleichzeitigem Übergang der neuen abgeschlossenen Feldteile in das Sondereigentum der betreffenden Bauern erstreckte sich im Jahrfünft 1907 bis 1911 bereits auf dreiundeindrittel Millionen Desjatinen. Die teilweise Auseinandersetzung innerhalb eines Dorfes, das heißt das Ausscheiden einzelner Bauern aus dem Mirlande verbunden mit der Arrondierung des ihm nun als Privateigentum zufallenden Bodens, umfaßte im gleichen Zeitraum einundzweidrittel Millionen Desjatinen, während die Verkopplungsarbeiten in Gemeinden, deren Bodenanteile sich schon im Sonderbesitz der einzelnen Bauern, aber noch in Gemengelage, befanden, einundeindrittel Million Desjatinen ergriffen. Es sind daher in fünf Jahren, bis Ende 1911, bereits fast sieben Millionen Hektar Land, ein Areal so groß wie die landwirtschaftlich genutzte Fläche ganz Süddeutsch-

lands, von dieser tiefgreifenden Bodenbesitzreform erfaßt, das heißt, aus dem Gemeindebesitz in Privateigentum und aus der Gemengelage möglichst in Einzelhöfe übergeführt worden. Solcher Einzelhöfe gab es anfangs 1913 bereit 738980 mit 7,4 Millionen Desjatinen. Von dem Umfange der dabei geleisteten Arbeit gewinnt man eine Vorstellung, wenn man erfährt, daß schon 1911 fast elftausend Beamte als Landmesser und Mitglieder der lokalen und provinziellen Agrarkommissionen im Dienste des gewaltigen Reformwerks tätig waren.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als diese Umgestaltung der bäuerlichen Bodenbesitzverhältnisse und — worauf es uns hier ankommt — für Deutschland und besonders Preußen wahrhaft vorbildlich ist die eifrige Tätigkeit, die der russische Staat gleichzeitig zur Vermehrung des Bauernlandes entfaltet hat. Diese Wirksamkeit des Staats besteht teils in der Bodenvermittlungs- und Binnensiedlungstätigkeit der staatlichen Bauernbank, teils in dem Verkauf von Staatsländereien durch die Landeinrichtungskommissionen. Die Bauernbank erhielt 1906 bis 1910 1203000 Desjatinen Krongüter zur Aufteilung an Bauern zugewiesen, ein Areal von der Größe der landwirtschaftlich genutzten Fläche Württembergs und Braunschweigs. Außerdem hat sie im gleichen Zeitraum Privatgüter im Umfange von 3844707 Desjatinen gekauft, und zwar in besonders großem Maßstabe zur Zeit der Bauernaufstände, als sie im Jahre 1906 1,14 und 1907 sogar 1,52 Millionen Desjatinen von den geängstigten Großgrundbesitzern erwarb. Von dieser riesigen Bodenreserve, die sie 1911/1912 noch durch Ankauf von weiteren 343800 Desjatinen vermehrte, verkaufte sie bis Mitte 1913 an Bauern 3,24 Millionen Desjatinen, das sind Landstrecken, die die gesamte landwirtschaftlich genutzte Fläche der Königreiche Sachsen und Württemberg und der Großherzogtümer Baden und Hessen beträchtlich übertreffen. Außerdem verkauften die Landeinrichtungskommissionen von 1908 bis 1911 an 57293 landarme Bauernfamilien Staatsländereien im Umfange von 329005 Desjatinen, also eine Bodenfläche, die dem Umfange aller preußischen Staatsdomänen gleichkommt.

Durch die Vergrößerung des Bauernlandes in Verbindung mit der Auflösung des Mir und der Verkoppelung unter Begünstigung der Einzelhofsiedlung ist in Rußland in den letzten Jahren eine zahlreiche Schicht mittlerer und größerer Bauern nach westeuropäischer Art geschaffen worden, die in Zukunft das starke Rückgrat des russischen Staats und der russischen Volkswirtschaft bilden wird. Ist hierin das sozialpolitisch wichtige Ergebnis der Reform zu sehen, so ist ihr Erfolg in rein wirtschaftlicher Beziehung keineswegs geringer. Über die Art und die Größe dieses Erfolgs sind sich die politisch weniger voreingenommenen russischen Agrarschriftsteller und die Deutschen, die die Durchführung und die Wirkungen der Reform an Ort

und Stelle studiert haben, darunter die bekannten Agrarpolitiker Sering, Dade und Auhagen, im großen und ganzen einig. Noch deutlicher und zweifelsfreier sprechen von dem bedeutenden Aufschwung, den die russische Volkswirtschaft offenbar unter ihrem Einfluß, allerdings im Verein mit der gleichfalls anregenden Wirkung der höheren Produktenpreise, in den letzten Jahren unverkennbar genommen hat, die Zahlen der Statistik. Die Einfuhr landwirtschaftlicher Maschinen betrug beispielsweise im Durchschnitt der Jahre 1902/1906 nur 3,8, 1912 aber 9,3 Millionen Pud, sie ist also auf das zweieinhalbfache gestiegen. Landwirtschaftliche Düngemittel wurden 1902/1906 jährlich für 5,3, im Jahre 1912 aber für 25,8 Millionen Pud, also beinahe das fünffache Quantum eingeführt. Auch die Ernteerträge der letzten Jahre sind erheblich größer, als sie selbst in guten Jahren vor der Reform waren.

Unter diesen Umständen muß man dem Urteil eines im Gouvernement Charkow lebenden hervorragenden deutschen Landwirts, der dort eine der größten Besitzungen des Landes verwaltet, völlig beistimmen, wenn er zu Professor Auhagen, wie dieser berichtet, gesagt hat: „Noch fünfundzwanzig Jahre Frieden und fünfundzwanzig Semleustroistwo (Landeinrichtung), — dann ist Rußland ein anderes Land geworden." Man wird auch den Sektionschef im internationalen Landwirtschaftsinstitut in Rom Dr. Wieth-Knudsen, dessen kürzlich erschienenes ausführliches Werk in den gewaltigen Stoff der russischen Landreformen zurzeit am besten einführt, nicht der Übertreibung zeihen können, wenn er sein Urteil dahin zusammenfaßt, „daß wir es hier mit einer entscheidenden und tiefgehenden Wendung zum besseren der russischen Wirtschaftsgeschichte zu tun haben, und daß hiermit auch — kraft der Ausdehnung und noch mehr der Entwicklungsfähigkeit des russischen Kolosses — die ersten Anfänge zu einer allmählichen Verschiebung des Schwerpunkts des europäischen Wirtschaftssystems nach Osten gegeben sind."

3

Hat nun auch Preußen auf dem Gebiete der staatlich geleiteten oder geförderten inneren Kolonisation und Vermehrung des Bauernlandes Leistungen aufzuweisen, die den russischen an die Seite gestellt werden könnten?

Um einigermaßen zu genügen, müßten diese Leistungen Preußens schon im Verhältnis erheblich größer sein; denn seine zu hohem Prozentsatz von Großgrundbesitz eingenommenen östlichen Provinzen leiden unter der Landflucht mehr als irgendwelche russische Gouvernements, deren bäuerliche Gegenden bei der bisher geringen Intensität des dort üblichen Landwirtschaftsbetriebs sogar häufig als übervölkert gelten müssen und ihren Bauernüberschuß als Kolonisten nach Sibirien und Turkestan abzuschieben gezwungen sind. Und in die Lücken, die die deutschen landflüchtigen Abwanderer lassen,

drängen bei uns — eine Gefahr, der Rußland in Europa nicht ausgesetzt ist — Angehörige eines fremden, uns feindlichen Volkes, nämlich national erwachte Polen hinein. Vor allem aber: Die fluchtartige Abwanderung der landlosen Landarbeiter der ostelbischen Güter, ihr nun schon sechzig Jahre dauernder unorganisierter, aber höchst wirkungsvoller stummer Streik, macht uns von Rußland, das unserem Großgrundbesitz die Ersatzkräfte liefert, in immer zunehmendem Maße abhängig; gibt ihm in der Drohung, seinen mehr als 300000 Untertanen, die jetzt als Wanderarbeiter nach Deutschland gehen, einmal plötzlich die Grenze zu sperren, in allen macht- und handelspolitischen Kämpfen eine gefährliche Waffe gegen uns in die Hand, die zu gelegener Zeit, geschickt geführt, die deutsche Land- und Volkswirtschaft in eine schwere Krise stürzen würde. Auch gegen diese Gefahr ist das einzig wirksame Vorbeugungsmittel, wie allgemein anerkannt wird, beschleunigte Binnensiedlung.

Nach alledem sollte man meinen, daß wir auf diesem Gebiete Rußland Ebenbürtiges geleistet haben. Leider ist das Gegenteil der Fall. Es wäre zu beschämend, den oben für den Zeitraum seit 1806/1807 angeführten russischen Zahlen die entsprechenden preußischen für die gleichen Jahre gegenüberzustellen. Ich unterlasse daher diesen niederdrückenden Vergleich und beschränke mich darauf, hier die Zahl der Bauernhöfe und ländlichen Arbeiterstellen anzugeben, die von der Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen seit ihrem Bestehen (1886) und von den preußischen Generalkommissionen seit dem Inkrafttreten der Rentengutsgesetze (1891) geschaffen worden sind. Die Ansiedlungskommission hat von 1886 bis Ende 1913 in Posen und Westpreußen 19022 Renten- und 2235 Pachtstellen, zusammen 21257 Ansiedlerstellen mit einer Gesamtfläche von 303342 Hektar oder 53,5 Quadratmeilen gebildet und vergeben. Man könnte sich dieses Resultats, so wenig es an die russischen Zahlen heranreicht, immerhin freuen, wenn nicht mit dieser ganz überwiegend unter nationalpolitischen Gesichtspunkten vor sich gehenden und von einer Staatsbehörde durchgeführten Ansiedlung recht böse Mißstände, besonders eine maßlose Bodenpreissteigerung (von 1181 M. pro Hektar und dem 115fachen des Grundsteuerreinertrags in 1908 auf 1821 M. und dem 173fachen in 1913) verbunden wäre, und wenn nicht vor allem das Besiedlungsergebnis in starkem Rückgang begriffen wäre, wie es folgende Zahlen zeigen. Es wurden Ansiedlungsstellen vergeben:

Jahr	Zahl	Gesamtumfang in Hektar
1910	1598	20697
1911	1443	18066
1912	863	10479
1913	823	9548

Also in vier Jahren ein Sinken bis auf die Hälfte der Zahlen des Jahres

1910! Dieser bedauerliche Rückgang wird durch die Siedlungstätigkeit, die von den Generalkommissionen beaufsichtigt und geleitet wird, nicht ausgeglichen. Durch deren Vermittlung wurden in Preußen von 1891 bis Ende 1912 im ganzen 19403 Rentengüter mit einer dazu aufgeteilten Fläche von 219879 Hektar einschließlich Gemeindedotationen und Schulländereien begründet. Aber die Generalkommissionen sind in letzter Zeit entweder schon aufgehoben (Bromberg) oder sie sollen es demnächst werden, ohne daß bisher ein Ersatz für sie etwa, wie vielfach gefordert wird, in provinzialen Landeskulturbehörden in Aussicht steht. Ein erfreulicheres Kapitel ist nun allerdings die im Aufsteigen begriffene Siedlungstätigkeit der gemeinnützigen provinzialen Landgesellschaften, besonders der ostpreußischen zu Königsberg und der brandenburgischen „Eigenen Scholle" zu Frankfurt an der Oder; ferner die Tatsache, daß seit Jahresfrist ähnliche Gesellschaften in den Provinzen Sachsen, Schlesien, Schleswig-Holstein und Hannover begründet worden sind. Aber die pommersche Landgesellschaft hat erst 1,6%, die brandenburgische 0,4% und die ostpreußische 0,9% der Großgüter ihrer Provinz erworben. Insgesamt haben die drei gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften von den vorhandenen 7968 großen Gütern erst 161 zu Kolonisationszwecken gekauft. Und die Freude über die Begründung der neuen provinziellen Siedlungsunternehmungen wird dadurch stark getrübt, daß die schlesische und die schleswig-holsteinsche Landgesellschaft die Besitzbefestigung des Grundbesitzes (einschließlich des Großgrundbesitzes) durch Regelung seiner Belastung der Vermehrung der Bauernhöfe und der Gründung von Landarbeiterstellen statutengemäß voranstellen. Nach alledem kann sich preußische staatliche oder staatlich geförderte Ansiedlungstätigkeit mit der russischen nach Umfang und Tempo auch nicht entfernt messen. Und wenn nicht bald die drei Parteien der deutschen Linken sich auf landwirtschaftspolitischem Gebiete einigen und durch ihr Zusammengehen auf die staatliche Agrarpolitik Einfluß gewinnen, besteht auch wenig Aussicht, daß wir den russischen Vorsprung jemals einholen.

Auch von seinen umfangreichen Domänen macht der preußische Staat einen viel unzweckmäßigeren Gebrauch als unser östliches Nachbarreich; denn was sind im Vergleich zu den rund 350000 Hektar Staatsland, das der russische Fiskus allein in den Jahren 1908—1911 an landbedürftige Bauern verkauft hat, die 62 Domänenvorwerke in Größe von insgesamt 29716 Hektar, die 1902—1912 der preußische Staat für die Zwecke der inneren Kolonisation zur Verfügung gestellt hat? In Anbetracht dessen, daß der Staat durch die Aufteilung und Besiedlung einer Domäne, ganz abgesehen von ihrer volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Nützlichkeit, obendrein noch fast immer ein glänzendes Geschäft macht, weil die vierprozentige Verzinsung des Verkaufspreises die Pacht in der Regel um das

Doppelte übersteigt, ist das blutwenig. Überdies wird das Verdienst, das sich die preußische Domänenverwaltung durch diese, wenn auch geringe, Landhergabe immerhin erworben hat, sehr dadurch geschmälert, daß sie in den letzten Jahren insgesamt 22 Domänen mit 7883 Hektar geschlossen an Private verkauft hat, darunter vier während der Amtszeit des Ministers von Schorlemer und eine 716 Hektar große posensche Domäne sogar noch 1912, zur Begründung eines Fideikommisses für einen adligen Kammerherrn. Vor zehn bis zwölf Jahren wurde vom Fiskus die Domäne Burg Oschersleben an die bekannte Zuckerfirma Wrede verkauft. Sie wurde Kristallisationspunkt einer jetzt schon etwa 25000 Morgen umfassenden Latifundienbildung. Welche traurigen Folgen diese für die Stadt und den Kreis Oschersleben gehabt hat, schilderte bei der diesjährigen Beratung des Domänenetats der nationalliberale Abgeordnete Boisly. (Siehe auch den Sonderabdruck: „Domänenfiskus und innere Kolonisation" aus der Zeitschrift „Bodenreform" vom 5. April 1914.) Endlich kann im Hinblick auf das Vorbild des russischen Zaren, der am 12./25. August 1906 durch einen Federstrich der Bauernbank Apanagegüter im Umfange des Königreichs Württemberg zum Weiterverkauf an die Bauern zur Verfügung stellte, nicht unerwähnt bleiben, daß die Preußische Krone und viele andere regierende deutsche Fürstenhäuser zwar sehr zahlreiche große Güter besitzen, daß man aber von der Hergabe eines dieser Krongüter zu Siedlungszwecken recht selten etwas gehört hat.

Auf einem anderen Gebiet der landwirtschaftlichen Bodenfrage kann indessen Preußen auch Rußland gegenüber mit sehr hohen Zahlen prunken, nämlich im Fideikommißwesen, dem Gegenpol der inneren Siedlung. Nach der sehr lehrreichen und gründlichen statistischen Untersuchung des Regierungsrats Dr. Hoepker, die das preußische statistische Landesamt kürzlich veröffentlicht hat, betrug die Fideikommißfläche des preußischen Staats Ende 1812 2449225 Hektar oder sieben Prozent der Gesamtfläche des Staats. Seit 1907 hat sie um 132842 Hektar und seit 1895, dem Jahr der ersten Fideikommißstatistik, um 326585 Hektar zugenommen. Im Zeitraum 1895—1912 vermehrte sie sich jährlich um durchschnittlich 19211 Hektar, im Zeitraum 1907—1912 aber um jährlich 26568 Hektar. Dem starken Rückgang der staatlichen Ansiedlungstätigkeit in Posen und Westpreußen entspricht also eine nicht minder starke Zunahme der Bodenbindung, ein für die offizielle preußische Agrarpolitik der letzten Jahre sehr bezeichnender Umstand. Seit der Jahrhundertwende sind nicht weniger als 203 Fideikommisse mit insgesamt 317805 Hektar neubegründet worden, also jährlich 15,6 Fideikommisse mit 24447 Hektar. Schon gibt es drei ostelbische Regierungsbezirke, in denen rund 20 Prozent der Fläche in Großgütern fideikommissarisch gebunden sind: Oppeln mit 21,7 Prozent, Stralsund

mit 21,2 Prozent, Breslau mit 18,0 Prozent. Rechnet man noch die Staatsdomänen und die Güter der toten Hand hinzu und bedenkt man ferner, daß in manchen Gegenden mit ausgesprochen kapitalistischem Betrieb der Landwirtschaft, besonders in Schlesien, der Magdeburger Börde, der ostholsteinschen Grafenecke, auch der nicht gebundene Großgrundbesitz noch immer durch Bauernlegerei sich ausbreitet, so kann man ermessen, wie sehr der ländlichen Bevölkerung vielfach der Bodenerwerb und damit der soziale Aufstieg erschwert wird. Man begreift dann, weshalb sie zu Tausenden und Abertausenden die heimatliche Scholle verlassen hat und noch verläßt, und wie es gekommen ist, daß heute zahlreiche Großgrundbesitzkreise, wie Sering nachgewiesen hat, eine geringere Volkszahl aufweisen als zur Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs.

Gegenüber dieser bedauerlichen Richtung, den unsere Agrarentwicklung, wenigstens in manchen Provinzen und Ländern, neuerdings unter dem Einfluß einer dem Fideikommiß günstigen Gesetzgebung und Verwaltung eingeschlagen hat, ist die Haltung der deutschen Linken heute leider noch zwiespältig; denn der orthodox marxistische Flügel der Sozialdemokratie sieht in der Zunahme des Großgrundbesitzes, sogar der Fideikommisse eine Bestätigung der Marxschen Entwicklungsprognose, eine Erleichterung der erstrebten Vergesellschaftung des Bodens und eine Vorstufe der zukünftigen sozialistischen Organisation des Landwirtschaftsbetriebs, der zentralisierten Bewirtschaftung des in lauter große Güter eingeteilten Bodens durch Landarbeiter-Produktivgenossenschaften. Da aber dieser doktrinäre Utopismus mancher sozialdemokratischen Schriftsteller und Politiker aus den eigenen Reihen heraus mit wachsendem Erfolge bekämpft wird, steht zu hoffen, daß sich nach einigen Jahren auch die deutsche Sozialdemokratie vollzählig zur übrigen Linken gesellen und mit ihr eine einmütige Kampfstellung gegen weiteres Umsichgreifen des gebundenen oder ungebundenen Großgrundbesitzes und für Beschleunigung der Bauern- und Landarbeiteransiedlung einnehmen wird. Dann wird der große Vorsprung, den die skandinavischen Reiche und Rußland auf diesem Gebiete gewonnen haben, eingeholt werden können. Zwar werden wir die drei Millionen deutscher Bauern nie so stark vermehren können, daß sie den 13 Millionen russischer Bauernfamilien nahe kommen, aber wir werden wenigstens verhindern können, daß sich dieses uns so ungünstige Zahlenverhältnis für uns noch weiter verschlechtert und daß die russische Bauernschaft sogar im europäischen Teil des Weltreichs, wie das in den letzten acht Jahren der Fall war, relativ stärker anwächst als die ostdeutsche, unser Schutzwall gegen die Gefahr des Versinkens der deutschen Kultur im slawischen Menschenmeer.

Man muß es tief bedauern, daß die auch auf landwirtschaftspolitischem Gebiet so erwünschte Einigkeit der Linken nicht schon gegenüber den

beiden überaus wichtigen Agrargesetzentwürfen hergestellt werden kann, die zurzeit im preußischen Landtage beraten werden, dem Fideikommiß- und dem Grundteilungsgesetzentwurf. Beide verfolgen voneinander so abweichende, ja entgegengesetzte Tendenzen, daß sie geradezu nach einer zielklaren Parlamentsmehrheit schreien, die den zwischen ihnen bestehenden Widerspruch ausgleicht, sie einheitlich gestaltet und einem übergeordneten Zwecke dienstbar macht. Dieser höhere Zweck kann nur das Interesse des Staates und der Volksgemeinschaft an der Erhaltung und Vermehrung einer starken Landbevölkerung, vor allem einer solchen bäuerlichen Standes sein. Ihm muß das vermeintliche Interesse der Monarchie an der Erhaltung einer zahlreichen, auf dem Fideikommißinstitut sich stützenden Landaristokratie untergeordnet werden.

Glücklicherweise hat die gesamte deutsche Linke mit Ausnahme einiger Agrarmarxisten den reaktionären Charakter des Fideikommißgesetzentwurfs erkannt. Daß aber auch sehr zahlreiche einsichtige Männer aus dem Lager der Rechten ihn in seiner heutigen Gestalt für unvereinbar mit den Interessen der Innenkolonisation erachten, war der beherrschende Eindruck, den ich auf der Konferenz gewann, die am 24. April d. Js. auf Einladung der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation im Abgeordnetenhause zu Berlin tagte. Von besonderer Bedeutung war die Stellungnahme des Hauptreferenten Max Sering. Sering hatte noch dem Fideikommißgesetzentwurf, den die preußische Regierung 1903 veröffentlichte, aber wegen ganz überwiegender Ablehnung durch die öffentliche Meinung und die Wissenschaft wieder zurückzog, mancherlei Konzessionen gemacht und sich dadurch begründete Angriffe Johannes Conrads und besonders Max Webers zugezogen. Um so beachtens- und begrüßenswerter ist es, daß dieser führende wissenschaftliche Agrarpolitiker Preußens den neuen Entwurf mit seinen der inneren Kolonisation gefährlichen Bestimmungen in dem Referate, das er der Konferenz erstattete, entschieden ablehnte. Vor allem will er reichgewordenen großstädtischen Geldleuten, die nach dem altererbten Ansehen der historischen Landaristokratie lüstern sind, die Fideikommißbegründung, das heißt den Kauf einer dauernden Herrschaftsposition nicht gestattet und nur solchen Boden für fideikommißfähig erachtet wissen, der seit mindestens fünfzig Jahren im Besitz ein und derselben Familie ist. Obwohl nun die Statistik zu beweisen scheint, daß Angehörige des Landadels bisher noch immer häufiger als Fideikommißgründer auftreten als Mitglieder der Großindustrie, des Großhandels und der Hochfinanz, beugt Serings Anregung, die vor einiger Zeit vom Landesökonomiekollegium zum Beschluß erhoben worden ist, einer schweren Zukunftsgefahr vor und verdient daher gebilligt zu werden. Noch erfreulicher war es, daß Sering und noch entschiedener Professor Fuchs-Tübingen unter starkem Beifall der Konferenz forderten, der Ankauf und die Einverleibung von Bauernland in Fideikommisse solle verboten werden.

Ist die Bekämpfung des Fideikommißgesetzentwurfs zurzeit die wichtigste negative agrarpolitische Aufgabe der ideellen deutschen Linken, so ist ihre bedeutsamste positive Aufgabe auf diesem Gebiet die weitere Ausgestaltung der Ansiedlungsgesetzgebung und -organisation. Mit der Einführung des staatlichen Vorkaufsrechts für alle nicht an nahe Verwandte verkauften Güter über zehn Hektar, der Erhöhung des Zwischenkredits um 75 Millionen Mark, der Ausdehnung des Rentenbankkredits für landwirtschaftliche Familienbetriebe auf 90 Prozent des Taxwerts und anderen begrüßenswerten Maßnahmen bildet die Grundteilungsvorlage eine recht erfreuliche Fortbildung unserer Siedlungsgesetzgebung, die sich besonders vom dunklen Hintergrunde des Fideikommißgesetzentwurfs wirkungsvoll abhebt.

Auch die nationalliberalen und fortschrittlich-volksparteilichen Anträge, 300 Millionen Mark als Staatskredit für Ansiedler auszuwerfen, sind, wenn man auch über einige Einzelheiten anderer Meinung sein kann, im großen und ganzen bedeutungsvolle Schritte vorwärts in der rechten Richtung. Auf dem Wege, der durch diese Anträge und durch das Grundteilungsgesetz eingeschlagen wird, muß es uns gelingen, im nächsten halben Jahrhundert in Ostdeutschland etwa 500000 neue Bauernwirtschaften und ebensoviele Landarbeiter- und Landhandwerkerstellen zu schaffen. In dem Maße als es uns glückt, aus der gegenwärtigen Periode der tastenden Versuche und ersten Erfolge herauszukommen und eine wirklich großzügige Binnensiedlung durchzuführen, werden wir nicht nur der übermäßigen Landflucht, dem erschreckenden Geburtenrückgange steuern, unsere Lebensmittel- und speziell unsere Fleischversorgung verbessern und aus mancherlei Irrwegen und Sackgassen unserer den Lebensinteressen des ostdeutschen Großgrundbesitzes angepaßten Wirtschaftspolitik (Einfuhrscheinsystem, Spiritusliebesgabe) den Ausweg finden, sondern sogar unserer heute zum Stillstande gekommenen Verfassungs- und Sozialpolitik einen neuen Impuls geben und die Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft, die politische und militärische Stärke des Reichs in einem solchen Umfange steigern, wie das durch keine andere mögliche Maßnahme der inneren oder äußeren Politik erreicht werden kann.

4

Aber es gilt nicht nur Bauernwirtschaften zu schaffen, sondern sie auch ebenso wie die schon bestehenden zu konservieren. Das ist nur möglich, wenn die bäuerlichen Hauptbetriebszweige, neben dem Getreidebau besonders die Milchwirtschaft und die Viehzucht und Viehmast, rentabel gestaltet und rentabel erhalten werden. Auch aus dieser Erkenntnis muß die ideelle deutsche Linke, wenn sie eine gesunde dem Gemeinwohl dienende Agrarpolitik treiben will, die praktischen Konsequenzen ziehen. Sie ist auch schon im

Begriff dieses zu tun, indem sie sich (das gilt auch für einen starken Flügel des sozialdemokratischen Reformismus) mit den bestehenden Agrarschutzzöllen, die Futtermittelzölle mit Recht ausgenommen, mehr und mehr abzufinden scheint. Aber das System des Zollschutzes unserer Landwirtschaft muß noch durch eine andere Maßnahme wirtschaftsorganisatorischer Art, deren Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit uns erst in den letzten Jahren völlig klar geworden ist, ergänzt werden, nämlich durch die Ausschaltung überflüssiger Zwischenglieder, die sich in den letzten Jahrzehnten im Zusammenhange mit dem rapiden Wachstum unserer Großstädte immer zahlreicher zwischen den ländlichen Produzenten und den städtischen Konsumenten gedrängt haben und die wichtigsten einheimischen Nahrungsmittel auf dem Wege vom Erzeuger zum Verbraucher zum Schaden beider unnötig verteuern.

Die Notwendigkeit und Nützlichkeit möglichster Ausschaltung des verteuernden Zwischenhandels haben sowohl die Bauern als auch die städtischen Industriearbeiter zum großen Teil schon erkannt. Die Kornhausgenossenschaften und die provinziellen landwirtschaftlichen Haupt- und Zentralgenossenschaften verkauften im Jahre 1912 bereits für 127 Millionen Mark Getreide. Die landwirtschaftlichen Viehverwertungsgenossenschaften und die von den Landwirtschaftskammern und Bauernvereinen an den Hauptviehmärkten eingerichteten gemeinnützigen Geschäftsstellen für Viehverwertung erzielten 1912 bereits Umsätze im Betrage von 100 Millionen Mark. Noch höher, auf rund 300 Millionen Mark, ist der Wert der Produkte zu beziffern, die die Molkerei- und Milchabsatzgenossenschaften an den Markt abgeben. Auch die klein- und mittelbäuerlichen Eierabsatzgenossenschaften sind besonders in Hannover, Oldenburg und Baden zu hoher Blüte gelangt. Mit den landwirtschaftlichen Absatzgenossenschaften sind die Bezugsgenossenschaften der städtischen Konsumenten höchst erfreulicherweise bereits in weitem Umfange in direkte Geschäftsbeziehungen getreten. Nach dem Referat, das der Generalsekretär des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine im vorigen Jahre dem Internationalen Genossenschaftskongreß zu Glasgow erstattete, betrug der direkte Warenbezug der deutschen Konsumvereine von deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften und Landwirten 1912 bereits 23255142 Mark oder 5,5 Prozent des Umsatzes im eigenen Geschäft, wozu noch der direkte Warenbezug der Hamburger Großeinkaufsgesellschaft der deutschen Konsumvereine von den gleichen Produzenten im Werte von 3147054 Mark hinzuzurechnen ist.

Neben den freien Personalgenossenschaften haben auch die zwangsgenossenschaftlichen Gebietskörperschaften zwecks Erleichterung und Verbilligung des Warenaustausches zwischen den landwirtschaftlichen Produzenten und den städtischen Konsumenten bedeutsame Aufgaben zu lösen. Als solche

Zwangsorganisationen kommen besonders der Staat und die Gemeinde in Betracht.

Die radikalste Lösung unseres Problems wäre die Verstaatlichung des Zwischenhandels wichtiger Agrarprodukte. Mit Beschränkung auf das Brotgetreide ist sie Mitte der neunziger Jahre aus Anlaß des Antrags Kanitz bei uns viel erörtert worden. Für die nächste Zeit aber kommt sie, abgesehen vielleicht vom Spiritus, in Deutschland nicht in Frage. Immerhin muß auch bei uns gebührend beachtet werden, daß zurzeit in russischen Regierungskreisen die Einführung eines grandiosen staatlichen Getreidehandelsmonopols, das sowohl den Binnenhandel als auch die Ausfuhr erfassen soll, sehr ernsthaft erwogen wird und im Projekt bereits ausgearbeitet ist. Ebenso verdient erwähnt zu werden, daß in der Schweiz die Errichtung eines bundesstaatlichen Getreidehandelsmonopols, wie es vor zwei Jahrzehnten im deutschen Reichstage vom Grafen Kanitz beantragt wurde, noch heute sehr ernsthaft erörtert und sowohl von Wortführern der Bauernschaft als auch der sozialistischen Arbeiterschaft warm empfohlen wird. Dagegen hat sich in Deutschland immer mehr der Gedanke Anerkennung verschafft, daß der Staat die Landwirtschaftsprodukte, die er zum Unterhalt vor allem seiner Soldaten braucht, möglichst direkt beim Produzenten einkaufen soll. Beispielsweise empfiehlt und begünstigt § 61 der preußischen Proviantordnung den Ankauf aus erster Hand, und in Bayern dürfen Körnerfrüchte vom Händler nicht gekauft werden, solange sie noch beim Landwirt käuflich zu erhalten sind. Wie sehr diese anerkennenswerten Grundsätze von der öffentlichen Meinung gebilligt werden, konnte man sehr eindrucksvoll im vorigen Jahre sehen, als ostpreußische und nordwestdeutsche Landwirte sich öffentlich darüber beschwerten, daß militärische Ankaufskommissionen volljährige Pferde, die ihnen von den Züchtern vorgestellt worden waren, zu kaufen abgelehnt, zugleich aber geraten hätten, sie gewissen Großhändlern anzubieten, und daß dann die Ankaufskommissionen die gleichen Pferde später von den betreffenden Händlern, natürlich zu wesentlich höheren Preisen, erworben hätten. Obgleich das Verhalten der Kommissionen sich vielleicht entschuldigen läßt, da es sich um Gespannpferde handelte, die zueinander passen mußten, nahm doch fast die gesamte Presse, die sozialdemokratische noch entschiedener als die agrarische, gegen solche Begünstigung der Zwischenhändler Stellung.

Werden Getreide, Heu, Stroh und andere Fourageartikel vom Staat vornehmlich im Interesse der Steuerzahler direkt vom Produzenten angekauft, so sind die deutschen Einzelstaaten vor einigen Jahren dazu übergegangen, auch im Interesse der großen Masse der Konsumenten auf Ausschaltung verteuernden Zwischenhandels zu dringen. Als im Viehseuchen- und Dürrejahr 1911 eine durch den Ernteausfall nur teilweise gerechtfertigte Verteuerung der Kartoffeln, des Gemüses und des Fleisches

eintrat, machten die zuständigen preußischen Ministerien in ihrer gemeinsam erlassenen Verordnung vom 26. September 1911 es den Gemeinden geradezu zur Pflicht, der auf dem Wege vom Erzeuger zum Verbraucher unter dem Einfluß der Mißerntepanik eingetretenen Verteuerung durch einschneidende Maßnahmen kommunaler Lebensmittelversorgung entgegenzuwirken. Die Gemeinden haben sich, durch die ihnen bewilligte Frachtermäßigung auf den staatlichen Eisenbahnen begünstigt, in der Tat während der ganzen Teuerungsperiode 1911/12 als recht geschickte Kartoffel- und Seefischhändler bewährt. Aber sie konnten sich nicht dazu entschließen, mit den Landwirtschaftskammern und den hinter diesen stehenden Viehverwertungsgenossenschaften mehrjährige Schweinelieferungsverträge zu einem im voraus festgesetzten mittleren Preise abzuschließen. Das Scheitern dieser Verhandlungen zwischen den Stadtverwaltungen und den Landwirtschaftskammern ist im Interesse der Fleischversorgung der deutschen Stadtbevölkerung sehr zu bedauern; denn mehrjährige Lieferungsverträge zwischen den öffentlichrechtlichen Vertretungen der Viehproduzenten und -konsumenten hätten die große Forderung des Tages auf dem Gebiete unserer Fleischversorgung, die Stabilisierung der bisher in einem sehr weiten Spielraum zwischen Teuerung und Unrentabilität ruhelos schwankenden Schweinepreise, erfüllen und dadurch den schweinehaltenden klein- und mittelbäuerlichen Betrieben das gegenwärtig übermäßige Risiko abnehmen, ihre Schweineproduktion mächtig ausweiten können, wodurch selbstverständlich auch die Neubildung kleiner und mittlerer Bauernbetriebe, also die innere Kolonisation, einen neuen nicht zu unterschätzenden Antrieb erhalten hätte. Haben sich nun auch die Hoffnungen, in solchen Schweinelieferungsverträgen einen Triumph wirtschaftlicher Organisation und ein weiteres Förderungsmittel der Bauern- und Arbeiteransiedlung zustande zu bringen, bisher nicht erfüllt, so ist das große Problem immerhin in den Verhandlungen der von der Reichsregierung eingesetzten Fleischenquetekommission (die vor kurzem in drei starken Bänden vom Reichsamt des Innern veröffentlicht worden sind) weiter erörtert und in Referaten und Gutachten hervorragender Landwirte, Oberbürgermeister und anderer Sachverständiger soweit geklärt worden, daß seine praktische Lösung unter der Einwirkung einer neuen Fleischteuerung mit mehr Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden kann.

Der Ausschaltung entbehrlicher Zwischeninstanzen im Handel mit einheimischen Agrarprodukten hat sich von den Parteien der deutschen Linken wohl die Sozialdemokratie am geneigtesten erwiesen. Nach ihren Kommunalprogrammen fordert sie ja eine weitgehende Beteiligung der Gemeinde an der Versorgung der Gemeindebürger mit Lebensmitteln. Dementsprechend hat sie auch die Bestrebungen der Reichs- und Staatsregierung, die Städte zum Abschluß langfristiger Viehlieferungsverträge zu bestimmen, unterstützt.

So schrieb beispielsweise die „Kommunale Praxis", das von der Partei herausgegebene und vom Reichstagsabgeordneten Dr. Südekum redigierte Informationsorgan für sozialdemokratische Gemeindevertreter auf Seite 1420 ihres vorigen Jahrgangs: „Es ist für die kommunale Fleischversorgung nicht vorteilhaft, sich vollkommen vom Auslande abhängig zu machen. Die direkte Verbindung kommunalen Fleischverkaufs mit inländischer Viehproduktion unter Ausschaltung verteuernder Erwerbsfaktoren (als Großschlächter, Viehkommissionäre und sonstige Zwischenhändler) wird immer als das natürlich Gegebene zu erstreben sein." Und in gleichem Sinne verlangte das vom Vorstand der sozialdemokratischen Partei Bayerns herausgegebene „Bayrische Wochenblatt" vom 9. Januar 1913 die Ausdehnung der gemeindlichen Wirksamkeit auf die Milchversorgung: „Gerade durch Ausschaltung des überflüssigen Zwischenhandels könnte einerseits die Verteuerung der Milch für die Städter verhindert, andererseits den Produzenten ein anständiger Preis garantiert werden. Die Stadtverwaltungen hätten da ein mindestens ebenso wichtiges Arbeitsfeld wie auf dem Gebiete der Fleischversorgung." Die positiv aufbauende Tätigkeit, die ihre in den Gemeindeverwaltungen und -vertretungen tätigen Parteigenossen in diesem Sinne entfalten, ist natürlich ganz besonders nach dem Herzen der sozialdemokratischen Agrarreformisten; denn da diese bei dem siegreichen Vordringen der klein- und mittelbäuerlichen Eigentumsbetriebe und Rentengüter an eine in absehbarer Zeit bevorstehende Vergesellschaftung des landwirtschaftlich genutzten Bodens nicht mehr glauben, so erstreben sie wenigstens die fortschreitende Sozialisierung des Absatzes und Bezugs der Produkte dieses Bodens.

Aber auch die übrigen Parteien der deutschen Linken werden für die möglichste Einschränkung verteuernden Zwischenhandels in einheimischen Agrarprodukten eintreten und an ihr mitarbeiten müssen. Das gilt vor allem von der fortschrittlichen Volkspartei. Diese hat sich ebenso wie die ihr nahestehenden wirtschaftspolitischen Interessenvertretungen in den letzten Jahren unter dem Druck der Verhältnisse von ihrem einstigen freihändlerischen Standpunkte immer mehr entfernt und sich der herrschenden Wirtschaftspolitik so weit genähert, daß sie sogar die deutschen Brotgetreidezölle in nächster Zeit entweder gar nicht oder nur um fünfzig Pfennig oder eine Mark herabgesetzt wissen will. Bei dieser ihrer neueren zollpolitischen Stellungnahme wird sie dann aber den Konsumenten zum Ausgleich wenigstens auf einem anderen Gebiete zu dienen bestrebt sein müssen. Am meisten kann sie ihnen nützen, wenn sie sich der Zurückdrängung des Zwischenhandels in seine frühere legitime Position und seiner teilweisen Ersetzung durch gemeinwirtschaftliche Organisationen, speziell durch Genossenschaften und Gemeinden nicht widersetzt. Zu diesen Rücksichten auf die große Masse der städtischen

Konsumenten kommen Rücksichten auf die Bauern und die Landarbeiter. Die fortschrittliche Volkspartei ist in den letzten Jahren erfreulicherweise immer mehr eine eifrige Vorkämpferin der inneren Kolonisation, der Neuschaffung bäuerlichen Besitzes und entwicklungsfähiger Landarbeiterstellen geworden. Diese Betriebe können aber nur gedeihen, wenn ihren Hauptproduktionszweigen, vor allem der Schweine- und Kälbermast, die Wirtschaftlichkeit erhalten und gesichert wird. Zu diesem Zweck muß den lokalen Zwischenhändlern in landwirtschaftlichen Absatzgenossenschaften eine heilsame Konkurrenz geschaffen werden. Diese lokalen Absatzgenossenschaften müssen sich aber nicht darauf beschränken, an den offenen Markt zu liefern, sondern danach streben, durch ihre provinzielle Geschäftsstelle, die Zentralgenossenschaft, mit Konsumvereinen und Stadtverwaltungen mehrjährige Lieferungsverträge zu im voraus vereinbarten festen Durchschnittspreisen abzuschließen. Nur auf diese Weise kann der schlimmste Fehler unserer Nahrungsmittel- und besonders unserer Fleischproduktion und Fleischversorgung, das Schwanken der Preise durch die ganze Skala von exzessiver Teuerung bis zu zeitweiser Unrentabilität der Erzeugung, allmählich korrigiert werden. Die Erwägung, daß auf diesem Wege sowohl den städtischen Konsumenten wie den bäuerlichen Produzenten geholfen werden kann, wird hoffentlich auch die Repräsentanten der fortschrittlichen Volkspartei in den Parlamenten und besonders in den Gemeindevertretungen veranlassen, an der Verbesserung der Organisation des Zwischenhandels in einheimischen Agrarprodukten im angedeuteten Sinne mitzuarbeiten. Sie könnten in diesem Punkte noch viel von der Sozialdemokratie lernen, wie diese andererseits sich das eifrige und verständnisvolle Eintreten der Liberalen für die innere Kolonisation zum Vorbilde nehmen sollte; denn das eine ergänzt das andere, und erst zusammen machen beide Bestrebungen den Kern eines wahrhaft modernen agrarpolitischen Aktionsprogramms der großen deutschen Linken aus.

Da auch die Parteien der Rechten, in denen die Zwischenhändler wenig zahlreich und wenig einflußreich sind, ihre Mitwirkung in diesem Punkte nicht versagen werden, so dürfte ein- bis anderthalb Jahrzehnte nach den heftigen Zolltarifdebatten und -kämpfen zu Anfang dieses Jahrhunderts, bei denen die Linke so wenig Seide gesponnen hat, der Streit um die deutschen Brotgetreide-, Vieh- und Fleischzölle zurücktreten und durch die Diskussion über und den Kampf um die beiden großen positiven, heilsam aufbauenden Maßnahmen der deutschen Wirtschafts- und Agrarpolitik der nächsten Zukunft ersetzt werden: die innere Kolonisation und die Organisation des gemeinwirtschaftlichen Absatzes und Bezugs einheimischer Agrarprodukte.

Abendliche Häuser

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

(Schluß)

Vierzehntes Kapitel

Egloff hatte sich nicht einmal ausschlafen können, der Graf Schutow fuhr am Morgen fort, und Egloff mußte aufstehen, um von ihm Abschied zu nehmen. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und rechnete. Er hatte gestern wie ein Wahnsinniger gespielt, da ging ja wieder ein großer Teil des Sirowschen Waldes darauf. Jetzt mußte er einen Brief an Mehrenstein schreiben, damit dieser Geld besorge. Am Nachmittage wollte Egloff ins Städtchen fahren, um das Geld dem Grafen Schutow zu bringen, der im „Kronprinzen" auf ihn wartete. Widerwärtig all das! Heute war wieder solch ein Tag, wie er in seinem bewegten Leben immer wiederkehrte, ein Tag, da alles um ihn her zu zerbröckeln schien, alles ungeordnet und häßlich war und ein großer Ekel ihn schüttelte. Und unnütz war das alles, er sah nicht ein, warum all solche Erlebnisse gerade zu ihm gehören sollten, aber sie hängten sich an ihn wie ein lästiger Hund, den wir immer wieder forttreiben, und der sich doch immer wieder an unsere Fersen heftet. Nun, darüber nachzudenken machte die Sache nicht erträglicher.

Am Nachmittage fuhr Egloff nach Grobin. Er hatte sich einen bequemen Wagen bestellt, denn er wollte unterwegs schlafen, nichts denken und nichts sehen, sondern schlafen. Er drückte sich in die Wagenecke und schloß die Augen. Es war angenehm, wie in dem Halbschlummer, in den er verfiel, das Rauschen des Waldes, durch den er fuhr, ein Amselschlag, das Bellen eines Hundes, der Gesang eines Hüterjungen hineintönten wie Klänge einer Welt, die sehr fern von ihm war. Das Stoßen des Wagens auf dem Stadtpflaster machte ihn wieder munter. Es war Samstag, unter einem mit hellgrauen Wolken bedeckten Himmel sah das Städtchen alltäglich genug aus, die Fenster der Häuser waren geöffnet und Mägde standen auf den Fensterbrettern und wuschen die Scheiben. Töchterschülerinnen gingen langsam über die Straße und schwenkten gelangweilt ihre Mappen. Adine von Dachhausen kam aus einem Laden; sie hatte einen Sommerhut auf mit zu viel roten Rosen; sie liebte stets das Auffallende. Egloff ließ am Klub halten, er wollte den Weg bis zu Mehrensteins Haus zu Fuße zurücklegen.

Alles an dem Mehrensteinschen Hause war ihm zuwider, die hellpolierte Türe, der Kristallknopf der Hausglocke, ihr schriller, aufdringlicher Klang, der dunkle Flur, in dem es nach Gewürzen und Küche roch. Mehrensteins Tochter kam ihm entgegen, ein schönes, schweres Mädchen mit einem Wald schwarzer Haare auf dem Kopfe und mit ganz großen, braunen Augen. „Bitte, treten Sie näher, Herr Baron," sagte sie ernst und traurig und

öffnete die Türe zum Wohnzimmer. Egloff trat in dieses Wohnzimmer, das er so gut kannte. Die Möbel mit dem hellblauen Ripsbezug, all die vielen, ein wenig verstaubten Sachen, sie hatten sich seinem Gedächtnis eingeprägt, wie es eben nur Sachen tun, die den peinlichen Augenblicken unseres Lebens assistieren. Da war die Kommode mit den alten silbernen Kannen und Leuchtern, da war die große Landschaft an der Wand, ein Kastell, Bäume, ein Reiter, alles aus Kork geschnitzt und unter Glas. „Bitte, nehmen Sie Platz," sagte Fräulein Mehrenstein ernst, sie blieb jedoch stehen, als Egloff sich gesetzt hatte, „mein Vater wird gleich kommen, er ist bei meiner Mutter, unsere Mutter ist sehr krank." „O, das tut mir leid," murmelte Egloff und schaute in die großen braunen Augen; da lächelten die vollen Lippen des Mädchens, ein mattes, gewohnheitsmäßiges Lächeln, aber das Gesicht wurde gleich wieder kummervoll. „Wir glaubten diese Nacht, es würde aus sein," fuhr Fräulein Mehrenstein fort, „und jetzt ist es sehr schlimm." Ihre Augen wurden feucht und zwei dicke Tränen rannen ihre Wangen entlang. „Nun will ich den Vater holen," schloß sie und verschwand hinter einem grünen Vorhang. Seltsam, Egloff hatte an dieses Haus immer nur als an den Ort gedacht, an dem man Wechsel und ungünstige Kontrakte unterschrieb, und nun wurde hier auch geweint und gestorben. Der grüne Vorhang raschelte wieder und Mehrenstein erschien. Er trug einen Hausrock und Pantoffeln, auf denen große rote Rosen gestickt waren. Feierlich und traurig reichte er Egloff eine schlappe, feuchte Hand. „Sie haben Sorgen," sagte Egloff. Mehrenstein zuckte ein wenig die Achseln und seufzte. „Eine entsetzliche Nacht," murmelte er. Er ging zu seinem Geldschrank, holte ein Wechselformular herbei, legte Tinte und eine Mappe auf den Tisch, setzte sich und begann zu schreiben. „Das Geld ist da," sagte er, „es war schwer, in so kurzer Zeit eine so große Summe zu beschaffen." Er seufzte. „Die Bedingungen wie immer?" fragte er. Egloff machte eine Handbewegung, die bedeuten sollte, ihm sei alles gleichgültig. Da sah Mehrenstein auf und versetzte in vorwurfsvollem Tone: „Ja, ich muß meine Kinder sicher stellen, kommt der Waldverkauf zustande, so kann vielleicht einiges von den Prozenten abgerechnet werden." Er schrieb weiter, nahm dann das Sandfaß und streute Sand über das Geschriebene. „Diese Nacht," meinte er, „erwarteten wir jeden Augenblick das Ende. Gegen Morgen trat ein wenig Ruhe ein, aber Hoffnung ist keine. Bitte, Herr Baron"; er schob Egloff das Formular hin und reichte ihm die Feder. Während dieser unterschrieb, lehnte Mehrenstein sich in seinen Stuhl zurück, seine Augen wurden feucht und seine Lippen zitterten. „Nach dreißigjähriger Ehe sich trennen zu müssen," sagte er, „Sie wissen nicht, was das ist, Herr Baron, und ich kann sagen, in diesen dreißig Jahren hat es keine Minute gegeben, in der ich mit der Frau nicht zufrieden war, sie war eine gute Frau."

Er stand auf und ging zum Geldschrank, um ein Paket Banknoten zu holen. „Der liebe Gott weiß, was er tut," fügte er seufzend hinzu. Langsam und aufmerksam zählte er das Geld auf den Tisch, schob es in ein Kuwert und legte es vor Egloff hin. „Ich habe getan, was ich konnte," nahm er mit leiser Stimme, als spräche er in einem Krankenzimmer, die Unterhaltung wieder auf, „ich habe nicht gespart, was habe ich der Apotheke und den Doktoren Geld gezahlt, um das Geld wäre mir nicht leid, wenn es nur etwas geholfen hätte." Egloff steckte das Geld zu sich und erhob sich. „Man muß die Hoffnung nie verlieren," sagte er, „guten Abend, Herr Mehrenstein." Mehrenstein schüttelte traurig den Kopf und reichte seine schlappe Hand hin. „Wegen des Waldes, Herr Baron, komme ich zu Ihnen hinaus," bemerkte er noch kummervoll.

Egloff war froh, auf der Straße zu sein, diese Mischung von Tod, Geld und Wechseln hatte ihn wie ein Alp bedrückt. Langsam schlenderte er dem „Kronprinzen" zu. Dort erfuhr er, der Graf Schutow sei zwar im Bette, habe aber den Befehl erteilt, Baron Egloff vorzulassen. Egloff fand den Grafen im Bett Tee trinkend. „Ah, unser Baron," rief er ihm entgegen, „ich hoffe, Sie haben sich nicht meinetwegen inkommodiert." „Ich bringe Ihnen hier meine Schuld," sagte Egloff.

„Das hatte ja keine Eile," bemerkte der Graf und warf das Kuwert auf den Tisch neben seinem Bette, „aber wollen Sie Tee? oder einen Kognak? nicht, hier sind Zigaretten, so setzen Sie sich doch." Egloff zündete sich eine Zigarette an und setzte sich: „Sind Sie krank?" fragte er. Der Graf lehnte sich behaglich in seine Kissen zurück. „Durchaus nicht," erwiderte er, „es ist nur meine Gewohnheit, nach einer durchspielten Nacht den folgenden Tag bis zum Abend im Bett zu bleiben. So bin ich denn gleich zu Bett gegangen, als ich hier ankam. Auf diese Weise holt man am besten die ausgegebene Nervenkraft wieder ein."

„Praktisch!" bemerkte Egloff. „Wer nur stets Zeit hätte, sich so für das Spiel zu trainieren."

„Der soll auch nicht spielen," entgegnete der Graf etwas feierlich, „mit kranken Nerven zu spielen, ist Dilettantismus, und der ist gefährlich. Sie waren gestern auch viel zu nervös und hitzig."

Egloff blies nachdenklich den Rauch seiner Zigarette vor sich hin. „Sagen Sie, Graf," begann er, „warum spielen Sie eigentlich, um zu gewinnen?" Dabei klang ihm Fastradens Stimme im Ohr, wie sie an jenem Abend in Sirow dieselbe Frage an ihn richtete. Der Graf verzog sein Gesicht: „Erbarmen Sie sich, wie Sie fragen, warum? ich weiß nicht, natürlich um zu gewinnen. Charles Fox sagte: Das beste im Leben ist im Spiel Gewinnen, das nächstbeste im Spiel Verlieren."

„Also dann ist es nicht das Gewinnen," wandte Egloff ein.

Der Graf warf sich unbehaglich im Bette hin und her: „Sie wollen philosophieren," sagte er, „ein Zeichen des schlechten Zustandes Ihrer Nerven. Nun hören Sie, was ein Freund von mir, ein gewisser Klebajew, sagte. Er war ein Narr, zuletzt verrückt und erschoß sich. Er sagte also: Ich spiele jede Nacht, weil es mich jede Nacht wieder interessiert, mich mit dieser geheimnisvollen und unbegreiflichen Kanaille, die wir Glück nennen, herumzuschlagen."

„Ein wenig pathetisch," bemerkte Egloff, „aber es läßt sich hören. Warum erschoß er sich denn?"

„Weil er verrückt war," entgegnete der Graf. „In letzter Zeit sprach er immer davon, er sei es gar nicht selbst, der jeden Abend spielte, das sei der andere, und der andere spiele absichtlich schlecht, und er, Klebajew, müsse immer die Spielschulden des anderen bezahlen, und er habe es nun satt, die Spielschulden des anderen zu bezahlen. Nun, und da schoß er sich tot. Eben ein Verrückter."

Egloff schwieg eine Weile und sprach dann nachdenklich vor sich hin: „Ja, darauf kommt es immer heraus, die Schulden des anderen zu bezahlen."

Der Graf richtete sich ein wenig auf und schaute Egloff verwundert und besorgt an. „Hören Sie, Baron, Sie sollten sich doch noch ein Zimmer nehmen und zu Bett gehen, Sie tun ja so, als ob Sie das verrückte Zeug verstehen."

Egloff lachte und erhob sich: „Ein Spaziergang wird wohl dieselben Dienste tun," meinte er, „leben Sie wohl, lieber Graf, gute Besserung."

„Danke, danke," sagte der Graf, „vielleicht kommen Sie heute abend in den Klub, ich bin jeden Augenblick zur Revanche bereit."

„Ich weiß nicht," erwiderte Egloff, „ich fürchte, die Kanaille, wie Ihr Freund sagt, ist jetzt nicht auf meiner Seite."

„Unsinn," protestierte der Graf, „also leben Sie wohl."

Egloff ging hinaus, draußen nahm er seinen Hut ab, der Kopf schmerzte ihn; er schlug den Weg zu den Stadtanlagen ein. Gewaltsam grün standen die Alleen gegen den lichtgrauen Himmel, die Amseln lärmten in den Zweigen. Die Anlagen waren um diese Zeit noch leer. Hie und da saß ein Gymnasiast mit einem Buche auf einer Bank und ein Kindermädchen schob schläfrig einen Kinderwagen vor sich her. Wunderlich abgelöst und wie nicht zu ihm gehörig, erschien Egloff diese Umgebung heute wie eine Traumwelt, die wir über uns ergehen lassen. Aber das kannte er von früheren durchzechten und durchspielten Nächten, ja er selber, der Herr im hellen Frühlingsanzuge, empfand sich als etwas nicht Zugehöriges, als etwas, das er über sich ergehen ließ.

An einer Biegung des Weges blieb er stehen. Das war ja die echte Traumwelt, in der das Unwahrscheinliche vor uns steht, wie selbstverständlich. Da kam Lydia Dachhausen auf ihn zu im hellbraunen Frühjahrskostüm, einen weißen Flügel auf dem grauen Hut, das Gesicht rosig, die Augen blank. Lächelnd blieb sie vor ihm stehen und reichte ihm die Hand. „Da

sind Sie," sagte sie. „Haben Sie mich denn erwartet?" fragte Egloff erstaunt.

„Ja," erwiderte Lydia, „Adine sagte mir, Sie seien in der Stadt und da dachte ich, Sie würden hier sein. Wollen Sie mich die Allee hier hinunterbegleiten," und sie begann langsam neben ihm herzugehen.

„Wenn Sie darauf Gewicht legen," erwiderte Egloff nicht eben höflich.

„Gewiß lege ich darauf Gewicht," versetzte Lydia. „Ich muß es eben schon früher gewußt haben, daß ich Sie hier treffen werde, denn ich wachte heute morgen auf mit dem Entschlusse, in die Stadt zu fahren. Ich wußte nicht warum, aber es stand fest bei mir. Ja, so was gibt es, nicht wahr?" Sie schaute lächelnd zu ihm auf.

„Es freut mich, Sie so heiter zu sehen," bemerkte Egloff trocken.

„Ja, es ist seltsam," plauderte Lydia weiter, „zuweilen wache ich am Morgen auf und bin heiter. Es scheint mir dann, daß alles, was traurig und schwierig war, gut werden wird, das Leben ist plötzlich wieder angenehm, und ich freue mich darauf ganz ohne Grund. Passiert Ihnen das nicht auch zuweilen?" Da Egloff nicht antwortete, fuhr sie fort: „Dieses Licht bekommt mir auch gut, zu viel Sonne vertrage ich nicht, aber heute geht man ja wie unter einem lichtgrau seidenen Lampenschirm. Ach ja, denken Sie sich, die rosa Lampenschirme, über die Sie einmal gespottet haben, kommen fort, und ich schaffe mir lichtgrau seidene an, die werden mit weißer Seide gefüttert, damit sie recht hell sind, das kann hübsch sein, nicht wahr?"

„Das kann hübsch sein," wiederholte Egloff. Dieses zuversichtliche Geplauder beruhigte ihn, er wollte es weiter hören.

„Gertrud Port," berichtete Lydia, „behauptet, das würde den Teint bleich und grau machen, aber sehen Sie doch, wie heute die Farben rein und deutlich sind. Nun ja, die arme Gertrud ist immer besorgt, daß sie nicht wie eine kleine Leiche ausschaut."

Am Ende der Allee stand ein Kiosk, in dem sich eine Konditorei befand, Stühle und Tische waren davor aufgereiht. „Ich werde hier ein wenig Gefrorenes essen," sagte Lydia, „und Sie werden mir assistieren."

„Sollte diese Situation besonders ratsam sein?" versetzte Egloff kühl.

Lydia war erstaunt: „Warum nicht? Daß Sie zusehen, wie ich Gefrorenes esse, dagegen können die Grobiner doch nichts haben." So setzten sie sich denn. Das Konditorfräulein trat heran, bleich und blond, einen Kneifer auf der Nase und sagte mit einer Stimme, die in ihrer gleichgültigen Ruhe es zu unterstreichen schien, daß sie an der Situation nichts Auffallendes fand: „Erdbeeren und Vanille." Lydia bestellte Erdbeeren. „Erdbeergefrorenes," erzählte sie, „war von Jugend auf mein Lieblingsgefrorenes. Als kleines Mädchen, wenn es im Jahre wieder zum ersten Male Erdbeergefrorenes gab, dann schloß ich beim ersten Löffel die Augen

und dachte, ich hatte ganz vergessen, daß dies das Schönste auf der ganzen Welt ist. Ich glaube, es wäre sehr gut, wenn wir alles, was uns Vergnügen macht, von einem auf das andere Mal vergessen würden, dann wäre es immer neu für uns."

Das Gefrorene kam; Lydia schob ihren Schleier zurück, um ihre Lippen zu befreien, und begann langsam und mit Genuß zu essen. Egloff sah ihr zu, das war die Beschäftigung, die seiner trägen, zerfahrenen Stimmung gerade wohltat. Was sie nur vorhat? dachte er dabei.

Als Lydia mit dem Essen fertig war, lehnte sie sich befriedigt in ihren Stuhl zurück. Sie warf einen flüchtigen Blick zum Konditorfräulein hinüber; dieses hatte einen Leihbibliothekenband aufgeschlagen und las. Da sagte Lydia leise: „Ich schlafe jetzt auch besser."

„Das freut mich," erwiderte Egloff und schaute erstaunt auf.

„Ja," fuhr Lydia fort, „ich habe mir ein neues Schlafmittel erdacht. Wenn die Nacht schön ist, gehe ich so um Mitternacht mit meiner Amalie in den Garten hinaus. Ganz wie voriges Jahr, schleichen wir leise durch den Wintergarten. Das erinnert mich dann so an voriges Jahr, die Helio- trop und Oleanderbüsche, an denen wir im Dunkeln vorüberkommen, und im Garten sitzen wir auf derselben Bank, auf der ich voriges Jahr saß. Ich sitze da, als ob ich warte, und wenn ich müde werde und ins Haus gehe, um mich zu Bett zu legen, dann kann ich schlafen."

Egloff hörte aufmerksam und lächelnd zu. Die naive Schlauheit dieser Frau überraschte ihn. „Fällt das im Hause nicht auf?" fragte er.

„Es fällt auf," erwiderte Lydia ruhig, „man hat mich auch darnach gefragt, nun, ich sagte, ich habe Beängstigungen in der Nacht, und ich muß hinaus. Man ist eine Nacht auch hinausgegangen, Amalie und ich standen hinter einem Busch, als er an uns vorüberging. Aber jetzt hat man sich beruhigt."

„Der arme Junge," murmelte Egloff. Da sprühten kleine böse Lichter in Lydias Augen auf: „Mich bedauert niemand," sagte sie. Egloff zuckte leicht mit den Schultern, da beruhigte sich Lydia gleich wieder, sie stand auf, legte Geld auf den Tisch, zog ihren Schleier zurecht: „Jetzt muß ich gehen," sagte sie, „ich werde bei meiner Schwiegermutter erwartet." Sie reichte Egloff die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre Gesellschaft, besonders unterhaltend waren Sie nicht, aber Sie hörten mir aufmerksam zu, das erkenne ich an." Sie sah ihm dabei mit der unverhohlenen Koketterie, die ihr eigen war, in die Augen.

Als sie gegangen war, setzte Egloff sich wieder. Es tat ihm fast leid, daß sie fort war: diese kleine Frau hatte ihn unterhalten. Wie sie stark wollen konnte! wie unbedenklich und eigensinnig sie festhielt!

Die Anlagen füllten sich jetzt, die Grobiner Bürger mit ihren Frauen und Töchtern machten ihren Abendspaziergang, ließen sich wohlig von der

Abendsonne vergolden. Egloff saß noch da und dachte darüber nach, ob er heimfahren oder in den Klub gehen sollte. In den Klub zu gehen war natürlich töricht und widersinnig, dennoch schien es ihm wahrscheinlich, daß er da hingehen würde.

Fünfzehntes Kapitel

Baron Port und Gertrud machten einen Abendbesuch in Paduren. Langsam ging der Baron Port neben dem Rollstuhle des Barons Warthe hin und die Herren sprachen von Kreiswahlen. Fastrade und Gertrud folgten ihnen. Sie begaben sich zum kleinen See unten im Park, denn es war die Gewohnheit des Baron Warthe, sobald das Wetter es erlaubte, um Sonnenuntergang dort am kleinen See zu sitzen, um zuzusehen, wie die Wildenten einfielen. Gertrud klagte über ihre Gesundheit: „Der Frühling ist mir zu stark, er regt mich auf und macht mich wieder müde, und die Erinnerungen werden um diese Zeit so laut und deutlich, ich freue mich auf den Sommer; ich will mich um Mittagszeit ins Heidekraut legen, dort wird es dann still und heiß sein."

An einer geschützten Stelle des Seeufers waren Stühle hingestellt und man nahm dort Platz. Der Abend war windstill, regungslos standen die Inseln von Schachtelhalm und Röhricht im dunklen Wasser und die Abendsonne vergoldete ihre Spitzen, regungslos umstanden die großen Bäume den See, hie und da blühte schon eine Kastanie in ihrer weißen Feierlichkeit mitten unter den grün verschleierten Birken. Die Amseln sangen ihr Abendlied, die Fische schnalzten im Wasser und ab und zu begann im Röhricht ein ungeduldiger Frosch zu quarren, der den Sonnenuntergang nicht abwarten mochte. Die alten Herren sprachen jetzt von Rüben, Gertrud war bei ihren Erinnerungen. Sie erzählte von einem jungen Manne in Dresden, dessen ganzes Wesen sozusagen auf den Schmerz gestimmt war und der ein Weib suchte, das ihm nicht Heiterkeit entgegenbrachte, sondern auch Schmerz, aber gesänftigt und verklärt, sozusagen getröstet. Fastrade hörte nicht zu, sie war unruhig. Dieser Besuch hielt sie davon ab, Egloff im Walde zu treffen und sie wußte, er erwartete sie dort, sie wußte, er hatte sie heute besonders nötig. Seit jenem Abend in Sirow waren sie nicht beisammen gewesen, und sie sah immer wieder sein Gesicht vor sich mit den flackernden Augen und dem fremden Ausdrucke von Erregung und Qual. Sie sehnte sich darnach, bei ihm zu sein, Ordnung in ihm zu schaffen, „die Passion einer ordnungliebenden Dame" hatte er ihre Liebe genannt, ja das wollte sie und sie glaubte, daß sie das auch konnte. Mit pfeifendem Flügelschlage kamen jetzt die ersten Enten heran und ließen sich klatschend in das Röhricht ein. Die beiden alten Herren sahen sich lächelnd an und Baron Port setzte auseinander, daß es früher mehr Enten gegeben habe und daß er

nicht wisse, woher das komme. „Ja, es war merkwürdig," bemerkte der Baron Warthe und dann saßen sie still da und warteten auf die Enten.

Gertrud sprach weiter mit ihrer dünnen klagenden Stimme: „Und doch, ohne diese Erinnerungen könnte ich nicht leben. Abends, wenn ich im Saal sitze und durch die geöffnete Türe zusehe, wie es im Garten zu dämmern beginnt, dann kommen die Erinnerungen so stark, daß ich ganz vergesse, wo ich bin, und wenn der Diener kommt und die Lampe bringt und Papa ruft, damit wir Treitschke lesen, dann ist es mir, als ob ich plötzlich in einen stillen dunklen Abgrund versinke."

Die Sonne war untergegangen, sie hatte ein wenig Rot in das dunkle Metall des Wassers gemischt, und es war die klare farblose Dämmerung des Maiabends gekommen. „Du siehst wohl den Dietz Egloff häufig, nicht?" fragte Baron Port.

„Ja," antwortete Baron Warthe, „er kommt zuweilen her, ich sehe ihn dann zum Tee, aber er gehört zu jenen jungen Leuten, die sich nicht verstehen mit alten Leuten zu unterhalten." Fastrade hörte das, sie errötete, beugte sich vor und sagte: „Er würde es vielleicht besser verstehen, wenn er mehr ermutigt werden würde." Der Baron Warthe machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. „Ich bin gegen alle meine Gäste höflich," erklärte er, „aber meine Freundlichkeit und meine Achtung müssen erworben werden. Du, meine Tochter, hast ja ein gewisses Recht, ihn zu verteidigen. Du hast dich mit ihm verlobt und so ist, ihn zu verteidigen, sozusagen dein Beruf."

Der Baron Port lachte laut darüber, denn er hielt es für einen guten Witz seines alten Freundes. Es war bereits so finster geworden, daß die Enten nur noch wie große schwarze Schatten in das Wasser fielen und die Frösche begannen ihr Abendlied. Gertrud erzählte langsam und verträumt weiter: „Klaudia hat auch ihre Erinnerungen und sie sagt, sie ist glücklich. Sie hat ihre Kindererinnerungen, sie weiß wie das erste Musselinkleid mit einer Schleppe aussah, das sie zu ihrem achtzehnten Geburtstag bekam, aber mir würde das nicht mehr genügen."

„Hat Klaudia nie geliebt?" fragte Fastrade leise.

„Der älteste Teschen machte ihr eine Zeitlang den Hof," erwiderte Gertrud, „und sie redete sich vielleicht ein, ihn zu lieben, aber es wurde nichts draus, er ist ja auch so furchtbar häßlich."

„Es wird feucht," sagte der Baron Warthe, und man machte sich auf den Heimweg. Der niederrinnende Tau raschelte in dem Laube, ein starker, kühler Duft stieg vom Grase auf. Der Baron Port ging wieder neben dem Rollstuhl des Barons Warthe hin und die Stimmen der alten Herren sprachen ruhig und laut in die Abendstille hinein. Sie sprachen vom Tau: „Wenn wir den starken Tau nicht hätten," meinte Baron Port, „so wäre der Mai fast zu trocken." „Ja, Ruhke meint das auch," sagte der Baron

Warthe, „aber die Wiesen stehen gut.“ Die beiden Mädchen folgten schweigend.

Unterdessen ging Dietz Egloff am Waldrande hin und her, schlug mit seinem Stocke die Blätter von den niederhängenden Zweigen und köpfte die Löwenzahnblüten am Wege, er war wütend, weil Fastrade ausblieb. Die Sonne ging schon unter und sie war noch nicht da. Aber so war es immer, sie sprach von Helfen und Beistehen und jetzt, wo er sie nötig hatte wie das tägliche Brot, jetzt kam sie nicht. Im Walde wurde es dunkel, am Himmel standen schon einzelne Sterne. Es blieb ihm nichts übrig als heimzugehen.

Zu Hause verschloß er sich in seinem Zimmer, er mochte keinen sehen. Er setzte sich an seinen Schreibtisch mit dem Gefühl, daß er zu rechnen oder unangenehme Briefe zu schreiben habe. Er tat jedoch nichts, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und fraß seinen Grimm in sich hinein. Diese letzten Tage waren gewiß nicht darnach angetan, einem besonderen Appetit auf das Leben zu machen. Lauter Widerwärtigkeiten. Nun und dazu verlobte man sich doch, damit in solchen Zeiten jemand da sei, der in das Leben wieder etwas Hübsches und Reines bringe. Und gerade jetzt mußte sie ausbleiben. Nach Paduren fahren wollte er nicht, er hatte keine Lust, sich mit den Mißbilligungsaugen des alten Warthe ansehen zu lassen. So brütete er vor sich hin, bis es im Hause stille wurde und die Uhr elf schlug. Da klingelte er und befahl Klaus, Ali den Rapphengst zu satteln. Klaus wunderte sich nicht, alle im Hause waren an die nächtlichen Fahrten und Ritte des Herrn gewöhnt.

Als Egloff im Sattel saß, wurde ihm wohler, Ali begann munter zu tänzeln, Egloff streichelte den blanken Hals des Tieres. Der war noch ein Kamerad, der stets gut gelaunt bei allem dabei war. Manches Abenteuer hatten sie zusammen unternommen, ja, Ali war die einzige Gesellschaft, die ihm nie Verdruß bereitet hatte. „Nun vorwärts, mein Junge,“ rief Egloff und der Hengst setzte sich in Trab.

Die Wiesen, an denen sie vorüberkamen, hauchten eine köstliche Kühle aus voller Duft, auf der Weide standen Pferde, große dunkele Gestalten, die in den weißen Nebelstreifen zu waten schienen, die über dem feuchten Klee lagen. Ali begrüßte sie mit lautem Wiehern. In einem Birkenwäldchen schütteten die Zweige den Tau wie ein Duschebad auf sie nieder, irgendwo in den Erlen sang eine Nachtigall, rief wach und erregt ihre Töne in das schlafende Land hinein. Dann ging es an kleinen Dorfgärten vorüber, aus denen es ganz süß nach blühenden Bohnen herausduftete. Auf den Türschwellen der Katen saßen Burschen und spielten Harmonika, die hellen Nächte ließen sie nicht schlafen. Plötzlich hielt Ali still, es war vor dem Kruge, Egloff lachte. „Alter Verführer,“ sagte er, „gut, gut, feiern wir Erinnerungen.“ Und er stieg ab. Die schwarze Lene trat aus der Türe,

sie lachte Egloff mit ihrem breiten Lachen an: „Herr Baron sind wieder unterwegs,“ meinte sie.

„Ja, Lene,“ erwiderte Egloff, „nimm Ali, er will wieder bei dir bleiben. Wer kann in diesen Nächten schlafen, dir läßt das Blut wohl auch keine Ruh.“ Lene hob die Arme empor und streckte sich: „Kurios ists in so einer Nacht,“ meinte sie, dann griff sie nach dem Zügel des Pferdes, um es in den Schuppen zu führen.

Egloff ging langsam die Landstraße hinab Barnewitz zu. Er wollte am Gartengitter sehen, ob Lydia wirklich auf der Bank sitzt und wartet, und dann, es war gleich, nach Hause konnte er nicht und etwas mußte in einer solchen Nacht unternommen werden. Die kleine, hintere Pforte des Parkgitters fand er wie voriges Jahr offen. Er trat ein und ging die gewohnten Wege entlang. Da war der kleine Springbrunnen mit seinem dünnen Strahle im Sandsteinbecken, die geschorenen Buchsbaumhecken mit ihrem starken, bitteren Geruch, immer, wenn er den Duft von Buchsbaum spürte, mußte er an Lydia denken. Er bog in die große Allee ein, und wirklich, auf der Bank unter dem Fliederbusche saß sie. Als er vor sie hintrat, sprang sie auf, hing sich an seinen Hals, umschlang ihn, wie Kinder zu umschlingen pflegen, mit dem ganzen Arm, hing an ihm leicht und zitternd: „Da bist du ja,“ flüsterte sie mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, „schon vom Tore ab hörte ich dich kommen, schon als wir herauskamen, wußte ich, daß du kommen würdest. Ich sagte zu Amalie ‚heute geschieht etwas, der ganze Garten fiebert‘.“

Egloff hielt die kleine Gestalt so an sich emporgehoben und trug sie zu der Bank, über die der Flieder seine Blüten niederneigte, wie eine weiße, duftige Gardine. Der Garten war so still, daß man deutlich das Plätschern des kleinen Springbrunnens hörte, wie eine flüsternde, eifrig erzählende Stimme.

„Was auch geschieht,“ sagte Lydia, als Egloff von ihr Abschied nahm, „ich sitze hier und warte.“ Egloff ging denselben Weg zurück, den er gekommen war, er ging langsam und bemühte sich, dieses traumhafte Fühlen, das ihn die Zeit über beherrscht hatte, festzuhalten. „Nur nicht ganz wach werden,“ sagte er sich, „nur das nicht.“ Als er in den von Buchsbaum eingehegten Weg einbog, kam mit schnellen Schritten Dachhausen ihm entgegen. Die beiden Männer standen sich in der Dämmerung einen Augenblick schweigend gegenüber. Egloff überlegte, daß er etwas sagen müsse, als er hörte, wie Dachhausen ihm deutlich und zischend „Schuft!“ zurief. Dann gingen sie aneinander vorüber.

Dachhausen lauschte auf die Schritte, die sich entfernten, bis er wußte, daß sie am Tore angelangt waren. Sein erstes Gefühl war das einer großen Befreiung, jetzt hatte er Klarheit, Klarheit nach allem qualvollen Zweifeln,

Wachen und Spionieren. Jetzt hatte das Gespenst Fleisch und Blut angenommen, jetzt hatte er einen, an den er sich halten konnte. Fast angenehm war es, wie der Zorn ihm heiß ins Blut fuhr, es war, als mache es ihn größer und breiter. Er richtete sich gerade auf und seine Schritte wurden hart und fest. Eilig ging er die Allee hinunter und als er Lydia auf der Bank sitzen sah, überraschte es ihn nicht und ergriff ihn nicht. Als müsse es so sein, trat er vor sie hin, reichte ihr seinen Arm und sagte: „Komm." Lydia erhob sich und nahm den Arm, so gingen sie schweigend dem Hause zu, stiegen die Treppe hinauf und traten durch die Glastüre in den Saal, der nur von einer einzigen Kerze erhellt wurde. Dachhausen führte Lydia zu einem Sessel, auf den sie niedersank, sie lehnte den Kopf zurück, die Arme lagen schlaff auf den Seitenlehnen des Stuhles. Diese Liebesstunde, nach der sie sich so heiß gesehnt, hatte sie gebrochen, sie begann zu weinen in ihrer stillen, unbewegten Art, nicht aus Schmerz oder Furcht, sondern wie Kinder weinen, weil sie müde sind. Dachhausen stand vor ihr und sah sie an. Wie bleich er ist, dachte Lydia, und wie es in seinem Gesichte zuckt, ob er mich schlagen wird? Er jedoch wandte sich ab und begann im Zimmer auf- und abzugehen. Lydia bemerkte noch, daß er seine türkischen Pantoffeln mit den aufgebogenen Spitzen an den Füßen hatte, dann schloß sie die Augen. Jetzt sprach er, anfangs leise und mühsam, Lydia verstand ihn nicht, allmählich wurde die Stimme lauter, drohender, die Worte überstürzten sich: „Hast du dich je über mich zu beklagen gehabt? habe ich je einen anderen Gedanken gehabt als dich, dein Glück, deine Stellung, dein Vergnügen, deine Kleider, was weiß ich? Und du bringst Schande über unser ganzes Haus, und mit diesem Buben von Egloff! Das geht wohl schon lange so, jetzt ist mir alles klar, ich sah es nur nicht, weil ich an so viel Gemeinheit nicht glauben konnte." Lydia öffnete die Augen wieder, Dachhausen ging sehr schnell vor ihr auf und ab, zuweilen fuhr er mit beiden Armen heftig durch die Luft und neben ihm an der Wand lief sein Schatten hin und her, ein kleiner, breiter Schatten, der die Füße hoch hob, an denen die Pantoffeln mit den aufgebogenen Spitzen seltsam groß erschienen. „Und die anderen," fuhr Dachhausen fort, „die anderen wissen es wohl schon lange, sie weisen wohl mit Fingern auf uns. Ich habe mein Leben immer rein und einwandfrei gehalten und nun kommst du und machst daraus eine Lächerlichkeit und eine Schande. Es ekelt mir vor meinem Leben, vor dir, vor mir, vor diesem ganzen Hause." Er blieb stehen und stampfte mit dem Fuße auf und hinter ihm blieb der kleine, breite Schatten stehen und stampfte auch mit dem Fuße auf.

Das ist alles schrecklich und traurig, dachte Lydia, aber wenn es nur zu Ende wäre! Was auch kommen mag, jetzt nur ein wenig Ruhe.

Dachhausen hatte eine Weile geschwiegen, nun blieb er vor Lydia stehen

und sagte mit einer Stimme, die plötzlich ganz ruhig tief und würdevoll klang: „Ich gebe dir einen Tag Zeit, um deine Angelegenheiten zu ordnen. Ich fahre morgen aus, ich mag dir nicht mehr begegnen. Wenn ich zurückkomme, wirst du das Haus verlassen haben, du wirst zu deiner Mutter reisen und meine Dispositionen abwarten." Er wollte gehen, aber er wandte sich noch einmal um, in seinem Gesichte zuckte es, ‚wird er weinen?' dachte Lydia.

„Lydia," sagte er mit zitternder Stimme, „mußte das sein?" aber er schämte sich seiner Schwäche und verließ schnell das Zimmer.

Lydia blieb in ihrem Sessel mit geschlossenen Augen liegen, die Stille tat ihr wohl, schon begannen ihr die Gedanken zu vergehen, da hörte sie Amaliens sanfte Stimme: „Frau Baronin müssen jetzt schlafen gehen."

„Ja, Amalie, schlafen," sagte Lydia mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung.

Sechzehntes Kapitel

Fastrade konnte nicht schlafen, sie lag in ihrem Bette und horchte hinaus auf die Töne, die in der nächtlichen Stille durch das Haus irrten, das leise Knacken der Parkette, das Schlagen der Uhren. In einem Neste am Fenstersims zwitscherten die Schwalben leise im Traume. Und die Gedanken wurden eigensinnig bohrend, wie sie es in schlaflosen Nächten zu werden pflegen. Alles, an das sie sich hängten, bekam ein drohendes und feindseliges Gesicht, das Leben schien sehr gefährlich und tückisch und mitten in ihm stand Dietz Egloff mit seinem leichtsinnigen und hochmütigen Lächeln, und doch lauerten gerade alle Gefahr und alle Feindseligkeit auf ihn. Eine große Angst ergriff Fastrade, eine Angst, wie sie nur in dunkler Nacht und im Traume uns beschleicht und uns atemlos in unseren Kissen auffahren läßt. Gegen Morgen schlief sie ein, allein bald erwachte sie wieder von einem Ton an ihren Fensterscheiben. Sie lauschte, da war er wieder, es war ihr, als würfe jemand etwas gegen ihr Fenster. Sie sprang aus dem Bette, eilte zum Fenster und öffnete es. Es war noch vor Sonnenaufgang, der Garten jedoch war schon ganz hell und dort vor einem Beete roter Tulpen stand eine Gestalt im grauen Mantel und grauen Schleier, Lydia Dachhausen. Fastrade verstand nicht, aber da winkte Lydia mit ihrem Sonnenschirm und begann zu sprechen. „Ja, ich bin es, o bitte, kommen Sie zu mir herunter, ich muß Sie sprechen, es ist seinetwegen."

„Gut, ich komme," rief Fastrade hinunter. Nach den Ängsten der Nacht erschien es ihr wie selbstverständlich, daß sie Dietz Egloff meinte, und daß er in Gefahr sei. Schnell hüllte sie sich in ihren elfenbeinfarbenen Morgenrock, warf einen Schal um, ging leise durch das schlafende Haus auf die Veranda hinaus und stieg in den Garten hinunter.

Lydia hatte sich auf eine Bank gesetzt, die Hände im Schoße gefaltet,

den Oberkörper ein wenig vorgebeugt starrte sie mit den Augen, die wie feuchte Edelsteine glänzten, Fastrade angstvoll entgegen. Fastrade blieb vor der Bank stehen. „Was ist geschehen?" fragte sie leise. Lydia begann zu weinen: „Ach Gott, es ist so viel Schreckliches geschehen," erwiderte sie, „aber das ist ja gleich, deshalb wäre ich nicht zu Ihnen gekommen, aber ihm soll nichts geschehen. Mein Mann wird ihn sicher töten, und das will ich nicht, nur das nicht! Und Sie können ihn retten, Ihnen gehorcht er, Ihnen glaubt er, Sie kennen ja auch die schrecklichen Gesetze der Herren hier. Ich, was kann ich tun?"

Fastrade war sehr bleich geworden und sie stützte sich mit einer Hand auf die Rücklehne der Bank: „Ihr Mann will Dietz Egloff töten, warum?" fragte sie.

Lydia rang ihre kleinen sorgsam in lichtgraue Handschuhe geknöpften Hände ineinander und sah flehend zu Fastrade auf: „Wie soll ich Ihnen all die entsetzlichen Dinge erzählen," rief sie, „aber Fritz wird ihn sicherlich töten. Ich fahre zu meiner Mutter, mein Wagen steht dort vor dem Tore, Fritz — ja, Fritz hat mich aus dem Hause gewiesen, aber was liegt an mir. Sie werden ihm verzeihen, Sie werden ihn retten, ich will nicht, daß er um meinetwillen stirbt. Mein Gott, verstehen Sie doch!"

Fastrade hatte verstanden; sie errötete, ihre Augen waren weit offen, eine große Qual und zugleich etwas Hartes und Gewaltsames sprach aus ihnen, die Hand auf der Rücklehne der Bank zitterte, am liebsten hätte sie dieses kleine, bleiche Puppengesicht, das zu ihr aufschaute, geschlagen. „Jetzt sind Sie böse," klagte Lydia, „und auf mich können Sie böse sein, aber ihn müssen Sie retten, ich kann ja nichts tun. Ich glaubte, wenn ich tot wäre, dann brauchte Fritz ihn nicht zu töten. Ich habe auch ein Fläschchen Opium, aber ich kann nicht, ich kann nicht sterben, ich habe so furchtbare Angst." Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, wiegte sich hin und her und jammerte leise vor sich hin. Fastrade war wieder ruhig geworden, sie schaute auf Lydia mit einer seltsamen Mischung von Mitleid und Ekel nieder wie auf ein kleines, wimmerndes Tier, dann setzte sie sich zu ihr auf die Bank, legte ihre Hand auf Lydias ruhelose Hände und sprach zu ihr wie zu einem Kinde. „Sie brauchen nicht zu sterben, das verlangt keiner von Ihnen, Sie müssen sich jetzt beruhigen, ich kann da nicht helfen, die Männer haben ihre Gesetze, das muß getragen werden. Aber, es muß ja nicht immer das Schrecklichste geschehen, und dann wird er Ihnen ja beistehen, Sie schützen, er hat ja Ihr Leben zerstört, er kann Sie nicht verlassen." Fastradens Stimme begann zu zittern und dann zu versagen.

„Glauben Sie das?" fragte Lydia und das bleiche Gesicht begann sich zu beleben und es war fast ein Lächeln, das um ihre Lippen zuckte. Fastrade zog ihre Hand von Lydias Hand zurück und rückte von der Bank ein wenig

von ihr ab. Es lag so viel Widerwillen in dieser Bewegung, daß Lydia gleich wieder ein erschrockenes Gesicht machte und zu weinen begann.

„Sie müssen jetzt fahren," sagte Fastrade, „wenn Sie zu Ihrem Zuge zurechtkommen wollen." Gehorsam stand Lydia auf, „ja, ich will fahren," meinte sie, „wie Sie gut sind;" und sie beugte sich über Fastradens Hand, um sie zu küssen, Fastrade jedoch entzog sie ihr so heftig, daß Lydia befangen und eingeschüchtert einen Augenblick dastand: „Ja, dann adieu," sagte sie leise und ging, ging mit den kleinen, leichten Rebhuhnschritten an den Blumenbeeten entlang dem Parktore zu.

Fastrade hatte sich auch von der Bank erhoben und machte einige Schritte, vor dem Tulpenbeete aber blieb sie stehen, ließ die Arme schlaff niederhängen, als fehlte ihr der Mut zu jeder Bewegung. Die Sonne ging auf, der Tau, der grau auf Rasen und Blumen gelegen hatte, sprühte Funken. In der dunklen Fassade des Schlosses leuchteten die Fenster rosenfarben auf, als beginne es hinter ihren Scheiben zu blühen, und rosenfarbenes Licht lag jetzt über dem ganzen Garten; es beschien die weiße Gestalt am roten Tulpenbeete, das bleiche Gesicht, die lang niederhängenden, blonden Zöpfe. Mit weit offenen, tränenlosen Augen sah Fastrade in die aufgehende Sonne; weinen konnte sie nicht, aber sie hätte schreien mögen, einen jener Schreie, wie ihn ein Wild oder ein Vogel in der Waldesstille erhebt, und der das ganze Land zum Zeugen seines Schmerzes aufruft.

Dieser Tag erschien Fastrade sehr lang, ein Padurenscher Sommertag mit seinen kleinen Beschäftigungen, dem Sitzen neben dem Lehnsessel des Vaters, den Mahlzeiten, mit gelbem Sonnenschein in der stillen Zimmerflucht, den Gesprächen mit Tante Arabella und den Gängen durch den Garten, von dem sie, die Hände voll weißer Narzissen, heimkehrte, die in die Vasen geordnet werden sollten. Fastrade war bleich und ruhig, ein Entschluß drängte alle Gedanken und Gefühle in den Hintergrund, wo sie still darauf lauerten, daß die Bahn für sie wieder frei werde.

Gegen Abend ließ sie den Braunen satteln und ritt in Begleitung des Stallknechts in den Wald. Es war kurz vor Sonnenuntergang, überall wurde das Vieh heimgetrieben, die Hüter sangen laut, aus den Schornsteinen der Katen stieg der Rauch der Abendsuppe auf und wurde rotgolden im Abendscheine. Eine behagliche Heiterkeit klang durch diese letzte Abendstunde. Fastrade trieb ihr Pferd an, sie hatte Eile, ans Ziel zu kommen. Im Walde vor der Auerhahnhütte stieg sie ab, übergab ihr Pferd dem Stallknecht und ging in die Hütte. Durch das geöffnete Fenster fiel der Abendschein voll in den kleinen Raum und vergoldete ihn über und über. In den letzten Sonnenstrahlen tanzten die Mücken wie blonder Staub, auf die kleine Waldwiese vor der Hütte waren schon Rehe ausgetreten und ästen knietief im rotgoldenen Grase. Es war sehr ruhevoll, allein Fastrade ließ

diesen Frieden, ließ auch die Erinnerungen, die hier wohnten, nicht an sich heran. Schmal und aufrecht in ihrem blauen Reitkleide stand sie mitten in dem Zimmer und dachte an ihre Aufgabe. Sie hatte Dietz Egloff hierherbestellt, um ihm zu sagen, daß sie voneinander gehen mußten, und sie wollte, daß er auch verstehe, warum. Jetzt hörte sie draußen Schritte, und gleich darauf trat Egloff ein. „Guten Abend,“ sagte er. „Guten Abend,“ erwiderte Fastrade und reichte ihm ihre Hand, die er höflich küßte. Sie sah sofort, daß er befangen war, und das rührte sie. Sie begann zu sprechen — schnell, atemlos, als fürchtete sie, den Mut zu verlieren, wenn sie zögerte. „Ich habe dich gebeten, herzukommen, ich wollte nicht so still von dir gehen, ich glaubte, es passe für uns beide nicht, uns zu trennen, ohne daß es klar zwischen uns sei, und so — so kam ich.“

Eine leichte Röte stieg in Egloffs Gesicht auf, er wandte sich ab, nahm einen Stuhl und schob ihn Fastrade hin. Als sie sich gesetzt hatte, setzte auch er sich auf die Holzbank. Er sah Fastrade nicht an, sondern schaute auf die Reitgerte nieder, mit der er spielte. „Das ist ja gewiß sehr korrekt,“ sagte er langsam, „das muß natürlich so sein, und ich hätte es nicht anders erwarten können. Ich habe es ja auch gewußt, daß es so kommen mußte. Ein Skandal darf in die Nähe von Fastrade von der Warthe nicht kommen, das ist denn alles ganz ordnungsmäßig. Da sind alle dummen Erinnerungen nicht am Platz. Wenn ich daran denke, wie du hier an der Türe standest und von Helfen und Beistehen sprachest, so gehört das wohl nicht hierher.“

„Doch, es gehört hierher,“ rief Fastrade leidenschaftlich, „wenn du krank wärest, oder arm, oder von allen verlassen, dann würde ich bei dir stehen, das wäre der einzige Platz auf der Welt, der mir zukäme, aber ich müßte ein Recht darauf haben, du müßtest zu mir gehören. Nun aber gehörst du nicht mehr zu mir.“ Egloff schaute auf, seine Augen wurden dunkel und böse: „Gehöre ich zu Lydia Dachhausen?“ fragte er.

„Sie war heute morgen bei mir,“ fuhr Fastrade fort, „sie weiß dich in Gefahr, sie glaubte, ich könnte etwas tun, um dich zu retten. Das tut nur eine Frau, die ein Recht auf dich hat.“ Egloff zuckte leicht mit den Schultern: „Ich bin nicht so freigiebig damit, das Recht auf mich zu vergeben; diese kleine Frau, die sich an mich hängt, ist ein Abenteuer, eine Gelegenheit, eine Sünde, alles — nur kein Schicksal. Lydia Dachhausen zählt nicht, daß du das nicht verstehst! daß du an der nicht vorüber kannst!“

Fastrade schüttelte den Kopf: „Nein, das werde ich nie verstehen, daß eine Frau, die dir zu liebe ihr ganzes Leben zerbricht, nicht zählt, an der kann ich nie vorüber, es würde mir sein, als ob ich auf etwas Lebendes träte.“

Die Sonne war untergegangen und in dem kleinen Zimmer dämmerte es, von der Wiese und den großen Tannen wehte Kühlung herein; eine Fledermaus hatte sich durch das Fenster in das Zimmer hinein verirrt und

zog unter der niedrigen Decke unablässig ihre Kreise, zuweilen leise mit den Flügeln an die Wände streifend. Egloff hatte eine Weile geschwiegen, nun sprach er, und es klang verhalten und dumpf, als müßte er seine Stimme zur Ruhe zwingen: „So habt ihr es immer hier gemacht auf den Schlössern, Großmut, Mitleid, Stolz, Ehrlichkeit, all solche Dinge mußten in die Liebe hinein, Dinge, die nichts mit der Liebe zu tun haben, an denen sie erstickt. Lydia weiß von diesen Dingen nichts, die kommt an jeder vorüber.

„Das einzige Recht der armen Lydia ist das Recht auf dich," erwiderte Fastrade ein wenig feierlich, „und wenn ich noch etwas wünschen, wenn mich noch etwas freuen könnte, so wäre es, daß du sie beschützest und sie nicht verlässest." „O, ich kenne das," unterbrach Egloff sie heftig, „immer wolltest du mich mit deiner Tugend anputzen, damit deine Liebe sich vor sich selbst entschuldigen konnte, daß sie an einen solchen Gesellen geraten war. Aber es ist umsonst, ich fürchte, sie hatte keine Entschuldigung." „Ach, lassen wir sie," sagte Fastrade müde, „sie hat keinem helfen können, sie zählt nicht mehr."

Leise und als spräche er zu sich selbst, murmelte Egloff: „Zählt nicht — na, sie wäre noch das einzige gewesen, was in dieser verdammten Welt hätte zählen können." Es war so finster geworden, daß sie einander nicht mehr deutlich sehen konnten. Über ihnen war noch immer das unermüdliche leise Rauschen der kleinen Flügel hörbar, plötzlich hatte die Fledermaus den Ausgang durch das offene Fenster gefunden, sie stieß einen schrillen Laut aus und flatterte in die Dunkelheit des Waldes hinaus.

„Ich muß jetzt gehen," sagte Fastrade, „lebe wohl, Dietz." Sie reichte ihm ihre Hand und er drückte sie schweigend. Fastrade wandte sich dem Tische zu, auf dem ihre Handschuhe und Reitgerte lagen, sie blieb dort einen Augenblick stehen und der leise, helle Ton fallenden Goldes wurde vernehmbar. Sie hatte den Ring, den Egloff ihr gegeben, vom Finger gestreift und auf den Tisch fallen lassen, dann ging sie hinaus.

Zu Hause erfuhr sie von Christoph, daß der Baron Port eben dagewesen und fortgefahren sei. Während sie sich in ihrem Zimmer umkleidete, dachte sie: so muß es ja kommen, jetzt ist die Geschichte von Lydia, Dietz und mir zu allen Schlössern unterwegs.

Fastrade ging zu ihrem Vater hinüber. Der Baron und die Baronesse Arabella saßen nebeneinander auf dem Sofa und die bleichen Gesichter schauten gespannt zur Türe hin. „Guten Abend," sagte Fastrade, als sie eintrat. „Guten Abend, mein Kind," erwiderte der Baron feierlich, „setze dich." Fastrade setzte sich, faltete die Hände im Schoß, sah vor sich hin in das Licht der Lampe und wartete. Der Baron schaute seine Schwester an, diese nickte kummervoll, da trocknete er seine Lippen mit dem Taschentuche, räusperte sich und sprach offenbar mit Anstrengung: „Port war hier, er hat mit deiner Tante gesprochen, nun ja, und deine Tante hat mit mir gesprochen.

Er hat da Dinge erzählt, die uns viel Kummer bereiten." Er hielt inne und sah Fastrade erwartungsvoll an. Diese regte sich nicht, sie schaute noch immer wie abwesend in die Lampe, aber sie sagte ruhig und deutlich: „Ich habe eben meine Verlobung mit Dietz Egloff gelöst." Wieder sahen die beiden alten Leute einander an, die Baronesse lächelte sogar kaum merklich und der Baron nickte. „So, so," meinte er, und das Reden wurde ihm leichter, „nun ja, ich habe von meiner Tochter nichts anderes erwartet. Ich erinnere mich zwar nicht, daß hier in Paduren eine Warthe schon einmal ihre Verlobung aufgelöst hätte, das ist für die Familie auch immer unangenehm, aber unter diesen Umständen bleibt uns wohl nichts anderes übrig. Hättest du beizeiten meine Warnungen gehört, so wäre uns viel Kummer erspart worden. Aber lassen wir das jetzt, dieser junge Mann ist erledigt." Und er fuhr mit der Hand von oben nach unten durch die Luft, wie er es in solchen Fällen zu tun liebte. Fastrade wollte auffahren, wollte gegen diese bleiche Greisenhand protestieren, die über Dietz Egloff den Sargdeckel zuzuschlagen schien, aber sie schwieg. „Nun und du wirst bald darüber hinwegkommen," fuhr der Baron heiterer fort: „Du hast deine Heimat, deinen Wirkungskreis, wir sind ja hier recht gemütlich beisammen, wer kann uns etwas vorwerfen, wer kann uns etwas tun, nun also." Die Baronesse Arabella stand auf, ging zu Fastrade und küßte sie auf die Stirn, der Baron legte seine Hand auf Fastradens Hände, sie aber richtete sich auf, als täten diese Liebkosungen ihr wehe. „Sollen wir nicht lesen?" sagte sie und griff nach St. Simons Memoiren. „Nun ja," erwiderte der Baron, „dem steht jetzt wohl nichts im Wege." „Lest, lest," meinte die Baronesse; ihr tränenfeuchtes Gesicht lächelte; „ich bringe euch Orangen, es ist eben eine neue Sendung angekommen."

Siebzehntes Kapitel

Spät am Abend kehrte Dietz Egloff von seiner Reise nach Hause zurück. Klaus empfing ihn im Flur, nahm ihm seine Sachen ab, fragte nach seinen Befehlen und tat das mit einer scheuen, traurigen Miene. Egloff entnahm daraus, daß die Nachricht vom Tode des armen Dachhausen ihm vorausgeeilt war. Im Saal kam ihm die Baronin entgegen, sie umarmte ihn, sie hatte geweint, und auch in ihrer Zärtlichkeit lag etwas Befangenes und Unsicheres. „Du wirst hungrig sein, mein Kind," sagte sie, „du wirst gleich essen." Egloff dankte, schlafen wollte er, nur das. „Ja, ja," meinte die Baronin und streichelte seinen Rockärmel, „schlaf nur, mein Kind; niemand wird dich stören. Wein und etwas Kaltes lasse ich dir auf dein Zimmer stellen, vielleicht daß du später etwas nimmst." Auch Fräulein von Dussa kam, und in ihrem Händedruck lag etwas Pathetisches. Die beiden Damen begleiteten Egloff bis an die Tür seines Zimmers, und als

er dieselbe hinter sich schloß, hörte er sie eine Weile noch miteinander flüstern. Er streckte sich auf sein Sofa aus und schloß die Augen, er war wirklich todmüde, aber was half es, so war es ihm schon auf der Fahrt ergangen, sobald er die Augen schloß, mußte er das eben Erlebte wieder erleben. Es war wie eine Besessenheit, gleich sah er wieder das flache, mit Erlengebüsch bestandene Land dort an der polnischen Grenze im Lichte des bewölkten Morgens, mitten darin das Birkenwäldchen, grell weiß und grün wie ein neues Kinderspielzeug. Dort gingen die Herren auf und ab, maßen die Distanz, luden die Pistolen. Da war Bützow und der Leutnant von Klette, der junge von Teschen und Doktor Hansius. Egloff ging etwas abseits auf und ab, er hatte den Kragen seines Paletots aufgeschlagen, denn ihn fror. Auf der andern Seite sah er Dachhausen hin und hergehen, und er mußte lächeln über die breitspurige und würdige Art, in der die kleine Gestalt einherschritt. Ein guter Junge, dachte Egloff. Von Jugend auf kannten sie sich, und Dachhausen hatte stets mit treuherziger, großer Bewunderung zu Egloff aufgesehen. Welch eine widerwärtige Komödie, daß man sich da hinstellen sollte und aufeinander schießen, und wie wichtig der kleine Dachhausen sich vorkam. Fräulein von Dussa, in ihrer boshaften Weise, hatte einmal gesagt, Dachhausens Augen haben mit den schönen Brauen und den langen Wimpern eine ganz tragische Aufmachung, mitten drin aber sitzen doch nur die harmlosen blauen Dachhausenschen Augen. Das war es, Dachhausen liebte das Pathos und hatte kein Glück damit.

Geschäftig kam Bützow herangelaufen, das große Monokel ganz beschlagen von der feuchten Luft: „Ich denke, wir fangen an," sagte er, „es ist alles bereit." So stellten sie sich denn auf. Als die Gegner einander grüßten, als ihre Blicke sich begegneten, war Egloff versucht, dem alten Kameraden so vieler Jugendstreiche zuzulächeln, allein Dachhausens Gesicht blieb starr und ernst. Der Unparteiische begann zu zählen, Egloff schoß, er wußte nicht, hatte er gezielt, aber nach dem Schusse warf Dachhausen beide Arme empor, drehte sich und fiel zu Boden. Doktor Hansius und die anderen Herren liefen auf ihn zu und umgaben ihn. Egloff blieb auf seinem Platze stehen, er war sehr überrascht, das hatte er nicht erwartet. Endlich kam Bützow zu ihm herüber. „Lungenschuß," sagte er leise, „schlimm. Wir werden ihn zum Kruge bringen müssen." „Kann ich helfen?" fragte Egloff. „Nicht nötig," erwiderte Bützow, „es sind Leute da, mein Chauffeur und andere, fatale Geschichte," und er eilte wieder fort. Egloff sah zu, wie die Leute kamen und Dachhausen forttrugen, und als er allein war, fing er an mit kleinen Schritten auf und ab zu gehen, über ihm im Laube flüsterte es, ein feiner Regen ging nieder. Er zog seinen Paletot an, weil ihn fror. Das erste Gefühl, das ihn überkam, war eine Art Erleichterung, etwas war von ihm genommen. Über den Ausgang solcher Affären denkt man ja nicht

viel nach; aber auf dem Grunde seines Bewußtseins hatte die Überzeugung geruht, daß er fallen würde, und nun lebte er. Gleich darauf erfaßte ihn ein ungewohntes, quälendes Erbarmen mit dem alten Freunde, der da so hilflos mit beiden Armen in die Luft gegriffen hatte und zur Erde gefallen war. Wozu das? das hatte er doch nicht gewollt. „Pfui Teufel," brummte er und spie aus. Langsam ging er jetzt den andern nach, und seine Gedanken schlugen einen andern Weg ein. „Wäre ich gefallen," sagte er sich, „dann hätte Fastrade um mich geweint, jetzt wird ihr Mitleid Dachhausen gehören, und sie ist mir unerreichbarer denn je." Er mißgönnte Dachhausen dieses Mitleid. Was hatte der dumme, kleine Dachhausen solche Geschichten zu machen? Im Duelle fallen, das paßte wirklich nicht zu ihm, das war eine dieser Wichtigtuereien, über die er ihn so oft als Knabe verspottet hatte. Egloff nahm seinen Hut ab und ließ sich das heiße Gesicht vom Regen kühlen. Nun war es ja auch gleich, verspielt war verspielt. Die feuchten Erlenblätter um ihn her dufteten stark, ein Hase setzte über den Weg und Egloff folgte ihm in gewohnheitsmäßigem Interesse mit den Blicken.

Vor dem Kruge angelangt, ging er in die Krugstube. Der Raum war unreinlich genug, roch nach kaltem Tabak und Fusel, ein graubärtiger Jude stand hinter dem Schenktische, ruhig und beschaulich, als sei nichts geschehen. „Guten Morgen, Herr Baron," sagte er freundlich, „die Herren haben schlechtes Wetter, schade." Doktor Hansius kam eilig in das Zimmer, um etwas zu bestellen. „Wie steht es?" fragte Egloff. Hansius zuckte die Achseln: „Nicht gut," meinte er und ging wieder.

Auch die Herren von Klette und Teschen kamen eine Zigarette rauchen; sie standen einen Augenblick bei Egloff und berichteten. Es sah schlimm aus, er war nur selten bei Bewußtsein, die Katastrophe konnte bald eintreten. Die Unterhaltung verstummte jedoch, und die Herren fühlten sich behaglicher, als sie sich in die Fensternische zurückzogen und miteinander flüsterten. Die sympathische Person bin ich hier nicht, ging es Egloff durch den Kopf. Hansius erschien wieder in der Türe. Dieses Mal winkte er Egloff: „Ich glaube, er will Sie sehen," sagte er. Egloff folgte dem Doktor in ein kleines, weiß getünchtes Zimmer, in dem ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl standen. Dachhausen lag in seinen Kissen mit geschlossenen Augen; sein Gesicht schien in der kurzen Zeit seltsam gealtert, es war spitz und gelb geworden. Der Doktor beugte sich über ihn, da öffnete er die Augen, ließ seinen teilnahmlosen, kalten Blick durch das Zimmer irren, wandte den Kopf zur Seite und machte mit der Hand eine müde, abwehrende Bewegung. Er schien etwas zu murmeln, Doktor Hansius beugte sich näher zu ihm, richtete sich dann auf und flüsterte Egloff zu: „Ich denke, Sie gehen." „Was sagt er?" fragte Egloff. „Er sagt Lydia," erwiderte der Doktor. Egloff verließ das Zimmer. Draußen stieß Bützow zu ihm.

„Hier ist schlechte Luft," meinte er, „draußen wird es besser sein." Sie gingen hinaus und schritten vor dem Hause in dem leise niederrinnenden Regen auf und ab. Bützow machte anfangs Redensarten über die fatale Affäre, bald ging er auf die vielen Hasen über, die es hier geben mußte und auf die kleinen, struppigen Bauernhunde, die so glänzend auf der Hasenjagd waren. Ab und zu schauten sie zur Krugstüre hinüber, als erwarteten sie eine Nachricht. Plötzlich blieb Bützow stehen. „Hören Sie, Egloff," sagte er, „das ist nun so, wie es ist, aber essen muß der Mensch, ich habe einen Wolfshunger, Sie nicht?" Egloff hatte an seinen Hunger bisher nicht gedacht. „Gleichviel," beschloß der Graf, „kommen Sie zu meinem Wagen, dort habe ich was zu essen." Sie gingen zu Bützows Automobil und stiegen hinein. Bützow packte seine Vorräte aus: „Sehen Sie, da ist Leberpastete, da ist kalte Pute, hier etwas Kaviar, da ist Schnaps und Rotwein," und sie begannen zu essen, Egloff fühlte erst jetzt, daß er hungrig war, und das Essen bereitete ihm ein intensives Vergnügen. Es war auch wirklich gemütlich hier in dem hübschen gepolsterten Raume, der Regen knisterte an den Fensterscheiben, Bützow wurde ordentlich heiter, er sprach von seinem Koch, der eine Perle war, kritisierte das Essen auf den Schlössern. Bei Ports aß man schlecht, aber sie hatten eine Spezialität, kleine Speckpasteten, die waren delikat. Bei Teschens war die Fischsuppe gewöhnlich gut. Egloff berichtete von Speisen, die er auf seinen Reisen gegessen, von einer gefüllten Pute, die in einem griechischen Haushalt serviert worden war, gefüllt mit Reis, Pistazien, Mandeln und trockenen Feigen. Als die Mahlzeit jedoch beendet und Egloff satt war, fiel die gemütliche Stimmung sofort wieder von ihm ab. Der Raum wurde ihm zu enge und Bützow mit seinem Geschwätz und seinem zu starken englischen Parfüm war ihm unerträglich. „Steigen wir aus," schlug er vor. Draußen kam ihnen der Leutnant von Klette entgegen, ernst und feierlich: „Es ist aus," murmelte er. Man stand schweigend beisammen, bis Bützow sagte: „Sehr traurig, sehr traurig, aber dann können wir wohl fahren, ich bringe Sie zur Station, Egloff." Allein Egloff wollte den Toten sehen. Dachhausen lag da im kleinen Krugzimmer, das bleiche Gesicht hatte jetzt wieder seinen friedlichen, harmlosen Ausdruck, an den Augen die Linien, welche die freundlichen Falten seines stets bereiten Lachens eingegraben; es war wieder das gute Gesicht, auf dem nichts von Leiden, nichts von einer Geschichte geschrieben stand.

Egloff schaute ihn an mit einer wunderlichen Mischung von Mitleid und Verachtung. Es schien fast widersinnig, daß er so streng und bleich da lag, der arme Junge konnte selbst im Tode nicht ernst genommen werden. Egloff wandte sich ab, verabschiedete sich von den Herren mit einem kühlen Händedruck und ging hinaus, um zu Bützow in das Automobil zu steigen.

Nun kam die Reise mit ihrem traumhaften Wiedererleben des Erlebten;

es war Egloff unmöglich, an das zu denken, was kommen würde, immer wieder stand das eben Vergangene ihm vor Augen und mitten darin immer wieder Dachhausen, Dachhausen sich breit und wichtig auf die Mensur stellend, Dachhausen, wie er hilflos mit den Armen durch die Luft fuhr und zu Boden fiel, Dachhausen, wie er bleich und still im Bette lag. Und ein Ingrimm erwachte in Egloff, wie einfach und klar wäre die Lösung gewesen, wenn er, Egloff, gefallen wäre. Ja, er wußte es jetzt, er hatte bestimmt darauf gerechnet, und nun kam dieser Mensch und verwirrte alles wieder. Dort in der kleinen weißen Krugstube wie Dachhausen dazuliegen, welche Ruhe!

Ja, welche Ruhe, Egloff streckte sich auf seinem Sofa. Draußen vom Saale her klangen die Töne eines Harmoniums herüber, Egloff entsann sich, es war heute Sonnabend und da pflegte stets eine Abendandacht mit den Leuten stattzufinden. Er erhob sich und ging hinaus.

Fräulein Dussa saß am Harmonium, die Baronin neben ihr, die Bibel auf den Knien, in der Türe standen die Mägde und die Diener und der Koch. Egloff setzte sich am anderen Ende des Saales in einen Sessel, dort hatte er schon als Kind während dieser Andachten gesessen, damals waren ihm die Augen vor Schläfrigkeit zugefallen und die Flammen der Kerzen hatten sich in krause Bündel kleiner goldener Blitze aufgelöst.

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir," wurde angestimmt. Starke, ein wenig heisere Stimmen riefen die feierliche Leidenschaftlichkeit der Melodie in den Saal hinein und mischten in die Andacht die Schläfrigkeit des Feierabends. Wie einst als Kind, empfand Egloff diese Töne als große, ruhige Wellen, die ihn nahmen, hoben und wiegten, und die krankhafte Spannung seiner Nerven löste sich. Nach dem Choral las die Baronin den zweiten Psalm in ihrer klagenden, ermahnenden Weise, nur daß die Stimme zuweilen zu zittern begann und in einer aufsteigenden Rührung zu versagen drohte. Den Schluß machte ein gemeinsames Gebet, ein gleichmäßiges Murmeln, das dem kleinen Dietz früher der Inbegriff des Heiligen geschienen hatte. Egloff stand leise auf und ging in sein Zimmer hinüber. Das hatte ihm wohlgetan, es war stiller in ihm geworden. Er aß ein wenig, trank ein Glas Wein und setzte sich in seinen großen Sessel. Das angenehme Gefühl, mit dem wir bemerken, daß ein bohrender Schmerz, der uns quälte, plötzlich nachgelassen hat, erfüllte auch ihn, als er feststellte, daß er nicht mehr an Dachhausen zu denken brauchte. Er schloß die Augen und mußte eine Weile geschlafen haben, denn er träumte eine kurze Traumvision, Fastrade kam in die Auerhahnhütte in ihrem blauen Reitkleide, das Gesicht rund und rosig, das Haar unnatürlich golden, und mit ihr kam viel Sonnenschein in das Zimmer, ein Sonnenschein so gelb, wie er ihn nur als Kind gesehen zu haben glaubte, wenn der kleine Dietz morgens im Bette lag und die Wärterin die Fensterläden öffnete und die Morgensonne herein-

ließ. Das Gefühl der Freude mußte für den Traum zu stark sein, denn er erwachte. Still saß er da, um das Traumgefühl festzuhalten, bis die Gegenwart unerbittlich und unentrinnbar alles verlöschte. Da empfand er ein Gefühl des Alleinseins, wie es ihn so stark noch nie ergriffen hatte. Menschen waren ihm stets ein Bedürfnis gewesen, allein er hatte es nie recht verstanden, ihnen nahe zu sein, jetzt jedoch schienen alle Fäden, die ihn mit den anderen verbanden, zerrissen, und die eine, in deren Gegenwart er sich nie allein gefühlt, war ihm unendlich fern. Seltsam war es immerhin, daß er mit diesem Dietz Egloff bis an das Ende gehen sollte. Und vielleicht war es ein Aberglaube, die Welt war doch so groß, konnte er nicht dort irgendwo weit fort auftauchen, als ein Anderer und Neuer. Das Leben Dietz Egloffs war zwar verdorben und verspielt, aber das Leben ohne Dietz Egloff war ganz uninteressant. So sank denn die Einsamkeit auf ihn nieder wie etwas Körperliches, wie etwas Kaltes und Hartes, schnürte ihn ein wie eine Rüstung. Die kleine Uhr auf dem Spiegeltisch schlug elf mit ihrem dünnen, hellen Tone, der einer Kinderstimme glich.

Egloff klingelte Klaus und befahl ihm, Ali zu satteln, ging darauf in sein Ankleidezimmer, sich für den Ritt umzukleiden. Als er fertig war und eben hinausgehen wollte, blieb er einen Augenblick vor seinem Schreibtische stehen, auf dem ein Paket Briefe lag, obenauf ein großer Brief von Mehrenstein. Mit Ekel schob er sie beiseite, die sollten nur uneröffnet bleiben.

Ali war munterer denn je und da Egloff ihn laufen ließ, jagte er in vollem Galopp die Landstraße entlang. Wieder kamen sie an Wiesen vorüber, über die der Nebel hinspann, wieder schlug die Nachtigall in den Erlen und Harmonikaklänge irrten durch die Nacht, aber heute kam das Egloff nicht nahe, es zog vorüber wie das Leben, auf das wir aus dem Kupeefenster mit reisemüden Augen herabsehen. Aber Ali war so ausgelassen, daß Egloff auf ihn achtgeben mußte, und die Arbeit am Pferde zerstreute ihn ein wenig. So jagten sie die Padurensche Birkenallee hinab, und vor dem Parkgitter hielten sie. Dunkel und schweigend mit seinen geschlossenen Fensterläden stand das alte Haus zwischen den großen Kastanienbäumen, die alle ihre Blüten aufgesteckt hatten mitten in dem schwülen Dufte seines Gartens, und der bleiche Reiter vor dem Parktor starrte lange durch die Dämmerung zu ihm hinüber. Ali jedoch war unruhig und ließ sich endlich nicht mehr halten. „Geh,“ murmelte Egloff und in tollem Ritte ging es jetzt über die Landstraße dem Walde zu. Im Walde war es dunkel und so stille, daß die Hufschläge des Pferdes widerhallten wie in verlassenen Kreuzgängen. Vor der Auerhahnhütte blieb Ali von selbst stehen. Egloff stieg ab und führte das Tier, das ganz in Schaum war, beiseite unter die Zweige einer großen Tanne. „Tüchtig ausgelaufen, was, mein Alter,“ sprach er ihm liebevoll zu, er löste ihm den Sattelgurt und

den Kopfriemen, bedeckte leicht mit der linken Hand das Auge des Pferdes, zog mit der rechten seinen Revolver heraus, drückte es gegen Alis Ohr und schoß ab. Ein Zittern ging durch den ganzen Körper des Tieres, dann brach es mit allen vier Läufen zusammen, zuckte ein wenig und lag still da. Egloff beugte sich zu ihm nieder, strich ihm mit der Hand über die Mähne und murmelte: „So, mein Alter, mehr ist nicht daran, man streckt sich ein wenig und dann ists aus, mehr ist nicht daran." Er richtete sich auf und ging langsam zur Hütte hinüber. Vor der Türe blieb er einen Augenblick stehen und schaute in die Nacht hinein. Durch die schwarzen Tannenwipfel blitzten Sterne, auf der kleinen Waldwiese lag Nebel und ein Nachtvogel flog lautlos nahe der Erde durch die weißen Schleier hin. Egloff öffnete die Türe zur Hütte und zog sie hinter sich zu. — —

Früh morgens wurde Fastrade von ihrem Mädchen geweckt. Der Förster aus Sirow sei da, hieß es, er wolle das gnädige Fräulein sprechen, es sei etwas mit dem jungen Herrn geschehen, vielleicht wolle das gnädige Fräulein mitfahren, der Förster habe seinen Wagen da. „Gut, ich komme," sagte Fastrade, sie sprang aus dem Bette und kleidete sich eilig an. Keine große Erregung machte sie dabei schwach, die letzten Tage hatten so viel Leid gebracht, daß eine Art ruhiger Schmerzbereitschaft in ihre Seele eingekehrt war. Sie erwartete es nicht anders, als daß noch mehr Schmerzvolles kommen würde. Den Förster Gebhard fand sie sehr verstört. „Ja, es war etwas Schlimmes geschehen mit dem jungen Herrn," berichtete er, „drüben in der Auerhahnhütte." Er wäre zuerst hierhergekommen. Auch nach Doktor Hansius sei geschickt worden. Der Wagen stehe unten. „Also fahren wir," beschloß Fastrade. Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen und Fastrade mochte nicht fragen, es war ihr, als wüßte sie schon alles. Sie stiegen in den kleinen Wagen, schweigend trieb Gebhard sein Pferd an, und aus seinen kleinen, schlauen Augen rannen beständig Tränen in den grauen Bart. Vor der Auerhahnhütte hatten sich Leute versammelt, Waldhüter und Bauern, die Fastraden scheu und traurig grüßten. Sie stieg aus und ging in die Hütte. Auf der hölzernen Ruhebank lag Egloff ausgestreckt, sie hatten ihm die Satteldecke unter den Kopf geschoben, sein Rock war offen, auf seinem Hemde war ein kleiner Blutfleck wie ein rotes Siegel, die Züge des bleichen Gesichtes hatten eine wunderbare Schärfe und Regelmäßigkeit und der Ausdruck hochmütiger Verschlossenheit lag auf ihnen.

„Er ist tot," kam es klagend von Fastradens Lippen, sie kniete bei ihm nieder und streichelte seine kalte Hand. Dann setzte sie sich auf die Bank, nahm seinen Kopf in ihren Schoß, beugte sich nah auf ihn nieder und sprach halblaut zu ihm: „Ganz allein, ganz allein mußte er sterben, ich war nicht da, ich habe ihn ja verlassen, ich habe ihm nicht geholfen, so ist er allein gestorben, niemand war bei ihm, als er in Not war."

Leute kamen in das Zimmer und gingen wieder, Fastrade bemerkte es nicht, sie tat, als sei sie mit ihrem Toten allein. Endlich berührte jemand ihre Schulter, Doktor Hansius war es. „Wir müssen ihn in das Schloß bringen," sagte er. Fastrade sah ihn mit den weitoffenen, tränenlosen Augen an und sagte wieder klagend: „Er ist hier allein gestorben, denn ich habe ihn ja verlassen." Männer kamen mit einer Tragbahre, auf die der Tote gebettet wurde, Gebhard gab leise Befehle und sie trugen ihn hinaus. „Kann ich Sie in meinem Wagen mitnehmen?" fragte Hansius Fastrade. „Ich bleibe bei ihm," erwiderte sie. Sie ging hinaus, und als der Zug sich in Bewegung setzte, schritt sie neben der Bahre her, ihre Hand auf die Hand des Toten gelegt. Der Morgen war wundervoll hell, in den Pappeln der Allee jubelten die Amseln so laut, als feierten sie heute ein besonderes Fest. Am Ende der Allee stand das Schloß blendend weiß in der hellen Morgensonne. Ganz still, mit niedergeschlagenen Vorhängen, schlief es noch mitten in dem bunten Blühen seines Gartens, während der stille Zug sich ihm langsam näherte.

Achtzehntes Kapitel

Die Baronin Port hatte ihren Strickrahmen auf die Veranda hinaustragen lassen, da saß sie mitten unter den Schatten des wilden Weines und arbeitete. Sie stickte an einem jungen Hunde, der nach einer Wespe schnappt auf hellblauem Grunde. Auch Gertrud hatte sich hier in einem Liegestuhle ausgestreckt und sah müßig auf das Land hinaus. Sylvia aber las still für sich einen englischen Roman. Der Baron Port kam auf die Veranda heraus im Reitanzug, denn er war im Begriff, seinen gewohnten Abendritt zu machen. „Ihr sitzt hier ganz gut," meinte er, „ich wollte nur sagen, daß ich in Paduren anreiten will und vielleicht später nach Hause komme." „Tue das," erwiderte die Baronin, „sieh etwas nach den armen Padurenschen." — „Ach was, arm," versetzte der Baron, „ich finde, Warthe ist in letzter Zeit sehr guter Laune. Nun, und Fastrade kommt allmählich auch darüber hinweg, sagt mir die Tante. Vernünftiges Warthesches Blut. Es ist gut, daß auch die dümmsten Geschichten vorübergehen." Er stand noch einen Augenblick da und schaute auf den Garten hinunter, „ein Wetterchen, ein Wetterchen," murmelte er, „wenn das so weiter geht, kriegen wir ein Heu wie Zucker. Na ja, dann auf Wiedersehen," und er ging.

Sylvia, die, während ihr Vater sprach, ruhig weiter gelesen hatte, ließ jetzt das Buch sinken. „Du weinst ja," sagte Gertrud. Sylvia lächelte und hatte die Augen voller Tränen. „Ja," erwiderte sie, „die kleine Mary, die den Lord liebt, stirbt an gebrochenem Herzen, das ist sehr rührend." Gertrud lehnte sich befriedigt in ihren Stuhl zurück. „Gewiß, das gibt es," meinte sie, „und es ist ein Trost, daß solche schöne, heiße Sachen wirklich in der Welt passieren, wenn sie auch nicht zu uns kommen. Mit dem armen

Egloff und Fastrade und Lydia und Dachhausen waren sie uns schon ganz nahe." Die Baronin hob den Kopf und sah ihre Tochter unzufrieden über die Brille hin an. „Wie du wieder sprichst," sagte sie, „danke Gott, daß du hier ruhig und glücklich leben kannst und daß wir von deinen dummen, heißen Sachen verschont bleiben."

Gertrud lächelte überlegen. „Ich sage ja nichts," versetzte sie, „aber ich kann mich doch darüber freuen, daß es da draußen ein Leben gibt, in dem Interessanteres sich ereignet, als daß das Heu gut hereinkommt." Die Baronin zuckte die Achseln und suchte in ihrem Wollkorbe nach einem passenden Faden. „Draußen, draußen," murrte sie, „du warst ja draußen und die Fastrade auch, was hat es geholfen? Ihr kommt ja doch zurück, ihr könnt dort ja doch nicht leben." „Vielleicht können wir es nicht," erwiderte Gertrud gereizt, „aber ich kann mich doch darüber freuen, daß es Menschen gibt, die das können."

Unterdessen ritt der Baron Port auf seiner alten Schimmelstute gemächlich zwischen seinen Feldern hin. Der Tag war sehr heiß gewesen, von der Abendsonne angeleuchtet, schwebte der Staub wie ein rötlicher Dunst über der Landstraße, das Korn war schon in Ähren, die Wiesen in ihrem vollen Blühen hatten einen schönen Kupferglanz. Die Arbeiter kamen von ihrer Arbeit und grüßten den Baron, und er nickte wohlwollend, rief dem einen oder anderen etwas zu: „Heiß gewesen heute, was?" und als sie schon vorüber waren, behielt sein Gesicht noch eine Weile das leutselige Lächeln. Er liebte es, auf seinen abendlichen Ritten nicht nur seine eigenen Felder, sondern auch die Felder der Nachbargüter zu besichtigen. So schlug er den Weg nach Barnewitz ein. Als er am Hause vorüberkam, sah er die Baronin Dachhausen und Adine in ihren Trauerkleidern auf der Hofestreppe stehen und zum Stall hinüberschauen, in den gerade das Vieh eingetrieben wurde, eine lange Reihe schöner, schwarz und weiß gefleckter Tiere, die langsam vorüberzogen und eine Atmosphäre von Gemächlichkeit und Sattheit um sich her verbreiteten. Der Baron grüßte hinauf und die Damen winkten. Von Barnewitz machte er einen Umweg über Sirow. Die Felder standen auch dort gut. Durch das Gartengitter sah er die beiden Frauen mit wehenden Trauerschleiern in der kleinen Wandelhalle auf- und abgehen. Das kannte er, das hatte er oft schon gesehen, wenn er vorüberritt, nur fiel es ihm heute auf, daß die Baronin Fräulein von Dussa den Arm gab und langsam zu gehen schien.

Um Sonnenuntergang langte er in Paduren an. „Die Herrschaften sind unten im Park," meldete der Diener. „Ich weiß, ich weiß," sagte der Baron Port und ging zum kleinen See hinunter. Dort fand er den Baron Warche in seinem Rollstuhle, die Baronesse Arabella und Fastrade. Sie saßen still beisammen und warteten auf den Einfall der Enten. „Kommen

sie schon," fragte Baron Port. — „Die kommen schon," erwiderte Baron Warthe und lachte, „nach dem heißen Tage haben sie es eilig." „So, so," meinte Baron Port und setzte sich zu seinem alten Freunde: „Ja, ein Wetterchen, wenn das so fortgeht, so kriegen wir alle Arbeit zugleich auf den Hals," und er erzählte von den Witzowschen Feldern und von den Barnewitzschen und Sirowschen Feldern, und sie sprachen von den früheren Ernten. Wenn eine Schar Enten herangeflogen kam und sich rauschend in das Schilf einließ, dann hielten die alten Herren in ihrem Gespräch inne und lachten.

„Nichts Neues in der Gegend?" fragte der Baron Warthe. „Nein, nichts," erwiderte der Baron Port, „Gott sei Dank ist hier alles wieder ruhig." „Das ist gut," meinte der Baron Warthe in belehrendem Stimmtone, „man hat im Leben ja auch seine Unruhe gehabt, man hat seine Tätigkeit und seinen Wirkungskreis gehabt, nun will man Ruhe im windstillen Winkel." „Da hast du ganz recht, Bruder," bestätigte Baron Port.

Fastrade saß schweigend da und schaute auf den See hinaus. Die behaglich plaudernden Stimmen der Alten drangen zu ihr wie etwas, gegen das sie sich wehrte. Alles wieder ruhig. War diese Ruhe nicht etwas Drohendes und Feindliches, sie hatte Angst um ihren Schmerz, der jetzt ihr heiligstes Erlebnis war, würde er in dem windstillen Winkel stille werden, schläfrig werden, untergehen?

Die Dämmerung nahm zu, Enten kamen nicht mehr, der See wurde still, nur zuweilen rauschte ein Flügel im Schilf, eine Ente schnatterte im Traum oder eine Unke plätscherte leise auf ihrem Wege durch das seichte Wasser am Ufer. Irgendwo im Rasen begann ein Erdkrebs seinen einsamen Liebesgesang. — In der Finsternis still vor sich hinzuweinen tat Fastrade wohl, es tat ihr wohl, in sich hineinzuhorchen auf das Schlagen ihres Herzens und das Fiebern ihres Blutes, sie fühlte sich dann wunderbar eins mit dem verstohlenen Schluchzen, Liebkosen und Seufzen, mit dem ganzen geheimnisvollen Leben, das durch die Junidämmerung atmete. — „Es wird dunkel," sagte der Baron Warthe und man machte sich auf den Heimweg. Am Parkgitter ließ der Baron halten. „Sieh, Port," meinte er, „drüben bei dir haben sie schon Licht gemacht." „Ja," erwiderte der Baron Port, „und dort in Sirow auch. Und das dort ganz weit sind die Lichter von Barnewitz.

Die goldenen Lichtpünktchen blinzelten friedlich über die Ebene hin, auf deren Felder, fette Wiesen und stille Wege flüsternd die Sommernacht herabsank. „Aber kühl wird es doch abends," bemerkte Baron Port. „Ja, kühl," bestätigte Baron Warthe, „da wird ein Glas von meinem Rotwein gut tun, du kennst ihn ja." „Den kenne ich gut," schmunzelte der Baron Port und die beiden alten Herren lachten behaglich bei dem Gedanken an den guten Padurenschen Rotwein. —

***

Die Pferde von Elberfeld

Ein Beitrag zur Tierpsychologie

von Maurice Maeterlinck

Für die mit den Tatsachen noch nicht Vertrauten will ich das Notwendige kurz vorausschicken, um das wunderbare Ereignis der Pferde von Elberfeld besser verständlich zu machen. Für die Einzelheiten berufe ich mich auf das bemerkenswerte Werk von Karl Krall: „Denkende Tiere", das die erste und wichtigste Schrift einer bereits reichhaltigen Literatur ist.

Vor etwa zwanzig Jahren lebte in Berlin ein alter Misanthrop, Wilhelm von Osten, ein kleiner, etwas wunderlicher Rentner, der von einer fixen Idee beherrscht war: der Intelligenz der Tiere. Er unternahm es, ein Pferd zu erziehen, erhielt aber nur ziemlich unsichere Resultate. Da erwarb er im Jahre 1900 einen russischen Hengst, der den Namen Hans trug. Bald sollte er das wohlverdiente homerische Beiwort der Kluge erhalten; denn er stellte unsre ganze Tierpsychologie in Frage und warf Probleme auf, die zu den unverhofftesten und fesselndsten gehören, denen der Mensch bis auf diesen Tag begegnet ist.

Dank Ostens Geduld machte das Pferd rasche, ja erstaunliche Fortschritte. „Zunächst wurde es" — ich zitiere hier die vorzügliche Darstellung von Dr. Ed. Claparède, Professor an der Universität Genf, in seiner Monographie über die Pferde von Elberfeld — „zunächst wurde es mit verschiedenen landläufigen Begriffen, wie rechts und links, oben und unten, vertraut gemacht; dann begann der Anschauungsunterricht im Rechnen. Hans wurde an einen Tisch geführt, auf den ein, zwei und mehrere kleine Kegel gestellt wurden. Herr von Osten, der neben Hans kniete, nannte die entsprechenden Zahlen und ließ ihn mit dem Huf soviel Schläge machen, als Kegel da waren. Alsdann wurden die Kegel durch Zahlen ersetzt, die auf eine schwarze Tafel geschrieben waren. Das Ergebnis war überraschend. Das Pferd vermochte nicht nur zu zählen (das heißt die Ziffern durch Hufschläge wiederzugeben), sondern auch selber richtige Berechnungen auszuführen und kleine Aufgaben zu lösen."

Aber Hans konnte nicht nur rechnen, sondern auch lesen. Er war musikalisch und unterschied harmonische und unharmonische Klänge. Zudem hatte er ein erstaunliches Gedächtnis: er konnte das Datum jedes Tages der laufenden Woche angeben. Kurz, er bewältigte alle Aufgaben, die ein guter vierzehnjähriger Schüler zu lösen vermag.

Diese merkwürdigen Experimente wurden alsbald bekannt, und zahlreiche Besucher kamen in den kleinen Hof, in dem Herr von Osten seinen eigenartigen Schüler arbeiten ließ. Die Zeitungen mischten sich ein, und heftige

Polemiken entbrannten zwischen denen, die an die Wirklichkeit der Erscheinung glaubten, und denen, die darin nur dreisten Betrug sahen. Im Jahre 1904 trat eine erste wissenschaftliche Kommission zusammen, bestehend aus Professoren der Psychologie und Physiologie, dem Direktor eines zoologischen Gartens, Veterinärärzten und Kavallerieoffizieren. Sie entdeckte nichts Verdächtiges, wagte aber keinerlei Erklärung. Eine zweite Kommission wurde gewählt, unter deren Mitgliedern Oskar Pfungst, ein Schüler des Berliner psychologischen Laboratoriums, war. Dieser Herr Pfungst veröffentlichte nach zahlreichen Experimenten einen umfangreichen vernichtenden Bericht, worin er behauptete, das Pferd besitze nicht die mindeste Intelligenz, erkenne weder Buchstaben noch Zahlen, verstehe in Wahrheit weder zu rechnen noch zu zählen und gehorche lediglich den unmerklichen, winzigen und unbewußten Zeichen, die sein Herr ihm gäbe.

Nun trat in der öffentlichen Meinung ein jäher, kräftiger Umschwung ein. Man empfand eine schwächliche Erleichterung beim Hinschwinden eines Wunders, das berufen schien, einige Verwirrung in dem kleinen Kreise derer anzurichten, die mit den bekannten Wahrheiten fürlieb nehmen. Vergebens protestierte der arme Herr von Osten; man hörte nicht mehr auf ihn; die Sache war erledigt. Von diesem öffentlichen Schlage erholte er sich nicht. Er wurde zum Gespött aller, die er anfangs verblüfft hatte und starb verbittert und vereinsamt am 29. Juni 1909 im Alter von 71 Jahren.

Aber er hinterließ einen Schüler, den der allgemeine Abfall nicht erschüttert hatte. Ein reicher Elberfelder Industrieller, Herr Krall, hatte an den Arbeiten von Ostens das lebhafteste Interesse genommen und in den letzten Lebensjahren des Greises die Erziehung des Hengstes leidenschaftlich verfolgt, ja sogar ziemlich häufig selbst geleitet. Osten vermachte ihm den klugen Hans, und Krall hatte seinerseits zwei arabische Hengste gekauft, Muhamed und Zarif, die den klugen Hans durch ihre Leistungen weit übertrafen. Nun war alles wieder in Frage gestellt; die Ereignisse nahmen einen energischen und entscheidenden Gang, und die Gegner des Wunders fanden an Stelle eines müden Greises, eines brummigen und halb entwaffneten Sonderlings einen jungen, leidenschaftlichen Mann, der von einem bemerkenswerten wissenschaftlichen Instinkt beseelt, geistreich, feingebildet und imstande war, sich zu verteidigen.

Übrigens weicht seine Erziehungsmethode wesentlich von der Ostenschen ab. Merkwürdigerweise war im Grunde der etwas dürren und wunderlichen Seele des alten Pferdefreundes nach und nach eine Art von Haß gegen seinen vierbeinigen Schüler aufgekeimt. Er fühlte, wie der stolze und mißtrauische Wille des Hengstes sich gegen den seinen erhob, und zwar mit einer Widerspenstigkeit, die er für teuflisch hielt. Sie trotzten einander wie zwei Feinde, und der Unterricht nahm mehr und mehr die Form eines tragischen,

heimtückischen Kampfes an, in dem sich die Tierseele gegen die menschliche Vergewaltigung auflehnte.

Krall hingegen vergöttert seine Schüler, und die Liebe, mit der er sie umgibt, hat sie sozusagen vermenschlicht. Sie haben keine jener Regungen betörten Mißtrauens mehr, die auch beim gefügigsten und bestdressierten Pferde urplötzlich den atavistischen Schrecken vor dem Menschen verraten. Er spricht lange und zärtlich mit ihnen, wie ein Vater mit seinen Kindern, und man hat den merkwürdigen Eindruck, daß sie ihm zuhören und alles verstehen, was er sagt. Scheinen sie eine Erklärung oder Beweisführung nicht zu begreifen, so wiederholt er sie stückweise, umschreibt sie zehnmal hintereinander mit geradezu mütterlicher Geduld. Und so waren die Erfolge denn auch ungleich rascher und verblüffender als bei dem alten Hans.

Binnen zwei Wochen nach dem ersten Unterricht führte Muhamed schon einfache kleine Additionen und Subtraktionen aus. Er konnte die Einer von den Zehnern unterscheiden und gab diese mit dem rechten, jene mit dem linken Fuß an. Er verstand die Bedeutung des Plus- und Minuszeichens. Vier Tage darauf begann er zu multiplizieren und zu dividieren. Nach ein paar Monaten konnte er Quadrat- und Kubikwurzeln ziehen, und allmählich lernte er in dem von Krall erfundenen Alphabet buchstabieren und lesen.

Dies Alphabet scheint beim ersten Anblick ziemlich kompliziert. Es ist übrigens nur ein Notbehelf — aber wie soll man etwas Besseres finden? Das arme, fast stumme Pferd hat nur ein Ausdrucksmittel: den plumpen Huf, der nicht zum Denken geschaffen ist. Man hat also, wie bei den sprechenden Tischen, ein besondres Alphabet erfinden müssen, in dem jeder Buchstabe einer bestimmten Anzahl von Schlägen mit dem rechten und linken Fuße entspricht. Beifolgend eine Tabelle, wie sie den Besuchern von Elberfeld ausgehändigt wird, damit sie den Denkoperationen des Pferdes folgen können.

	1	2	3	4	5	6
10	E	N	R	S	M	C
20	A	H	L	T	Ä	CH
30	I	D	G	W	J	SCH
40	O	B	F	K	Ö	
50	U	V	Z	P	Ü	
60	EI	AU	EU	X	Q	

Um zum Beispiel den Buchstaben E anzugeben, schlägt das Pferd einmal mit dem rechten und einmal mit dem linken Hufe, beim Buchstaben L drei-

mal mit dem linken und zweimal mit dem rechten usw. Die Pferde haben dies Alphabet so gut im Gedächtnis, daß sie sich fast nie irren und mit beiden Hufen so schnell schlagen, daß man ihnen anfangs kaum zu folgen vermag.

Muhamed und Zarif, der fast eben so gute Fortschritte machte wie sein Mitschüler, obwohl er für die höhere Mathematik weniger begabt scheint als jener, wiederholen die ihnen gesagten Worte auf diese Weise, buchstabieren die Namen der Besucher, beantworten die ihnen gestellten Fragen und geben bisweilen eigne Bemerkungen zum besten, kleine selbständige Gedanken und Einfälle, auf die wir noch zurückkommen. Sie haben sich zu ihrem Gebrauch eine äußerst willkürliche phonetische Orthographie zurechtgemacht, von der sie um keinen Preis ablassen und die das Lesen ihrer Schrift oft recht erschwert. Da sie die meisten Vokale für unnütz halten, bedienen sie sich fast ausschließlich der Konsonanten; so wird aus Zucker zum Beispiel Zkr, aus Pferd Bfrt oder Frt usw.

Ich will hier nicht auf die andren zahlreichen und mannigfachen Beweise von Denkvermögen eingehen, die die seltsamen Bewohner des merkwürdigen Stalles in reichem Maße geben. Sie sind nicht nur hervorragende Rechner, für die die schwierigsten Brüche und Wurzeln keine Geheimnisse mehr haben. Sie unterscheiden Töne, Farben und Gerüche, lesen die Zeit vom Zifferblatt einer Taschenuhr ab, erkennen gewisse geometrische Figuren, Bilder, Photographien usw.

Nach all diesen immer entscheidenderen Experimenten und besonders nach der Veröffentlichung von Kralls großem Werk „Denkende Tiere," das sehr sachlich und methodisch ist, tauchte das Problem von neuem vor der Öffentlichkeit auf und war diesmal nicht mehr abzustreiten. In Elberfeld folgte eine wissenschaftliche Kommission auf die andre und die Berichte häuften sich. Gelehrte aller Länder studierten an Ort und Stelle das unerklärliche Phänomen, das Professor Claparède als „sensationellstes Ereignis" bezeichnet, „das je in der Psychologie stattgefunden hat".

Am Schluß dieses kurzen Vorworts möchte ich noch hinzusetzen, daß der Fall der Elberfelder Pferde seit einiger Zeit nicht mehr vereinzelt dasteht. In Mannheim ist ein Hund von unbestimmter Mischrasse, der ungefähr dasselbe leistet wie seine einhufigen Nebenbuhler. Er ist weniger weit in der Arithmetik, addiert, subtrahiert und multipliziert aber ein- und zweistellige Zahlen ganz richtig. Er liest und schreibt durch Scharren mit der Pfote nach einem Alphabet, das er sich scheinbar selbst erfunden hat, und seine Orthographie ist ebenfalls äußerst vereinfacht und phonetisch gemacht. Er unterscheidet die Farben eines Blumenstraußes, zählt den Inhalt eines Portemonnaies und scheidet die Markstücke von den Pfennigen. Er sucht und findet die Worte, die einen ihm gezeigten Gegenstand oder ein Bild

bedeuten. Zeigt man ihm zum Beispiel einen Blumenstrauß in einer Vase und fragt ihn, was es sei, so antwortet er: „Ein Glas mit kleinen Blumen". Seine Antworten sind oft von einer recht eigentümlichen Selbständigkeit und Originalität. Bei einer Leseübung erregte das Wort Herbst zufällig die Aufmerksamkeit des Hundes. Professor Mackensie fragte ihn, was Herbst sei. „Die Zeit, wo es Äpfel gibt." Bei demselben Experiment zeigte ihm der genannte Professor eine Karte mit roten und blauen Quadraten, deren Bedeutung er nicht kannte. „Was ist das?" — „Blau, rot, recht hübsche Würfel," entgegnete der Hund. Bisweilen gibt er launige Antworten. „Was soll ich tun, um dir Freude zu machen?" fragt ihn eines Tags eine Dame, die ihn gern mag. „Wedeln," erwidert Rolf ernsthaft.

Rolf, dessen Berühmtheit noch ziemlich jung ist, war noch kein Gegenstand peinlicher Untersuchungen, umfangreicher und zahlloser Berichte wie seine berühmten Nebenbuhler aus der Rheinprovinz. Aber die eben erwähnten Tatsachen werden von Männern wie Professor Mackensie oder Duchatel bestätigt, dem gelehrten scharfsinnigen Vizepräsidenten der „Société Universelle d'Etudes psychiques", die beide eigens nach Mannheim gereist sind, um sie zu studieren. Sie scheinen mir ebensowenig bestreitbar, wie die Elberfelder, von denen sie sozusagen eine Wiederholung oder ein Echo sind. Diese Duplizität der Fälle kommt bei außergewöhnlichen Erscheinungen häufig vor. Sie treten an verschiedenen Stellen des Erdballs gleichzeitig auf, antworten einander und vermehren sich, als gehorchten sie einem Losungswort. Wahrscheinlich werden wir also noch andre Kundgebungen gleicher Art erleben. Es ist wie eine neue Welle, die sich fortpflanzt. Nachdem sie im Menschen unbekannte Kräfte wachgerufen hat, erreicht sie jetzt auch andere Wesen, die mit uns diese geheimnisvolle Erde bewohnen, auf der sie leben, leiden und sterben wie wir, ohne zu begreifen, warum.

Ich war nicht in Mannheim, aber ich bin nach Elberfeld gereist und bin lange genug dort geblieben, um die Überzeugung mitzunehmen, die von allen geteilt wird, die diese Wallfahrt unternommen haben.

Ich hatte Herrn Krall im letzten Jahre versprochen, seine wunderbaren Pferde zu besuchen. Vor einigen Monaten also wiederholte er seine Einladung in dringlicherer Form mit dem Zusatz, sein Stall würde nach dem 15. September vielleicht aufgelöst, und jedenfalls müßte er auf Anraten seines Arztes die Experimente, die ihn sehr ermüdeten, auf unbestimmte Zeit verschieben.

Ich reiste also gleich nach der großen rheinischen Industriestadt, die eigenartiger, schmucker und malerischer ist, als man erwarten sollte. Ich hatte seit lange annähernd alles gelesen, was über die Frage veröffentlicht worden ist, und war von der Wirklichkeit der Tatsachen völlig überzeugt.

Übrigens dürfte es sehr schwer sein, nach den wiederholten Prüfungen und den fortwährenden strengen, oft feindseligen und fast böswilligen Kontrollierungen der Experimente noch daran zu zweifeln. Was ihre Deutung betraf, so war ich überzeugt, daß die Telepathie, das heißt die Gedankenübertragung von Unterbewußtsein zu Unterbewußtsein, so seltsam sie auf diesem neuen Gebiet auch scheinen mochte, die einzig annehmbare Hypothese blieb, trotzdem gewisse Umstände sie völlig auszuschließen schienen. Mangels der eigentlichen Telepathie neigte ich zu der mediumistischen oder subliminalen Hypothese, die M. de Vesme in einem beachtenswerten Vortrag vom 22. Dezember 1912 in der „Société Universelle d'Etudes psychiques" sehr geschickt vertreten hat. In der Tat bedarf ja die Telepathie, zumal wenn man ihre letzten Konsequenzen zieht, der unterbewußten (subliminalen) Kräfte, so daß beide Hypothesen also in mehr als einem Punkte zusammenfallen und sich oft schwer sagen läßt, wo die eine beginnt und die andre aufhört. Aber hiervon wird besser weiterhin zu reden sein.

Übrigens hat Herr Krall, obwohl sein Glaube tätig, glühend und ansteckend ist, nichts von einem Visionär oder Erleuchteten. Er ist ein Mann in den Fünfzigern, gelenkig, kräftig, begeistert, aber gesetzt, allen Gedanken, ja selbst allen Träumen zugänglich, aber auch praktisch, geduldig, methodisch und mit dem unerschütterlichsten gesunden Menschenverstande begabt. Er flößt sofort jenes schrankenlose Vertrauen ohne alle Hintergedanken ein, das im Nu alle instinktiven Zweifel, alle geheimen Besorgnisse, allen verhüllten Argwohn verscheucht, die sich sonst zwischen zwei Menschen regen, wenn sie sich zum ersten Male die Hand reichen. Man begrüßt ihn aus tiefstem Herzen als Ehrenmann und zuverlässigen Freund, dem man bereit ist, sich anzuvertrauen und den man bedauert, nicht früher im Leben getroffen zu haben.

Durch die belebten Straßen und Kaie von Elberfeld gehen wir zusammen nach dem Stalle, der ein paar hundert Schritt von dem Geschäft abliegt. Auf dem lindenbeschatteten Hofe schöpfen die Pferde frische Luft vor den Türen ihrer Boxen. Es sind vier, nämlich Muhamed, der intelligenteste und begabteste, der große Mathematiker der kleinen Schar, sein Doppelgänger Zarif, etwas weniger fortgeschritten, weniger fügsam, boshafter, aber auch launischer, spontaner und voll verblüffender Einfälle. Ferner Hänschen, ein kleiner Shetlandpony, nicht größer als ein Neufundländer, der Straßenjunge der vier. Er ist unruhig, mutwillig, ein Wildfang, heftig und argwöhnisch, führt aber auf der Stelle mit wütendem Hufschlag die schwierigsten Additionen und Multiplikationen aus. Schließlich der zuletzt Hinzugekommene, der dicke, gemächliche Berto, ein stattlicher schwarzer Hengst, völlig erblindet und ohne Geruchssinn. Er ist erst seit wenigen Monaten in der Lehre und befindet sich sozusagen noch in der Vorschule, löst aber schon, etwas schwerfällig, doch mit gleichmäßigerer Laune und

gewissenhafter als seine Mitschüler, kleine Additions- und Subtraktionsaufgaben, die ein Kind in seinem Alter nicht besser bewältigen würde.

In einem Winkel steht Kama, ein junger, zwei- bis dreijähriger Elefant, etwa so groß wie ein maßlos gemästeter Esel. Unter dem Schutz seiner breiten Ohren, die die Form von Rhabarberblättern haben, rollt er seine kleinen boshaften, fast gassenbubenhaften Augen, und mit seinem schmeichelnden, schnüffelnden Rüssel liest er sorgfältig alles auf, was er für eßbar hält, das heißt ungefähr alles, was auf dem Pflaster herumliegt. Man hatte große Hoffnungen auf ihn gesetzt, aber bisher hat er sie gründlich enttäuscht; er ist der Faulpelz in dieser Schule. Vielleicht ist er noch zu jung; seine kleine Elefantenseele gleicht wohl noch der eines Säuglings, der statt mit seinen Händen und Füßen mit seiner Riesennase spielt, die zuerst die Welt erforschen und kennen lernen muß. Seine Aufmerksamkeit läßt sich noch um keinen Preis konzentrieren, und wenn sein Alphabet mit den beweglichen Buchstaben vor ihn gestellt wird, so gibt er nicht etwa diejenigen an, die man ihm bezeichnet, sondern bemüht sich, sie aus dem Rahmen zu heben, um sie heimlich hinunterzuschlucken. Er hat seinen guten Herrn sehr enttäuscht, und dieser läßt ihn in Erwartung der Vernunft und Weisheit, die die indischen Sagen verheißen, in seiner zufriedenen Unwissenheit, die übrigens durch einen fast unersättlichen Appetit verschönert wird.

Aber ich verlange den großen Ahnherrn, den klugen Hans, zu sehen. Er lebt noch. Er ist alt; er muß sechzehn bis siebzehn Jahre zählen, aber in seinem Alter sind auch ihm die heftigen Stürme nicht erspart geblieben, die die Menschen an ihrem Lebensabend kennen lernen. Hans ist ausgeartet und man spricht von ihm nur noch ungern. Eines Tages führte ein Stallknecht, sei es aus Unvorsichtigkeit oder aus Bosheit — ich weiß es nicht mehr genau — eine Stute in den Hof, und der keusche Hans, der bisher ein sittenstrenges, mönchisches Dasein geführt, der sich dem Zölibat, der Wissenschaft und den Zahlen gewidmet hatte, verlor auf der Stelle den Kopf und riß sich am Flankierbaum seines Standes den Bauch auf. Man mußte ihm die Eingeweide wieder in den Leib bringen und die Darmmündung zunähen. Er führt jetzt ein klägliches Leben auf einer Weide in der Umgegend. So trifft es auch hier zu, daß das Leben erst an seinem Ende beurteilt werden kann und daß niemand weiß, was ihm vor seinem Tode noch begegnet.

Vor dem Beginn der Experimente macht der Besitzer seinen morgendlichen Rundgang. Ich trete derweil auf Muhamed zu, spreche mit ihm und liebkose ihn mit der Hand, während ich ihm tief in die Augen schaue, um darin einen Blitz seines Geistes zu finden. Das hübsche, schnittige und muskulöse Pferd ist ruhig und zutraulich wie ein Hund. Es zeigt sich äußerst liebenswürdig und freundlich und sucht mich mit Zunge und Lefzen

kräftig zu lecken und zu küssen. Ich weiche seinen Liebkosungen aus, so gut ich kann, denn sie sind etwas zu heftig und deutlich. Sein klarer Antilopenblick ist tief, ernst und in die Ferne gerichtet, unterscheidet sich aber keineswegs von dem seiner Brüder, die seit Jahrtausenden nichts als die Roheit und Undankbarkeit des Menschen gesehen haben. Könnte man etwas darin lesen, so wäre es nicht sowohl die kleine, unzulängliche und vergebliche Anstrengung, die wir Denken nennen, sondern vielmehr eine unbestimmte große Besorgnis, eine Sehnsucht nach den grenzenlosen, von Flüssen durchzogenen Ebenen, in denen sich seine Rasse einst tummelte, ehe sie der Sklaverei des Menschen verfiel. Jedenfalls macht Muhamed, wie er so an der Schwelle des Stalles mit seiner Halfter angebunden steht, die Fliegen abwehrt und nachlässig das Pflaster scharrt, lediglich den Eindruck eines gut gepflegten Pferdes, das auf Sattel und Zaumzeug zu warten scheint und sein neues Geheimnis ebenso tief verbirgt wie alle andren, die die Natur in ihn gelegt hat. Aber schon werde ich gerufen, um in dem Stalle Platz zu nehmen, wo der Unterricht stattfindet. Der Besitzer tritt mit der Kreide in der Hand an die schwarze Tafel und redet Muhamed wie ein menschliches Wesen an. Er stellt mich ihm in aller Form vor. „Muhamed, paß auf," sagt er und weist auf mich: „Dies ist dein Onkel, der eine lange Reise gemacht hat, um dir einen Besuch abzustatten. Du darfst seine Erwartung nicht täuschen. Er heißt Maeterlinck. Hast du verstanden? Maeterlinck. Zeige ihm nun, daß du die Buchstaben kennst und einen Namen richtig buchstabieren kannst, wie ein kluges Kind. Vorwärts, wir hören dir zu."

Muhamed wiehert kurz auf; dann vollführt er mit seinen Hufen auf dem kleinen beweglichen Brett, das vor ihm liegt, soviel Schläge, als in dem vereinbarten Alphabet den Buchstaben M bedeuten. Dann folgen hintereinander ohne Unterbrechung die Buchstaben A D R L I N S H — das unverhoffte Lautbild, das mein Name in der Phonetik und der Seele des Pferdes annimmt. Krall macht ihn aufmerksam, daß er sich geirrt hat. Er gibt es gern zu und ersetzt das S und H durch ein G und schließlich durch ein K. Krall verlangt, daß er auch das D durch ein T ersetze, aber das verweigert Muhamed durch Kopfschütteln und sträubt sich gegen jede neue Verbesserung.

Ich kann versichern, obwohl ich darauf gefaßt war, ist der erste Schlag doch recht verwirrend. Ich weiß auch, wenn man solche Dinge erzählt, gilt man für ein zu leicht geblendetes Opfer der zweifellos kindlichen Kunstgriffe und Manipulationen einer geschickt ins Werk gesetzten kleinen Szene. Aber wo sind hier die Kunstgriffe und Manipulationen? Liegen sie in den Worten? Mit der Annahme, daß das Pferd die Worte seines Herrn versteht und übersetzt, bestätigt man doch grade das Ungewöhnlichste an dieser Erscheinung. Handelt es sich vielleicht um Berührungen und gewohnte Zeichen?

So naiv man auch sein mag, ein Mensch würde sie doch leichter erfassen als ein Pferd, und wäre es noch so begabt. Krall berührt das Tier nie mit der Hand; er geht planlos in dem kleinen, völlig kahlen Stalle umher und steht meistenteils hinter dem Pferde, das ihn also nicht sehen kann, oder er setzt sich neben den Gast auf die harmlose Haferkiste und beschäftigt sich, während er seinem Schüler Vorhaltungen macht, mit dem Protokoll des Experiments. Übrigens unterwirft er sich mit der heitersten Bereitwilligkeit jeder Prüfung und jeder Kontrolle, die man ihm nahelegt. Ich kann versichern, daß die Wirklichkeit viel einfacher und klarer ist, als der Argwohn der abwesenden Skeptiker, und daß in dem Dunstkreise der Ehrlichkeit, der in dem alten Stalle herrscht, auch nicht der geringste Gedanke an Betrug aufkommen kann, so mißtrauisch ein Mensch auch sein mag.

Aber, wird man vielleicht einwenden, Krall wußte ja, daß Sie nach Elberfeld kämen. Er hat die kleine Buchstabierübung natürlich bis zum Überdruß wiederholt, und sie ist offenbar nur eine glänzende Gedächtnisleistung. Obgleich mir dieser Einwand wenig stichhaltig erscheint, spreche ich ihn aus Gewissenhaftigkeit Herrn Krall gegenüber aus, und er antwortet: „Machen Sie selbst einen Versuch; diktieren Sie dem Pferd irgendein beliebiges zwei- oder dreisilbiges deutsches Wort mit energischer Betonung der Silben. Ich gehe aus dem Stall und lasse Sie allein mit ihm."

Nun bin ich mit Muhamed unter vier Augen. Ich gestehe, ich bin etwas befangen. Ich habe oft den Großen oder den Königen der Erde gegenübergestanden und war durchaus nicht verschüchtert. Mit wem habe ich hier denn eigentlich zu tun? Doch ich fasse mir ein Herz und spreche mit lauter Stimme das erste beste Zufallswort, den Namen des Gasthofes, in dem ich abgestiegen bin: Weidenhof. Zu allererst scheint Muhamed, durch das Fernsein seines Herrn etwas verwirrt, mich nicht zu verstehen und von meiner Gegenwart überhaupt keine Notiz zu nehmen. Aber ich wiederhole mit starker Betonung aller Laute: „Weidenhof, Weidenhof", abwechselnd schmeichelnd, drohend, bittend und gebieterisch. Plötzlich entschließt sich mein geheimnisvoller Gefährte, mir Gehör zu leihen, und schlägt fröhlich und ohne Zaudern die folgenden Buchstaben an, die ich einen nach dem andern auf die schwarze Tafel schreibe: W E I D N H O Z.

Das ist ein prächtiges Beispiel der Pferdeorthographie! Triumphierend und verwirrt rufe ich den guten Krall zurück, der an das Wunder gewöhnt ist und es ganz natürlich findet, aber die Stirn runzelt. „Was ist das, Muhamed! Du hast schon wieder einen Fehler gemacht. Nicht ein Z mußtest du ans Ende des Wortes setzen, sondern ein F. Willst du es wohl gleich verbessern." Und der gelehrige Muhamed sieht sein Versehen ein und macht mit dem rechten Huf drei, dann mit dem linken vier Schläge, die das tadelloseste F darstellen.

Man grübelt und befragt sich, welchem menschgewordenen Phänomen, welcher unbekannten Kraft, welchem neuen Wesen man hier gegenübersteht. Das alles verbargen unsre schweigenden Brüder also vor unsren Blicken! Man schämt sich der langen Ungerechtigkeit des Menschen. Man sucht ringsum, ich weiß nicht nach welchen glänzenden oder flüchtigen Spuren des Mysteriums. Man fühlt sich im Innersten gepackt, in all seinen Gewißheiten und Sicherheiten erschüttert. Man fühlt auf seinem Antlitz den Hauch des Abgrunds. Man könnte nicht erstaunter sein, wenn man plötzlich die Toten reden hörte. Aber das Erstaunlichste ist, daß man nicht erstaunt ist. Wir alle leben unbewußt in der Erwartung des Außerordentlichen, und wenn es vor uns tritt, erregt es uns viel weniger als seine Erwartung.

Aber Muhamed gibt untrügliche Zeichen, daß er von der Orthographie genug hat. Um ihn abzulenken und zu belohnen schlägt ihm sein guter Herr vor, ein paar Quadrat- und Kubikwurzeln zu ziehen. Muhamed scheint entzückt; das sind seine Lieblingsaufgaben, denn für komplizierte Multiplikationen und Divisionen zeigt er weniger Interesse als früher. Er hält sie offenbar für unter seiner Würde.

Krall schreibt also an die Tafel verschiedene Wurzeln, die ich mir nicht notiert habe. Überdies wird ja die Tatsache, daß das Pferd diese Aufgaben spielend löst, nicht mehr bestritten, und es hätte darum wenig Sinn, hier auf ziemlich verwickelt aussehende Rechnungen einzugehen, zumal sich zahlreiche Varianten in den Berichten und Protokollen von Mackensie, Hartkopf, Overbeck, Claparède usw. finden. Was dabei besonders auffällt, ist die Leichtigkeit und Raschheit, ich möchte fast sagen die zerstreute Fröhlichkeit, mit der der seltsame Mathematiker die Lösungen gibt. Kaum hat die Kreide die letzte Ziffer aufgezeichnet, so schlägt der rechte Huf bereits die Einer und unmittelbar darauf der linke die Zehner. Kein Zeichen von Aufmerksamkeit oder Nachdenken; man merkt nicht einmal den Augenblick, wo das Pferd die Aufgabe erfaßt; die Antwort scheint automatisch aus einer unsichtbaren Intelligenz hervorzuspringen. Je nach den Tagen sind die Fehler selten oder häufig.

Ich bin sichtlich verblüfft. Aber vielleicht sind diese Aufgaben eingelernt. Das wäre zwar schon etwas Außerordentliches, aber doch nicht so erstaunlich wie die wirkliche Lösung. Krall liest diesen Verdacht nicht in meinen Augen, da er sich nicht darin ausdrückt; trotzdem bittet er mich, um jeden Schatten von Verdacht abzuwenden, selbst eine beliebige Wurzel an die Tafel zu schreiben. Hier muß ich nun zu meiner Schande meine Unwissenheit eingestehen. Ich habe keine Ahnung von den Geheimnissen dieser dunklen und komplizierten Rechnungen. Immerhin machte ich gute Miene, nahm die ersten besten Ziffern, die mir in den Sinn kamen, und schrieb tapfer eine riesige, verwegene Wurzel auf die Tafel. Muhamed blieb stumm. Krall

rief ihn lebhaft an, sich zu sputen. Muhamed hebt den rechten Huf, läßt ihn aber nicht fallen. Krall wird ungeduldig, bittet, verspricht und droht in einem fort; der Huf bleibt aufgehoben, wie um den guten Willen und die Unausführbarkeit der Sache zu bekunden. Da dreht sich mein Gastgeber um, sieht sich die Aufgabe an und fragt: „Ist die Wurzel richtig?" — „Was heißt richtig? Gibt es auch . . ." Doch ich wage nicht fortzufahren. Meine uneingeständliche Unwissenheit springt mir plötzlich in die Augen. Der gute Krall lächelt, versucht aber nicht, eine so hoffnungslos zurückgebliebene Erziehung zu vollenden, sondern rechnet die Wurzel selbst mühsam nach und erklärt, das Pferd hätte ganz recht gehabt, eine unlösbare Aufgabe zu verweigern.

Nun wird ein anderer Schüler herbeigeführt, Hänschen, der kleine lebhafte Pony. Krall bittet mich um zwei Zahlen zum Multiplizieren. Ich gebe 63×7 an. Er multipliziert sie und schreibt das Ergebnis auf die Tafel, dahinter das Divisionszeichen, als 441 : 7. Sofort schlägt oder besser scharrt Hänschen energisch und mit einer Geschwindigkeit, daß man ihm kaum folgen kann, dreimal mit dem rechten und sechsmal mit dem linken Hufe, was 63 bedeutet. Hänschen wird belobt, und um seine Zufriedenheit auszudrücken, stellt er die Ziffer schleunigst um und „schreibt" 36; dann stellt er sie wieder richtig und „schreibt" nochmals 63. Offenbar macht es ihm Spaß, mit Zahlen zu spielen. Und nun folgen Additionen und Subtraktionen, Multiplikationen und Divisionen nach Zahlen, die ich selbst angebe, um jeden Gedanken an ein abgekartetes Spiel fernzuhalten. Die Lösungen fallen hageldicht auf das kleine Brett; die Antwort wird von der Frage ausgelöst, als ob man auf einen Klingelknopf drückte. Die Zwanglosigkeit des Tieres ist ebenso überraschend wie sein rechnerisches Geschick.

Nun kommt Berto an die Reihe. Er gleicht einem schweren normannischen Pferde mit seidigem Fell. Still, würdig und friedlich tritt er ein wie ein großer Blinder. Seine großen schwarzen, leuchtenden Augen sind völlig erblindet und jeder Lichtschimmer in ihnen ist erloschen. Mit dem Hufe tastet er nach dem Brett, auf dem er die Antworten geben soll. Er ist noch bei den Anfangsgründen, und seine erste Ausbildung war besonders mühselig. Durch kleine Schläge in seine Flanke gelang es, ihm Wert und Bedeutung der Zahlen, des Additions- und Subtraktionszeichens beizubringen. Krall spricht mit ihm wie ein Vater mit seinem jüngsten Sohn. Liebevoll erklärt er ihm die einfachen Rechenaufgaben, die ich stelle: 2 + 3, 8 − 4, 2 × 3. „Paß auf! Es ist nicht mehr + 3 oder − 3" usw. Er verrechnet sich fast nie. Hat er die Aufgabe nicht verstanden, so wartet er, bis sie ihm wiederholt oder mit der Fingerspitze auf seine Flanke geschrieben wird, und sein Fleiß ist unendlich rührend anzusehen, wie bei einem zurückgebliebenen, enterbten Kinde. Er ist viel eifriger und gewissenhafter als seine Mitschüler,

und man merkt, daß diese Arbeit nächst seinem Futter der einzige lichte, interessante Augenblick in seinem dunklen Dasein ist. Sicherlich wird er nie dem fabelhaften Rechner Muhamed gleichkommen, aber er liefert den wertvollen lebendigen Beweis, daß die Hypothese von den unbewußten, unmerklichen Zeichen — die einzige, die die deutschen Gelehrten bisher ernstlich ins Auge gefaßt haben, — entschieden unhaltbar ist.

Ich habe noch nicht von Zarif geredet. Er ist heute morgen ziemlich schlecht aufgelegt und überhaupt in der Arithmetik weniger bewandert und launischer als Muhamed. Die Mehrzahl der Aufgaben löst er aufs Geratewohl, oder er hebt beharrlich den Huf, ohne ihn niederzusetzen, um seine Widerspenstigkeit zu zeigen. Nur die letzte Aufgabe löst er sofort richtig, wenn ihm nämlich eine volle Schüssel Mohrrüben versprochen wird und der Stallknecht erscheint, um ihn abzuholen. Macht dieser nur eine beliebige Bewegung, so wird der Hengst bestürzt, bäumt sich und verliert den Kopf. „Das schlechte Gewissen," sagt Krall ernst, und in dieser wunderlichen Atmosphäre, die von ich weiß nicht welchem Dunst einer andren Welt geschwängert ist, bekommt dies Wort eine eigentümliche Bedeutung.

Am Nachmittag werden die Experimente fortgesetzt, denn unser Wirt ist unermüdlich. Zunächst fragt er Muhamed, auf mich deutend, ob er den Namen seines Onkels noch wisse. Das Pferd schlägt ein H. Krall ist erstaunt und macht ihm väterliche Vorhaltungen. „Nun paß doch auf! Du weißt doch, es ist kein H. . . ." Das Pferd schlägt ein E. Krall wird etwas ungeduldig; er droht, bittet und verspricht abwechselnd Mohrrüben und die schlimmsten Strafen, das heißt das Erscheinen Alberts, des Stallknechts, der bei großen Anlässen den faulen oder unaufmerksamen Schülern Anstands- und Pflichtgefühl beibringt; denn Krall selbst straft seine Pferde nie, um ihre Freundschaft oder ihr Vertrauen nicht zu verlieren. Er fährt also in seinen Vorhaltungen fort. „Nun, willst du endlich aufpassen und nicht aufs Geratewohl schlagen? Ja oder nein?"

Muhamed, der eigensinnig seinen Gedanken folgt, schlägt ein R.

Da erhellt sich Kralls redliches Gesicht. „Er hat recht," sagt er. „Sie haben gehört: H E R, das macht Herr. Er hat Ihnen den Titel geben wollen, den jeder beanspruchen kann, der einen Zylinder oder einen steifen Hut trägt. Er tut das äußerst selten, und ich habe nicht mehr daran gedacht. Wahrscheinlich hat er gehört, wie ich Sie Herr Maeterlinck nannte, und nicht im Rückstand bleiben wollen. Diese besondere Gunst und dieser Übereifer versprechen uns die erfreulichsten Resultate. — Sehr gut, Muhamed, mein Sohn, sehr gut; ich bitte dich um Entschuldigung. Nun küsse mich und fahre fort."

Muhamed gibt seinem Herrn einen groben Kuß, scheint aber zu zaudern. Um ihm nachzuhelfen, weist Krall ihn darauf hin, daß mein und sein Name

mit demselben Buchstaben anfängt. Muhamed schlägt ein K. Offenbar glaubt er, es handle sich um den Namen seines Herrn. Schließlich schreibt Krall ein großes M auf die schwarze Tafel, und nun schlägt das Pferd, wie ein Mensch, dem plötzlich ein vergessenes Wort einfällt, hinter einander und ohne Pause die Buchstaben M A Z R L K. Das ist die merkwürdig entstellte Form, die mein Name unter Auslassung der unnützen Vokale seit heute morgen in seinem Pferde-Gedächtnis angenommen hat. Krall weist ihn auf die fehlerhafte Schreibweise hin. Er scheint es einzusehen, zaudert ein wenig und schreibt: M A R Z L E G K. — Krall wiederholt meinen Namen und fragt, welches der erste verbesserungsbedürftige Buchstabe sei. Der Hengst gibt ein R an. „Schön, aber welcher Buchstabe gehört anstelle des R?" Muhamed schlägt ein N. „Nein, paß doch auf!" Er schlägt ein T. „Sehr gut, aber wohin gehört das T?" — „An die dritte Stelle," antwortet das Pferd. Und nun folgt Verbesserung auf Verbesserung, bis mein Vatersname fast unversehrt aus dem seltsamen Abenteuer hervorgeht.

Damit nimmt das Buchstabieren, das Fragen, das Rechnen und die Aufgaben ihren Fortgang, so wunderbar und verwirrend wie vorher, aber schon etwas entfärbt durch die Gewohnheit, wie jedes fortgesetzte Wunder. Übrigens ist zu betonen, daß die erwähnten Tatsachen nicht zu den hervorragendsten Leistungen unsrer Wunderpferde gehören. Es ist im ganzen nur ein gewöhnliches Experiment, eine Durchschnittsleistung ohne Genieblitze. Aber sie haben vor andern Augenzeugen Hervorragenderes vollbracht, Dinge, die noch deutlicher die offenbar trügerische Schranke zwischen der tierischen und menschlichen Natur aufheben.

So hält Zarif, der Nichtsnutz des Stalles, eines Tages mitten in seiner Arbeit inne. Krall fragt nach dem Grunde. „Weil ich müde bin." Ein andermal antwortet er: „Schmerzen am Bein". Sie erkennen und identifizieren die Bilder, die ihnen gezeigt werden, unterscheiden Farben und Gerüche usw. Doch ich wollte nur das berichten, was ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört habe, und ich kann versichern, ich habe es mit der gleichen gewissenhaften Exaktheit getan, wie bei einem Kriminalprozeß, wo ein Menschenleben von meinem Zeugnis abhinge.

Doch ich war schon vor meiner Ankunft in Elberfeld von der Wirklichkeit der Tatsachen hinreichend überzeugt, und ich habe die Reise nicht unternommen, um diese Tatsachen zu kontrollieren. Es drängte mich festzustellen, ob die telepathische Hypothese, die einzige, die ich für annehmbar halte, den Prüfungen standhalten wird, denen ich sie unterziehen will. Ich spreche mich Krall gegenüber offen aus, aber er versteht zu Anfang nicht recht, was ich meine. Wie die meisten, die sich mit diesen Fragen nicht eingehend beschäftigt haben, bildet er sich ein, die Telepathie sei vor allem eine gewollte

und bewußte Gedankenübertragung, und versichert mir, daß er sich nie Mühe gebe, seine Gedanken zu übertragen, ja daß die Pferde meist genau das Gegenteil von dem antworten, was er erwartet habe. Ich zweifle nicht im geringsten daran. In der Tat ist ja die unmittelbare, gewollte Übertragung selbst von Mensch zu Mensch eine höchst seltne, schwierige und unsichre Erscheinung; hingegen können die ungewollten, unverhofften und ungeahnten Mitteilungen von Unterbewußtsein zu Unterbewußtsein nur noch von denen abgestritten werden, die absichtlich die Forschungen und Experimente ignorieren, die jedem zu Gebote stehen, der sich ernstlich damit befassen will.

Ich war also überzeugt, daß die Pferde genau so funktionierten, wie die schreibenden Tische, die weiter nichts tun, als mit Hilfe kleiner vereinbarter Schläge das unterbewußte Denken des einen oder andren der Anwesenden auszudrücken. Alles in allem ist es ja weit weniger überraschend, daß ein Pferdefuß sich bewegt als ein Tischfuß, und weit natürlicher, daß die lebende Substanz eines Tieres als der träge Stoff eines toten Gegenstandes dem geheimnisvollen Einfluß eines Mediums zugänglich und gehorsam ist. Ich wußte allerdings, daß Experimente gemacht worden sind, um diese Hypothese auszuschalten. So wurde zum Beispiel eine Anzahl schwieriger Aufgaben aufgezeichnet in Kuwerte getan. Vor dem Pferde wurde dann eins dieser Kuwerte willkürlich herausgegriffen, geöffnet und die Aufgabe auf die schwarze Tafel geschrieben. Aber Muhamed und Zarif lösten sie ebenso rasch und mühelos, wie wenn das Resultat allen Anwesenden bekannt gewesen wäre. Allein war es ihrem Unterbewußtsein wirklich unbekannt? Wer könnte das behaupten? Derartige Experimente erfordern außerordentliche Vorsichtsmaßregeln und einen besondren Fingersatz; denn die Tätigkeit des Unterbewußtseins ist so subtil, es macht so überraschende Seitensprünge, schöpft aus dem Schatze so vieler vergessener Errungenschaften und wirkt auf solche Entfernungen, daß man nie sicher ist, ihm zu entgehen. Waren diese Vorsichtsmaßregeln getroffen worden? Ich war nicht davon überzeugt, und wenn ich auch die Frage nicht anschneiden mochte, sagte ich mir doch, daß meine glückliche Unwissenheit in der Mathematik vielleicht irgendwie zu ihrer Klärung beitragen könnte.

Denn diese Unwissenheit, so bedauerlich sie in andrer Hinsicht war, gab mir hier einen kostbaren Vorteil. Es war in der Tat höchst unwahrscheinlich, daß mein Unterbewußtsein, das nie eine Ahnung davon hatte, was eine Kubikwurzel oder gar eine Wurzel in höherer Potenz ist, dem Pferde hätte helfen können. Ich nahm also eine auf einem Tisch liegende Liste mit mehreren hundert Aufgaben, die ebenso mannigfach wie abschreckend waren, verdeckte die Lösungen und bat Krall hinauszugehen; als ich mit Zarif allein war, schrieb ich eine dieser Aufgaben auf die schwarze Tafel.

Um die Seiten nicht mit ewigen Wiederholungen von Einzelheiten

anzufüllen, will ich gleich sagen, daß an jenem Tage keine der antitelepathischen Proben gelang. Es war gegen Ende des Nachmittags und des Experimentierens, die Pferde waren erschöpft und übermüdet, und ob Krall dabei war oder nicht, ob die Aufgabe einfach oder schwierig war, sie gaben nur lächerliche und willkürliche Antworten. Am nächsten Morgen aber, als die Arbeit wieder aufgenommen wurde und ich abermals wie oben geschildert verfuhr, waren Muhamed und Zarif besser aufgelegt und zweifellos schon mehr mit ihrem neuen Examinator vertraut, und so lösten sie Schlag auf Schlag die ihnen gestellten Aufgaben fast sämtlich richtig. Wie ich in voller Ehrlichkeit hinzufügen kann, zeigte sich kein irgendwie bemerklicher Unterschied zwischen diesen Resultaten und denen, die im Beisein Kralls oder solcher Zuschauer gewonnen waren, die die verlangte Lösung bewußt oder unbewußt schon im voraus kannten.

Nun dachte ich mir eine andere, noch einfachere Probe aus, die aber just durch ihre Einfachheit jeden allzu komplizierten Verdacht ausschloß. Ich sah auf einem der Bretter des Stalles eine Anzahl von Kästchen ungefähr in Oktavformat; jedes trug auf einer Seite eine der arabischen Ziffern 1 bis 10. Noch einmal bat ich den trefflichen Krall, dessen Gefälligkeit unerschöpflich ist, mich mit seinem Schüler allein zu lassen. Dann mischte ich die Kästchen durcheinander und stellte drei, ohne sie anzusehen, auf das Brett vor dem Pferde. In diesem Augenblick kannte also keine menschliche Seele auf der Welt die Zahl, die dort zu Füßen meines geheimnisvollen Gefährten stand, den ich schon nicht mehr als Tier zu bezeichnen wage. Ohne Zögern und ohne sich bitten zu lassen schlug das Pferd richtig die Zahl, die die Kästchen darstellten. Bei Hänschen, Muhamed und Zarif gelang das Experiment, so oft ich es versuchte. Muhamed leistete sogar mehr. Da jede Zahl von verschiedener Farbe war, fragte ich ihn, ohne es selbst zu wissen, welche Farbe die erste Zahl rechts hätte. Mit Hilfe des vereinbarten Alphabets antwortete er mir, sie sei blau, und das traf auch völlig zu.

Ich hätte diese Experimente offenbar noch fortsetzen, vertiefen und schwieriger gestalten sollen, hätte mit Hilfe der Kästchen und unter den gleichen Bedingungen Multiplikationen, Divisionen und Wurzelrechnungen zusammenstellen sollen, aber mir fehlte die Zeit dazu. Indes wurden die Experimente wenige Tage nach meiner Abreise von Dr. Haenel wieder aufgenommen. Nachfolgend das Protokoll der Versuche. Mit Muhamed allein, (Krall war verreist,) schreibt Dr. Haenel das Pluszeichen an die schwarze Tafel, dann stellt er rechts und links davon, ohne sie anzusehen, je ein Kästchen mit einer Zahl, die er nicht kennt. Hierauf fordert er Muhamed auf, beide Zahlen zu addieren. Muhamed ist anfangs zerstreut und schlägt ein paar Mal aufs Geratewohl mit dem Huf. Dr. Haenel ruft ihn zur Ordnung und ersucht ihn um Ernst und Aufmerksamkeit. Nun schlägt er

deutlich fünfzehnmal. Der Doktor dreht sich um und stellt fest, daß auf der Tafel 7 + 8 steht. Es folgen mehrere andere Additionen zwei- und dreistelliger Zahlen, die alle richtig sind. Nun setzt Dr. Haenel anstelle des Pluszeichens das Multiplikationszeichen, stellt wieder, ohne sie anzusehen, zwei Kästchen daneben und fordert das Pferd auf, beide Zahlen nicht mehr zu addieren, sondern zu multiplizieren. Muhamed schlägt 27. Das stimmt, denn die Tafel zeigt 9×3. Ebenso löst Muhamed andre Aufgaben: 9×2, 8×6. Nun nimmt der Doktor aus einem Kuwert eine Wurzelrechnung, deren Lösung er selbst nicht kennt: $\sqrt[4]{7890481}$. Muhamed antwortet 53. Der Doktor wendet das Papier um und auch diesmal ist die Lösung vollkommen richtig.

Heißt das nun, daß damit alle Gefahr der Telepathie ausgeschlossen ist? Das kategorisch zu behaupten wäre wohl verwegen. Die Macht und der Umfang der Telepathie ist immer noch, man kann es nicht oft genug wiederholen, zu unbestimmt, unfaßbar, unerforscht und unbegrenzt. Wir haben sie kaum entdeckt und wissen nur, daß sich ihr Vorhandensein nicht mehr ableugnen läßt. Im übrigen befinden wir uns ungefähr in derselben Lage wie Galvani, als er mit Hilfe zweier kleiner Metallplatten die toten Frösche wieder lebendig machte — eine Erscheinung, über die die damaligen Gelehrten sich sehr aufgehalten haben, die aber im Keime alle Wunder der Elektrizität barg.

Immerhin: was die Telepathie betrifft, so wie wir sie heute verstehen und kennen, steht meine Meinung fest. Ich bin völlig überzeugt, daß wir die Erklärung der Erscheinung hier nicht zu suchen haben, oder wenn wir es doch wollen, treten so viele andre Mysterien hinzu, die sie noch komplizierter machen, daß es immer noch besser ist, man nimmt das Wunder so, wie es sich darbietet, in seiner ursprünglichen Dunkelheit und Einfachheit. Als ich z. B. eine der genannten schwierigen Aufgaben auf die Tafel schrieb, wußte mein bewußter Verstand tatsächlich nicht, wie sie anzufassen sei. Ich wußte nicht mal, was sie bedeutete, und ob der Exponent p. 3. 4. 5 eine Multiplikation, Division oder eine andre Rechnungsart erforderte, die ich nicht einmal auszudenken versuchte. Und soweit ich zurückdenken kann, entsinne ich mich nicht, daß ich irgend einmal mehr davon gewußt hätte. Man müßte also annehmen, daß mein Unterbewußtsein ein geborener Mathematiker ist, rasch, unfehlbar und allwissend. Mag sein, und ich bin ziemlich stolz darauf. Aber diese Hypothese nimmt nur einen Platzwechsel mit dem Wunder vor, indem sie es aus der Seele des Pferdes in die meine versetzt, und bei dieser überdies unwahrscheinlichen Versetzung wird es um nichts klarer. Brauche ich noch hinzuzufügen, daß die Experimente des Dr. Haenel und viele andre, die ich aus Raummangel hier nicht wiedergeben kann, diese Hypothese erst recht widerlegen?

Auf welche Weise haben diejenigen, die sich mit diesen ungewohnten Erscheinungen beschäftigen, sie zu erklären versucht?

Den Wust der kindlichen oder albernen Erklärungen wollen wir kurz abtun. Ich gehe also nicht ein auf Betrug, offenbare Gesichts- oder Gehörzeichen, auf eine elektrische Leitung, die den Pferden die Antworten diktiert, und andre zu grobe Betrügereien. Um ihre ganze erbärmliche Hohlheit festzustellen, braucht man nur ein paar Minuten in dem ehrlichen Elberfelder Stalle geweilt zu haben.

Ich sprach zu Anfang dieser Studie von dem Angriff des Herrn Pfungst, der, wie man sich entsinnt, beweisen wollte, daß alle Antworten des Pferdes durch unmerkliche und wahrscheinlich unbewußte Bewegungen des Fragestellers bestimmt werden. Um dieser lästigen und kindlichen Theorie ein Ende zu machen, braucht man wohl nicht von neuem zu betonen, daß die Experimente, bei denen das Pferd den Fragesteller nicht sehen kann, ebenso regelmäßig gelingen wie die übrigen. Krall bleibt, wenn man es wünscht, hinter dem Pferde, spricht aus dem Hintergrund des Stalles oder verläßt ihn ganz, und die Ergebnisse bleiben die gleichen. Sie bleiben es auch, wenn die Versuche im Dunkeln stattfinden und der Kopf des Pferdes völlig verhüllt ist. Ebensowenig ändert sich das Resultat bei dem stockblinden Berto, oder wenn Krall abwesend ist und irgend jemand anders die Aufgabe stellt. Wie will man behaupten, daß dieser Neuling oder Uneingeweihte im voraus instinktiv die unmerklichen Zeichen kennt, die die ihm selbst oft unbekannte Lösung diktieren?

Ist der Boden derart gesäubert und treten wir diesem unerwarteten Wunder näher, das unsre Sicherheit auf einem Gebiete erschüttert, das wir endgültig erforscht und erworben zu haben wähnten, so bleiben uns nur zwei Möglichkeiten, das Problem wo nicht zu erklären, so doch anzusehen. Entweder geben wir die fast menschliche Intelligenz des Pferdes schlecht und recht zu, oder wir behelfen uns mit einer noch sehr unbestimmten und unklaren Theorie, die wir aus Mangel an Besserem die mediumistische oder subliminale Theorie nennen wollen, eine Theorie, deren tiefstes Dunkel wir gegenwärtig — und sicher vergebens — zu durchleuchten suchen. Aber welche Deutung wir auch annehmen, man muß doch zugeben, daß sie uns in ein Mysterium führt, das hier wie dort gleich tief, gleich erstaunlich ist, ein Mysterium, das unmittelbar mit den größten zusammenhängt, die auf uns lasten, und je nachdem, ob man lieber in einer Welt wohnt, wo alles unsrem Verstande zugänglich ist, oder in einer, wo alles unbegreiflich ist, je nachdem wird man sich darüber freuen oder sich dareinfügen müssen.

Krall zweifelt keinen Augenblick daran, daß seine Pferde selbständig, ohne jede Beihilfe und ohne jeden fremden Einfluß, allein durch ihre Geisteskraft die schwierigsten Aufgaben lösen, die ihnen gestellt werden. Er ist überzeugt,

daß sie verstehen, was man zu ihnen sagt und was sie selbst sagen, kurz, daß ihr Hirn und ihr Wille genau so funktionieren wie beim Menschen. Sicherlich scheinen die Tatsachen ihm recht zu geben, und sicherlich kommt seiner Meinung die größte Bedeutung zu; denn schließlich kennt er seine Pferde am besten; er hat ihre schlummernde Intelligenz entstehen oder besser erwachen sehen, wie eine Mutter die Intelligenz ihres Kindes; er hat ihre ersten Tastversuche, ihre ersten Hemmungen und Siege erlebt, hat sie sich entwickeln, entfalten und allmählich bis zu ihrer jetzigen Höhe heranreifen sehen. Mit einem Worte: er ist der Vater, der Hauptzeuge und der einzige dauernde Zuschauer des Wunders.

Wahrhaftig: dies Mysterium, das von einem Punkte herkommt, wo wir am wenigsten auf das Unbekannte gefaßt waren, ist wohl geeignet, alle unsre Gewißheiten in die Flucht zu schlagen. Man bedenke doch, daß der Mensch seit seinem Erscheinen auf der Welt stets unter Wesen gelebt hat, die er aus unvordenklicher Erfahrung ebenso völlig zu kennen glaubte wie ein Gebilde seiner Hand. Er hat unter ihnen die gelehrigsten ausgewählt und die, welche er die klügsten nannte, er hat dem Worte Klugheit hier einen Sinn beigelegt, der in seiner engen Beschränktheit fast lächerlich ist. Er hat sie auf alle denkbare Weise beobachtet, befragt, geprüft, zergliedert und zerschnitten; und manches Dasein ist ganz in der Erforschung ihrer Sitten und Fähigkeiten, ihrer Nervensysteme, ihrer Pathologie, Psychologie und ihrer Instinkte dahingegangen. Das hatte zu Gewißheiten geführt, die von allen denen, die unsrem kleinen, unerklärten Leben auf einem unerklärlichen Planeten zur Stütze dienen, am unverdächtigsten und am wenigsten revisionsbedürftig erscheinen. So ist es ausgemacht, daß das Pferd ein fabelhaftes Gedächtnis hat, daß es Richtungssinn besitzt, einige Zeichen, ja selbst einige Worte versteht und befolgt. Ebenso unstreitig vermögen die menschenähnlichen Affen eine große Zahl unsrer Gebärden und Mienen nachzuahmen, aber ebenso offenbar ist es, daß sie in ihrer verstörten fieberhaften Nachahmerei weder den Zweck noch die Bedeutung dieser Gebärden und Mienen erfassen. Was schließlich den Hund betrifft, der von all diesen privilegierten Tieren in unsrer nächsten Nähe lebt, der seit Jahrtausenden und Aberjahrtausenden unser Gefährte, Mitarbeiter und Freund ist, so steht das Eine fest, daß wir in gewissen Augenblicken in seinen tiefen aufmerksamen Augen einen recht merkwürdigen Schimmer sehen. Sicherlich schweift er bisweilen recht seltsam an den geheimnisvollen Grenzen entlang, die unsren Verstand von demjenigen trennen, den wir den andren Mitbewohnern unsrer Erde zuschreiben. Aber ebenso fest steht es, daß er diese Grenzen nie deutlich überschritten hat. Wir wissen genau, wie weit er gehen kann, und wir haben unveränderlich festgestellt, daß unsre Bemühungen, unsre Geduld, unsre Aufmunterungen, unsre leidenschaftlichen

Rufe ihn bisher nicht vermocht haben, den ziemlich engen und dunklen Zauberkreis zu verlassen, in den die Natur ihn scheinbar ein für allemal eingeschlossen hält.

Nun bleibt allerdings noch die Welt der Insekten, in der Wunderdinge geschehen. Da gibt es Architekten, Mathematiker, Mechaniker, Ingenieure, Weber, Physiker, Chemiker und Chirurgen, die die Mehrzahl der menschlichen Erfindungen vorweggenommen haben. Ich brauche hier wohl kaum auf das architektonische Genie der Wespen und Bienen zu verweisen, auf die Gesellschaftsordnung des Bienenstocks und Ameisenhaufens, das Gewebe der Spinnen, die tadellosen Scheiben des Blattschneiders, die Mauerbauten der Maurerbienen, und so viele andre Züge, die ich hier nicht alle aufzählen könnte, ohne das ganze Werk von J. H. Fabre (vgl. „Der Homer der Insekten" „Neue Rundschau", 1910, S. 932) abzuschreiben und dieser Studie ihren Charakter zu rauben. Doch hier herrscht solches Schweigen und solche Dunkelheit, daß nichts zu hoffen ist. Zwischen der Insektenwelt und der unsren gibt es sozusagen keinen Vergleichspunkt, keine Möglichkeit der Mitteilung, und wir können die Ereignisse auf dem Saturn oder Jupiter vielleicht schärfer erfassen und durchdringen als die Vorgänge im Bienenstock oder Ameisenhaufen. Wir haben nicht die geringste Ahnung von den Eigenschaften, der Zahl, der Ausdehnung, ja selbst der Art ihrer Sinne. Mehrere der Grundgesetze unsres Daseins sind für sie nicht vorhanden; so sind z. B. alle Gesetze der Flüssigkeiten völlig auf den Kopf gestellt. Sie scheinen zwar auf unserem Planeten zu wohnen, bewegen sich in Wirklichkeit aber auf einem ganz andern Weltkörper. Da wir nichts von ihrer Intelligenz verstehen, die verwirrende Lücken hat, wo der blindeste Stumpfsinn plötzlich die klügsten und genialsten Kombinationen zerstört, haben wir das uns Unbegreifliche als Instinkt bezeichnet und die Erklärung dieses Wortes, das an die unlösbaren Lebensrätsel rührt, auf später verschoben. Für die Erforschung der intellektuellen Fähigkeiten ist also von diesen außerordentlichen Wesen nichts zu erwarten. Sie sind nicht, wie die andern Tiere, unsere „niederen Brüder", sondern Fremdlinge, Unbekannte, die, man weiß nicht von wo, herabgefallen sind, Überlebende oder Vorläufer einer andren Welt.

So schliefen wir friedlich auf tausendjährigen Überzeugungen, als plötzlich ein Mensch auftritt, der uns zeigt, daß wir uns getäuscht haben, daß wir Jahrhunderte lang neben einer Wahrheit hergelaufen sind, die kaum ein leichter Schleier verhüllte. Und was das Seltsamste ist: diese erstaunliche Entdeckung ist keineswegs die natürliche Folge einer neuen Erfindung, eines Verfahrens oder einer Methode, die bisher unbekannt waren. Sie verdankt den neusten Errungenschaften der Wissenschaft nichts. Sie entspringt aus der schlichtesten Vorstellung, die der primitivste Mensch sich in den ersten Tagen der Welt hätte bilden können. Es kommt lediglich auf etwas mehr Geduld,

Vertrauen und Respekt für unsre Schicksalsgenossen in einer Welt an, von deren Absichten wir nicht die geringste Ahnung haben. Es kommt einfach darauf an, etwas weniger Hochmut zu haben und sich etwas brüderlicher zu Wesen herabzuneigen, die uns viel näher verwandt sind als wir vermeint hatten.

Man kennt die fast kindliche Naivität der Ostenschen und Krallschen Methode. Sie gehen davon aus, daß das Pferd ein unwissendes, aber begabtes Kind sei, und behandeln es demgemäß. Sie sprechen, erklären, legen dar, schlußfolgern, belohnen und strafen wie ein Schulmeister, der mit fünf- bis sechsjährigen Knaben zu tun hat.

Zunächst stellen sie ein paar Kegel vor dem seltsamen Schüler auf, zählen sie und lassen sie von dem Pferde zählen, indem sie seinen Huf abwechselnd aufheben und niedersetzen. So bekommt es die ersten Zahlenvorstellungen. Dann setzen sie ein bis zwei Kegel hinzu und sagen zum Beispiel: drei Kegel und zwei Kegel sind fünf Kegel. Derart beginnt die Erklärung und Darlegung des Addierens, dann auf umgekehrtem Wege die des Subtrahierens, schließlich die des Multiplizierens, Dividierens und alles übrigen. Anfangs ist der Unterricht äußerst mühsam und erfordert unermüdliche, liebevolle Geduld, die das ganze Geheimnis des Wunders ist. Sobald aber die erste Schranke der Finsternis überschritten ist, sind die Fortschritte von verblüffender Schnelligkeit.

Das alles ist unbestreitbar, und die Tatsachen stehen fest; man muß sich ihnen also beugen. Was aber alle unsre Überzeugungen umwirft, oder besser gesagt all die Vorurteile, denen Jahrtausende alte Gewohnheiten die Unerschütterlichkeit von Lehrsätzen gegeben haben, und was wir nicht zu begreifen vermögen, das ist der Umstand, daß das Pferd plötzlich versteht, was wir von ihm wollen; das ist der erste Schritt, das erste Aufdämmern einer unverhofften Intelligenz, die sich plötzlich als menschlich offenbart. In welchem bestimmten Augenblick wird es Licht und zerreißt der Schleier? Er ist unmöglich zu erfassen, aber es steht fest, daß das Tier sich in einem gegebenen Moment so benimmt und antwortet, als ob es die menschliche Sprache verstände, ohne daß diese wunderbare innere Wandlung sich durch ein sichtbares Zeichen verriete. Wodurch wird dies Wunder herbeigeführt? Man begreift, daß das Pferd auf die Dauer mit bestimmten Worten bestimmte Dinge verbindet, die es unmittelbar angehen, oder drei bis vier unendlich oft wiederholte Tatsachen, die das Gerippe seines bescheidenen Alltagslebens bilden. Das ist aber nur eine Art von mechanischem Gedächtnis, das nichts mit der elementarsten Intelligenz zu tun hat. Eines schönen Tages jedoch, ohne sichtbaren Übergang, scheint es den Sinn einer Menge Worte zu kennen, die ihm nichts bedeuten können, die ihm kein Bild, keine Erinnerung darstellen, die es nie mit einer

Lust- oder Schmerzempfindung zu verknüpfen Gelegenheit hatte. Es arbeitet mit Zahlen, die selbst für den Menschen nur dunkle Abstraktionen sind. Es löst Aufgaben, die sich in keiner Weise objektivieren oder versinnlichen lassen. Es gibt Buchstaben wieder, die in seinem Sinne keiner Realität entsprechen. Es richtet seine Aufmerksamkeit auf bestimmte Dinge und stellt Beobachtungen über Objekte oder Umstände an, die es in keiner Weise angehen, die ihm fremd und gleichgültig sind und stets bleiben werden. Mit einem Worte, es verläßt die enge Reitbahn, in der es von Hunger und Furcht umhergetrieben wurde, — den beiden großen Bewegern aller außermenschlichen Kreaturen, — um in den weiten Kreis zu treten, wo die Sinneseindrücke abfallen und die Ideen erscheinen.

Läßt sich wirklich glauben, daß sie tatsächlich das tun, was sie zu tun scheinen? Ist das Wunder vorgangslos? Gibt es keinen Übergang zwischen den Pferden von Elberfeld und den bisher bekannten Tatsachen? Diese Fragen lassen sich nicht so leicht beantworten, da die geistigen Fähigkeiten unsrer wehrlosen Brüder erst seit ganz kurzer Zeit streng wissenschaftlich untersucht worden sind. Wir besitzen zwar mehr als eine Sammlung, worin die Intelligenz der Tiere stark herausgestrichen wird, aber mit diesen ungenügend kontrollierten Anekdoten läßt sich nicht viel anfangen. Um beweiskräftige und unbestreitbare Züge zu finden muß man die noch seltnen Arbeiten der Gelehrten zu Rate ziehen, die auf diesem Gebiete Spezialstudien getrieben haben. So erwähnte Hachet-Souplet, der Leiter des Instituts für Tierpsychologie, den Fall eines Hundes, der die abstrakte Vorstellung der Schwere erlangt hat. Vor ihn werden acht glattgeschliffene Steine hingelegt, alle völlig gleich groß und von gleicher Gestalt, aber von verschiednem Gewicht. Man befiehlt ihm, den schwersten oder den leichtesten zu bringen; er wägt sie und sucht, ohne sich zu täuschen, den verlangten Stein aus.

Derselbe Gelehrte erzählt auch die Geschichte von einem Papagei, dem er das Wort „Schrank" beigebracht hatte, indem er ihm eine kleine Schachtel zeigte, die an verschiedenen Stellen der Wand aufgehängt werden konnte und in der stets sein tägliches Futter sichtbar aufgehoben wurde. „Dann," fährt Hachet-Souplet fort, „brachte ich ihm die Namen zahlreicher Gegenstände bei, indem ich sie ihm zeigte, darunter den einer Leiter, und ich erreichte es auch, daß der Vogel das Wort ‚steigen' aussprach, sooft er mich die Leiter erklimmen sah. Eines Morgens nun, als der Käfig unsres Papageis ins Laboratorium gebracht wurde, hing der ‚Schrank' dicht an der Decke, während die kleine Leiter in einer Ecke bei den andern, dem Tiere bekannten Dingen stand. Der Fall war also folgender: Einerseits sah der Vogel, der jeden Morgen, wenn ich den ‚Schrank' öffnete, aus Leibeskräften ‚Rank! Rank!' schrie, daß der Kasten außer meiner Reichweite war und

daß ich ihm folglich kein Futter geben konnte. Andrerseits wußte er, daß ich mich mit Hilfe der Leiter über den Boden zu erheben vermochte, und er konnte die beiden Worte ‚steigen' und ‚Leiter' sagen. Würde er diese Worte nun aussprechen, um mich auf den Gedanken zu bringen, die Leiter zu benutzen, um an den ‚Schrank' zu gelangen? Der Papagei schlug in größter Aufregung mit den Flügeln, biß in seine Gitterstäbe und schrie: ‚Rank! Rank!' An jenem Tage erreichte ich nichts weiter von ihm. Am nächsten Morgen war der Vogel — er hatte inzwischen nur Hirse bekommen, die er ungern nahm, aber nichts von dem Hanfsamen, der in seinem ‚Schranke' verwahrt wurde — war er außer sich vor Wut und versuchte tausendmal, seine Gitterstäbe durchzubeißen. Schließlich richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Leiter und rief: ‚Leiter, steigen, Rank!'"

Das ist, wie der Erzähler betont, eine wunderbare geistige Leistung. Die Ideenassoziation ist offenbar, Ursachen und Wirkungen sind miteinander verknüpft. Solche Beispiele verkürzen den Abstand zwischen unsren klugen Pferden und ihren traditionslosen Brüdern erheblich. Übrigens sei bemerkt, daß solche geistigen Leistungen für jeden, der die Tiere aufmerksam beobachtet, weit weniger selten sind als man glaubt. Es überrascht uns hier, weil die besondre, im Grunde rein mechanische Anlage des Papageis ihm eine menschliche Stimme verleiht. Bei meinem Hausfreunde entdeckte ich immerfort Ideenassoziationen, die nicht weniger offenkundig und oft komplizierter sind. Hat er zum Beispiel Durst, so sucht er meine Augen, blickt dann auf den Wasserhahn im Toilettenzimmer und zeigt dadurch, daß er die Vorstellungen von Durst, hervorsprudelndem Wasser und menschlicher Hilfe sehr deutlich verknüpft. Ziehe ich mich zum Ausgehen an, so verfolgt er leidenschaftlich alle meine Bewegungen. Während ich mir die Stiefel zuschnüre, leckt er mir gewissenhaft die Hand, damit ich, sein Gott, ihm günstig bin und vor allem, um mich zu dem vortrefflichen Gedanken zu beglückwünschen, daß ich an die Luft gehen will. Dies ist eine Art allgemeinen und noch unklaren Beifalls. Die Schnürstiefel bedeuten Spazierengehen, das heißt freien Raum, duftende Straßen, dichtes Gras voller Überraschungen, wohlriechende Winkel voller Unrat, freundschaftliche oder tragische Begegnungen, und Jagd auf ein schimäres Wild. Aber die schöne Vision schwebt noch im Ungewissen. Er weiß noch nicht, ob er mich begleiten darf. Nun entscheidet sich sein Los, und seine wundervoll verängstigten Augen verschlingen meine Bewegungen, um meine Absichten zu erraten. Schnalle ich mir die Ledergamaschen an, so ist es der völlige Zusammenbruch aller Lebensfreude. Dann erlischt jeder Hoffnungsstrahl. Die Gamaschen prophezeien ihm das scheußliche, einsame Motorrad, dem er nicht folgen kann. Er geht traurig in eine dunkle Ecke, wo er sich hinstreckt, um in seinem Müßiggang und seiner Verlassenheit dumpf weiterzuträumen. Schlüpfe ich aber in die

Ärmel meines weiten Reisemantels, so ist es, als ob meine sich ausstreckenden Arme die Pforten des leuchtendsten Paradieses erschlössen. Diesmal ist's das Automobil, offenkundig, unzweifelhaft, das heißt der strahlende Gipfel der höchsten Lust! Und mit Wonnegeheul, mit wilden Sprüngen, mit tollen, lästigen Liebkosungen ruft er ein Glück herbei, das bisher nur eine unstoffliche Idee ist, aus naiven Erinnerungen und kindlichen Hoffnungen zusammengesetzt.

Ich erwähne diese Züge nur, weil sie alltäglich sind und ein jeder derartige Beobachtungen tausendfach angestellt hat. Gewöhnlich machen wir uns nicht klar, daß diese schlichten Kundgebungen Gefühle darstellen, Ideen-assoziationen, Folgerungen und Schlüsse, kurz, eine völlig menschliche gedankliche Leistung. Nur die Sprache fehlt ihnen, aber sie ist ja nur ein mechanischer Zufall, der uns die Denkvorgänge deutlicher offenbart. Wir erstaunen, wenn Muhamed oder Zarif das Bildnis eines Pferdes, eines Esels, Hutes oder Reiters erkennen, oder wenn sie ihrem Herrn unaufgefordert die kleinen Ereignisse des Stalles berichten; aber es steht außer Zweifel, daß unser Hund in der Stille immerfort die gleiche Gedankenarbeit verrichtet und daß seine Augen, verstünden wir in ihnen zu lesen, uns noch mehr sagen könnten. Das erste Wunder in Elberfeld besteht darin, daß man den Hengsten ein Mittel zum Ausdruck ihres Denkens und Empfindens hat liefern können. Dies Wunder ist groß, aber aus der Nähe besehen nicht unfaßlich. Zwischen den sprechenden Pferden und meinem schweigenden Hunde ist ein gewaltiger Abstand, aber kein Abgrund. Was ich hier sage, soll die Tragweite des Wunders nicht einschränken, sondern nur dartun, daß die Annahme der tierischen Intelligenz leichter zu verfechten und weniger schimärisch ist, als man anfänglich versucht sein könnte zu glauben.

Aber das zweite und größte Wunder besteht darin, daß es gelungen ist, die Pferde aus ihrem unvordenklichen Schlaf aufzurütteln, ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu richten und zu leiten, sie für Dinge zu interessieren, die ihnen fremder und gleichgültiger sind als uns die Temperaturschwankungen auf dem Sirius oder Aldebaran. Wenn wir unsre Vorurteile revidieren, scheint beim Pferde keine unüberwindliche organische Schwierigkeit zu bestehen, das zu leisten, was ein Menschenhirn leistet, kein völliges, unabhelfbares Fehlen geistiger Fähigkeiten, sondern vielmehr nur eine Lethargie, eine tiefe Erstarrung dieser Fähigkeiten. Es lebt in einer Art ruhiger Stumpfheit und nebelhaften Hindämmerns. Wie Dr. Ochorowicz sehr richtig bemerkt, hat „sein wacher Zustand viel Ähnlichkeit mit dem Somnambulismus des Menschen." Es hat keine Raum- und Zeitvorstellung und lebt in einer Art von ewigem Traume. Es tut gerade das, was zur Erhaltung seines Daseins unerläßlich ist, und alles übrige geht an ihm vorüber, ohne es zu berühren, ohne in seinen hermetisch verschlossenen

Traum einzudringen. Es bedarf außerordentlicher Umstände, eines Bedürfnisses, Verlangens, einer Leidenschaft oder eines Vorstoßes besondrer Art, um das hervorzurufen, was Hachet-Souplet „das Aufblitzen des Geistes" nennt, das, was sein Hirn plötzlich galvanisiert und für eine Minute aus seiner Gelähmtheit aufrüttelt zu dem wachen Zustande, in dem das normale menschliche Hirn arbeitet. Und das ist keineswegs verwunderlich.

Dies Erwachen hat das Pferd zu seiner Erhaltung nicht nötig, und wie wir wissen, macht die Natur nie große überflüssige Anstrengungen. „Die Intelligenz," sagt Professor Claparède sehr richtig, „erscheint nur als ein Notbehelf, als Werkzeug, das die Unangepaßtheit des Organismus an seine Umgebung verrät, als künstliches Mittel, das einen Zustand von Ohnmacht offenbart. Wahrscheinlich befand sich unser Hirn anfangs in gleichem Zustand der Starre, den übrigens viele Menschen noch heute nicht überwunden haben; und noch wahrscheinlicher ist der dunkle Schlafzustand, in dem wir uns bewegen, im Vergleich zu andern Daseinszuständen, andren psychischen Erscheinungen in einer andren Sphäre das gleiche wie der Zustand, in dem die Tiere hindämmern. Auch er wird, wenn schon immer häufiger, von Geistesblitzen andrer Art und von andrer Tragweite durchleuchtet. Ja wenn man einerseits die geistigen Regungen sieht, die sich unsren niederen Brüdern mitzuteilen scheinen, und andrerseits die immer häufigeren Kundgebungen unsres Unterbewußtseins, könnte man sich sogar fragen, ob hier nicht in zwei verschiedenen Sphären eine Spannung, ein paralleler Druck, ein neues Verlangen, ein neuer Versuch der geheimnisvollen Geisteskraft stattfindet, die das All beseelt und immerfort neue Auswege, neue Leitungsdrähte zu finden sucht. Wie dem aber auch sei: sobald der Blitz vorüber ist, handeln wir ungefähr so wie die Tiere, kehren flugs in unsren sorglosen Schlaf zurück, verfolgen die Lichtspur nicht weiter, die uns nach einer unbekannten Welt ruft, und nehmen unsern engen Zirkeltanz wieder auf, wie zufriedene Somnambulen, indes das Sistrum der Isis wie in den antiken Mysterien unaufhörlich weitertönt, um ihre Gläubigen zu erwecken.

Ich wiederhole es: das größte Wunder von Elberfeld besteht in der Verlängerung und der willkürlichen Wiederholung dieser uneigennützigen Geistesblitze. Die Pferde befinden sich hier im Vergleich zu den andern Tieren in demselben Zustand wie ein Mensch, dessen Unterbewußtsein die Oberhand gewonnen hätte. Dieser Mensch würde ein höheres Leben in einer fast unstofflichen Sphäre führen, deren metapsychische Erscheinungen gleichsam Funken aus einer Region sind, die wir vielleicht eines Tages erreichen werden und die uns bisweilen einen unsichren flüchtigen Blick gewähren. An Stelle unsrer geistigen Lethargie und Unwissenheit, die uns in einer kleinen Höhle von Raum und Zeit gefangen hält, träte dann die Intuition oder vielmehr

eine Art von permanentem Wissen, durch das wir mühelos an allem teilnehmen könnten, was das vielleicht allwissende All weiß. Nur haben wir leider doch kein höheres Wesen, wie jene Pferde, oder kennen doch keines, das sich unsrer Unwissenheit annähme und uns behilflich wäre, unsre Starre abzuschütteln. Wir müssen unser eigner Gott werden, müssen uns über uns selbst emporheben und uns aus eigner Kraft dort erhalten. Es ist so gut wie sicher, daß das Pferd ohne menschliche Beihilfe nie aus seiner Dämmersphäre herausgelangt wäre; uns aber ist die Hoffnung nicht versagt, daß der Mensch ohne andren Beistand als den seines hohen und reinen Willens den Schlaf abzuschütteln vermag, der ihn einschränkt und blind macht.

Doch kehren wir zu unsren Pferden und zum Wichtigsten, dem uneigennützigen „Geistesblitz", zurück. Es steht also fest, daß sie den Wert der Zahlen kennen, daß sie Gerüche, Farben, Formen, Gegenstände und selbst Darstellungen von solchen unterscheiden und identifizieren. Ebenso verstehen sie eine große Zahl von Worten, darunter solche, deren Bedeutung sie nie gelehrt worden ist, sondern die sie selber im Fluge erfaßt haben, als sie in ihrer Nähe gesprochen wurden. Mit Hilfe eines sehr umständlichen Alphabets haben sie gelernt, diese Worte wiederzugeben, und mit Hilfe dieser Worte vermögen sie Eindrücke, Empfindungen, Wünsche, Ideenassoziationen, ja selbst eigne Einfälle wiederzugeben.

Man hat bestritten, daß dies alles wirkliche Akte von Intelligenz seien. Es ist allerdings oft sehr schwer, genau zu bestimmen, wo das Denken beginnt und das Gedächtnis, der Instinkt, der Nachahmungstrieb, der Gehorsam oder der mechanische Antrieb, die Wirkungen der Dressur und die Glücksfälle aufhören. Trotzdem gibt es Fälle, wo es nicht mehr erlaubt ist, zu schwanken. Ich will nur einige erwähnen. Eines Tages kommen Krall und sein Mitarbeiter Dr. Schöller auf den Gedanken, Muhamed zu lehren, sich durch Worte auszudrücken. Das Pferd ist gelehrig und voller Eifer und macht rührende, aber vergebliche Versuche, einen menschlichen Laut nachzuahmen. Plötzlich hält es inne und erklärt in seiner merkwürdigen phonetischen Orthographie, mit dem Hufe auf das Brett schlagend: „Ig hb kein gud sdim" (Ich habe keine gute Stimme).

Da die Experimentierenden merkten, daß er den Mund nicht öffnete, bemühten sie sich, ihm durch das Beispiel eines Hundes, durch Bilder usw. begreiflich zu machen, daß man, um zu sprechen, die Kinnlade öffnen muß. Dann wurde er gefragt: „Was muß man tun, um zu sprechen?" Er antwortete, mit dem Hufe klopfend: „Den Mund öffnen." — „Warum tust du das nicht?" — „Weil kann nigd" (Weil ich nicht kann).

Ein paar Tage später wird Zarif gefragt, wie er mit Muhamed spräche. „Mit munt". — „Warum sagst du mir das nicht mit dem Munde?" — „Weil ich keine Stimme habe." Gestattet die Antwort, wie Krall hervor-

hebt, nicht die Annahme, daß er zur Unterhaltung mit seinem Stallgefährten andre Mittel besitzt als das Wort?

Während eines andren Experiments wird Muhamed das Bild eines ihm unbekannten jungen Mädchens gezeigt: „Was ist das?" wird er gefragt. — „Metgen." — „Warum ein Mädchen?" wird an die Tafel geschrieben. — „Weil lang hr hd" (weil sie langes Haar hat). — „Und was hat sie nicht?" — „Schnurbart." — Darauf wird ihm das Bild eines bartlosen Mannes gezeigt. „Was ist das?" — „Man." — „Warum ein Mann?" — Weil kurz hr hd" (weil er kurzes Haar hat).

Aus den umfangreichen Elberfelder Protokollen, die, nebenbei gesagt, die Beweiskraft photographischer Dokumente haben, könnte ich zahllose Beispiele dieser Art anführen. Das alles ist, wie man zugeben muß, unerwartet, verwirrend, ist nie geahnt noch vermutet worden und kann als eins der seltsamsten Wunder, eine der verblüffendsten Offenbarungen gelten, seit der Mensch diese Rätselwelt bewohnt. Und doch: wenn man darüber nachdenkt, es vergleicht und vertieft, wenn man gewisse Merkzeichen, gewisse vergessene oder übersehene Ausgangspunkte ins Auge faßt, wenn man tausend unmerkliche Abstufungen zwischen dem Mehr und Weniger, dem Höheren und Niederen berücksichtigt, läßt es sich noch erklären, bejahen und begreifen.

Wir können uns zur Not denken, daß auch unser Hund in seiner Einsamkeit, seinem tragischen Schweigen ähnliche Betrachtungen und Überlegungen anstellt. Noch einmal sei betont: die wunderbare Brücke, die hier Mensch und Tier miteinander verbindet, liegt weit mehr in dem Ausdruck des Denkens als in dem Denken selbst. Man kann noch weitergehen und zugeben, daß gewisse Elementarrechnungen, kleine Additionen und Subtraktionen ein- bis zweistelliger Zahlen im ganzen genommen begreiflich sind, und ich für meinen Teil neige zu dem Glauben, daß das Pferd sie wirklich ausführt. Sobald es sich aber um große mathematische Operationen, namentlich um das Ausziehen von Wurzeln handelt, verlieren wir den Boden unter den Füßen und treten ins vollkommne Märchenreich ein. Bekanntlich erfordert das Ausziehen einer Quadratwurzel aus einer sechsstelligen Zahl achtzehn Multiplikationen, zehn Subtraktionen und drei Divisionen, und das Pferd vollbringt diese einunddreißig Rechnungen in fünf bis sechs Sekunden, das heißt während des kurzen nachlässigen Blicks, den es auf die Tafel wirft, auf die kaum die Aufgabe geschrieben worden ist, als vermöchte es sie intuitiv und augenblicklich zu lösen.

Und doch, wenn man beim Pferde Intelligenz annimmt, muß man zugleich annehmen, daß es weiß, was es tut; scheint es doch erst, nachdem man es gelehrt hat, was eine ins Quadrat erhobene Zahl, eine Quadratwurzel usw. ist, zu begreifen; und jedenfalls führt es die von ihm verlangten, immer schwierigeren Rechnungen stufenweise richtig aus. Es ist hier nicht möglich,

die Einzelheiten der wunderbar raschen Belehrung wiederzugeben. Man findet sie in Kralls Buch „Denkende Tiere“, S. 117 ff. Krall erklärt Muhamed zunächst, daß 2^2 soviel ist wie $2 \times 2 = 4$; daß 2^3 soviel ist wie $2 \times 2 \times 2 = 8$, daß 2 die Quadratwurzel von 4 ist usw. Kurz, die Erklärungen und Darlegungen sind völlig ebenso wie die, die man einem geweckten Kinde geben würde, nur mit dem Unterschiede, daß das Pferd weit aufmerksamer ist als das Kind und daß es dank seinem außerordentlichen Gedächtnis nie wieder vergißt, was es einmal verstanden zu haben scheint. Um den märchenhaften und unwahrscheinlichen Charakter des Phänomens noch zu erhöhen, sei hinzugefügt, daß das Pferd nach Kralls eigner Behauptung nur bis zum Ausziehen der Quadratwurzel von 144 unterrichtet worden ist und daß es die Art, wie alle andern Wurzeln ausgezogen werden, selbständig erdacht haben soll.

Brauche ich bei diesen ungewohnten Rechnungen nochmals zu wiederholen, daß die, welche von Gesichts- und Gehörszeichen, von Telegraphie mit und ohne Draht, von Hilfsmitteln, Kniffen und Betrügereien sprechen, von etwas reden, was sie nicht wissen und nicht gesehen haben? Denen, die sich ehrlich sträuben, zu glauben, kann man nur eine Antwort geben: „Geht nach Elberfeld! Das Problem ist wichtig und folgenschwer genug, um die Reise zu unternehmen. Dann gebt Muhamed in der völligen Stille und Einsamkeit des Stalles, bei verschlossenen Türen, Aug in Auge mit ihm allein, sechs Wurzelrechnungen zu lösen, die wie die von mir erwähnten 31 mathematische Operationen erfordern, Aufgaben, deren Lösung ihr selber nicht kennt, um jeden Verdacht unbewußter Gedankenübertragung auszuschalten. Gibt er euch dann Schlag auf Schlag fünf bis sechs richtige Lösungen, wie er sie mir und so vielen andern gegeben hat, so werdet ihr den Stall zwar nicht mit der Überzeugung verlassen, daß das Pferd kraft seiner Intelligenz diese Wurzeln auszieht, denn diese Überzeugung würde die Mehrzahl der Gewißheiten, auf denen euer Leben beruht, zu tief erschüttern; aber jedenfalls werdet ihr überzeugt sein, daß ihr ein paar Minuten lang vor einem der größten und seltsamsten Wunder gestanden habt, die die Menschenseele erschüttern können; und es ist stets gut und heilsam, derartige Erschütterungen aufzusuchen.

In Wahrheit wäre die Hypothese der Intelligenz derart unerhört, daß sie fast nicht zu verfechten ist. Will man sie um jeden Preis halten, so muß man andre Ideen zu Hilfe nehmen und zum Beispiel die äußerst geheimnisvolle und im Grunde unbegriffene und unbegreifliche Natur der Zahlen herbeiziehen. Es ist fast gewiß, daß die Mathematik über den Verstand geht. Sie ist zugleich etwas Mechanisches und Abstraktes, mehr geistig als stofflich und mehr stofflich als geistig, nur allein durch ihre Schatten sichtbar und doch die unerschütterlichste Realität, die die Welt regiert. Sie offenbart

sich im ganzen als eine sehr fremde Macht, als Beherrscherin eines andren Elements als dessen, das unser Gehirn nährt. Sie unterjocht und erdrückt uns aus sehr großer Höhe oder Tiefe, jedenfalls aus sehr großer Entfernung, ohne uns zu sagen, warum. Sie ist geheimnisvoll, gleichgültig, gebieterisch, unerbittlich. Man möchte sagen, die Zahlen versetzen den, der sich mit ihnen abgibt, in einen besondren Zustand. Sie schließen ihre Opfer in einen Zauberkreis ein. Sie gehören sich nicht mehr selbst an, verlieren jede Freiheit, sind buchstäblich „besessen" von den Mächten, die sie beschwören. Sie werden fortgerissen und wissen nicht, wie weit, in eine gestaltlose, schrankenlose Unendlichkeit, die Gesetzen untertan ist, die nichts Menschliches mehr haben, wo jedes der kleinen lebendigen, tyrannischen Zeichen, die sich zu Tausenden unter der Feder regen, namenlose, aber ewige, unbezwingliche und unabwendbare Wahrheiten darstellt. Wir glauben sie zu lenken und werden doch von ihnen unterjocht. Wir verfolgen sie atemlos in ihre unbewohnbaren Räume. Indem wir sie anrühren, entfesseln wir eine Kraft, die wir nicht mehr bezähmen können. Sie machen alles mit uns, was sie wollen, und schleudern uns schließlich stets geblendet und erstaunt in die bilderlose Unendlichkeit oder gegen eine Eisschranke, an dem all unser Denken und Wollen zerschellt.

Aus Mangel an Besserem kann man das Mysterium von Elberfeld also durch das nicht minder dunkle Mysterium erklären, das die Zahlen umgibt. Das ist im ganzen weiter nichts als ein Ortswechsel im Finstern; aber schließlich entdeckt man durch häufigen Ortswechsel in der Nacht den kleinen Lichtschimmer, der uns einen begehbaren Pfad weist. Doch dem sei, wie ihm wolle, und wir wenden uns wieder deutlicheren Vorstellungen zu. Daß die Gabe zum Umgehen mit großen Zahlen von der eigentlichen Intelligenz fast unabhängig ist, wird durch manches Beispiel bewiesen. Eins der merkwürdigsten ist das eines jungen italienischen Hirten, Vito Mangiamele, der im Jahre 1837 der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgestellt wurde. Er war achtzehn Jahre alt und völlig ungebildet, konnte aber binnen einer halben Minute die Kubikwurzel einer siebenstelligen Zahl ausziehen. Ein andres noch auffälligeres Beispiel, das Dr. Claparède in seiner Studie über die denkenden Pferde gleichfalls erwähnt, ist das eines Blindgeborenen, der im Irrenhaus zu Armentieres untergebracht war. Dieser Blinde, Fleury mit Namen, degeneriert und fast idiotisch, berechnet in einer Minute fünfzehn Sekunden die Sekundenanzahl von neunundreißig Jahren drei Monaten und zwölf Stunden, ohne die Schaltjahre auszulassen. Man erklärt ihm, was eine Quadratwurzel sei, gibt ihm aber die übliche Methode des Ausziehens nicht an. Trotzdem zieht er bald fast ebenso rasch wie Inaudi und ohne den geringsten Fehler die Quadratwurzeln vierstelliger Zahlen aus und gibt den Rest an. Andrerseits ist bekannt, daß ein genialer Mathematiker

wie Henri Poincaré sich für unfähig erklärt, eine Addition ohne Fehler zu machen.

Aus der Zaubersphäre, die vermutlich um die Zahlen herrscht, gelangen wir leichter in das wohl noch zauberhaftere Nebelland der zweiten Hypothese, der einzigen, die uns für den Augenblick übrig bleibt: ich meine die mediumistische. Sie ist nicht, wie ich wiederholen möchte, die eigentlich telepathische Hypothese, die wir auf Grund entscheidender Experimente haben ablehnen müssen. Fassen wir uns ein Herz und wagen wir uns in sie hinein. Sobald eine Erscheinung sich durch Bekanntes nicht mehr erklären läßt, muß man versuchen, sie durch Unbekanntes zu erklären. Wir betreten hier also eine neue Provinz eines großen unerforschten Reiches, wo wir keinen Führer mehr finden werden.

Die mediumistischen Erscheinungen, die Kundgebungen des Unterbewußtseins von Mensch zu Mensch, sind, wie wir mehrfach feststellen konnten, launenhaft, unregelmäßig, ausweichend und ungewiß, aber häufiger, als man geglaubt hat, und für jeden, der sie ernstlich und ehrlich untersucht, oft unbestreitbar. Sind nun zwischen Mensch und Tier ähnliche Kundgebungen festgestellt worden? War ihre Erforschung schon beim Menschen sehr schwierig, so ist sie es erst recht, wenn man Zeugen befragt, die zum Schweigen verdammt sind. Trotzdem gibt es einige Tiere, die man für „psychisch" hält, das heißt die unstreitig gewissen unterbewußten Einflüssen zugänglich scheinen. Zu dieser ziemlich schlecht bestimmten Gattung gehören Katze, Hund und Pferd. Zu diesen mehr oder minder abergläubischen Tieren könnte man gewisse mehr oder minder prophetische Vögel hinzunehmen, ja selbst einige Insekten, zum Beispiel die Bienen. Andre Tiere hingegen, wie Elefant und Affe, scheinen für das Mysterium unzugänglich zu sein. Wie dem aber auch sei, so hat doch Ernest Bozzano im Jahre 1905 in einer ausgezeichneten Studie über die „Psychischen Wahrnehmungen der Tiere" neunundsechzig Fälle von Telepathie, Vorahnungen, Gesichts- oder Gehörhalluzinationen zusammengetragen, deren Hauptpersonen Katzen, Hunde und Pferde waren, darunter sogar gespenstische Hunde, die nach ihrem Tode in den Wohnungen erschienen, in denen sie glücklich gewesen waren. Die Mehrzahl dieser Fälle sind den „Proceedings" der Society for psychical research entnommen, also fast sämtlich streng kontrolliert. Es ist aber unmöglich, hier auch nur eine kurze Aufzählung davon zu geben, ohne diesen Aufsatz mit einer Menge oft schlagender und rührender Anekdoten zu beschweren. Es möge genügen zu sagen, daß der Hund bisweilen in der Minute, wo sein Herr stirbt, zu heulen beginnt, und zwar trotz der größten Entfernungen, zum Beispiel wenn er auf einem Schlachtfelde fällt, das Hunderte von Kilometern von dem Aufenthaltsort des Tieres liegt. Häufiger geben Hund, Katze und Pferd deutlich kund, daß sie telepathische Einflüsse

oft vor dem Menschen spüren und Erscheinungen von Lebenden oder Toten sehen. Besonders scheinen die Pferde ein sehr feines Gefühl für spukhafte oder für Erscheinungen günstige Orte zu haben. Alles in allem ergibt sich aus diesen Beobachtungen, daß diese Tiere unstreitig, so gut wie der Mensch und vielleicht in der gleichen Weise, mit dem uns umgebenden Mysterium in Verbindung stehen. Es gibt Augenblicke, wo sie wie der Mensch das Unsichtbare sehen und Ereignisse wahrnehmen, Einflüsse und Erregungen verspüren, die jenseits ihrer normalen Sinnessphäre liegen. Man darf also glauben, daß in ihrem Nervensystem, in einem entlegenen und geheimen Teil ihres Wesens die gleichen psychischen Elemente vorhanden sind und sich mit einem Unbekannten verknüpfen, das sie ebenso mit Schrecken erfüllt wie uns. Und dieser Schrecken ist nebenbei gesagt recht eigentümlich, denn was haben sie schließlich von einem Gespenst oder einer Erscheinung zu fürchten, — sie, die nach unsrer Überzeugung kein Leben nach dem Tode haben und somit gegen die Kundgebungen einer Welt, in die sie nie gelangen werden, völlig gleichgültig sein müßten?

Man wird vielleicht sagen, es stehe ja nicht fest, ob diese Erscheinungen objektiv sind und einer äußeren Realität entsprechen; vielmehr sei es sehr wohl möglich, daß sie lediglich dem Hirn des Menschen oder Tieres entspringen. Dies ist aber nicht der Augenblick, um einen so dunklen Punkt zu erörtern, der alles Übernatürliche und alle Probleme des Jenseits wieder in Frage stellt. Es gilt hier nur festzustellen, daß es bald der Mensch ist, der dem Tier seinen Schrecken, seine Wahrnehmung oder Vorstellung vom Unsichtbaren mitteilt, und bald das Tier, das die seinen auf den Menschen überträgt. Es gibt also gemeinsame Mitteilungen aus ein und derselben Quelle, die tiefer ist als alle uns bekannten, Mitteilungen, die auf andren Wegen als auf denen unsrer gewöhnlichen Sinne aus ihr hervorgehen und in sie zurückkehren. Das alles gehört aber zu jener unerklärten Sensibilität, jenem geheimen Schatz, jener noch unbestimmten geistigen Kraft, die man in Erwartung eines Besseren das Unterbewußtsein nennt. Übrigens ist es nicht verwunderlich, daß diese unterbewußten Fähigkeiten bei den Tieren nicht nur vorhanden, sondern vielleicht auch feiner und reger sind als bei uns; denn unser bewußtes, abnorm individualisiertes Leben lähmt diese Fähigkeiten und verurteilt sie zu einem Müßiggange, in dem sie immer seltener Gelegenheit zur Betätigung finden. Bei unsern niederen Brüdern hingegen, die vom All weniger abgeschnitten sind als wir, beschränkt sich das Bewußtsein — wenn wir eine sehr unsichre und unklare Ichvorstellung so nennen dürfen — auf wenige elementare Vorgänge. Sie sind weit weniger als wir von dem allgemeinen, sie umflutenden Leben abgeschnitten und besitzen noch eine Anzahl von weiterreichenden, unbegrenzteren Sinnen, die wir durch das Überhandnehmen einer besondren, engen und unduldsamen Fähigkeit, des Verstandes,

allmählich verloren haben. Unter diesen Sinnen, die wir bisher Instinkte nannten, weil es noch an einer deutlicheren und entschiedeneren Bezeichnung fehlt, die gleichwohl nötig wird, brauche ich nur zu erwähnen: den Orientierungssinn, den Wandersinn, das Voraussehen von Wetter, Erdbeben, Lawinen und vieles andre, was wir gewiß nicht einmal ahnen. Gehört das alles nicht zu einem Unterbewußtsein, das sich von dem unsren nur durch seinen weit größeren Reichtum unterscheidet?

Ich weiß wohl: diese Erklärung durch das Unterbewußtsein erklärt nicht viel und erleuchtet das Unbegreifliche höchstens durch etwas Unbekanntes. Aber eine Erscheinung erklären, heißt, wie Dr. J. von Modzelwski sehr richtig bemerkt, soviel wie „eine Hypothese aufstellen, die uns vertrauter und begreiflicher ist". Das ist in Wirklichkeit nichts andres, als was wir beständig und fast ausschließlich in der Physik, Chemie, Biologie und in sämtlichen Wissenschaften tun. Eine Erscheinung erklären, heißt nicht notwendig, sie so klar und durchsichtig machen, wie daß zweimal zwei vier sind, ganz abgesehen davon, daß auch die Tatsache, daß zweimal zwei vier sind, im Grunde genommen nicht so klar und durchsichtig ist wie es scheint. Mißbräuchlicherweise versteht man in diesem Falle wie in den meisten andren unter Erklären weiter nichts als eine Gegenüberstellung des unerwarteten Mysteriums der rechnenden Pferde mit einigen ebenso unbekannten, aber häufiger und von altersher festgestellten Mysterien. Und dies derart erklärte Mysterium wird eines Tags zur Erklärung von andren dienen. In dieser Weise geht die Wissenschaft vor. Man darf sie darum nicht schelten; sie tut, was sie kann, und es gibt anscheinend keinen andren Weg.

Nehmen wir diese Erklärung durch das Unterbewußtsein an, d. h. durch eine Art geheimnisvoller Anteilnahme an allem, was in dieser Welt und den andern Welten geschieht, so sinken viele Hindernisse und wir betreten ein neues Gebiet, in dem wir den Tieren seltsam nahekommen und tatsächlich zu ihren Brüdern werden durch die tiefsten und vielleicht einzig wesentlichen Bande des Lebens. Fortan nehmen auch sie an den großen menschlichen Rätseln, an den außerordentlichen Taten und Gebärden unsres fremden Gastes teil. Und wenn wir, seit wir ihn aufmerksamer beobachten, uns über nichts mehr wundern, was er in uns verwirklicht, so sollte uns auch nichts mehr verwundern, was er in ihnen wirkt. Wir stehen mit ihnen auf dem gleichen Boden, in ich weiß nicht welchem noch unbestimmten Element, wo nicht mehr der Verstand allein regiert, vielmehr eine andre Geisteskraft, die das Gehirn nicht mehr benutzt, sondern andre Wege einschlägt und eher die psychische Substanz des Weltalls wäre, nicht mehr abgeleitet, spezialisiert und isoliert durch den Menschen, sondern verstreut, vielgestaltig und vielleicht, wenn wir ihr nachspüren könnten, in allem Seienden gleich.

Fortan ist kein Grund mehr, die Mehrzahl der mediumistischen Erschei-

nungen, die wir zwischen Mensch und Mensch feststellen, nicht auch bei den Tieren anzunehmen, und so verschmilzt ihr Mysterium mit dem der menschlichen Metapsychik. Ist ihr Unterbewußtsein dem unsern verwandt, so können wir die telepathische Hypothese, die sozusagen keine Grenzen hat, gleich bis aufs Äußerste ausdehnen; denn in der Telepathie darf man, wie Myers gesagt hat, nur das Eine behaupten, „daß das Leben die Macht hat, sich dem Leben kundzugeben". Man kann sich also fragen, ob nicht die Aufgabe, die ich dem Pferde stelle, ohne ihre Daten zu kennen, meinem Unterbewußtsein, das sie nicht kennt, durch das Unterbewußtsein des Pferdes, das sie gelesen hat, mitgeteilt wird. Es steht so gut wie fest, daß derartige Übertragungen zwischen Menschen möglich sind. Bin ich es, der die Lösung sieht und sie dem Pferde mitteilt, das sie also nur wiedergibt? Aber wenn es sich nun um eine Aufgabe handelt, die ich selbst nicht zu lösen vermag — woher kommt dann die Lösung? Ich weiß nicht, ob das Experiment unter gleichen Bedingungen mit einem menschlichen Medium gemacht worden ist. Sollte es übrigens gelingen, so würde es mehr oder weniger mit der ebenfalls unterbewußten Erscheinung der wunderbaren Rechenkünstler zusammenfallen, und mit dieser müßten wir in der fast übermenschlichen Sphäre, in der wir uns befinden, fast notgedrungen das Rätsel des rechnenden Pferdes verknüpfen. Diese Erklärung scheint mir für den Augenblick als die am wenigsten exzentrische und die natürlichste von allen.

Wie wir sahen, hat die Gabe, mit großen Zahlen zu operieren, mit der eigentlichen Intelligenz fast nichts zu tun. Ja man kann behaupten, daß sie in gewissen Fällen offenbar völlig unabhängig davon ist. In diesen Fällen bekundet sich die Gabe vor jeder Erziehung und von den ersten Kinderjahren ab. Nehmen wir die sehr sorgfältige, von Scripture (American Journal of Psychology, April 1901) aufgestellte Tabelle zur Hand, so ergibt sich, daß diese Gabe sich bei Ampère mit 3 Jahren offenbart, bei Colburn mit 6, bei Gauß mit 3, bei Mangiamele mit 10, bei Safford mit 6, bei Whateley mit 3 Jahren usw. Gewöhnlich hält sie nur wenige Jahre vor und nimmt mit zunehmendem Alter rasch ab. Meist verschwindet sie plötzlich in dem Augenblick, wo derjenige, der sie besaß, in die Schule geht.

Fragt man diese Kinder und die Mehrzahl der wunderbaren Rechenkünstler im reifen Alter, wie sie es anstellen, um die riesigen, komplizierten Aufgaben, die man ihnen gibt, zu lösen, so antworten sie, sie wüßten es nicht. So erklärt Bidder sich außerstande anzugeben, wie er instinktiv den Logarithmus einer sieben- bis achtstelligen Zahl bestimmen kann. Dasselbe bestätigt Safford, der mit zehn Jahren, ohne sich je zu verrechnen, Multiplikationen aus dem Kopfe machte, deren Resultat eine 36stellige Zahl war. Die Lösung stellt sich spontan und zwingend ein; es ist eine Vision, ein Eindruck, eine Inspiration, eine Intuition von Gott weiß woher, die plötzlich,

unbezweifelbar da ist. In den meisten Fällen versuchen sie nicht mal zu rechnen. Im Gegensatz zu der allgemeinen Annahme haben sie keine besondere Methode, oder wenn sie eine haben, so ist es höchstens ein empirisches Verfahren, die Intuition in Teile zu zerlegen. Man möchte sagen, daß die Lösung aus der Stellung der Aufgabe selbst urplötzlich hervorspringt, wie eine prophetische Vision. Es ist, als tauchte sie unfehlbar und völlig fertig aus einer Art von ewigem kosmischem Behältnis auf, in dem die Antworten auf alle Fragen ruhen. Es läßt sich also nicht bestreiten, daß hier eine Erscheinung vorliegt, die oberhalb oder unterhalb des Gehirns vorgeht, neben dem Bewußtsein und dem Verstande, außerhalb aller Methoden und geistigen Gewohnheiten. Gerade für derartige Erscheinungen hat Myers das Wort „subliminal" (unterbewußt) geprägt.*

Bringt uns das alles unsern rechnenden Pferden nicht ein wenig näher? Sobald es feststeht, daß die Lösung einer mathematischen Aufgabe nicht ausschließlich vom Gehirn abhängt, sondern von einer andren Fähigkeit, einer geistigen Kraft, deren Vorhandensein unter mancherlei Formen bei verschiednen Tieren unzweifelhaft feststeht, — ist es nicht mehr ganz verwegen oder exzentrisch, die Möglichkeit nahezulegen, daß die gleiche Erscheinung bei den Pferden wiederkehrt und sich in dem gleichen Unbekannten abspielt, in das sich übrigens in der gleichen Nacht die Mysterien der Zahlen und des Unbewußten mischen. Ich weiß wohl, daß eine derartige, mit Mysterien überladene Erklärung fast ebensowenig erklärt wie das Stillschweigen; aber wenigstens wird dies Schweigen doch von bangem Gemurmel und aufmerksamem Geflüster unterbrochen; und ist mehr wert als das dumpfe, hoffnungslose Nichtwissen, in das man sich fügen müßte, wenn man sich nicht trotz allem zu der großen Menschenpflicht aufraffte, einen Lichtfunken in der Finsternis zu erhaschen.

Selbstredend werden überall Einwände erhoben. Die Menschen sehen die wunderbaren Kopfrechner als Mißgeburten an, als eine Art von äußerst seltnen pathologischen Erscheinungen. Es gibt ihrer höchstens ein halbes Dutzend in jedem Jahrhundert, wogegen diese Fähigkeit bei den Pferden fast allgemein oder doch sehr verbreitet scheint. In der Tat hat Krall unter den sechs bis sieben Hengsten, die er in die Mathematik einzuführen versuchte, nur zwei gefunden, die ihm zu unbegabt schienen, um sich mit ihrer

* Ich brauche hier wohl nicht besonders an die Etymologie des Wortes subliminal (sub limine) zu erinnern, d. h. dessen, was unter der Schwelle des Bewußseins stattfindet. Übrigens deckt sich, wie de Vesme sehr richtig hervorhebt, dies Unterbewußtsein nicht völlig mit dem Begriff, den die klassische Psychologie damit verbindet. Dies psychologische Unterbewußtsein nimmt nur auf normalem Wege gewonnene Wahrnehmungen auf und besitzt nur normale Fähigkeiten, d. h. solche, die heutzutage von der offiziellen Wissenschaft anerkannt sind.

Erziehung aufzuhalten. Das waren, glaube ich, zwei Vollblüter, die der Großherzog von Mecklenburg ihm gegeben hatte und die er in ihren prächtigen Marstall zurückschickte. Bei den vier oder fünf andren, die er auf gut Glück und wie es die Umstände mit sich brachten, erwarb, fand er ungleiche Begabung, die sich jedoch ohne Mühe entwickeln ließ und den Eindruck erweckte, daß sie im Grunde jeder Pferdeseele latent vorhanden ist und brach liegt. Wäre also das Unterbewußtsein des Pferdes in mathematischer Hinsicht dem des Menschen überlegen? Warum nicht? Wahrscheinlich ist sein ganzes Unterbewußtsein dem unsern überlegen; es ist ausgedehnter, jünger, unberührter, lebendiger und weniger behindert, da es ja nicht fortwährend angegriffen, geknechtet und gedemütigt wird vom Verstande, der es annagt, erstickt und in einen dunklen, licht- und luftlosen Winkel verweist. Sein Unterbewußtsein ist stets gegenwärtig und wach; das unsre ist nie da, es schläft in der Tiefe eines verlassenen Schachtes, und es bedarf außerordentlicher Operationen, Glücksfälle und Ereignisse, um es aus seinem Schlaf aufzurütteln und aus seiner vergessenen Tiefe hervorzuziehen.

Das alles erscheint recht außergewöhnlich; aber hier sind wir in jeder Hinsicht im Außergewöhnlichen, und dieser Ausweg ist vielleicht der am wenigsten gewagte. Es handelt sich nicht — vergessen wir das nie — um Gehirnvorgänge und geistige Arbeit, sondern um eine Divinationsgabe, die aufs engste mit anderen Gaben der gleichen Art und der gleichen Vernunft zusammenhängt, die nicht ausschließliches Eigentum des Menschen sind. Keine Beobachtung, kein Experiment gestattet uns bisher, zwischen dem menschlichen und tierischen Unterbewußtsein einen Unterschied zu machen. Im Gegenteil! Die noch beschränkte Zahl der gemachten Erfahrungen offenbart schlagende und beständige Analogien zwischen beiden. Besonders bei den meisten arithmetischen Operationen verhält sich das Unterbewußtsein des Pferdes genau so wie das eines Mediums im Trancezustande. Es dreht die Zahl der Lösung mit Vorliebe um und antwortet zum Beispiel 37 statt 73, eine bekannte und häufige mediumistische Erscheinung, die man „Spiegelschrift" genannt hat. Es verrechnet sich ziemlich oft bei den elementarsten Additionen und Substraktionen und weit seltner bei den kompliziertesten Wurzelrechnungen. Auch dies ist in ähnlichen Fällen, wie beim Schreiben in fremden Sprachen und bei der Psychometrie, eine der Wunderlichkeiten der menschlichen Medien und aus denselben Gründen erklärbar, das heißt durch unzeitige Einmischung des stets irrenden Verstandes, der die Gewißheiten des Unterbewußtseins erschüttert, während es sich selbst überlassen sich nie irrt. Es ist in der Tat ziemlich wahrscheinlich, daß das Pferd, das tatsächlich kleine Rechenaufgaben zu lösen vermag, sich nicht allein auf seine Intuition verläßt und dann tastet und irregeht. Die Lösung schwankt zwischen Verstand und Unterbewußtsein hin und her, springt von jenem, der

seiner nicht ganz sicher ist, zu diesem über, das nicht gebieterisch genug wachgerufen wird, und zieht sich wohl oder übel aus diesem Konflikt heraus. Ein gleiches gilt für die psychometrischen oder spiritistischen Medien, die ihr Wissen auf dem gewöhnlichen Wege zu benutzen suchen, um die Visionen und Offenbarungen ihres Unterbewußtseins zu vervollständigen. Auch diese Medien machen fast stets auffällige, unerklärliche Fehler.

Man fände noch viele andere Analogien, so besonders die Ungleichheit der Ergebnisse der Sitzungen. Nichts hängt mehr vom Tage ab, nichts ist launischer als die Kundgebungen der menschlichen Medien. Mag es sich um automatische Schrift, um Psychometrie, Materialisationen usw. handeln, — ganze Reihen von Sitzungen geben nur lächerliche Resultate. Dann plötzlich treten aus noch schlecht aufgeklärten Gründen, wie zum Beispiel dem Zustand der Luft, der Anwesenheit des und des Zeugen, Schlag auf Schlag die unwiderleglichsten und verwirrendsten Erscheinungen ein. Genau dasselbe gilt von den Pferden. Ihre zügellosen Launen, ihre nicht vorherzusehenden Schrullen bilden die Verzweiflung des trefflichen Krall, der an Tagen großer Experimente die Stalltür nie ohne Angst und Bangen öffnet. Es braucht ihnen nur das allzu bärtige oder strenge Gesicht eines Gelehrten zu mißfallen, und sie finden eine teuflische Freude daran, stundenlang, ja tagelang auf die einfachsten Fragen wirres Zeug zu antworten.

Bestätigt wird diese Ähnlichkeit auch gerade durch einen der stärksten Einwände, die man gegen den Mediumismus des Pferdes erhoben hat. Man hat sich gefragt: wenn die Antwort aus dem Unterbewußtsein des Pferdes kommt, wie ist es dann möglich, daß man ihm erst die Elemente der Sprache, der Mathematik usw. beibringen muß, wobei man sich doch notgedrungen durch seine Sinne an sein normales Bewußtsein wenden muß, und daß zum Beispiel Berto außer stande ist, dieselben Aufgaben wie Muhamed zu lösen? Diesen Einwand hat de Vesme sehr gut widerlegt. „Um automatische Schrift hervorzubringen," sagt er, „muß ein Medium schreiben gelernt haben. Damit Victorien Sardou oder Frl. Helene Schmidt ihre mediumistischen Malereien und Zeichnungen machen konnten, mußten sie die Elemente der Zeichen- und Malkunst gelernt haben. Tartini hätte seine Teufelsserenade nicht im Schlafe komponiert, wäre er nicht Musiker gewesen usw. So wunderbar das unbewußte geistige Schaffen ist, es kann doch nur mit Bestandteilen stattfinden, die irgendwie entworfen wurden. Niemals wird das Unterbewußtsein des Blindgeborenen ihm Farbenvorstellungen geben."

So bietet diese Parallele, die sich übrigens fortführen ließe, mehrere sehr deutlich gekennzeichnete ähnliche Züge. Man findet hier die gleichen Gewohnheiten, Widersprüche und Launen, und von neuem erkennen wir den seltsamen, ungeheuren Schatten unsres fremden Gastes.

Nun bleibt noch der große Einwand übrig, den man aus der Art der Erscheinung selbst ableiten kann: die tatsächlich unüberbrückbare Kluft zwischen dem ganzen Leben des Pferdes und dem abstrakten, unerforschlichen Wesen der Zahlen. — Aber zunächst steht es mit dem Kinde und dem ungebildeten Rechenkünstler nicht anders. Beide haben ebensowenig Interesse an den Zahlen, mit denen sie rechnen. Sie ahnen nichts von den Folgen der von ihnen gelösten Aufgabe. Sie spielen mit Figuren, die für sie nicht mehr Sinn haben als für das Pferd. Sie vermögen über das, was sie tun, keine Rechenschaft abzulegen, und ihr Unterbewußtsein handelt gleichfalls in einer Art von gleichgültigem, fernem Traume. Allerdings kann man hier den Atavismus und sein Gedächtnis geltend machen, — aber reicht dieser Unterschied hin, um die Schwierigkeit zu beheben und beide Erscheinungen endgültig zu trennen? Den Atavismus zu Hilfe rufen, heißt stets das Unterbewußtsein heranziehen, und es steht durchaus nicht fest, ob das letztere sich lediglich auf die Interessen des Genismus beschränkt, in dem es wohnt. Es scheint vielmehr unter manchen Umständen weit über den Organismus hinauszugreifen, in dem es, wie man sagen möchte, nur zufällig und vorläufig haust. Es bekundet sich so oft wie möglich als allgemein und unpersönlich. Es hat, wie wir gelegentlich der Erscheinungen und Vorahnungen sahen, nur ein sehr mäßiges Interesse für das Glück, ja selbst für das Leben dessen, der es ernährt und beherbergt. Es sagt seinem augenblicklichen Gastgeber Ereignisse voraus, die er nicht vermeiden kann oder die ihn nichts angehen. Es läßt ihn zum Beispiel alle Todesumstände eines Unbekannten voraussehen, von denen erst nach dem Ereignis die Rede sein wird, wenn es unwiderruflich geschehen ist. Es bringt ihm eine Menge unbrauchbarer Vorahnungen, ruft prophetische Halluzinationen hervor, die ihm völlig fremd und zwecklos sind. Bei den psychometrischen und Schreibmedien oder bei den Materialisationen macht es lediglich Kunststücke, spielt mit Raum und Zeit, geht durch Hindernisse hindurch, versetzt Gegenstände ohne Berührung, schafft Materie, vervielfältigt die Personen, sieht durch Körper hindurch, stellt Verbindungen zwischen Gedanken und weltenweit getrennten sensiblen Personen her, liest in Seelen und Wesen, die durch eine Blume, ein Stück Zeug oder Papier verkörpert werden, und das alles um nichts, um sich zu belustigen, um zu verblüffen, weil es das Überflüssige, Unzusammenhängende, Unerwartete und Unwahrscheinliche, das Mystifizieren liebt, oder vielleicht, weil es eine ungeheure, ungenützte, undisziplinierte Kraft ist, die sich noch in den Tiefen regt und nur in plötzlichen, verirrten Stößen an die Oberfläche dringt, weil es die maßlose Ausdehnung eines Geistes besitzt, der danach trachtet, sich zu sammeln, seiner selbst bewußt zu werden, sich nützlich und verständlich zu machen. Jedenfalls erscheint es gegenwärtig ganz so, wie wir es geschildert haben, und es würde sich selbst

nicht gleichen, wenn es sich in dem uns beschäftigenden Falle anders benähme als es geschieht.

Ziehen wir nun rasch die Summe aus dem, was uns die Elberfelder Experimente gelehrt haben. Wir haben zunächst die eigentliche Telepathie ausgeschlossen, die vielleicht an mehr als einer Erscheinung teilhat, aber nicht unerläßlich ist, denn wir sehen das Gleiche eintreten, wenn sie praktisch unmöglich ist. Wir haben ferner festgestellt, daß es, wenn man das Vorhandensein oder den Einfluß des Unterbewußtseins ableugnet, um so schwieriger wird, das Vorhandensein und den Einfluß der Intelligenz zu bestreiten, wenigstens bis zur Wurzelrechnung; danach klafft ein jäher Abgrund voller Dunkelheit. Bleibt man aber auch beim Wurzelrechnen stehen, so ist die plötzliche Entdeckung einer mit der unsren eng verwandten Geisteskraft, da wo wir nur gewohnt waren, unabwendbare Ohnmacht zu sehen, sicherlich eine der unverhofftesten Offenbarungen, die der Mensch gemacht hat, seit das Unsichtbare und Unbekannte ihn mit einer bisher ungewohnten Beharrlichkeit und Ungeduld drängen. Die Folgen und Versprechungen des neuen Anblicks, den das große Rätsel der Intelligenz hier plötzlich bietet, lassen sich jetzt noch nicht überschauen. Aber ich denke, wir werden bald einige Grundsätze unsres Lebens revidieren müssen, und in der Geschichte der Psychologie, der Moral des Menschengeschicks und vieler andrer Dinge entschleiern sich recht seltsame Horizonte.

Soviel von der Intelligenz. Andrerseits muß man alles, was man ihr nicht zubilligt, dem Unterbewußtsein zuschreiben, und da ist die Offenbarung noch verwirrender. Man müßte also beim Pferde — und somit höchstwahrscheinlich bei allem, was auf Erden lebt — eine Geisteskraft annehmen, analog der, die sich unter dem Schleier unsres Verstandes birgt und diesen, je mehr wir sie kennen lernen, immermehr überrascht, überragt und beherrscht. Diese Geisteskraft, in der wir eines Tages zweifellos den Weltgeist selbst werden erkennen müssen, scheint, wie wir oft festgestellt haben, alles zu wissen, vorherzusehen und zu können. Sobald es ihr gefällt, in Verbindung mit uns zu treten, oder sobald es uns gegeben ist, bis zu ihr vorzudringen, weiß sie eine Antwort auf alle Fragen und vielleicht ein Mittel gegen alle Schmerzen. Wir wollen ihre Eigenschaften hier nicht nochmals untersuchen. Genug, wenn wir uns erinnern, mit welcher Leichtigkeit sie mit Raum, Zeit und allen Hindernissen spielt, die unser armes Wissen und unser armes menschliches Begriffsvermögen einkerkern. Wie alles, was uns überlegen und wunderbar erscheint, hatten wir sie für das unantastbare, unveräußerliche, unmittelbare Eigentum des Menschen gehalten, noch weit mehr als unsern Verstand. Doch da lehrt uns ein Zufall — merkwürdig spät freilich — daß an einem bestimmten Punkte, dem wunderlichsten und unerwartetsten von allen, Pferd und Hund vielleicht noch leichter und unmittelbarer als

wir aus ihren ewigen Behältern schöpfen. Und durch die unerklärlichste Anomalie, die übrigens zum launenhaften Wesen des Unterbewußtseins vorzüglich paßt, scheinen sie Zutritt zu ihr nur an der entlegensten, ihren Gewohnheiten fremdesten Stelle zu haben, denn um nichts auf der Welt kümmern sich die Tiere weniger als um Zahlen. Aber liegt hier nicht vielleicht der Grund, warum wir das, was anderswo geschieht, nicht sehen? Es zeigt sich, daß das unendliche Mysterium der Zahlen sich bisweilen durch ein paar höchst einfache und den meisten Tieren völlig geläufige Bewegungen ausdrücken läßt, aber wer weiß? wenn wir Pferd und Hund dahin bringen könnten, mit denselben Bewegungen noch andere Mysterien auszudrücken, ob sie nicht ebensoleicht daraus schöpfen könnten? Es ist gelungen, ihnen einen mehr oder minder deutlichen Begriff vom Wert einiger Zahlen und vielleicht auch vom Gang und Wesen gewisser einfacher Rechnungen beizubringen, und das scheint hingereicht zu haben, um ihnen die geheimsten Gebiete der Mathematik zu erschließen, wo alle Fragen im voraus beantwortet sind. Könnten wir ihnen nun eine entsprechende Vorstellung von der Zukunft einprägen und ihnen zugleich die Möglichkeit geben, das, was sie darin erblicken, zu übersetzen, so ist die Annahme nicht völlig phantastisch, daß sie dort gleichfalls einen Zutritt zu seltsamen Visionen andrer Art hätten, den uns die allzu aufmerksamen Wächter unsres eifersüchtigen Verstandes verwehren. Hier wären Experimente zu machen, die freilich sehr schwierig sein dürften, denn die Zukunft läßt sich nicht so leicht sehen und vor allem nicht so leicht deuten und übersetzen wie eine Zahl. Übrigens wird man, wenn es gelingen sollte, auch hier vielleicht die Mehrzahl der mediumistischen Erscheinungen der Menschenwelt erzielen: Klopftöne, Versetzung von Gegenständen, ja selbst Materialisationen und Gott weiß welche neuen Überraschungen, die uns das erstaunliche Unterbewußtsein in der Grenzenlosigkeit seiner Einfälle noch vorbehält. Jedenfalls ist eins so gut wie sicher: wenn wir die Divination der Zahlen zugeben, und dazu sind wir fast gezwungen, so müssen auch andere Divinationen nachfolgen. Eine unverhoffte Bresche ist in die Umwallung gelegt worden, hinter der sich die großen Geheimnisse bergen, die uns mit der Entwicklung unsrer Wissenschaft und Zivilisation immer fremder und unerreichbarer zu werden schienen. Die Bresche ist schmal, aber es ist die erste, die man in den bisher lückenlosen Teil der Mauer geschlagen hat, der dem Menschen abgekehrt ist. Was wird daraus hervorgehen? Kein Mensch vermag vorauszusehen, was wir hoffen dürfen.

Das Erstaunlichste an dieser Offenbarung ist, daß sie so spät kommt. Wie ist es erklärlich, daß der Mensch bis auf diesen Tag mit seinen Haustieren gelebt hat, ohne zu ahnen, daß sie ebenso außerordentliche mediumistische oder subliminale Eigenschaften besitzen, wie er sie verworren in sich selber sich regen fühlt? Aber hat er wirklich nichts geahnt? Man müßte in

dieser Hinsicht die geheimnisvollen Bräuche der alten Inder und Ägypter studieren, die zahlreichen hartnäckigen Sagen von sprechenden, ihren Herrn leitenden, die Zukunft weissagenden Tieren, und schließlich in geschichtlicher Zeit die ganze Wissenschaft der Auguren und Haruspices, die ihre Prophezeiungen aus dem Vogelflug, der Prüfung der Eingeweide, dem Hunger oder dem Benehmen heiliger oder prophetischer Tiere schöpften, unter denen sich oft Pferde befanden. Hier findet man eins der zahllosen Beispiele eines verlorenen oder vorweggenommenen Wissens, die uns im Zweifel lassen, ob die Menschheit nicht alles, was wir zu entdecken wähnen, schon vorweggenommen oder vergessen hat.

Erinnern wir uns, daß auch in den wunderlichsten und tollsten Glaubensmeinungen, in Legenden und Aberglauben aller Art, stets eine entstellte, verkannte oder nur dunkel geahnte Wahrheit steckt. Die ganze neue Wissenschaft der Metaphysik oder der Erforschung unsres Unterbewußtseins und unbekannter Kräfte, die kaum aus ihren ersten Finsternissen hervorgeht, findet derart Anhaltspunkte und zwar entstellte, aber erkennbare Spuren in den alten Religionen, den unerklärlichsten Überlieferungen und der ältesten Geschichte. Übrigens ist es zur Bewahrheitung einer Tatsache nicht nötig, daß sie unzweifelhaft festgestellte Vorgänger hat. Ist es auch so gut wie sicher, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, noch in der Ewigkeit, die vor den Sonnen war, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß die gleichen Kräfte nicht immer mit der gleichen Energie gewirkt haben. Man möchte in der Tat glauben, daß ein bisher noch nicht empfundener Schauder sich über alles Lebendige verbreitet, daß eine neue Tatkraft und Ungeduld die geistige Atmosphäre belebt, in der unser Erdball schwebt, und sich selbst auf die Tiere fühlbar macht. Man möchte sagen, daß neben den spärlichen, uns vorbehaltenen Quellen, die nur unsern Verstand speisten, andre Wellen sich verbreiten und sich in allen Wesen zur gleichen Höhe erheben. Eine Art Losungswort geht von Mund zu Munde und die gleichen Erscheinungen kommen an allen vier Enden der Welt zum Durchbruch, um unsre Aufmerksamkeit wachzurufen, gleich als wollte der beharrlich stumme Weltgeist, der sich in emsigem Schweigen verbarg, vom Schweigen der Steine, Blumen und Insekten bis zum großen Schweigen der Gestirne, als wollte dieser Weltgeist uns endlich irgendein Geheimnis verraten, damit wir ihn besser kennen lernen oder damit er selber sich besser erkennt. Das ist möglicherweise nur eine Illusion. Vielleicht sind wir bloß aufmerksamer und wissen besser Bescheid als früher. Wir erfahren sofort, was sich an allen Punkten unsrer Erde zuträgt, und wir haben uns gewöhnt, alles, was geschieht, eingehender zu beobachten und auszuforschen. Aber hier hätte die Illusion die gleiche Kraft, den gleichen Wert und die gleiche Bedeutung wie die Wirklichkeit und gäbe uns die gleichen Hoffnungen und Pflichten.

Das Carnegie-Vermögen

Ein Beitrag zur Naturgeschichte des amerikanischen Kapitalismus

von Gustavus Myers

2

Carnegie gab regelmäßig Beiträge für den Fonds der republikanischen Partei; er sagte auch keinen Ton gegen die Korruption, die diese Partei entfaltete, als sie die Stadt Pittsburg oder den Staat Pennsylvanien oder die Nationalregierung beherrschte. Es erwartete auch kein gescheiter Mensch, daß er etwas dagegen sagen würde; denn seine Konzerne hatten ja Vorteile und Liebesgaben aller Art von der bloßen Existenz der korrupten politischen Maschinen. Außer einem hohen Zolltarif gab es eine bunte Reihe anderer Wohltaten, die eine ihm und anderen Fabrikanten verpflichtete politische Partei nicht gut verweigern konnte. Die Gesetze über Arbeiter-Schutzmaßregeln, kürzere Arbeitszeit usw., die von den Arbeitern beantragt wurden, konnten abgelehnt oder in kastrierter Form angenommen und dann nicht so, wie beabsichtigt worden war, durchgeführt werden. Die Durchführung solcher Gesetze bedeutete eine Mehrausgabe für den Fabrikbesitzer und eine Verminderung der Profite; das Menschenleben war zu billig, um Ausgaben für Schutzvorrichtungen zu rechtfertigen. Auch im Fall eines Streikes der Arbeiter zur Verbesserung der empörenden Bedingungen, unter denen sie arbeiteten und lebten, ließen sich die regierenden Machthaber unschwer beeinflussen, so daß sie Polizei und Militär zur eventuellen Niederschießung der Streikenden beorderten.

Die Spenden für den Wahlfonds der politischen Parteien wurden von Carnegie und seinen kapitalistischen Kollegen als „Kapitalseinlagen" betrachtet. Sie wurden nicht bloß für die Bundeswahlen benötigt, sondern auch für die Wahlkämpfe in den Einzelstaaten und in den Stadtverwaltungen und für die Wahlen der Vertreter und Senatoren der Vereinigten Staaten. Jede politische Partei brauchte mehrere Millionen Dollar für die verschiedenen Wahlausgaben, wozu auch die großen Summen für die politischen „Antreiber" in jedem Staate gehörten; desgleichen die Gelder zum Kauf von Stimmen.

So waren zwei Senatoren der Vereinigten Staaten durch das Parlament eines jeden Staates zu wählen. 1886 entbrannte in einem gewissen Parlamente ein Kampf wegen der Senatorwahl. Es war klar, daß derjenige gewählt werden würde, der das meiste Geld austeilen konnte. Da schrieb James G. Blaine, damals ein bekannter Politiker der republikanischen Partei, an Andrew Carnegie und fragte an, ob er nicht zehntausend Dollar in diesen Senatorenkampf „einlegen" möchte? Und Carnegie gab diese

„Einlage". Eine ähnliche „Einlage" machte er bei der Präsidentenwahl im Jahre 1888, wobei Harrison zum Präsidenten erwählt wurde — eine Wahl, die durch die offensichtlichste Bestechung markiert ist. Harrison machte Blaine zum Staatssekretär für das Innere. Zufällig hatte Carnegies Schlußstein-Brücken-Gesellschaft gegen eine zentralamerikanische Republik eine alte Forderung von 200000 Dollar, die schwer einzutreiben war. Als aber Blaine Staatssekretär wurde und liebenswürdigerweise etwas „diplomatischen Druck" ausübte, wurde die Zahlung bald geleistet.

Diese politischen „Einlagen" sind seitdem von Carnegie fleißig fortgesetzt worden. Bei dem Verhör vor der Kongreßkommission, die kürzlich die Wahlbeiträge untersuchte, zeigte es sich, daß Carnegie bei den Wahlen von 1904 für den Roosevelt-Fonds 10000 Dollar gespendet hatte, und ebenso wurde ermittelt, daß er 1912 für einen Fonds zur Wiederwahl von Taft 25000 Dollar gegeben hatte (dieser lediglich für Tafts Wiederwahl bestimmte Fonds betrug 250000 Dollar).

Der Gesamtbetrag der Summen, die Carnegie während seines Lebens für politische Wahlfonds gegeben hat, ist sehr groß. In wie musterhafter Weise die regierenden Mächte sich für seine Schenkungen revanchierten, zeigte sich deutlich (von anderen Gelegenheiten abgesehen) bei dem großen Streik von Homestead.

Der Vertrag, den Carnegies Arbeiter in den Homesteader Werken im Jahre 1889 geschlossen hatten, lief 1892 ab. Die Arbeiter machten sich keine Illusionen über die Absichten von Carnegie und Frick; sie wußten sehr gut, daß Carnegie und Frick zur völligen Vernichtung ihrer Vereinigungen entschlossen waren, um gemeinsame Anstrengungen zur Erzielung höherer Löhne und kürzerer Arbeitszeit zu verhindern. Frick selber bezeugte 1892 vor der Kongreßkommission: „Wir wollen Leute haben, mit denen wir einzeln verhandeln können. Wir lehnten es ab, nach jenem Termin (dem 24. Juni 1892) noch mit der Vereinigten Gewerkschaft (der Eisenarbeiter) zu unterhandeln, und sagten es ihnen klipp und klar."

Mit jeder neuen Erfindung, welche Arbeit ersparte, wurden mehr Leute entlassen, und die Bleibenden mußten „sich beeilen", das heißt noch angestrengter schuften. Ihre Löhne waren heruntergegangen, die Lebensmittelpreise gestiegen. Alles, was sie besaßen, war ihre Beschäftigung, und die war nicht bloß unsicher, sondern auch gefährlich; die sogenannten „Unfälle" in den Werken hatten Verstümmelungen und Todesfälle zur Folge. Aber wie schlecht bezahlt und wie gefährlich diese Beschäftigung auch war, die Arbeiter mußten sich daran halten; die meisten hatten Familien zu ernähren; sie hatten Ausgaben gemacht, um nach Homestead zu ziehen, und hatten weder Geld zu einem neuen Umzug, noch Aussicht auf Beschäftigung an einem anderen Orte. Um die bloße Selbsterhaltung kämpfend, wollten sie nicht

müßig dabeistehen und zusehen, wie ihnen ihre Beschäftigung durch importierte Banden von nichtorganisierten Leuten, von „Räudigen", wie sie sagten, weggenommen würde.

Die übliche Ausrede, die Carnegie gegen die Forderungen der Arbeiter vorbrachte, war die, sie seien „unvernünftig". Zur selben Zeit aber verdienten die Carnegie-Gesellschaften unvernünftige Gelder. 1891 hatten sie 4,300000 Dollar Reingewinn, 1892 waren es 4 Millionen. Die Arbeiter hatten nicht die geringste Drohung ausgestoßen, nicht das geringste getan, das auf gewalttätige Absichten schließen ließ. Die Vorbereitungen des Carnegie-Konzerns aber ähnelten den Vorbereitungen für eine Belagerung oder eine Schlacht. Carnegie und Frick wußten wohl, daß Männer und Frauen, die für ihre bare Selbsterhaltung kämpften, durch derartige feindselige Vorbereitungen aufgereizt werden mußten, und trafen sie mit vollem Bewußtsein.

Um die Homesteader Werke herum war ein kräftiger Bretterzaun von zwölf Fuß Höhe und drei Meilen Länge errichtet worden. Oben auf diesem Zaun war ein schweres Kabel gelegt und mit einem starken elektrischen Strom verbunden worden, der im Büro durch einen einfachen Schalterdruck eingeschaltet werden konnte; der Strom war so stark, daß er jeden töten mußte, der ihn berührte. Man nannte das in Homestead „Carnegies lebensgefährlichen Zaun". Den ganzen Zaun entlang sah man Schießscharten, vier Zoll im Durchmesser, in Kopfhöhe eingelassen: sie waren für die Büchsen der Mietlinge bestimmt. An verschiedenen Punkten längs des Zaunes waren Gräben gegraben. An gewissen Stellen standen Hydranten, durch die ein kräftiger Strom heißen oder kalten Wassers losgelassen werden konnte. Hunderte von Bogenlampen waren über die ganzen Werke hin an hohen Trägern aufgehängt, und den Zaun entlang waren Scheinwerfer angebracht. Um das Kontor herum stand ein weiterer Zaun, und mit dem Innern der Werke war es durch eine 40 Fuß hohe Brücke verbunden; darauf war ostentativ eine Schildwache unter einer Bogenlampe aufgestellt. Blitzlicht-Kameras befanden sich an verschiedenen Stellen der Werke, um Momentaufnahmen von denen, die herankamen, machen und sie nachher identifizieren zu können. Zur Bequemlichkeit der importierten „Räudigen" waren Baracken errichtet, und auf dem Flusse, dem Stahlwerke gerade gegenüber, war eine stählerne Dampfbarkasse in ein kleines Kriegsschiff, mit Drehbrassen bewaffnet, verwandelt worden. Eine Anzahl anderer Boote war mit kleinen Haubitzen und Scheinwerfern ausgerüstet.

Mit diesen furchtbaren kriegsmäßigen Vorbereitungen wurde mindestens sechs Wochen vor dem Streik begonnen.

Woher aber bekam man die bewaffneten Männer, um die Ausständigen einzuschüchtern und die Festungen zu bemannen? Auch dafür war lange

vorher gesorgt worden. Carnegie hatte einen jährlichen Kontrakt mit Pinkertons Detektivbüro — einem Institut, das als Spezialität die Lieferung bewaffneter Mietlinge betrieb, teils Meuchelmörder und andere wüste, gewissenlose Männer, die erbarmungslos schossen und töteten. Daß die Pinkertonschen Mietlinge schon lange vorher in Bereitschaft gehalten wurden, unterliegt keinem Zweifel; diese Tatsache wurde später durch das Zeugnis von Frick und Robert A. Pinkerton ausdrücklich bestätigt. Sie gaben vor der Untersuchungskommission des Kongresses zu, es seien sogar schon vor der letzten Konferenz zwischen der Carnegie-Gesellschaft und den Delegierten der Vereinigten Gewerkschaft der Eisenarbeiter Verhandlungen über die Zusendung der Pinkertonschen Mietlinge im Gange gewesen.

Während diese grausigen Vorbereitungen zur offenen und systematischen Zerschmetterung der Arbeitervereinigung gemacht wurden, gründeten Carnegie und seine Kompagnons mit unerhörter Frechheit am 1. Juli 1892 eine neue Gesellschaft mit 25 Millionen Dollar Kapital, die Carnegie-Stahlgesellschaft, welche sämtliche Walzwerke, Hochöfen, Brückenbauwerke und Eisenerz- und sonstige Bergwerke Carnegies übernehmen und konsolidieren sollte. Frick wurde zum Präsidenten dieser Gesellschaft gemacht.

Fünf Tage später, am 6. Juli 1897, kamen 300 Pinkerton-Leute in Homestead an. Sie waren auf einer Station am Ohio unterhalb Pittsburgs um Mitternacht des 5. Juli angekommen und von dort aus in großen Kähnen nach Homestead geschleppt worden, das sie am 6. Juli gegen 4 Uhr morgens erreichten. Diese Banden von Privatsoldaten hatten absolut keine gesetzliche Berechtigung. Sie waren weder für den Krieg noch für den Frieden vereidigt worden, und soweit das Gesetz galt, stellten sie, bis zu den Zähnen bewaffnet, wie sie waren, nur eine Bande von Rowdies dar, die auf Missetaten aus waren. Indessen hat trotz der offenbaren Tatsache, daß sie eine lebende Gesetzesverletzung verkörperten, kein einziger öffentlicher Beamter sich gerührt, um sie anzuhalten.

Von ihrem Kommen unterrichtet, liefen die schon zur Verzweiflung gebrachten Homesteader Arbeiter zum Kai hinter den Stahlwerken — viele mit Frau und Kindern. Die Ausständigen wußten aus bitterer Erfahrung, daß die Ankunft der Pinkerton-Leute immer sichere Unruhen bedeutete und daß sie zu dem ausgesprochenen Zweck gemietet wurden, Gewalttaten zu provozieren, auf daß man den streikenden Arbeitern die Erregung von Aufruhr zur Last legen, dadurch die sogenannte öffentliche Meinung beeinflussen und einen Vorwand finden könne, die Hilfe des Militärs zu verlangen.

Während die Streikenden so versammelt waren, wurde von einem Pinkerton-Mann ein Schuß abgefeuert, und einer von den Streikenden sank tödlich verwundet zu Boden. Mit einem wilden Wutschrei rüsteten die Ausständigen sich zum Widerstand.

Sich hinter Haufen von Stahlschienen verbarrikadierend, gaben sie jetzt Salve auf Salve aus Revolvern auf die in den Booten verborgenen Pinkerton-Männer ab, und diese erwiderten das Feuer sofort aus Büchsen. Gleichzeitig pumpten andere Scharen ausständiger Arbeiter Öl in die Kähne und versuchten sie in Brand zu setzen, was ihnen aber nicht gelang. Noch andere Ausständige trieben brennende Flöße an die Kähne und schleuderten auch Dynamit, aber diese Versuche hatten keinen Erfolg. Den ganzen Tag über dauerte dieser Kleinkrieg, und das unheimliche Krachen der Schüsse, die Flüche der Arbeiter, die Schreie der Verwundeten und Sterbenden und das Gewimmer der Weiber machte den Ort zu einem Schauplatz des Schreckens.

Um 5 Uhr nachmittags hißten die Pinkerton-Leute die weiße Flagge und ergaben sich. Zwölf Männer waren auf beiden Seiten getötet und mehr als zwanzig ernstlich verwundet worden. Als die Pinkerton-Leute nach der Übergabe durch die Reihen der Ausständigen Spießruten liefen, wurden sie kräftig durchgebläut, besonders von den Frauen der Streikenden, die noch wütender waren als die Männer. Nun wurde das Militär von Pennsylvanien nach Homestead geschickt, und weitere elf Arbeiter wurden erschossen und verwundet. In dieser Zeit schoß ein 22 jähriger Jüngling, namens Alexander Beckmann, über Fricks Taten entrüstet, auf diesen und verwundete ihn. Er wurde zu vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Frick wurde wiederhergestellt.

Carnegie hatte all die Ausgaben für die Besoldung bewaffneter Soldaten und die Umwandlung des Werkes in eine Festung lieber auf sich genommen, als den Arbeitern eine Lohnerhöhung von weniger als zehn Prozent zu gewähren.

Als nun die Jahre dahingingen und die Sticheleien über die Mordtaten von Homestead Carnegies Ohren erreichten, zu einer Zeit, als er sich bemühte, die allgemeine Achtung und Lobpreisung zu erringen, da wurde er immer empfindlicher gegen jede Anspielung auf dieses Ereignis und versuchte die Verantwortung auf Frick abzuwälzen. Er selber sei damals in Europa gewesen, daher könne ihn kein Tadel treffen.

Noch im September 1911, als der Vorstand der Manchester-Bibliotheken (in England) es ablehnte, von Carnegie fünfzehntausend Dollar für die Errichtung von Zweigbibliotheken anzunehmen, mit der Begründung, der amerikanische Stahlmagnat habe zu Homestead die für bessere Bedingungen kämpfenden Arbeiter niedergeschossen, brachte Carnegie die alte Entschuldigung vor, er sei „im Norden von England umherkutschiert, als die beklagenswerten Ereignisse von Homestead sich abspielten", und habe erst zwei Tage später davon erfahren.

Einige (zum Beispiel Fitch in „Die Stahlarbeiter") meinen nun, Frick

sei allein schuld; er habe den Streit absichtlich angezettelt, um die Arbeitervereinigung aus Homestead zu vertreiben. Aber Carnegies Mitschuld geht deutlich hervor aus einer Anzahl Briefe von ihm aus dem Jahre 1892, die sein früherer Privatsekretär Bridge publiziert hat. In einem dieser Briefe, am 4. April 1892 aus New York geschrieben, weist er Frick an, die Homesteader Werke nach dem 30. Juni nur noch mit nichtorganisierten Arbeitern zu betreiben. Ein anderer Brief, den er kurze Zeit später vom Coworth-Park in Berks (England) schrieb, befahl ihm, Konferenzen mit den Arbeitervereinigungen zu verweigern; wenn die Gewerkschaft den von der Gesellschaft angebotenen Lohntarif ausschlage, so solle die Anweisung, nur noch nichtorganisierte Arbeiter zu beschäftigen, in den Homesteader Werken am 25. Juni angeschlagen werden. Und sie wurde angeschlagen.

Frick handelte offen, während Carnegie ihn im Hintergrunde antrieb; und während Frick zu Hause kommandieren mußte und dafür verwundet wurde, leistete Carnegie sich eine Ferienfahrt in England, weit vom Schuß.

Im Grunde genommen war das Homesteader Blutbad das geringste von allen, die ohne Unterlaß in den Carnegie-Werken stattgefunden hatten; es hielt die öffentliche Aufmerksamkeit nur seiner offenen und dramatischen Natur wegen in Bann, da es ganz wie eine lokale Revolution aussah. In bezug auf Opfer aber war es nicht zu vergleichen mit dem Gemetzel, das den alltäglichen Betrieb in den Werken zur Erzielung von Profiten für Carnegie und seine Kompagnons begleitete. Die Zahl der sogenannten „industriellen Unfälle" in den Carnegie-Werken, welche Arbeitsunfähigkeit und oft den Tod zur Folge hatten, betrug häufig sechzig oder siebzig im Jahre. Zum Beispiel ereigneten sich in dem Jahre vom 3. Dezember 1891 bis zum 26. November 1892 nach dem Bericht des Fabrikinspektors für Pennsylvanien einundsechzig Unfälle in Carnegies Pittsburger Werken, von denen viele tödlich verliefen.

Das sind durchschnittlich fünf im Monat oder mehr als einer in jeder Woche! Und die Verstümmelten wurden zum alten Eisen geworfen, denn die Kapitalisten können nur Leute mit voller Gesundheit brauchen. Im nächsten Jahre, vom 1. Dezember 1892 bis zum 30. November 1893, passierten bei Carnegie zweiundsechzig Unfälle, viele mit tödlichem Ausgang. Im nächsten Jahre waren es nicht weniger, und 1895 wurden neunzehn Arbeiter bei der Arbeit getötet und noch viel mehr schwer verwundet.

Carnegie selber zeigte sich, je reicher er wurde, desto mehr von übermächtiger Todesfurcht besessen; für seine Arbeiter aber gab es keinen Tag und keine Stunde, wo sie nicht dem Tod oder der Verstümmlung ins Auge sahen; das war in ihrer unterbezahlten Arbeit mit inbegriffen. Und wie bei Carnegie, so wurden auch bei den anderen Kapitalisten Hunderte getötet oder verstümmelt. Und dann weigerten die Unternehmer sich ohne Aus-

nahme, Unfallgelder zu zahlen oder sonst etwas für ihre Opfer zu tun. Sie brachten unfehlbar die Ausrede vor, die Unfälle seien „durch Fahrlässigkeit verschuldet". Wenn der Verstümmelte oder seine überlebende Familie klagten, wozu sie zumeist kein Geld und keine Zeit hatten, so wurden ihnen fast immer Präzedenzentscheidungen vorgelegt, die ihnen „Fahrlässigkeit" zur Last legten. Sie gingen von den Gerichten weg und wurden Bettler; ihre Söhne wurden oft dem Diebstahl, ihre Töchter der Prostitution zugetrieben.

„Viele Unfälle, die der Fahrlässigkeit der Arbeiter zugeschrieben werden," so erklärte ein Fabrikinspektor auf der achten Jahresversammlung der Internationalen Fabrikinspektoren-Vereinigung am 25. September 1894 zu Philadelphia, „fallen vielmehr den Unternehmern zur Last. Wo Geländer und Schutzvorrichtungen von großem Vorteil wären, erwartet man einfach von den Angestellten, daß sie lediglich durch eigene Geschicklichkeit und beständige Aufmerksamkeit Unfälle vermeiden. Man läßt Gefahren vieler Art bestehen, bloß um die Kosten zu ersparen, die eine kleine Schutzmaßregel verursachen würde." „Gefährliche Maschinen," sagt Watchorn weiter, „haben Tausende erschlagen, mangelhafte hygienische Maßnahmen, im Verein mit ungenügender Ventilation, Zehntausende getötet." Dabei dachte er aber nur an die Verhältnisse in den Fabriken selbst. Hinzu kamen noch die ekelerregenden Löcher, in denen viele Arbeiter hausen, und die schlechte Nahrung, mit der die elend bezahlten Arbeiter und ihre Familien auskommen mußten. So wurden Männer, Frauen und Kinder dahingemäht; besonders die Sterblichkeitsziffer der Kinder in Pittsburg war so anormal, daß sie allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Zur Zeit des Homesteader Streiks hatte Carnegies Gesicht noch nicht jenen honigsüßen, gewerbsmäßig wohlwollenden Ausdruck angenommen, wie später unter dem mildernden Einfluß des Alters und der Anbetung einer ganzen Welt, die (mit seltenen Ausnahmen) seine Wohltaten erbettelte und annahm. Man tut Carnegie nicht unrecht, wenn man sagt, sein Gesicht habe damals selbst bei ruhigem Ausdruck jeden, der seinen Pfad kreuzte, entmutigen und einschüchtern müssen. Eine hohe, breite Stirn wies auf seine Gabe scharfen Überlegens hin. Seine Augen waren lang und schmal, durchbohrend und resolut, von einem schlauen, harten Ausdruck beherrscht. Was aber besonderen Eindruck auf den Beschauer machte, waren seine Lippen und seine Backenknochen. Diese grimmig zusammengekniffenen Lippen zeigten eine eiserne Entschlossenheit, das durchzuführen, was er sich in den Kopf gesetzt hatte, koste es, was es wolle; seine schweren Kinnbacken aber, aus denen Zähigkeit und Kampfsucht sprach, verstärkten den Eindruck der Lippen. Zum Glück für ihn milderte ein Bart und ein Schnurrbart wie eine Art Draperie einigermaßen die harten Linien seines Gesichts.

Das Homesteader Gemetzel hinterließ einen tiefen und dauernden Eindruck, und Carnegie hätte sicherlich viel darum gegeben, ihn verwischen zu können. Allein nur zwei Jahre später war er Gegenstand einer noch lauteren Anklage, die diesmal aus einer ganz anderen Richtung kam. — Außer der Einführung von Stahlschienen hatte ein anderer Faktor der Stahlindustrie einen großen Aufschwung gegeben und ihre Profite ungeheuer vermehrt: die allgemeine Einführung von Panzerplattenschiffen. Obgleich der Kampf zwischen dem „Merrimac" und dem „Monitor" während des Bürgerkrieges den Flottenbau revolutioniert und die hölzernen Schlachtschiffe als veraltet erwiesen hatte, begannen die Vereinigten Staaten erst 1885 systematisch eine Panzerflotte zu schaffen. Aber schon vor dieser Zeit hatten die Carnegie-Werke Panzerplatten für fremde Kriegsschiffe fabriziert.

Als 1879 ein Krieg zwischen Großbritannien und Rußland wegen der Türkei drohte, bezeugte Charles H. Cramp, der größte Schiffsbauer der Vereinigten Staaten, vor der Industriekommission der Vereinigten Staaten im Jahre 1900, „habe die russische Regierung in den Vereinigten Staaten Schiffe gekauft und Cramp beauftragt, sie zu renovieren. Dabei habe er sich zur Erlangung von Panzerplatten an Carnegie und die Bethlehem-Stahlwerke (in Pennsylvanien) wenden müssen, und diese hätten ihm 600 Dollar pro Tonne berechnet, ohne daß er etwas dagegen tun konnte, das heißt fast ein Drittel der Gesamtkosten des Schiffes, so daß er nichts daran verdient habe." Es ist Tatsache, daß die Carnegie-Interessenten der Regierung der Vereinigten Staaten und Cramp 520—700 Dollar pro Tonne berechneten und gleichzeitig dasselbe Panzermaterial für weniger als 200 Dollar pro Tonne herstellten und für 249 Dollar pro Tonne direkt an die russische Regierung verkauften. Charles H. Hurrah, Präsident der Midvale-Stahlgesellschaft zu Philadelphia, berechnete den Verdienst an Panzerplatten auf 23 Prozent und meinte, er sei trotzdem in keiner Weise mit den Profiten auf Stahlschienen und Stangen und Baumaterial zu vergleichen, die durch einen durchschnittlichen Einfuhrzoll von 45 Prozent geschützt waren.

Man hätte meinen sollen, bei einem Verdienst von mindestens 23 Prozent hätten die Carnegie-Werke die beste Qualität von Panzerstahl liefern müssen, um so mehr als er für Kriegsschiffe bestimmt war, die im Falle der Gefahr ihre eigenen Handelsinteressen zu schützen haben würden. Aus der Menge der Zeugnisse soll nur der Schlußbericht der Untersuchungskommission des Kongresses herausgegriffen werden.

„Die Bemühungen der Gesellschaft und ihrer Geschäftsführer Cline, Corey und Schwab, die Inspektoren zu betrügen, die Probeplatten zu verfälschen und so weiter, haben Ihrer Kommission zu Genüge bewiesen, daß die Lieferungen den Verträgen nicht entsprechen. Der schamlose Charakter

der Schwindeleien, an denen diese Männer sich beteiligt haben, und die Verachtung des Anstandes und der Wahrheit, den sie bei der Zeugnisablegung vor Ihrer Kommission bewiesen haben, machen sie des Vertrauens unwürdig."

Abgesehen von dem besonders abstoßenden Charakter dieser Schwindeleien verdienen einige Punkte dieses Berichtes einen eigenen Kommentar. Daß Carnegies Werke Panzerungen von so schlechter Qualität lieferten, daß daraus die Durchlöcherung und der Untergang ganzer Schiffe mit Mann und Maus resultieren konnte, das war sogar noch . . . erstaunlicher als die Tatsache, daß seine Werke so unzulänglich mit Schutzvorrichtungen versehen waren, daß Hunderte von Arbeitern verstümmelt oder getötet wurden. Im letzteren Falle entsprach es der allgemeinen Erwartung, daß der mächtige Kapitalist sich um die Wohlfahrt und das Leben seiner Arbeiter nicht kümmerte — das war die „die eiserne Geschäftsregel". Aber im Falle der nationalen Verteidigung waren es Carnegie und seinesgleichen, die immerfort ihren großen Patriotismus zur Schau trugen und einen besonderen „patriotischen Vorrang" beanspruchten, sie waren die ersten, die im Falle innerer oder äußerer Gefahr das Heer und die Flotte zum Schutze ihres Besitzes und ihrer Handelsinteressen herbeiriefen. Sie selber setzten ihre geweihte Haut weder bei der Handhabung ihrer eigenen Maschinen noch bei persönlichem Kriegsdienst aufs Spiel. Die Männer aber, die wirklich für sie kämpfen, hätten wenigstens eine gute Bewaffnung erwarten können, — aber nicht einmal diese bekamen sie. Nicht wenige Offiziere im Heer und in der Marine brachten Carnegies kürzliche Schenkung von 1750000 Dollar für das Haager Schiedsgericht in ironischen Zusammenhang mit seinen Marinelieferungen.

Hörten die Vereinigten Staaten nach diesen Enthüllungen nun auf, der Carnegie-Stahlgesellschaft Aufträge zu überweisen? Keineswegs: sie gaben die Aufträge ruhig weiter, und zwar unter Umständen, die neue Skandale hervorriefen.

Nur wenige Jahre nach dem Bericht der Kommission gab der Marineminister der Carnegie- und der verbündeten Bethlehem-Stahlgesellschaft einen Auftrag für 18 Millionen Dollar, und der Preis war um 17 Dollar pro Tonne höher als der von der Midvale-Stahlgesellschaft gemachte. Der Grund — wenigstens der von der Marineverwaltung öffentlich vorgebrachte — war der, daß die Carnegie- und Bethlehem-Werke schneller liefern konnten als die Midvale-Stahlgesellschaft.

Wenn ein Unternehmer, der sich seiner Ehrlichkeit rühmt, wie Carnegie es tat, entdeckt, daß ein Angestellter gestohlen oder betrogen hat, so hat er die Möglichkeit, seinen eigenen Anstand sofort zu erweisen, indem er den Schuldigen entläßt. Den Herren Cline, Corey und Schwab aber widerfuhr nichts

dergleichen. Sie blieben nicht bloß in seinen Diensten, sondern wurden im Gegenteil von Zeit zu Zeit befördert und schließlich zu Kompagnons gemacht. Carnegie sagt in seinem vor Jahren publizierten Bande, indem er erzählt, wie er viele von seinen früheren Geschäftsführern zu Teilhabern erhob: „Sie alle wurden nach langem Dienste auf Grund erwiesener Leistungen ausgewählt." Unter diesen erwiesenen Leistungen muß also die skrupellose Geschicklichkeit und Zähigkeit von Cline, Corey und Schwab bei der Aufschwatzung schwindelhafter Panzerplatten an die Regierung der Vereinigten Staaten mitgezählt haben.

In der Tat erwiesen sie sich für Carnegies Bereicherung als so nützlich, daß er sechs Jahre später, als die Carnegie-Gesellschaft mit ihrer riesigen Kapitalanhäufung gegründet wurde, Schwab zum Präsidenten machte, und später, bei der Organisierung des Stahltrustes, Schwab und Corey nacheinander zu Präsidenten erkor.

Die Profite der Carnegie-Werke beliefen sich 1894 auf vier Millionen Dollar; im nächsten Jahre waren es fünf Millionen, 1896 sechs Millionen, 1897 sieben Millionen; und 1898 sogar elfeinhalb Millionen. Während des nächsten Jahres verdoppelten sie sich beinahe und schwollen auf 21 Millionen an, und im nächsten Jahre (1900) verdoppelten sie sich abermals auf 40 Millionen. Aber man darf nicht meinen, das Herabdrücken der Löhne, exzessive Preise und schwindelhafte Methoden seien die einzigen Faktoren gewesen, die diesen gewaltigen Profitstrom erzeugt hätten.

Ein weiterer Faktor, auf den wir schon angespielt haben, war die höhere kapitalistische Methode, jedes nur denkbare Element und Werkzeug, das bei der Stahlproduktion gebraucht wurde, in den Besitz der Carnegie-Stahl-Gesellschaft zu bringen. Die Zwischenleute wurden in jeder Richtung unterdrückt oder ausgeschaltet. Die Eisenerzlager der Carnegie-Stahl-Gesellschaft wurden durch Ankauf der halben Anteile der Oliver-Minengesellschaft in der Mesaba-Bergkette vermehrt; dafür gab Carnegie ein Darlehen von einer halben Million Dollar. Die Carnegie-Stahlgesellschaft besaß ihre eigenen Seedampfer und Eisenbahnen, um das Erz nach Pittsburg zu befördern, sie besaß ihre eigenen Koks-, Kohlen-, Kalkstein- und viele andere Unternehmungen, die sämtlich von Carnegie beherrscht wurden. Schwab bezeugte vor der Industriekommission der Vereinigten Staaten im Jahre 1900, zu der Carnegie-Stahlgesellschaft habe eine solche Menge miteinander verbundener Unternehmen gehört, daß man es der Einfachheit halber ratsam fand, sie alle — 26 oder 27 an der Zahl — zu einer neuen Gesellschaft, der Carnegie-Gesellschaft, zu verschmelzen.

„Bei Gründung der Gesellschaft," sagte Schwab aus, „war es unsere

Absicht, daß sie eine geschlossene Gesellschaft bleiben sollte; daher setzten wir die Aktien auf je 1000 Dollar fest, damit sie nicht in den Handel gebracht würden." Carnegie behielt die Gewalt über diese Carnegie-Gesellschaft, so gut wie er sie in jeder einzelnen Gesellschaft besessen hatte.

So kam im März 1900 die Carnegie-Gesellschaft mit einem Kapital von 320 Millionen zur Welt. Ihr Besitz an Rohmaterialquellen wurde noch beträchtlich vermehrt durch die Abtretung gewisser Eisenerzbecken in der Gegend von Mesaba, die John D. Rockefeller gehörten. Carnegie war mächtig stolz darauf, einen so gewiegten Geschäftsmann wie den Standard-Öl-Magnaten übertrumpft zu haben.

Es gab damals drei besonders große Konzerne in der Stahlindustrie. Der erste war die Bundes-Stahlgesellschaft, die sich aus verschiedenen Werken in Chicago und anderwärts zusammensetzte; sie hatte ihre eigenen Eisenerzlager, ihre Erzschiffe und Eisenbahnen und 100 Millionen Dollar Kapital. Die zweite war die National-Stahlgesellschaft mit 59 Millionen Dollar Kapital, deren Werke hauptsächlich in Ohio lagen. Die dritte war die Carnegie-Gesellschaft.

Sie alle kämpften energisch gegen die Gewerkschaften; sie alle sprachen den Arbeitern die Organisationsfreiheit ab, obgleich sie gesetzlich festgelegt war, — aber was fragten sie nach dem Gesetz. Und gleichzeitig schlossen sie geheime Verträge zur Festsetzung der Preise und der Produktion, obgleich derartige Verträge gesetzlich verboten waren, da sie gegen das Gesetz, das Vereinigungen zur Beschränkung des Handels verbot, verstießen.

Man fragt sich, warum diese Gesellschaften nicht zivil- und strafrechtlich verfolgt wurden? Die Erklärung ist einfach. Der Beamte der Vereinigten Staaten, durch dessen Initiative derartige Verfahren eingeleitet wurden, war der Oberstaatsanwalt. Nun hatte Carnegie, wie er am 11. Januar 1912 vor der Untersuchungskommission über den Stahltrust zugab, 1901 den Präsidenten McKinley genötigt, Philander C. Knox zum Oberstaatsanwalt der Vereinigten Staaten zu ernennen. Knox war seit 1890, als das Shermansche Anti-Trust-Gesetz angenommen wurde, Anwalt der Carnegie-Stahlgesellschaft gewesen und hatte die Gesellschaft 1894 bei der Untersuchung wegen der Panzerplatten verteidigt. Das war der Mann, der 1901 zum Oberstaatsanwalt der Vereinigten Staaten ernannt wurde und während der Präsidentschaften von McKinley, Roosevelt und Taft in diesem oder jenem hohen Amte als eine Art Premierminister verblieb. Seine Anstellung bedeutete für Carnegie und seine Verbündeten eine Art garantierter Immunität.

Obgleich die drei großen Stahlgesellschaften Konsolidierungen von kleineren Konzernen darstellten und untereinander Handels-„Verständigungen" getroffen hatten, war die Konkurrenz unter ihnen doch keineswegs aufgehoben.

Die Kapitalistengruppe, die unter Führung von J. Pierpont Morgan die Bundes-Stahlgesellschaft, die National-Röhrengesellschaft und die Amerikanische Brückengesellschaft beherrschte, wurde 1901 von einem heftigen Preiskrieg von seiten der anderen Kartelle bedroht, die sich ihrerseits von derselben Gefahr bedroht fühlten. Die eine Gesellschaft beschloß, ihr eigenes Roheisen und Stahl herzustellen; eine andere plante den Bau weiterer Hochöfen und Stahlwerke. Was Carnegie betrifft, so revanchierte er sich mit der Ankündigung des Projektes, eine Konkurrenzlinie zur Pennsylvania-Bahn (die Morgan unter sich hatte) zu bauen und an der Küste des Eriesees eine ungeheure Röhrenfabrik zu errichten.

Hätte dieser angedrohte Handelskrieg sich entwickeln dürfen, so hätte er die ökonomische Auflösung bedeutet. Was das Gesetz auch zur Verhinderung solcher Zusammenschlüsse bestimmte — gegen die Macht der ökonomischen Kräfte konnte es nicht ankommen.

Die Antitrust-Gesetze waren auf Verwendung der Mittelklasse beschlossen worden, zu einer Zeit, als diese Klasse noch mächtig war; ihr Zweck war gewesen, die Periode unumschränkter Konkurrenz fortdauern zu lassen, aber diese Periode war vorbei, und die Gesetzesparagraphen waren unfähig, sie wieder zu beleben oder die Herrschaft der Truste zu verhindern. Die vier großen Stahlfabrikations-Organisationen bedeuteten einen Schritt vorwärts in der Organisation der Industrie. Sollten sie nun die Taktik einer früheren, vergangenen Periode wieder aufnehmen?

Frick hatte das schon 1899 gesehen. Morgan sah es jetzt und beeilte sich, danach zu handeln. Daß Morgan, ein Bankier, eine Sektion der Stahlindustrie beherrschte und die Rockefeller- und Moore-Gruppen die beiden anderen, war nicht im mindesten erstaunlich; war doch auch Carnegie dreiunddreißig Jahre früher zur Herrschaft über ein Werk gelangt, von dessen Gang er nichts verstand. Um 1898 war die Zeit gekommen, wo Truste aller Art von Magnaten organisiert wurden, die ihren Reichtum in anderen Gefilden erworben hatten und dadurch große Fabrikationszweige beherrschten, in denen sie niemals auch nur einen Tag gearbeitet hatten. So wurde z. B. der kolossale Tabaktrust von Thomas F. Ryan organisiert, der mit seinen Genossen zehnfache Millionen Dollar aus den Newyorker Straßenbahnen erbeutet hatte. Er hätte nicht eine Zigarre rollen können, und wenn man ihm Millionen dafür gezahlt hätte.

Nun wurden schleunigst Pläne geschmiedet, einen weiteren Schritt in der kapitalistischen Organisation der Stahlindustrie zu tun. Gerade wie die großen in der Branche existierenden Korporationen eine Vereinigung vieler Werke darstellten, die früher miteinander konkurriert hatten, so sollte die projektierte Organisation die vier großen Korporationen zu einer Riesenkorporation verschmelzen.

Um aber diesen Gipfelpunkt zu erreichen, war es nötig, Carnegie als aktiven Faktor loszuwerden. Die Carnegie-Werke waren von allen am besten situiert; hinter ihnen stand reichliches Kapital, und ihre Organisation und Leitung war vom kapitalistischen Standpunkt aus unübertroffen. Carnegie war dem alten Brauch der Grobschmiede, welche die Gehilfen, um sie anzuspornen, oft am Geschäft beteiligten, gefolgt und hatte Schwab, Corey, Gayley, Peacock und viele andere Werkmeister und Aufseher zu Teilhabern gemacht; er rühmte sich, das Personal seiner Gesellschaft wäre mehr wert als der ganze Besitz der Gesellschaft. Frick hatte die Geschäftsführung unter sich gehabt, Schwab überwachte die Fabrikation, und Peacock den Verkauf.

Zwischen Frick und Carnegie war jedoch ein äußerst erbitterter Zank ausgebrochen. Frick hatte 1899 von Carnegie eine Option auf die Carnegie-Werke für 160 Millionen Dollar bekommen und suchte an Morgan seinen halben Anteil an den Werken für diese Summe zu verkaufen. Morgan aber weigerte sich, 160 Millionen Dollar für den halben Anteil an einem Unternehmen zu zahlen, dessen eigener Besitzer, Carnegie, kurz vorher geschworen hatte, es besäße keinen höheren Nutzwert als 75, 610, 104 Dollar, und dessen gesamte Aktiva nach der Bilanz der Carnegie-Gesellschaft vom 1. März 1900 sich auf 101, 416, 802 Dollar beliefen. Morgan war ein zu alter Geschäfts- und Finanzbär, um darauf einzugehen, — indessen sollte bald die Zeit kommen, wo diese Weigerung ihm teuer zu stehen kam.

Frick und seine Genossen bei der Transaktion mußten ihren Mißerfolg beim Verkauf der Option mit über einer Million Dollar bezahlen, die Carnegie als Buße einstrich, denn „Geschäft ist Geschäft". Frick aber war darüber ungehalten und verklagte Carnegie aus anderen Gründen wegen verschiedener Millionen Dollar, die ihm aus den Geldern der Carnegie-Gesellschaft widerrechtlich vorenthalten würden. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Affäre eine anmutige Sensation abgab; aber Frick hatte offenbar guten Grund nachzugeben, da sein Prozeß aussichtslos erschien.

So drohte also ein ruinöser Handelskrieg, in welchem jede Stahlorganisation versuchen würde, Monopole für gewisse Produkte, welche die anderen innehatten, ins Wanken zu bringen. Es war also eine Lebensfrage, alle miteinander streitenden Korporationen zu vereinigen. „Es war für jeden klar," sagt der Bericht von Herbert Knox Smith, dem Korporationskommissär der Vereinigten Staaten, „daß eine derartige Konsolidierung nur erfolgreich sein konnte, wenn sie die Carnegie-Gesellschaft mit inbegriff, die in der damaligen Situation der mächtigste Faktor war, sich seit langem durch ihre aggressive Taktik hervorgetan und, wie oben gezeigt wurde, die Krisis beschleunigt hatte. Anderseits unterliegt es keinem Zweifel, daß viele Stahlinteressenten Carnegies persönlichen Einfluß als Gefahr

für sich und für ihr Geschäft betrachteten und den Wunsch hatten, sich seinen Rückzug aus dem Handel zu sichern; von ihrem Standpunkt aus war es die beste Lösung, Herrn Carnegie auszukaufen. Man sah ein, daß dies eine äußerst kostspielige Transaktion wäre, die das Zusammenwirken der führenden Interessenten erfordern würde. Daher traf man mit Herrn Carnegie ein Arrangement, wonach man dessen große Anteile an seiner Gesellschaft gegen Obligationen der neuen Konsolidation übernahm."

Mit anderen Worten: Carnegie erpreßte von Morgan eine ungeheure Summe dafür, daß er der Konkurrenz mit den von Morgan, Moore und anderen Magnaten beherrschten Stahlkorporationen entsagte. Diese Tatsache wird auch in dem kürzlichen Bericht der Kongreßkommission zur Untersuchung der Stahlkorporation in den Vereinigten Staaten konstatiert. „Dieser eine Konzern," sagt er mit Bezug auf die Carnegie-Gesellschaft, „verlangte unter der Drohung, ein Monopol zu zerstören, das die verbündeten Gesellschaften sich gesichert hatten, als ‚Friedenspreis' ein ‚Lösegeld', und bekam es." Es war vielleicht der größte kommerzielle Räubersold, der je ergaunert wurde, aber man betrachtete das unter den großen Geschäftsleuten als ein „legitimes Geschäft" und diejenigen, die ihn erhoben, als höchst geschickte Leute.

Und wie hoch war der Preis, der an Carnegie gezahlt wurde? Insgesamt 447 416 640 Dollar! Ein gewisser Teil dieser Summe ging an Carnegies jüngere Teilhaber, der größere Teil aber — über 300 Millionen Dollar — ausschließlich an Carnegie; und es scheint, daß er bei dieser Transaktion durch irgend einen Kniff „seine jüngeren Teilhaber übertrumpfte" (nach dem Bericht der Untersuchungskommission).

Die weitere Geschichte des Stahltrustes betrifft Carnegie nicht. Nur etwas soll noch erzählt werden: als Carnegie eine so riesige Summe — 447 Millionen Dollar — für die Besitztümer der Carnegie-Gesellschaften bekam, die höchstens 160 Millionen Dollar wert waren, war er höchst vergnügt und selbstzufrieden. Hatte er doch Morgan, den Finanzmonarchen, ausgestochen und einen nie dagewesenen Coup geschäftlicher Schläue gemacht. Aber zu seiner maßlosen Verwunderung und Kümmernis merkte er bald, daß er schließlich doch nicht alle Kühe gemolken hatte, die er hätte melken können.

Wie er das enorme Anschwellen der Stahltrust-Aktien sah und die dicken Profite, die Morgan und Genossen einsteckten, sagte er sich voller Trauer, daß er mindestens 100 Millionen Dollar mehr hätte fordern sollen. Als er Morgan zufällig bei einer Reise nach Europa auf einem Dampfer traf und dieser Meinung ihm gegenüber Ausdruck gab, sagte Morgan ihm kühl und kurz: wenn er weitere 100 Millionen Dollar gefordert hätte, hätte er sie auch bekommen, — eine bittere Pille, die Carnegie noch nicht ganz

verdaut hat. Er brachte dies kürzlich, am 10. Januar 1912, öffentlich zum Ausdruck, indem er vor der Untersuchungskommission des Kongresses ausrief: „Ich verstehe nicht, wie ich solch ein Narr sein konnte, der Stahlkorporation meine Besitztümer für 430 Millionen Dollar zu verkaufen!"

Man weiß in der Wallstreet, daß die Stahltrustmagnaten für Carnegie noch eine andere Überraschung in Petto haben, für den Fall, daß der Stahltrust sich jemals auflösen oder daß die Obligationen, die Carnegie in Händen hat, jemals zufällig unvorhergesehenerweise gekündigt werden sollten. Diese Obligationen liegen natürlich auf den früheren Carnegie-Werken, und seit der Gründung des Stahltrustes haben die Trustmagnaten ein großes modernes Werk zu Gary (Indiana) gebaut und andere Werke so sehr vervollkommnet, daß Carnegies Werke im Vergleich damit mehr oder weniger veraltet sein sollen. Sollte Carnegie versuchen, zu kündigen, so würde er merken, daß seine Obligationen auf Werken liegen, die sozusagen Plunder wären. Das sind die Obligationen, wie wir hinzufügen wollen, die er in seinen zahlreichen philanthropischen Gründungen so freigebig verteilt.

Diese sogenannten Philanthropien umfassen eine große Masse von Schenkungen, zum Teil verklausulierten. Für einen Pensionsfonds für die Arbeiter der Carnegie-Werke gab er fünf Millionen Dollar. Aber diese Schenkung war dermaßen mit Bedingungen und Einschränkungen umheckt, daß das Los der großen Masse jener Arbeiter sich nicht um ein Jota gebessert hat. Es war eine verschwenderische Großtat, mit großem Getöse einen Fonds von fünf Millionen Dollar zu „Gunsten" der Arbeiter einzurichten, die Carnegie ein Einkommen von ungefähr 25 Millionen Dollar jährlich verschafft haben.

Den Instituten gegenüber, die die öffentliche Meinung beeinflussen und beherrschen, ist Carnegie aber noch viel freigebiger gewesen. An kleine Universitäten in den Vereinigten Staaten gab er 18 Millionen Dollar. Mit 15 Millionen gründete er einen Pensionsfonds für Universitätsprofessoren — eine Tat, wodurch er sich die weithin hallenden Lobpreisungen der gesamten Universitätslehrer der Mitwelt wie der Nachwelt gesichert hat. Zur Gründung des Carnegie-Institutes in Washington gab er 10 Millionen, und für das Carnegie-Institut in Pittsburg 16 Millionen Dollar.

Zehn weitere Millionen gab er zur Gründung des „Helden-Fonds", der diejenigen belohnen soll, die zur Rettung menschlichen Lebens Heldentaten vollbringen — was dann natürlich jedesmal in der Zeitung steht. Die schottischen Universitäten erhielten zehn Millionen, die Dampferlinie-Stiftung in Schottland fünf Millionen. Für Bibliotheken in den Vereinigten Staaten und in Kanada hat er dreißig Millionen oder mehr gegeben (es ist schwer, diese besonderen Schenkungen genau zu verfolgen), und für auswärtige Bibliotheken zehn Millionen. Dem Pittsburger Polytechnikum gab

er zwei Millionen Dollar, der Gesellschaft der Verbündeten Ingenieure in Newyork schenkte er einundeinehalbe Million, dem Haager Friedenspalast einunddreiviertel Millionen, für andere Stiftungen in Europa zweiundeinhalb Millionen und dem Büro Amerikanischer Republiken dreiviertel Million Dollar. Seine verschiedenen Wohltaten in den Vereinigten Staaten betragen zwanzig Millionen Dollar oder mehr. In dieser Liste sind aber keineswegs alle seine Schenkungen aufgeführt. Seine letzte bestand in einem Fonds, aus dem die Expräsidenten der Vereinigten Staaten oder ihre Witwen 25 000 Dollar jährlich bekommen sollen, — eine außerordentlich weise Schenkung, die ihren Zweck nicht verfehlen wird.

Aber selbst bei seinen „philanthropischen Unternehmungen" bewahrt Carnegie seine alte feine Kunst, viel für wenig zu bekommen. Seine Schenkungen an Bibliotheken waren nicht bedingungslos: gab er einer Stadt eine gewisse Summe zur Gründung eines Institutes, so stellte er regelmäßig die Bedingung, daß die Stadt die laufenden Ausgaben decke. So sicherte er sich durch eine einmalige Ausgabe ein ewiges Gedächtnis in Form eines Gebäudes, das nach ihm benannt wurde; aber die dicke Rechnung mußte von den Bürgern bezahlt werden. Eine Anzahl Städte ist denn auch nicht blind gewesen gegen diese besondere Art Wohltätigkeit und hat seine Angebote abgelehnt. Erst kürzlich, am 11. Dezember 1912, richtete die Buchdrucker-Gewerkschaft Nr. 27 einen Protest an die Stadt gegen die Annahme von 50000 Dollar „aus diesem Blut- und Sündengeld zum Bau einer öffentlichen Bibliothek, die hauptsächlich seinem Gedächtnis dienen und die Steuerzahler mit 5000 Dollar jährlichen Unterhaltungskosten belasten soll."

Man darf natürlich nicht erwarten, daß ein einziger Mensch wie Carnegie, der in seinem Palast an der Fünften Avenue zu Newyork oder in Schottland in seinem Schlosse Skibo bequem sein Alter genießen will, die Mühe der Überwachung so weitverzweigter Stiftungen und Fonds auf sich nehme. Gerade so, wie er Leute mietet, die seine Stahlwerke zu beaufsichtigen haben, so hat er auch Angestellte, die berufsmäßig seine Wohltätigkeitsunternehmungen leiten. Sie bilden eine Kommission von acht „hervorragenden Männern", die die „Carnegie-Korporation" verwalten. Bis jetzt hat Carnegie insgesamt 125 Millionen Dollar in Papieren diesen Trabanten überwiesen, die das Geschäft besorgen, während Carnegie das allgemeine Lob einsteckt.

Überblickt man Carnegies Karriere, so sieht man sofort, daß er, nach den heutigen Begriffen vom Geschäftsleben, immer als „ehrlicher Mann" gegolten hat.

Wem das nach den hier angeführten Tatsachen sonderbar vorkommen sollte, der möge nur bedenken, daß es sich — wie sehr er auch bei der all-

gemeinen Bestechung und Korruption die Augen zudrückte und wie sehr er auch davon profitierte — nicht im mindesten beweisen läßt, wenigstens so weit die benutzbaren Berichte gehen, daß er jemals persönlich bestochen hat. Daß er gegen die Korruption nicht protestierte, war bei einem Geschäftsmann, der reich werden wollte, nur zu erwarten; daß er regelmäßig Geld gab für die Wahlkampagnen korrupter politischer Parteien, galt nach den Geschäftsbegriffen als ein patriotischer Akt, — der sich freilich millionenfach bezahlt machte.

Freilich wurde Carnegies Name von seinen früheren Teilhabern und von den Arbeitergenerationen, die er bedrückt hatte, verflucht — aber ihre Stimmen verloren sich im Dunkel. Da sie nicht über Zeitungen, Kirchen, politische Redner und all die anderen mächtigen Instrumente zur Schaffung einer öffentlichen Meinung, Legende oder Tradition verfügten, verhallte ihr Groll und ihre Anklagen ungehört.

Aber allmählich wird es Tag, und die Wahrheit über die letzte Quelle so stupenden Reichtums und solcher Wirtschaftsgewalt in einer Hand dringt siegreich durch. Damit Riesenprofite gemacht werden können, müssen die Arbeiter in den Stahlwerken und in den damit verbundenen Anlagen und Minen unter so harten, brutalen und erniedrigenden Verhältnissen schuften und existieren, daß eine noch so oberflächliche Schilderung dieser Verhältnisse Entsetzen hervorruft. Man findet sie in den Berichten des Arbeitsbüros der Vereinigten Staaten. Da erfahren wir, daß die ungelernten Arbeiter die große Masse von 173000 Menschen in allen Abteilungen des Stahltrustes ausmachen. „Überall, außer im Süden," sagt der Bericht, „sind so gut wie alle, die zu dieser Klasse ungelernter Arbeiter gehören, kürzlich Eingewanderte, von denen der größere Teil nicht englisch spricht oder versteht. Selbst im Süden gibt es in der Industrie eine merklich wachsende Anzahl von Einwanderern (60 Prozent) und fast zwei Drittel dieser Ausländer sind Slawen! Jedes Jahr zeigt eine Vermehrung der mechanischen Einrichtungen, zu deren Handhabung unqualifizierte Arbeit ausreicht."

Unter was für Verhältnissen schuftet diese Armee von Lohnsklaven? Der Bericht sagt es uns. „Während der Untersuchungsperiode haben 50000 = 29 Prozent von den 173000 Hochofen- und Stahlarbeitern, die dieser Bericht umfaßt, gewohnheitsmäßig sieben Tage in der Woche gearbeitet, und 20 Prozent waren 84 Stunden oder mehr in der Woche beschäftigt, was in der Tat eine Zwölfstundenarbeit an jedem Tag der Woche mit Einschluß des Sonntags bedeutet. Dieser Übelstand wurde noch dadurch vermehrt, daß die siebentägige Arbeit sich, wie die Untersuchungskommission feststellte, nicht auf die Hochofenabteilung beschränkte, wo aus technischen Gründen eine ununterbrochene Arbeit nötig ist, und wo 88 Prozent der Angestellten sieben Tage arbeiten; sondern es stellte sich heraus, daß in

beträchtlichem Umfang auch in anderen Abteilungen, wo derartige technische Gründe nicht geltend gemacht werden können, produktive Arbeit am Sonntag so gut wie in der Woche betrieben wird ... Die Qual eines zwölfstündigen Tages und einer siebentägigen Woche wird noch größer durch die Tatsache, daß alle Woche oder alle zwei Wochen, je nach dem Modus, wonach die Arbeiter der Tagesschicht die Nachtschicht übernehmen und umgekehrt, die Arbeiter 18 oder 24 Stunden hintereinander bei der Arbeit bleiben ..."

Der Bericht sagt weiterhin, daß einige von den Stahlwerken sofort nach Beginn der Untersuchung des Arbeitsbüros ankündigten, sie würden ihren Leuten Sonntagsruhe bewilligen. „Es ist aber von den Fabrikanten nichts getan und nichts vorgeschlagen worden, um den Prozentsatz der Arbeiter zu vermindern, die 72 Stunden und mehr in der Woche arbeiten.

„Die hier beschriebenen Verhältnisse sind um so bezeichnender und charakteristischer für die Eisen- und Stahlindustrie, wenn wir bedenken, daß sich in den anderen Industrien seit Jahren eine Tendenz auf kürzere Arbeitszeit geltend gemacht hat. Vor Jahren ist der Zehnstundentag beinahe obligatorisch geworden; seitdem haben weitere Verkürzungen den Arbeitstag auf neun und in vielen Fällen auf acht Stunden gebracht, und zu diesen Verkürzungen ist ein halber Feiertag am Samstag gekommen. Zu dieser allgemeinen Tendenz in den anderen Industrien steht es also in schneidendem Kontrast, wenn man in einer großen grundlegenden Industrie, wie es der in diesem Bericht behandelte Teil der Eisen- und Stahlindustrie ist, findet, daß nur etwa 14 Prozent von den 173000 Arbeitern weniger als 60, und fast 43 Prozent 72 Wochenstunden und mehr arbeiten ..."

Unter so unerträglichen, menschenunwürdigen Zuständen müssen die Stahlarbeiter schuften. In diesen Höllenflammen, inmitten eines wahnsinnigen, ununterbrochenen Lärms müssen sie sich alle Tage ihr bißchen Brot verdienen. Sie dürfen keinen Augenblick aufschauen. Die elenden autokratischen Unter-„Treiber" stehen immer hinter ihnen, um sie mit Flüchen anzuspornen, wenn sie sich ein wenig verschnaufen wollen; positiver Ungehorsam zieht sofortige Entlassung nach sich. Die jungen Arbeiter halten diese Nervenanspannung vielleicht eine Weile aus; von den alten sind einige so abgestumpft und abgehärtet, daß es auf sie keinen Eindruck mehr macht, die meisten aber werden bald krumm und alt und bekommen jenen leeren, flimmrigen Blick, der für die hoffnungslos Geknechteten charakteristisch ist, während in anderen Augen der Haß brennt gegen die Klasse und das System, die sie bedrücken. Den ganzen Tag lang steht diese menschliche Fleischmasse den Maschinen zur Verfügung, die, sobald sie nicht mehr auf der Höhe sind, sogleich durch neue ersetzt werden. Genau dasselbe geschieht mit dem Arbeiter, der das „Beschleunigungssystem" nicht mehr aushält: er wird auf die Straße geworfen und darf verhungern. Nur wenige sind darunter, die ihre

Arbeit nicht in erschöpftem Zustande verlassen und nach Hause wanken, wo sie ein dürftiges Mahl einnehmen und sich dann todmüde niederlegen, um am anderen Morgen in derselben hoffnungslosen Lage aufzuwachen. Sie haben keine Zeit für sich, sie können kaum über etwas nachdenken, sie kennen ihre Familien kaum und ihre Kinder wachsen auf, fast ohne daß sie sie sehen: die meisten von diesen Arbeitern haben aufgehört, menschliche Lebewesen zu sein, und sind tote Automaten geworden.

Weit entfernt davon sitzt Carnegie auf seinem Schlosse Skibo in Schottland, einem prächtigen Gut von mehr als 35000 Morgen, mit Gärten, schmucken Terrassen, Grotten, Laubwäldern, Forellenbächen und Gebirgen, und redet von Frieden und Wohlwollen. Kein gemeiner Anblick und kein unangenehmes Geräusch stört den Herrn von Skibo, den ein bezahlter Dudelsackpfeifer, der unter seinem Fenster die lieblichsten Weisen spielt, des Morgens erweckt. Auch in seinem herrlichen Palast in Newyork kann Carnegie so zierlichen Unsinn sich entfleußen lassen wie jene Predigt am amerikanischen Danksagetag, am 29. November 1912, wo er (zum Gedrucktwerden) sich also vernehmen ließ: „Diese Erde wird von Tag zu Tag himmlischer — so viel gute Männer und Frauen kenne ich, die für andere wirken.“ Am selben Tage empfing er ein Telegramm von A. P. Moore, dem Herausgeber der Pittsburger Zeitung „Der Führer“, der ihn fragte, warum er, anstatt der Expräsidenten der Vereinigten Staaten und ihrer Witwen — wogegen die öffentliche Meinung protestierte — nicht lieber seine verstümmelten Arbeiter oder die Witwen und Kinder der in den Stahlwerken Getöteten mit Pensionen bedächte, da diese Männer ihm seinen Reichtum machen hülfen.

Solches war, bis heute, die Laufbahn Andrew Carnegies, des unerreichten Wohltäters der Welt.

Trotzdem wäre es ungerecht, ein zu schweres Urteil über Carnegie persönlich zu fällen und das Milieu, das System und die Anschauungen, unter denen er tat, was er tat, außer acht zu lassen. Früher herrschte die einfältige Praxis, einen Menschen von seiner Zeit loszutrennen, als wäre er ein Ungeheuer, jenseits der verzweigten Strömungen menschlichen Tuns, die den Einzelnen in seiner Klasse beeinflussen und beherrschen; davon aber ist man mit Recht abgekommen. Um Carnegies Lebensweg genau abzuschätzen, muß man das ganze kapitalistische System, wovon er ein Teil ist, mitumfassen und mitbewerten und den Methoden Rechnung tragen, die ihm eingeimpft worden sind. Dabei ist und war das einzige, was das Individuum, das diese Praktiken und Taktiken benutzt, heraushebt, sein Gelderfolg. Daß Carnegie diese Probe bestanden hat, läßt sich nicht leugnen.

Pädagogisches

von Eugen Lerch

Soll man zu den Untersuchungen Dr. Gustav Wynekens Ja sagen? Der Gründer und frühere Leiter der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, vor einigen Jahren „durch den Machtspruch einer blinden Bürokratie" von dort vertrieben, gibt seit vorigem Mai den „Anfang" heraus (im Verlag der „Aktion", Berlin-Wilmersdorf), „Zeitschrift der Jugend", worin die Objekte der Erziehung ihrem gepreßten Herzen Luft machen sollen; aber im stillen hofft er wohl auf diese Weise die Notwendigkeit freier Schulgemeinden erweisen zu können.

Die Schule ist wieder einmal schuld. Schuld daran, daß die Fünfzehnjährigen nicht fünfunddreißig sind. Mit 35 weiß man, warum und wofür man arbeitet; mit 15, in jenem gärenden Alter, in dem man zum Spiel schon zu ernst, zur Arbeit und Mitarbeit noch nicht ernst genug ist, in dem man sich nur für das Allgemeinste interessiert, soll man sich spezielle Kenntnisse aneignen, aus reinem Pflichtgefühl und ohne zu wissen, ob man sie jemals brauchen wird; und obgleich man seine Ideen für wertvoller hält als die betreffenden Tatsachen. Kein Wunder, daß man an der Schule leidet, — aber läßt sich das ändern? Soll die Schule kapitulieren? Soll sie höchst reales Versagen in den elementarsten Erfordernissen durch ferne Möglichkeiten höherer Art kompensieren — von denen so wenig in Erfüllung zu gehn pflegt? Sie darf gar nicht. Erziehung ist Zucht; ihr Ziel: die Selbsterziehung anzuregen. Selbstbewußtsein zeigt sich in dem, was man von sich verlangt. Wer etwas werden will, muß in die Realität hinaus. Es gilt, die Welt zu erobern, ohne ihr zu verfallen. Es gilt in der Aktivität, in dem Ringen mit dem ungeheuren Bereich des Zufälligen, das von außen auf uns eindringt, uns mit neuen Ansprüchen überschüttet, uns durch neue Anregungen hin und her zerrt: hier gilt es sich zu behaupten, sich und den Sinn seines Wesens kennen zu lernen und die ersten vagen Vorstellungen von der Tragweite seines Willens und der Schöpferkraft seines Geistes zu erfahren. Die Schule ist dann am besten, wenn sie diesen Prozeß nicht allzusehr stört, wenn sie mit meinetwegen banalen und vorgestrigen Orientierungen unsere ersten Gehversuche erleichtert. Man stelle sich nur eine Schule vor, die während dieses Prozesses des Gehenlernens und der ersten kosmischen und historischen Einstellungen das junge Gemüt in einer Reihe von Fächern in den brausenden Wirbel der neuen Fragen und Methoden stellt: die Folge wäre unheilbare Verwirrung. Es liegt schon ein Sinn darin, daß die Schule dem Allgemeinen und dem Werdenden mit bewußter Reserve gegenübertritt und sich lieber an eine solide aber bewährte Unzulänglichkeit hält als an die goldenen

Versprechungen der neuen Gärung. Und ferner und vor allem: ihre Aufgaben sind in erster Linie formeller Natur. Sie teile neben den elementaren Fertigkeiten und als absolut notwendig empfundenen Vorstellungsinhalten möglichst wenig Materielles mit. Daß sie es tut, macht sie heute ja gerade so unzureichend. Die Lehrpläne sind auf einem blöden, ja fast verdummenden Enzyklopädismus aufgebaut, die Anlage zur Selbsttätigkeit geht unter dem Zwange, für das Vielerlei des Wissenswerten passiver Behälter zu sein, völlig verloren.

Darum sage ich, der ich grundsätzlich die wundervolle Unruhe des Neuen liebe und meine Organe zur Aufnahme dieses Neuen reif mache: Man darf einem angehenden Revolutionär ruhig die Beamtenlaufbahn empfehlen, darf einem jungen Dichter ruhig raten, Jus zu studieren (siehe Goethe, der erst dann nach Italien entfloh, als es durchaus nicht mehr gehen wollte). Tut er's und steckt dabei das Versemachen auf, so hat die Literatur an ihm nichts verloren. Wenn er aber nicht bloß etwas kann, sondern auch etwas muß, so wird er schon zur rechten Zeit auffässig werden. Ein Strindberg wird ein Strindberg, und wenn man ihn zehnmal in andere Bahnen zu leiten versucht. Aber nicht jeder ist zu einem Strindberg geboren, und nicht jeder könnte es tragen, einer zu sein, — wenn er sich's mit zwanzig auch einbildet. Zur Revolution ist es immer noch früh genug. Und Kultur („Jugend-Kultur") ist das Gegenteil von Revolution . . . Das klingt sehr moralisch: aber die Erziehung ist ja auch schließlich eine moralische Angelegenheit.

Auch Wyneken, der seine Gedanken über „Schule und Jugendkultur" jüngst in ein Buch gefaßt hat (Jena 1913, Eugen Diederichs), läßt die Jugend nicht tun, was sie will (was schon darum nicht angeht, weil sie ja nicht weiß, was sie will). Die Art, wie er die Selbstverantwortung begründet, ist sogar von erfreulicher Strenge. Die Menschheit, sagt er, ist nicht hier, um zu genießen, noch auch, um zu ackern und zu rackern; die Erziehung soll weder zum Schmarotzen vorbilden, noch zur Berufsarbeit, sondern zum Menschentum. Was uns von den Tieren unterscheidet, ist unsere Fähigkeit, das Gute, Wahre und Schöne zu erkennen und zu tun. Diese unsere Fähigkeit ist auch unsere Pflicht: wir sind hier, um den Kulturbesitz der Menschheit zu mehren, um dem werdenden Gotte zu dienen; und dazu soll die Erziehung anleiten. Er hat recht, wenn er gegen die Erziehung zum Lebensgenuß, gegen die Ausbildung von „Persönlichkeiten" ohne Weg und Ziel auftritt. Er hat unrecht, wenn er gegen die Vorbereitung zur Ausübung eines Berufes polemisiert. Der Beruf ist ja eben für den Einzelnen das Mittel, zu seinem Teile das Reich des Wahren, Guten und Schönen aufzurichten und zu mehren. Keine Schule, auch keine Privatschule, darf sich auf die Ausbildung künftiger Rentenverzehrer beschränken. Auch nicht auf die Aufzucht künftiger freireligiöser Redner (was, nach dem Satz vom

Widerspruch, zumeist Zionisten ergibt). Gerade Wynekens Methode muß „Persönlichkeiten" erzielen: Leute, die nichts wissen und nichts können und darum auch nichts wollen können und nur die unverstandene Philosophie ihres Herrn und Meisters in Form von Phrasen von sich geben. Abstraktionen sind schlechte Stimulantia. Eine Philosophie ist schließlich das letzte, was der Mensch sich erwirbt (und eine unverstandene ist schlimmer als keine). Der Erzieher soll weiter nichts, als seinen Buben und Mädchen den ernsten Willen zur Pflichterfüllung, zur Redlichkeit der Tat und der Gesinnung einpflanzen, und das geschieht durch ein schönes Vorbild besser als durch ein demi-philosophisches Gerede.

Trotzdem: — ich sage nichts gegen den Mann, den ich für den Schöpfer einer falschen Pädagogik halte; im Gegenteil: ich bewundere den hohen, opferbereiten Ernst seines sozialen Willens und weiß es zu schätzen, daß er die höhere Knabenbildungsanstalt, die dem Mechanismus des Unterrichts und dem Bürokratismus der bevormundenden Verwaltung verfallen ist, der Erziehung erhalten oder vielmehr: wieder zuführen will. Und obwohl Menschen dieses Schlages die Schöpfungskraft des großen pädagogischen Reformators versagt ist, wirken sie doch wie helle Lichtpunkte neben den pensionsberechtigten Pensenerteilern, die die Auffrischungskraft nicht begreifen können, die von solchen Utopisten ausgeht, die Notwendigkeit solcher Aufrütteler und Infragesteller ...

Da lob ich mir die „Arbeitsschule" des Münchener Stadtschulrats Dr. Kerschensteiner („Begriff der Arbeitsschule", B. G. Teubner, Leipzig). Mir scheint, er hat den wunden Punkt getroffen. Unsere Schulen erziehen zu wenig zu selbständiger Arbeit. Wie war es doch, als wir die unsrige verließen? Wir hatten einen wirren Haufen Kenntnisse in uns aufgestapelt, aber wir wußten nichts damit anzufangen, wußten sie nicht zu handhaben. Mancher lernt es sein Lebtag nicht: von unsern Gebildeten, die den Doktortitel führen, haben die meisten sich Thema und Disposition ihrer Dissertation vom Professor geben lassen, und nicht wenigen ist sie nahezu diktiert worden. Das macht: auf unseren Schulen wird zuviel vorgekaut und nachgeplappert. Das Wichtigste, was wir in der Schule nicht gelernt haben, war doch die Tatsache, daß die Welt keineswegs so einfach und unkompliziert ist, wie unsere Lehrer sie uns malten. Wir hatten für jedes Fach Ein Buch, und dieses Buch hatte Eine feststehende Meinung, und der Lehrer dozierte nach diesem Buch (wenn er schon gar eine abweichende Auffassung hatte, so verschwieg er sie meist): und wir mußten's dann auswendig lernen. Den Darwinismus hatte man beschlossen den Schülern vorzuenthalten, „um ihnen seelische Kämpfe zu ersparen". Gut, der Darwinismus scheint mir heute, außerhalb seines engsten biologischen Bereichs, eine leere Spekulation: ich glaube nicht, daß man durch Konstruktion von Zwischengliedern das Lebendige

aus dem Toten, das Bewußte aus dem Unbewußten, das Denken aus dem Nicht-Denken (womöglich das Existieren aus dem Nicht-Existieren) zu entwickeln vermag; Ruhe kann man wohl aus Bewegung erklären (sie entsteht, wo Bewegung aufhört), nicht aber Bewegung aus Ruhe, Leben aus Totem usw., und viel plausibler klingt mir Bergsons Lehre, das Tote, die Materie sei vielmehr abgestorbenes Leben, abgestorbener Geist. Aber daß man ihn mir damals unterschlagen oder in arger Einseitigkeit und Verstümmelung vorgesetzt hat, war doch ein Unrecht. Das muß anders werden. In der Arbeitsschule muß den Schülern gesagt werden: es gibt über diesen Punkt verschiedene Meinungen: hier ist die eine, hier die andere; nun sagt, welche haltet ihr für die richtigere und warum; zeigt, daß ihr mit euern Gedanken zu operieren versteht. „Der Sinn der Arbeitsschule ist, mit einem Minimum von Wissensstoff ein Maximum von Fertigkeiten, Fähigkeiten und Arbeitsfreude . . . auszulösen". Kerschensteiner führt seine Betrachtungen nur für die Volksschule durch, wo er die selbständige Arbeit nicht bloß als Prinzip und Methode für alle Fächer einführen, sondern auch besondere Arbeitsstunden einlegen will, in denen die Schüler sich ihre Zählmaschine, ihren Turnstab, ihren Baukasten, ihre Reißschiene und ihr Raupenkästchen selber anfertigen sollen. Er erklärt aber ausdrücklich, daß er nicht bloß an manuelle Arbeit und nicht bloß an die Volksschule denkt. In der „höheren" Schule käme vor allem die Beaufsichtigung und Ausbildung jüngerer Kinder durch die älteren in Betracht (wofür ja auch Wyneken eintritt): Die älteren werden sich die notwendigen Kenntnisse viel freudiger aneignen, wenn sie sie brauchen, wenn sie merken, daß sie zu brauchen sind. Recht so: man kann die jungen Menschenkinder gar nicht früh genug vor eine bestimmte Aufgabe stellen, — das ist mehr wert als alle Philosophie. An der Arbeit bildet sich der Charakter. Und erst wenn einer seine besonderen Aufgaben und Notwendigkeiten erkannt hat, gebe man ihm die notwendige Freiheit, um sie zu erfüllen.

Gedichte

von Alfred Wolfenstein

Nacht in der Sommerfrische

Vor der verschlungnen Finsternis stöhnt
Stöhnt mein Mund,
Ich, an Lärmen unruhig gewöhnt,
Starre suchend rund:

Berge, von Bäumen behaart, ruhn
Schwarz wüst herein,
Was ihre Straßen nun tun
Äußert kein Schein, kein Schrein.

Aber ein wenig sich zu irrn
Wünscht, wünscht mein Ohr!
Schwänge nur eines Käfers Schwirrn
Mir ein Auto vor.

Wäre nur ein Fenster drüben bewohnt,
Doch im gewölbten Haus
Nichts als Sterne und hohlen Mond
— Halt ich nicht aus —

Halt ich nicht aus, meinem Schlaf allmächtig umstellt!
Fremd, fremd und nah —
Durch den See noch näher geschwellt
Liegt es lautlos da.

... Aber glaubt mich nicht schwach,
Daß ich, — soeben die Stadt noch gehaßt —
Nun das Land flieh —: es ist nur die Nacht —
Nur auf dich, diese Nacht, war ich nicht gefaßt!

Wie du tot oder tausendfach unbekannt
Mein schwarzes Bett umlangst,
Nirgends durchbrochen von menschlicher Hand
— Tötet mich die Angst.

Nichts

Endlich kroch die zwingende Nähe der Nacht fort,
Schlossen die flatternden Träume ihr Nahen und Fliehen,
Die ihn, wie Stangen die steigenden Drähte, zerstückten ...
Und er ging, sein stetiges Gehn zu fühlen,

Als ein Kommen Gott verschenkender Gipfel.
Aber wie Wände eng lagen Lüfte und Flächen
Und sein Haar stieß niedrig klebenden Dunst an.
Dann zwar langsam weitete Hitze den Himmel,
Raum geschah, Raum wartete, daß er sich fülle:
— Und auch diesmal wurde nur höhlendes Lügen,
Nicht das krumme kleine des Traumes in Häusern,
— Leichter, versüßter, göttlicher — hohler, gelogner —
Und wie immer stand seine Gier ohne Gruß da.
Bis ein Chor von runden enthaupteten Wolken
— Zwischen dem Nichts darüber, dem Nichts darunter —
Sich erhob, weiß, — und wie verkörpertes Nichts schwieg.

Besteigung

Daß mich das Steigen dieses Berges so beglückt!
Der wie mit Händen meinen Fuß in immer neu
Gebotne Sättel aufhebt, rascher reitet hoch
Durch weitere erblauendere Schicht mein Blick,
So lang kariert von Pflasterweg, zwei Mauern Haus
Und Damm des Himmels, eng zerschnitten gleich der Stadt!
Da stelzte uferhart geebneten Verkehrs
Kanalfluß grad viereckig hin, nie Überfluß.
... Vermöcht ich mich zu runden unter Wölbungen,
Mich zu zerbiegen über Steigungen, zu sein
Des Kugeläthers rings Ergänzung: dieser Berg!
Den immer feiner ich erwerbe, und die Luft
Umballt mich ganzer, durch die weichen Sohlen stieg
Des Walds, der Büsche, Wiesen, Felsen Schräge ein,
... Den andern Teil der Welt eratmete ich mir,
... Daß ich am Gipfel ... Ferne einer Stadt!
Vier Millionen war ich da und nun bin ich.

Verdammte Jugend

Von Hause fort, durch Straßen fort,
Gekannt von nichts, von keinem Ort!
Nur wie der Himmel rasch und hoch
Durch fremden Lärm und ohne Wort.

Wie schön allein! und dies verwühlt
Und keiner drin, der mich befühlt,
Der voll Verwandtschaft dumm und dicht
In meiner Brust verhaßt sich fühlt.

Hier ist nicht Heim, hier ist es auf,
Nicht Liebe stumpf, nur Kampf und Kauf.
Ah fließt die Straße strotzend aus
Zu andern ein in riesigem Lauf!

Ah sprüht es schroff pferdlos vorbei,
Und brodelt schwarz der Menge Brei,
Und Häuser flattern hingepeitscht
Von Licht, Geläut, Gezisch, Geschrei!

Die Steine ziehn in falscher Ruh
Gehackt vom Schlag des Heers der Schuh,
Den fahlen Köpfen funkeln wund
Von schneller Glut die Lampen zu.

Hier Antlitze wie Tiere fremd,
Und Augen wie in Eis geklemmt,
Und Augen, die nur sich besehn,
Hier Antlitze von nichts gehemmt!

Du Gottlose, mein Haupt zerstäub —
Entmenschlichte, mein Herz zerstäub —
Vergriffnen mich, Verlorenen
Du Straße, ja betäub! betäub!

Im Finstern

Er denkt durch eine rohe Dunkelheit
.. Und merkt sein aufgehobenes Gesicht
Blaß wie ein Glas, in das nichts rinnen will ..

Nur was er horcht, erscheint nicht alles still
.. Ein Sausen da .. noch weich, doch nicht mehr weit
.. Schon wie der Ton am Telephon, wenn dicht

(Noch grüßt kein Anschluß, doch er steht bevor)
Die Drähte das Gehör wie Haar bewachsen
.. Es knackt und summt und kitzelt scharf im Ohr.

— Doch betend um Verbindung, Ferne, .. Spur
— Erlebt er bloß ein immer näher wachsen
— Bekannt und nah und klein .. sein Herz saust nur.

Rundschau

Literarische Chronik

von Robert Musil

Der Landschafter Paul Zech.* Man denke: „Füllest wieder Busch und Tal / Still mit Nebelglanz." Danach: „Zwielichtschatten fächern durch das Feld, / Knospen schauern klar und saftzerspellt." Oder: „Die ganze Landschaft ist so klar zersichtet aufgetan / wie dürres Zittergras vorm Fallen kühler Regen." — Der Erlebnisschwerpunkt ist näher den Augen gerückt, das Erlebnis hat an Gefühl verloren und ist sensorieller geworden; unterschiedsamer, härter, anstrengender. Wahr-nehmender. Teilerscheinung der tiefen Zeitwandlung ist das; nicht unabhängig aber auch von dem fast rührend ausführlichen Kataster der Entzückungen, den der Sehfeldmesserfleiß der inzwischen hochgekommenen Landschaftsmalerei uns überliefert hat.

Gegenständlichkeit ist der häufigste Reiz dieser Gedichte. Sicher gewählter Bildausschnitt, die Gefühlsträger unter den Eindrücken an beherrschender Stelle; manchmal wohl auch Arrangement, meist aber das Ganze mit rundlich scharfen Versscalpellen von den Seh-, Riech- und sonstigen Hautstellen glatt abgelöst und ohne Verluste oder Verschiebungen präpariert. „Und dann strich der Regen, schräg ins Licht gestellt, / rauschend nieder und aus den gefurchten Rillen / sprang es silbersprühend auf, wie von Fontänen." Oder: „Wipfelschatten schrumpfen dünn zu nichts; / nur wo Strauchwerk sich zum Wall verdichtet, / dunstet Kühle nach, bis sie zersichtet." — Voll solchem. Man fühlt Dank und Erinnerung. Allerdings ist alles schon einmal dagewesen; vor der Erinnerung; draußen. Der Einwand, daß man es für das gleiche Geld und in derselben Zeit auch durch eine Bahnfahrt erreichen könnte, ist hier nicht sinnlos.

Denn es sind die Wesentlichkeiten des Landes für jedermann; die jeder bemerkt, wenn er es auch nicht mehr als halb weiß. Die das befremdliche Erlebnis, sich auf dem Land zu befinden, aufbaun; dieses amphibische Gefühl; aber Eigentümlichkeiten der Gegenstände bleiben und nichts menschlich Ab-

* Paul Zech, Die eiserne Brücke, Neue Gedichte. Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.

sonderndes ausdrücken. Keiner ist es, den die Erde ausgebrochen hat, der vor diesem seinem Muttertier erschrickt; freundlich schließt einer Erlebnisse auf, die nur aus Versehen nicht allen offen sind.

Äußeres mit Äußerem verknüpft. Preislied bekannter Dinge. Wo Persönliches durchblickt, wirkt es häufig noch, wie wenn ein Orchester beim Stimmen rasch durch die verschiedensten Melodieanfänge rutscht. Wo es aber wegbleibt, entsteht oft eine außerordentliche Schönheit durch Beobachtung und Konzentration. — Sommermittag im Hafenviertel: „Und Stein wird weich und Wasser hart wie Stein." Eisenbahnfahrt: Forst „mit Sekundenlücken." Ernte: „Weißgewappnet stehn die Schnitterinnen." Vorfrühlingswind: „Und ließ die blauen Schluchzerwellen tanzen." Das löst sich manchmal ganz von selbst aus der Wirklichkeit; wird schon Magie, Beschwörung; aus Erde und Sputum so unbegreiflich beseligend zusammengestrichen wie die Zaubersalben der Propheten. Schönheit durch die plötzliche Berührung mehrerer voneinander sonst abgeschlossener Vorstellungen; wie unbegreifliche Berührungen auch sonst für Augenblicke zuckend schön sind. Dreht man, um klar zu sehn, das künstliche Verslicht ab und betrachtet die seelische Materie, so erkennt man bloß wieder, was man immer wieder bei fast allen Gedichten erkennt: Verse sind ein Mittel, Dinge wichtig zu nehmen, die man in guter Prosa als selbstverständlich hinnimmt.

Roman und Drama aber sind meistens ein Mittel, Dinge wichtig zu nehmen, die man unter leidlich hochgearteten Menschen als selbstverständlich hinnimmt. Das menschliche Problem der Kunst, das heute heraufzieht.

Busekow.* Busekow ist verheiratet und ein Schutzmann; liebt eine von Gott unversehens in seinen Berufskreis geschleuderte Horizontale; wird dadurch ein Held der öffentlichen Sicherheit und Ordnung; und stirbt. Rücke ich diese kleine ausgezeichnet erzählte Geschichte in das Gesamtwerk, so erscheint es mir trotzdem um ein wenig mehr von einem geschaffen, der wie die legitime Gattin seines Busekow und wie Busekow selbst angreiferisch und blitzend wird aus einem gut niedergehaltenen Gefühl der Schwäche. Elisa Busekow, dürr wie die Wüste, von körperlichem Schuldbewußtsein längst schon eingeknickt, wird mit Mimikry-Instinkt zur ehelichen Heimsuchung. Christof Busekow, der Heimgesuchte, ein elend schwelendes Licht zu Hause, wird im Dienst und — siehe! — mit Hilfe seiner Schwachsichtigkeit, denn sie zwingt ihn, flammende Brillen zu tragen, zu einem Feuerrad von Befehlen, Winken und wahren Strahlenschüssen der von ihm stundenweise vertretenen Macht. Wie aber sei der letzte Wert von Sternheims Satire bestimmt? Blühten im „Don Juan", vor der klugen, klappenden Maschinerie des bürgerlichen Heldenlebens nicht noch die Büsche und blühten sie nicht ein

* Eine Novelle von Carl Sternheim. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

wenig wie alle Büsche alle Jahre es tun? Wenn nun Kahlgeschorenheit herrscht und kaltes Lächeln: Verulkt er Dinge, weil er sie nicht ernst nehmen kann oder weil er ernst sie nicht nehmen kann? Wie heute viele. (In der Kunst fischt man im Komischen nämlich leichter als im Trüben.)

Ein Satiriker muß entweder gegen etwas kämpfen oder — gegen alles. Nur das zweite kann Sternheims Fall werden. So einen aber muß der Haß jucken und die Liebe kratzen; unerträglich einander steigernd. Er muß — schöpferisch in der Verneinung — dem Dasein bessere Gründe leihn, als es besitzt, um es dann doch zu entwerten. Wohl ist das die Idee, die sich in der Gegeneinandersetzung bürgerliches Heldenleben (wohin auch diese Erzählung gehört) ausdrückt; aber soweit ich sehe, wird eben nur das Bürgerliche Erscheinung, das Heldische blieb nach wie vor fort und an seiner Stelle tröstet — ein Stil. Blitzen aus Schwachsichtigkeit, Fürchterlichkeit aus Furcht, eine Ausgeworfene als Vollenderin eines Hüters der Ordnung, herrliches Schalten eines Polizisten an den blinkenden Knöpfen und Hebeln der Staatsmaschine —: der Witz dieser Antithesen ist nicht sehr in sich gekehrt. Und Gesine trägt ein Blutmal auf der linken Wange. Ich wage nicht mehr, das für einen lieblichen Zufall zu halten, denn links, Blutmal und die Kometenart ihres Auftauchens zeigen Unglück an, und in der Tat vollzieht sich ja ein Schicksal, das dadurch ironisiert sein könnte. So bis ins Kleinste durchgebildet ist dieser Witz, daß man automatisch weiter schlenkert, wie das nach langem Marsch noch im Bett aus den Beinen aufsteigende Gefühl.

Indes: gerade hier will die Sternheimsche Kunst ins Heroische. Sie ist eine Kunst der Formel. Sie vertieft nicht; weder bis zur Plastik der Figuren, noch durch Interpretation. Sie geht niemals über das hinaus, was Klugheit und Geduld vom Leben erfahren. Sie ist eine Kunst der wenig persönlichen Formel. Aber sie tritt absichtlich noch um einen Schritt zurück und gibt sich als die Kunst der unpersönlichen, — somit der objektiven und ewigen Formel. Zolas war bloß die materielle Objektivität, hier sei die des Geistes. Sie entsteht durch Enthaltsamkeit; Sternheim sucht seinem Schutzmann legendarische Unsterblichkeit zu sichern, indem er ihn gleich als Legende geboren sein läßt. Zola hätte ihn aus tausend wirklichen Busekows oder aus verbürgten Berichten über sie aufgebaut; Sternheim sucht die einfachen und für das Gefühl gültigen Züge zu erdenken, die durch Ausfall und Überdeckung von einer durch viele Seelen fortgepflanzten Überlieferung übrig geblieben sein könnten. Sie sind „verkörpertes" Allgemeindenken, mit der lächelnden Absicht des Dichters dahinter: und Lächeln ist vieldeutig.

Es bleibt bewundernswert, mit wie viel Beherrschung, nachdem er sich nun einmal auf diesen Weg zur Ewigkeit verirrt hat, Sternheim ihn geht. Das

Leben seiner Geschöpfe vollzieht sich vollkommen genau in der gewollten Distanz von Wirklichkeit und Bilderbogen. Nicht ein Wort steigt oder fällt heraus. Die Syntax knarrt leise und beständig, daß man nicht einen Augenblick den Charakter einer Maschine vergesse. In dem Mosaik, das sie zusammensetzt, bleiben genau noch die Stoßfugen sichtbar. So spaßig sind die moralischen Gebilde, sagt alles; das Leben ein moralischer Kinematograph, an dem man die Rucke der Kurbel wahrnimmt; du kannst vor- und zurückdrehn. Ich bewundere nicht diese Erkenntnis, aber ernstlich die Art, wie sie ausgedrückt wird. Es ist dies kein artistischer, sondern schon ein menschlicher Reiz. Die außerordentliche Disziplin, die Kälte, die Geometrie, die Nüchternheit dieses Dichters: das ist trocken saubere Menschenart. Ist einer, der in hartem Holz zu sägen liebt und nicht Laubstreu für Lesekühe schneidet.

Erinnerung an zwei Romane.* Was bleibt uns von Büchern? Die Erinnerung. Als mir diese Banalität einfiel, hat sie mich erschüttert. Das, was wir, uns erinnernd, von ihnen sagen können, einen knapp begrenzten Nebel halbheller Unsagbarkeiten darum herum: und dann lebten die Bücher, so gering ist ja die Erinnerung, voll ihrer Aufgabe nur in den Augenblicken des Lesens. Rückte unser Schaffen bedenklich nah dem Kreis jener Ästhetik, die das Kunsterlebnis nur als aktuell kennt, die Kunstwirkung als Kontakt von Werk und Beschauer untersucht, die Wirkung in die zeitliche Ferne nicht einbezieht. Kunst nur als „ästhetische" Frage, als Frage eines spezifischen Erlebnisses anschaut, nicht als menschliche, die sie vor allem bedeutet.

. . . Was ich in diesem Augenblick vom Raskolnikow weiß, ist das Bewußtsein einer ungeheuren Erschütterung. Nichts sonst. Alles in der Betäubung untergegangen einer durchlesenen Juninacht . . . Kerzenlicht flackte. Sternartige Flecken der Erregung spannten sich durch die Wangen. In der zweitwenigst kleinen Stadt Oberösterreichs; nach jahrelangem Fernsein. Das weiß ich. In einem Hotel am Marktplatz, von wo man als Bübchen, auf einen Stuhl gekniet, auf einen langen rotsamtenen Fensterpolster gestützt, den Fronleichnamsumgang sah. Stehenbleiben, ruckweises Anziehen der Prozession; um den länglichen Marktplatz herum. Schreck vor diesem aufgeregten, wurmartigen Sichgebärden. Fast Angst wie vor einer Übeltat. Lichtgrün aufschreiend im Anblick der jungen Birken, die wie erwachsene Spielschachtelwäldchen bei den Altären aufs Pflaster gestellt sind. Unergründlich vor den kleinen Mädchen, die heute so dumm tun, wie Konditorhandschrift in weißen Schnüren von Zuckerguß. Unter die umklammerten Wurzeln der Haare verkrochen vor dem Entzücken unten, das wie ein

* Franz Jung, Kameraden. . . .! Heidelberg, Verlag von Richard Weißbach. Erich von Mendelssohn, Nacht und Tag. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher.

Schwert aus der Scheide fliegt, wider alles Gesetz, wenn die Bürgergarde sich zum Feuern rüstet. Beruhigung endlich; fröhliches Loch, das ein zu spät losgegangener Schuß verlegen wichtig in die Luft rundet. Schwang lange nach und das Buch hatte einen braunen Einband, aber vielleicht irre ich mich und es war aus irgendeiner Leihbibliothek und hatte einen schwarzen, und diese elenden Niedlichkeiten sehe ich im Augenblick, durch eine Entscheidungsnacht durch, die bloß wie ein Loch da ist, durch das die Erinnerung auf Hinterliegendes blickt ... Was bleibt von Kunst? Wir bleiben ... Wenige und ungenaue Einzelheiten; biographische Zufälle des Lesers; Wissen um eine große Erschütterung, die so nie wiederkehrt; alles nicht das Entscheidende. Das Eigentliche: Wir, als Geänderte, bleiben. — Weiß man von seinem Leben Genaueres, bleibt mehr? Irgendwann werden alte Dinge lebendig, wenn ihre Stunde gekommen ist, ... irgendwo findet man Menschen wieder ...

Mir wird bleiben von Franz Jung, was mir jetzt nach drei Wochen geblieben ist: Wirr Verzaustes wie erste Frühlingsluft. Wo die Sträucher nicht aus den Augen blicken können, weil sie so naß sind. Von Mendelssohn das Bedürfnis, manchmal, etwas nachzuschlagen in seinem Buch. Und bei Jung: Nachlesen, wenn mir einmal in meinem Leben solche Menschen begegnen wie die, mit denen auch er nicht fertig wurde. Und bei Mendelssohn: Der Griff einer mehr sanften als starken, aber schon sicheren Hand. — Einer der naivsten künstlerischen Reize, der des Stofflichen, wirkt in Erich von Mendelssohns Romanfragment sehr stark; es handelt im Rahmen einer der „freien Schulgemeinden", die heute „nach neuen, radikalen und noch umstrittenen Grundsätzen gebildet und gelenkt" werden; es ist „Zeitdokument", wie es in der von Thomas Mann geschriebenen Vorrede heißt. Aber da Mendelssohn eine außerordentlich genau modellierte Erinnerung an vorreife geistige Zustände besitzt, wird sein Buch zu einem wichtigen Dokument der Jugend. Und da diese auf eigene innere Verantwortung gestellte Jugend eine ungewöhnlich große moralische Reagibilität besitzt, wird das Buch voll von einer ungeheuren, stillen Lebendigkeit ethischer Reize. — Man kann sie eben so leicht übersehn wie, auf sie eingestellt, in eine Art sichtiger Überreiztheit geraten; das Buch ist leise. Man muß es ein wenig transponieren, absehen von Schulwichtigkeiten, es bleiben dann Arten seelischer Haltung, die auch bei andren Gegenständen möglich sind. Der Wert liegt dann in der Sammlung von Ansätzen zu ungelebten, nie verwendeten Moralen, die alle irgend einmal als gleich möglich vor uns lagen; an denen der Mensch vorbei wächst zu seinem Ethos des Erwachsenen, ohne eigentlich zu wissen, mit welchem Recht. An Weltbildern vorbei, die vielleicht mehr geistiges Glück hätten bereiten können als unser metromanes der „überflüssigen Notwendigkeiten". In wankender Sicherheit horcht man zurück. Das

Buch gibt darüber nichts Entscheidendes; die Hand des Dichters ist mehr sanft als stark; aber leise erschütternd.

Während bei Jung das immer wiederkehrende Erlebnis so aussieht: einer geht mit in den Taschen geballten Fäusten durch die Gesellschaft der andren. Er fühlt einen kinderseelenweichen Trotz, der seine Lippen kräuselt; aber außen werden es Schimpfworte. Er trinkt; er wird auf die Straße geworfen. Er brüllt Schimpfworte; das heißt innen: bemerkt ihr denn nicht, daß ich etwas Zartes, Schwieriges sage? Niemand will es bemerken. Eine bemerkt es vielleicht. Und jedes Hinauf und Hinab seines Lebens wird dadurch begrenzt, daß er die prügelt.

Seit Prügel bekommen aus einem körperlichen Schmerz durch Veränderung der Moral und des Rechts zu einem seelischen wurde, haben sich viele Dichter mit dieser Vorstellung beschäftigt (wogegen es im Mittelalter als ein Spaß galt). Bei Jung ist — was ich von keinem erinnere — dieser Vorgang Knotenpunkt aller inneren Bewegung. Was er erzählt, ist eine tumultuöse Ohnmacht. Man denke, daß man im Winter mit steifen Fingern einen Knopf schließen soll. Nicht: die Finger gehorchen nicht, sondern im Willen selbst spürt man, erwartet man das Ausgleiten. Nach zwei, drei Versuchen beginnt man hilflos zornig zu reißen. Dieses ohnmächtige Ausgleiten statt an eine Handlangung gewendet, in das Verhältnis zu einem Menschen verlegt, von dort als Zorn in die Zunge oder in die Hände springend: so hat man den Vorgang. Für den zweiten Menschen, die Frau, ist der schlichteste Ausdruck: ein bockiges Luder. Reizt. Läuft weg, treibt sich herum. Rührt wieder, weil es wie bei Kindern ist, die sich selbst etwas antun, um die Eltern zu strafen. Spricht Unsinn, den sie selbst nicht glaubt, bloß um zu treffen. Hat manchmal Angst vor Schlägen und wenn der Schlag im Gesicht einmal sitzt, schreit sie doch wieder das gleiche. Muß in eine Ecke gepreßt werden, daß ihr der Atem vergeht, wenn sie aufhören soll. Etwas Tierseelisches ist um sie, büffelhaft Unberechenbares; . . und bleibt doch der einzige Mensch, der Kamerad; ohne soviel davon zu haben, daß sie erlösen könnte. — Diese Zustände erscheinen mir ohne viel Kunst gestaltet. Eine gewisse Oberflächlichkeit in der Darstellung von Willensvorgängen ist sogar geblieben, die bloß seltener ist als die gewöhnlich in der Schilderung von Gefühlen und Gedanken übliche. Noch steht kein Ordner dahinter, keiner, der aufschließt. Dennoch fühlt man bei diesem ursprünglichen, durch und durch ehrlichen Buch, daß mehr Kunst wohl bedeutender, aber wahrscheinlich auch ferner, ausgelaugter und raffinierter wäre.

Alfred Wolfenstein.* — Diese Lyrik ist keine geordnete Gefühlsangelegenheit, die als Lied aus der Brust bricht, keine Verklärung einer

* Die gottlosen Jahre. Berlin. S. Fischer, Verlag.

auch ohne sie schon bestehenden Gefühlswelt, sondern Ausbau, neue innere Natur, Gefühlserschaffung bis in die Zuordnung jeder Eigenschaft zu ihrem Hauptwort und manchmal ein Auffliegen des Lebensgesanges aus einer neuen, wundervollen Spannung. — Man darf strenge und anstrengende Reize nicht für unkünstlerisch halten, will man sich ihr nähern. Nicht zufällig sind — als Beispiel sei es gesagt! — diese „gottlosen Jahre" auch Gott-lose Verse, sofern Gott in der heutigen Lyrik das repräsentative Vorkommnis für Gefühle ist, die man nicht ausdrücken kann, eine Hypothek auf Dichterisches, ein ungedeckter Scheck; denn Wolfenstein ist einer der seltenen Dichter, die bis auf das letzte Wort in harter Münze zahlen.

Man spürt, daß er manchmal zu diesem Zweck rechnen muß. Manche Gedichte magern plötzlich an einer Stelle ab; es schwappt dann nichts, aber es blüht auch nichts; etwas intellektuell Administratives wirkt scharf durch. Da Menschen, die der Eigenart in den Schönheiten Wolfensteins widerstreben, hier scheinbar eine Bestätigung finden werden und manchmal sogar Groteskscheinendes mit unterläuft, möchte ich bei dieser Gelegenheit sagen, was prinzipiell wichtig ist: Daß sich Lyrik von heute überhaupt möglichst abhält von dichterischen Klebemitteln des Versebauens; moralisch ausgedrückt: daß sie moralischer ist; abhold allem Arienhaften bis zur Unmusik, wenn es not tut. In jedem Gedicht gibt es „Quellpunkte" des guten Gewissens, dazwischen schlittert und schaukelt das innere Geschehnis auf den Versmitteln dahin; es ist ein Kennzeichen heute, daß man die Löcher lieber unverputzt läßt, daß man nicht Kurven des bloß rednerischen Ablaufs ausfährt, sondern eine scharfe Ecke macht, wo es sein muß. Es ist sehr deutlich zu beobachten, wie sich bei Wolfenstein Härten, die zunächst unbegreiflich wirken, als sinnliche und begriffliche Gehaltenheiten erweisen, welche den Leser bloß sinnlich nicht binden. Wie immer in Gedichten liegt der erfühlte Sinn zum Teil in Vokalketten, rhythmischen Parallelismen, Beschleunigungen und Verzögerungen oder ähnlichen sinnlichen Mitteln: für mich bleibt das dann Berechnung, die nicht Erlebnis wird; der Dichter tut allerhand Hilfen in die Retorte, schüttelt und es zischt nichts auf, sondern es wolkt ein saurer Niederschlag ins Ohr. Aber dies nur, solange man sich vorwiegend akustisch — und anders betrachtet eben liedlich-liederlich — einstellt; achtet man streng auf den Vorstellungsvorgang und auf die Erfassung des durch ihn erregten Gefühls, so übergeht auch die Härte sofort in eine natürliche Bewegung.

Man lasse die Erlaubtheit solcher Stellen in Zweifel oder rechne sie ruhig als Entgleisung eines bis zum Eigensinn gesteigerten Willens: es kommt nicht in Betracht neben der Fülle ungewöhnlicher Schönheit, die diese Gedichte enthalten. Man könnte für sie keine einzelnen Verse als besondre herausgreifen, weil das Überraschende im Dichten selbst liegt und nicht

nur in der Dichtung. Am nächsten käme man ihm mit der Formel eines Pathetikers der (geistigen) Schärfe, für den Analyse nicht Zweck, sondern kaum bewußte Voraussetzung, Möglichkeit des Gefühls ist. Kaum mehr ist als die natürliche Gliederung des Fühlens selbst, das nicht aufweichend in der Seele sitzt wie der Schwamm im Gebälk und nicht aufdringlich vermittelnd zwischen Mensch und Dingen hin- und herläuft, sondern daraus, daß Mensch und Ding oder Mensch und das Ding Erlebnis in ihm einander verlangend genau in die Augen sehn, sich mit einem männlich heftigen Pathos erhebt, das vollständig mitreißt, weil es so vielgliedrig sicher ergreift.

Chamberlains Buch über Goethe*

von Moritz Heimann

Goethes zweihundertfünfzig Bände und mehr als achtzig Jahre mit einem Blick zusammen zu schauen, wer es ertrüge, würde nichts Minderes sehen, als was Faust sah: „Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt! Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen! mit segenduftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde dringen, harmonisch all' das All durchklingen!“ — das Zeichen des Makrokosmus. Ein Zeichen des Zeichens gibt uns Chamberlain in einer Beilage zu seinem Buch; ein breites Blatt ist durch Querlinien von Jahrfünft zu Jahrfünft des Goethischen Lebenslaufes eingeteilt, am Rande links und rechts sind die großen Epochen und wichtigsten Ereignisse notiert, und in dieses Schema strömt die Krone eines Baumes gewaltig ein, mit Hauptästen, Zweigen, Trieben, Knospen, Blättern, ein jedes an der Stelle seines Jahrs. Da sehen wir den Hauptast „Eigentliche Lyrik“: über 400 Gedichte; einen andern „Sonstige Gedichte“: gegen 500; den dritten „Xenien, Epigramme, an Personen, Invektiven usw.“: 2291 Gedichte; danach einen Ast „Lieben“, dann „Romane und Epen“, „Dramatisches“, und immer weiter, Aufsätze, Memoiren, Naturwissenschaft. Und überall können wir verfolgen, wie es sich drängt oder wartet, sich wechselseitig hemmt oder fördert oder ablöst; auf den obersten Spitzen schwanken Blätter über die Linien des Todes hinaus, darauf steht: Faust, und Plastische Anatomie, und Dichtung und Wahrheit, und Über den Regenbogen. Es ist überwältigend, und das völlig Singuläre dieser Produktivität wird um so bedeutungsvoller, als sie nichts von dem Monströsen an sich hat, das uns

* Verlag von F. Bruckmann A.-G., München.

sonst bei übergroßer literarischer Fruchtbarkeit, zum Beispiel bei Lope, in ein kaltes Erstaunen versetzt. Wie alles bei Goethe, so ist auch das Quantitative seiner Leistung im hohen Sinne moralisch, er bewegte sich wie das Gestirn ohne Hast und ohne Rast, und wirklich gibt es für seine Entfaltung kein besseres Sinnbild, als einen welteschengleichen Baum.

Es entspricht der Absicht, die Chamberlain mit seinem Buche hat, daß die Biographie nur auf dem Rande der Werk- und Wesenstafel steht. Chamberlain hat nicht, zu anderen, ein Leben Goethes geschrieben; Umrißlinien dazu machen ihm nur das erste Kapitel von sechs seines umfangreichen Werkes aus. Er sagt selbst an einer Stelle: „Wer das Sein als ein Werden auffaßt, treibt Geschichte, wer das Werden als ein Sein zu begreifen sucht, bewährt sich als Philosoph." Und so, als Philosoph, wollte er schreiben, das Werden als ein Sein begreifen. Wie weit er dazu berufen ist, das zu beurteilen liegt außerhalb meiner Kompetenz. Es scheint mir aber, daß er, bei großer Anlage zum Philosophen, doch die letzte, entscheidende Anlage nicht hätte, die die Mutterlauge einer eigenen, rein persönlichen, durch die Persönlichkeit objektiven Sprache und Symbolik ist. Von Denken kein Eklektiker, ist er gezwungen, in seinen Mitteln eklektisch zu sein; und da er nicht, aus seiner Natur schaffend, denkt, so denkt er mit den großen Philosophen und den großen Philosophien. Aber kleine Leute, die ausschließlich mit großen umgehen, haben es in ihrer Seele, bald beengt und bald geweitet, nicht gut; und auch Chamberlain — wenn ich von Tendenzen, die mich beleidigen, absehe; was ich kann und wozu er mich zwingt — hat seiner Zwitterstellung Tribut zu zahlen; wo er zürnen möchte, ist er nur aufsässig und ungeduldig, und statt daß er Lehren zu geben hätte, empfiehlt er Lehren. Er zeigt die Größe, und ist doch selbst keineswegs groß; er macht zweifeln, ob das Wort aus dem Faust: „du gleichst dem Geist, den du begreifst" die unbedingte Gültigkeit habe.

Denn daß er Goethe in die Weite und Tiefe begriffen und mit diesem Begriff von ihm in seinem Buche ein bedeutendes Geschenk gemacht hat, das zu leugnen oder zu verheimlichen, wäre, außer einigem andern, höchst undankbar. Es wird wenige geben, denen er ihre Erfahrung von Goethe nicht vermehrt, keinen, dem er sie nicht geordnet hätte. Wie immer es mit seinem Philosophengrad bestellt sei, so hat er doch vor allen Zünftlern der Philologie und Literarhistorie die große, wenn auch nicht ungefährliche Avance, daß ihm noch wichtiger als Goethe die Dinge sind, die Goethen wichtig waren. Zudem ist er mit den Gebieten der Naturforschung nicht nur durch seine disziplinierte Belesenheit vertraut, sondern auch ein Fachmann und Kenner der Probleme aus erster Hand. Und so vermochte er eine Darstellung, eine Topographie des ganzen Gebirges Goethe zu Werke zu bringen, worin ein ungeheurer Teil der Tätigkeit des größten Mannes nicht, wie sonst, als ein

Nebenbei, oder eine Verirrung, oder eine vergebliche Anstrengung, oder günstigenfalles als eine Fundgrube für Zitate erscheint. Chamberlain hat den Einen Goethe gefaßt, der derselbe war, ob er sein Herz in Liedern oder den Geist in Ideen oder die Natur in ihren Farben und Formen — Gestein, Pflanze oder Mensch — sprechen ließ.

Um das zu können mußte er das tiefe Wagnis unternehmen — das er selbst in einem seiner Kapitel beschrieben hat —, nicht von außen nach innen, erfahrungssicher im Einzelnen, verwirrt im Vielen, heillos fragmentarisch im Ganzen, vorzugehen, sondern den Weg von innen nach außen zu nehmen, den Goethischen Weg „vom Zentrum zu der Peripherie", alle Widersprüche einend. Aber dieses Zentrum, was ist es anders als ein Mysterium, ein sinnlich Ungewisses, nicht zu Fassendes? und doch mehr als geahnt und mehr als gefühlt und wirklich gewußt! Indem Chamberlain, von dem hypostasierten Zentrum ausgehend, zur Wahrheit im einzelnen kommt, ist bewiesen, daß er im Zentrum gewesen ist; das Mysterium hört darum nicht auf, sondern nun erst steht die Gestalt „geheimnisvoll offenbar" vor uns.

Wäre dieses Goethische Zentrum etwas Einfaches, Handliches, irgendeine faculté maîtresse, so würde man der Untersuchung nur mißtrauisch oder wie einem Spiele folgen. Aber Chamberlain hat es durchgefühlt, daß das Urphänomen in Goethe seine doppelsternige oder dikotyledone Anlage ist, oder welches Bild man für seinen schöpferischen Widerspruch wählen möge. Der Denker Goethe eins mit dem Dichter — um davon das Bild im großen Stil zu geben war es von Vorteil, daß einmal auf jenen ein stärkerer Akzent gelegt wurde, als, nach gewohnterer Manier, auf diesen. Nur so konnte es ganz deutlich werden, daß der grüblerische Weise und der anschauende Gestalter in Goethe nicht etwa miteinander alternierten und jeweilig einander ausschlossen, sondern in steter wechselseitiger Durchdringung wirkten. Denken wir uns eine solche Anlage in einem Menschen, der nicht, wie Goethe, den Lehrsatz: „erkenne dich selbst!" von sich wiese, einen, der die Hypochondrie hätte, hinter sich kommen zu wollen, eine schwächere, weniger geordnete Vitalität, ein passiveres Temperament, und die Folgen müßten verderblich sein; der extrem tätige Geist erzwingt sich aus dem Widerspruch der Komponenten, mit Hilfe der Eingestandenheit des Widerspruchs, seine einzigartige Form so rein und siegreich, daß auch die andere Gefahr nicht von weitem droht: die Poesie wird keine Methode für ihn, sondern bleibt ein Element — und die Weisheit desgleichen.

Ein Resümee des Buches zu geben ist nicht meine Absicht; es baut sich, wie erwähnt, aus sechs, und zwar methodisch geteilten Kapiteln in die Höhe, deren Inhalt ist: Das Leben, die Persönlichkeit, der praktisch Tätige, der Naturerforscher — ein überaus glückliches und sogleich lichtgebendes Wort, — der Dichter, der Weise. Von einzelnen Schönheiten, zu denen Cham-

berlain, niemals nebenher, sondern aus seiner Grundumfassung, gelangt, erwähne ich die Aristie Johann Heinrich Meyers; dazu, und zu der Wahrheit, stimmt es, daß Christianen der Kranz, den antiprofessorliche Professoren ihr gerne binden, einigermaßen zerrauft wird, Charlotte von Stein dagegen ihre Krone höher tragen darf als je. Der Analyse von Goethes Lyrik steht ein Schuß von lehrhafter Pedanterie wunderlich gut, und die Ruhe dieses Abschnitts kontrastiert mit einer geheimen Unruhe in dem Kapitel über den Naturerforscher; Goethes Standpunkt wird darin bewundernswert präzisiert und wird gepriesen, aber es scheint mir, als ob Chamberlain selbst, halb widerwillig, durch seine speziellere Übung bestimmt, sich doch auf einem andern Standpunkt befände.

Daß, wie in diesem Falle — wofern ich richtig vermute — Theorie und Praxis sich aneinander vorbeischieben, ist gemeines Los, nur Goethes nicht. In einem Falle jedoch auch Goethes. Chamberlain trägt Äußerungen und Weisheiten Goethes über die Musik zusammen, und wen wird es wundern, daß dabei der Dichter, grob gesagt, fast als ein theoretischer und nicht einmal bloß theoretischer Vorläufer Wagners erscheint? Den Kenner Chamberlains gewiß nicht, den Kenner Goethes vielleicht. Indessen sind Chamberlains Feststellungen durchaus bündig, — woraus sich aber ergibt, daß hier einmal auch bei Goethe die richtigste Theorie durch Tatsache und Praxis widerlegt wird. Denn wir finden in Goethes Sprach- und Denkart etwas, was die Musik nur als einen Zwang, mehr noch: als Aufhebung erlitte. Bei ihm, und nur bei ihm, spricht es wirklich; das heißt: ein Mensch spricht wirklich zum andern; wirkliche Mitteilung ist jedes Wort, Seele und Verstand zu Seele und Verstand, kein verkappter Monolog, kein selbstsüchtig Abgetrenntes durch Manier und Wille des Dichters. Darum ist Goethe der höchste Dramatiker von allen Deutschen, und auch auf diesem Gebiet ein Lehrer der Zukunft. Musik aber ist immer Monolog, und auch bei den übrigen Dramatikern monologisiert es nur aneinander vorbei, übereinander hinweg und hinaus; am stärksten naturgemäß bei Wagner, dessen Helden, jedoch nicht bloß weil sie singen, auf einen Theaterdirigenten zu schauen haben; am edelsten bei Kleist, bei dem die Gestalten bis zur Aufzehrung ihrer selbst auf einen fern glühenden Stern gemeinsam gerichtet sind. Außer ein paar Liedern ist jeder gesungene Vers von Goethe um sich selbst betrogen. —

Außer in diesem Punkt vermissen wir bei Chamberlain eine flüssigere Anschauung auch sonst. Was ihm fehlt, ist jene Goethische Sinnlichkeit, die nicht nur seinen Reiz, im Flaum der Sprache und des Gefühls, ausmacht, sondern auch sein Ethos, seine Güte, seine Naturfreund- und -bruderschaft. Und vielleicht ist eben Goethe ein Exempel dafür, daß es nicht überall als Philosoph vorgehen heißt, wenn man „das Werden als ein Sein" begreift. Chamberlain hat das große Verdienst, beziehungsvolle Linien zwischen Kant und Goethe

zu ziehen; wenn er aber von dem „unglücklichen Scheinverhältnis zu Spinoza“ spricht und wir daneben halten, daß Goethe noch 1816 bekannt, Linné habe auf ihn gewirkt, wie kein Abgeschiedener außer Shakespeare und Spinoza, so haben wir den — Philosophen, der sich gegen das Leben und seinen Widerspruch eng und unfromm auflehnt; selbst wenn wir unterstellen, daß Chamberlains Kritik an Spinoza trifft. Arme Bettina — nach unserm Verfasser stammt sie aus „syrosemitischer Bastardfamilie“; Ungoethischeres als die Zusammenballung eines solchen Wortes kenne ich nicht.

So wäre denn auch noch zum Schluß zu sagen, daß Chamberlain die den Juden feindlich gesinnten Aussprüche Goethes mit Fleiß zusammenträgt; — diesen Prozeß, er hat schon begonnen, mag das kommende Jahrhundert vollends austragen. Von Goethe nehmen wir jedes Wort an, wenn auch mit Schmerz, wenn auch mit Widerstreit; von Wagner — mit dem wir uns Goethe so wenig in einer Unterhaltung vorstellen können wie mit Heine — von Wagner und was um ihn ist, hören wir es nicht einmal mehr. Auch uns kommt freilich, mit Goethe, das Unversöhnliche ganz absurd vor, und das Absurde herrscht in der Welt nur einstweilen.

Neue Opern

von Oskar Bie

Der Unsinn der Oper schien gerettet, indem man der Musik höchste Ausdruckskräfte zusprach. Sie sollte die Urgebärde und das Urwort sein, die Urbewegung und der Urkörper. Dies war die Proklamation des „Tristan“. Auf einmal ertappten wir uns bei dem Wunsche, einen Musiker zu erleben, der in seinem Exil (Exil von allen gültigen Gesetzen) genau das Gegenteil von dem schriebe, was jener Missionar des Ausdrucks gepredigt hat. Der es satt hätte, das Leben durch Musik dauernd aufzupolstern, Leidenschaft und Pathos durch Töne metaphysisch zu machen und die ständige Explosionslust, das ewige Ausdrucksdrängen der Oper als unerträglich empfindet. Er ist so ketzerisch, eine Neublüte der alten italienischen Oper zu verlangen. Er betet, mit geringen Vorbehalten, Rossini an, ohne Vorbehalt Mozart und Verdi. Er beweist die schiefe Linie aus der Übermacht des deutschen Liedes und der deutschen Romantik. Vor den grausen Abgrund ekstatisch gesteigerter Erlebnisse sind wir geführt worden, so daß die ganze Oper in ein prachtvolles Wanken geriet und uns um ihre ganze Existenz zittern ließ. Was zittern wir? Was ist geschehen? Die Romantik hat uns neurasthenisch gemacht. Wir brauchen nur zu wollen und wir haben die

Kunst, die uns Flügel gibt statt Bleigewichte. Peter Cornelius möchten wir von diesem Abgrund reißen, aber es ist zu spät, ihn zu retten. Wir könnten es heut. Es ist nichts verloren. Und die Möglichkeiten der Oper steigen uns in neuem Lichte auf, das sich der Theoretiker von der Geschichte borgt, das aber das produktive Genie plötzlich und ganz einfach schauen wird. Nicht die dumme Heiterkeit, sondern die Güte und Weisheit, die in der Musik liegt und die ihr die Romantik nicht geben konnte, weil sie sie zur Unterstreichung, zum Verrat, zur Prostitution zwang. Es ist wie ein Fieber nach dieser streichelnden Hand. Die Musik soll nicht Schmerzen und Freuden mehr schreien, daß wir vor Weinen uns nicht halten können, sie soll bauen, Musikgebilde aus Szenen machen, mit allen ihren eigenwilligen Fähigkeiten, meinetwegen auf Kosten des schwachen Worts, wenn sie nur stolz sich berauscht in herrlichen Melodien, Koloraturen, Ensembles, gegen das Leben, aber aus Musik. Man ahnt niemals, wie unendlich diese Kunst ist. Wie wechselvoll ist ihre Auseinandersetzung mit dem Leben, die wir Oper nennen und die, scheinbar eine Kunst wie andere, Fragen des Menschen aufrührt und nicht beantwortet.

Neubildungen in diesem reaktionären Sinne sehe ich in den letzten Straußopern, doch noch verwickelt mit Gläubigkeiten alten Stils. Die Musik residiert auf der Bühne, sie will die Grobheiten des Lebens nicht ganz meiden, da sie ihnen sichere Wirkungen verdankt. Es ist interessant, wie sie im „Rosenkavalier" zwischen diesen Ansprüchen sich zurechtzufinden sucht, oder wie sie in der „Ariadne", was dort Stilverschiedenheiten des Vortrags waren, in Stilverschiedenheiten der Künste zurückzerlegt. In denselben Jahren schrieb Wolf-Ferrari nach demselben Molière seinen „Liebhaber als Arzt". Aber er zerlegte nicht; wie früher bei Goldoni schuf er eine Stileinheit, die unproblematischer, doch auch harmloser war. Es ist eines der entzückendsten Stücke der modernen Opernliteratur geworden, für das Publikum offenbar kühl, weil es jene Grobheiten des Lebens vermeidet, die Drama mit Musik immer verwechseln lassen — aber als künstlerische Gegend von erlesenen Reizen, von verlassener Schönheit, wie die großen Vorgänger des „Cosi fan tutte", des „Falstaff".

Die Musik spielt, sie spielt um irgend etwas aus dem Leben, was hundertmal Literatur geworden ist, hier nicht nur der Liebhaber als Arzt, sondern auch der Arzt als Liebhaber (er düpiert den Pantalon, indem er ihm seine Liebe zu Luzinde als Kur empfiehlt, die echte als falsche) — das bleibt im Buch liegen, wie es da liegt, aber die Musik kriecht in alle Falten, die sich zwischen wahren und verstellten Gefühlen bilden und organisiert die Komödie nach ihren zusammengehörigen Motiven, Schläfrigkeit des Alten, chromatisches Weh der Umgebung, Gelahrsamkeit der Ärzte, Seelchenei des Spielzeugs, Blühen der unbewußten Empfindung, Versteckspiel der

Dienerin, Ständchenseligkeit des Liebhabers. Der Bau ist so glücklich, weil diese organisatorische Arbeit der Musik ganz aufgeht. Es sind nicht Etikettenmotive, sondern selbständige, breite Musikgedanken, die sich ganz in sich ausleben. Sie sind so voller Phantasie, daß man mit musikalisch gespanntem Ohre an ihnen hängt, ihre reizenden Ritardandi, geistvollen Harmonien, lebendigen Melodien und tänzerisch bewegten Rhythmen verliebt in sich aufnimmt, bis man auf einmal den gegliederten Bau gewahrt, der sich aus all diesen Details zusammensetzt: Klagechöre werden Beschwörungen und Spottänze, Doktorfugen werden Liebeslieder, Ständchen werden Situationen. Hier ist die streichelnde Hand. Der Autor setzte das Werk in starken Verwirrungen des Lebens „schlackenlos" ab. Er versteckte das Leben in die Literatur und gab sich ganz der Musik hin. Das ist das Glück der Unproblematischen. Musik, sich selbst überlassen, organisiert sich so. Sie gießt sich in die Lücken unserer Komödien und kristallisiert sich so. Sie hat allen Genuß an ihrer eignen Spielgesetzlichkeit und staunt selbst, welche Schönheiten ihr erwachsen. Das ist es, was man einen „Musiker" nennt, ein Wesen, fern von den Beschlagenheiten dieser Welt, und in sich voll kindlicher Dankbarkeit gegen die Güte einer Phantasie, die ihm reinere Gesetze einer anderen Welt zuführt. Die Musik ist die Liebe und das Leben hängt nur daran.

Das Leben ist Qual und Schrei und die Musik dämmert dahinter wie ein ferner Klang. Der Autor des „Fernen Klangs", Franz Schreker, ist kein „Musiker". Mehr oder weniger ist er. Er beruhigt sich nicht bei der Tatsache der Musik, die er als Spiel und Schönheit ruft, ihm das Leben leicht zu machen, und der er alle Freiheit gibt, ihre Liebe und Güte auszustrahlen. Er ringt mit ihr, er ruft sie als Erlösung, nicht ganz romantische Erlösung, aber doch etwas davon, da er sie sich als Lohn des Märtyrertums verdient. Kreuzwege moderner Kunst: jenen erlöst sie ungezwungen, ungerungen, und er ist neu, weil er ein bewußter Altitaliener wird. Diesen erlöst sie romantisch, aber er wird neu, weil er das krasse Leben ihr zu Füßen wirft, daß sie fremd werde und ein Wunder in Alltäglichkeiten. Der eine hängt an der Form, der andere am Glauben der Väter. Doch beide begründen sich ganz modern. So fehlt nur noch ein letzter Schluß.

Schreker schrieb es vor zwölf Jahren, womit man das Romantische begründen und das Moderne noch merkwürdiger hinstellen kann. Es liegt Dichtung in seiner Musik. Fritz ist Künstler, seine Geliebte wird vom trunkenen Vater verkauft. Sie sinkt in die Prostitution des Körpers, er in die des Geistes. Er komponiert. Seine Oper leidet am unmöglichen Schluß. Jetzt erlebt er mit ihr den Schluß und sein Leben korrigiert sein Werk. Beide haben ihre Prostitution gebüßt. Was ihn lockt, was er nicht zu greifen vermag, ist ein ferner, visionärer Klang, ein unfaßliches Glück,

eine erlösende, befreiende, reine Musik. Sie klingt ihm wie eine tönende Kugel, doch die Stimme, die in ihr spricht, vermag das Leben erst im Tode zu erreichen. Dieses ist eines Künstlers Werk, halb Spiegel, halb Sehnsucht, aus den Gegensätzen brutaler Wirklichkeit und mystischer Musik gemischt, die unaufgelöst in seiner eignen Arbeit liegen blieben. Wolf-Ferrari ist das Glück der Begabung, die sich mitten in den Aufreibungen durch die Konzentration eines Gehirnteils Wonnen bewährter Kunst schafft — Tradition der Oper, die wir ersehnen. Wir ersehnen sie aber mit Schreker durch die Schrecknisse, durch die Prostitutionen, als den fernen Zusammenklang von Musik und Leben, den wir in anderen Welten finden werden. Das trifft einen Nerv. Das Perfektum des Liebhabers als Arzt ist plötzlich nichts als ein Entzücken gegen die alten, neuen Schauer dieses unendlichen fernen Klangs.

Mit welchen Mitteln geht der Autor heran? Er glaubt eine Oper zu schreiben. Er wirft die Gewohnheiten musikalischer Faktur zusammen und läßt die letzten Harmonien, das rücksichtslose Sichtreffen der Töne, die Schamhaftigkeit der Melodiebildung, die Orgie der Rhythmen bis an möglichste Grenzen schießen, von Motiven nicht zu sehr beängstigt. Er organisiert nicht, er haut wohl und gestaltet, aber die Willenskraft seiner Musik ist ungebändigt, er entmusiziert sie. Das Geistreiche daran ist nicht hoch anzuschlagen, es ist heut allgemeine Marke und gibt der Handschrift des Musikers das Zukünftige, das ihn im Augenblick über die Schule tröstet. Es kommt immer durch Intensität, die sich ungewohnt fühlt und ungewohnt gestalten will. Analysiert man genauer, so schwankt die Methode. Der Alte verspielt seine Tochter im Kegelspiel; das Orchester malt das Kegelspiel fabelhaft. Einmal malt es Vorgänge, einmal begleitet es Stimmen. Im zweiten Akt will es Varieté plakatieren. Im Stil neuer Kunst Grellheiten aufklatschen, Pointen stechen, Kontraste schreien lassen, die Wut verrückt gewordener Dinge zu einer grotesken Lyrik formen. Zigeuner-Kitschorchester, italienisches Orchester, Volkschöre, Operngetue sollen Bordellbilder in Töne bringen. Mittendrin singt der Bariton eine Arie. Als Karikatur wirkt sie nicht und so stößt sie den Stil übereinander. Aus dem Wirrwarr realistischer, malender, dramatischer, plakathafter Musik wird man in der letzten Szene des Tenors und Soprans auf eine lyrische Insel gerettet, wo sie, bestrahlt vom fernen Klang, eine seltsame, schöne, feine und tief schwingende Musik erleben, die das Sublimat bewährter Oper ist.

Das Meisterliche von Wolf-Ferrari beschäftigt uns weniger als das Fragmentarische von Schreker. Daß er wirkt, macht der Stoff. Aber für den Feinhörigen ist hinter dem Stoff eine reiche Künstlerseele, mit Sinnen des modernen Menschen und einer ganz zarten Hand, die mitunter in diesem wehmütig flüsternden Orchester uns Träume beichtet, so wahrhaftig, daß sie

uns den Blick mitten im Theater ins Innerste kehren: ja von diesem Geiste sind wir und so klingt es in stillen Stunden an uns heran, wenn wir über die Grenzen der Erde hinaushören. Mitten im Theater, mitten in einer Oper, die zu ehrlich ist, um eine sein zu können, eine sein möchte, weil sie an sich glaubt, und eben doch diesen Glauben nur widerlegt. Und wir wissen nicht, was werden wird. Aber es war eine Berührung. Sie zittert nach.

Torso eines Zwiegesprächs

von Kurt Hiller

„. . . . ."

„Ich glaube nur an Tatsachen."

„Inwiefern ist Kokoschkas Porträt des Tänzers Nischinsky weniger Tatsache als der Aufstand der Ulsterleute?"

„Insofern, als Kunst ein phantastisches Reich neben der Wirklichkeit, die Revolte dagegen pure Realität ist."

„Woran messen Sie denn den Grad von Wirklichkeit einer Erscheinung?"

„An ihrer Wirkung; an der verändernden Wirkung auf Menschen und menschliche Zustände."

„Glauben Sie wahrhaftig, daß ein Tumult unzufriedener Bürger auf Irland die Lebensform der Bewohner Europas stärker erschüttert als der Impetus, der aus dem Werk eines großen Künstlers bläst?"

„Den geistigen Bau des Europäers vielleicht nicht; wohl aber seine äußere Lage."

„Äußere Lagen, meinen Sie, ließen sich ändern, ohne daß zuvor die innere Struktur der Menschen eine andere würde?"

„Sie vergessen: der Atem der Revolution steckt an."

„Doch nur Disponierte!"

„Disponiert ist man vermöge des Druckes, unter dem man lebt; nicht durch Kunstwerke."

„Wie nun aber, wenn Kunst ein Mittel wäre, den Druck, unter dem jeder lebt und den, zwischen den platten Nöten des Alltags, jeder vergißt, jedem wieder zum Bewußtsein zu bringen; nur Geahntes uns fühlbar, Dumpfes uns deutlich zu machen; den eingeschläferten Geist aus seinen Umklammerungen zu lösen; ihn wachzurufen, ihn aufzupeitschen?"

„Mit dem Porträt eines Tänzers!"

„Oh, auch in der Methode kann, und gerade in ihr, Stachelndes, Weckendes leben."

„Methode ist ein ausgedienter Gemeinplatz. Mit Methode locken Sie keinen Hund mehr vom Ofen, . . der Köter müßte denn ein Ästhet sein."

„Was ist das: Ästhet?"

„Jemand, der sehr interessant vegetiert, in tausend Fazetten des Geschmacks, des Wissens, der Analyse, der Intuition glitzernd, ein gestufter Egozentriker — und es bleibt alles beim alten."

„Demnach werten Sie Freude für nichts, und das einzige, was Ihnen gilt, ist die Veränderung?"

„Zu simpel! Den Tätigkeiten, die nicht auf Veränderung ausgehn, fehlt eben der Effekt, mir Freude zu bereiten; das bloß Metaphysische und das bloß Schöne, es langweilt mich."

„Sie vielleicht; keineswegs die andern. Da haben Sie eine Tatsache; möchten Euer Gnaden von dieser Tatsache nicht Notiz nehmen?"

„Fortwährend nehme ich von ihr Notiz, wie käme ich sonst dazu, mein Wollen überhaupt zu äußern? Man propagiert nicht einen Gedanken, den man allgemein angenommen weiß."

„Das nenne ich mir eine nette Propaganda, die sich auf nichts weiter stützt als auf den zufälligen eignen Charaktertypus!"

„Und die Ihre? Möchte wissen, auf was Besseres die sich berufen kann. Auch bei euren Philosophemen stößt ein Kenner rasch auf die subjektivistische Wurzel. Nur im Verstecken dieser habt ihr mehr Routine."

„So würde mein Typ immerhin der reichere sein. Ihr, ihr entrüstet euch über uns; wir, wir ergötzen uns noch an euch. Wir haben die umfassenderen Erlebnismöglichkeiten."

„Erlebnis . . ist gerade das, worauf wir pfeifen; mag es selbst in viel heftigerer, schmerzlicherer, tieferer Form auftreten als in jener, der ihr diesen Namen beilegt. Die Ekstase, falls sie Ekstase bleibt, ist ja die Resultatlosigkeit par excellence; ein unfruchtbarer Privatzustand. Um irgendwelche Vorgänge ernstzunehmen, nur deshalb, weil sie Erlebnisse waren — dazu muß man schon reichlich beschränkt sein, nämlich bar des einzigen wirklich ernsten Erlebnisses: von der Unbegreiflichkeit der Existenz."

„Ihr verhöhnt die Ekstase, weil ihr ihrer nicht fähig seid. Alles, was Sie vorbrachten, ist bloß die Rationalisierung eines Defektes."

„Es gibt Defekte, die Tugenden sind. Warum bin ich denn der Ekstase, wie Sie sagen, nicht fähig? Weil ich bewahrt bin vor jenem Vergessen geistiger Tatbestände, welches die unwegdenkbare Vorbedingung der Ekstase ist. Nur der Vergessende gerät außer sich; wieder im Vollbesitz seiner Erkenntnis, wird er den ekstatischen Zustand kaum hoch einschätzen."

„Sie leugnen wenigstens nicht, auch Ihrerseits zu erleben?"

„Durchaus nicht; nur hindert unsre Vernunft uns, es dabei bewenden zu lassen. Wir wollen aus dem, was in uns vorgeht, jeweils die Konsequenz

ziehn; nicht auf Erlebnis, — aufs Ergebnis kommt es uns an. Damit, daß er was erlebt hat, brüstet sich der Philister; und glauben Sie mir: es gibt auch Philister der Innerlichkeit."

„Zweifellos; aber die Davide des Steinwurfs lassen gleichfalls oft zu wünschen übrig. Oder wollen Sie mir einreden, daß jedes Barrikadentürmerchen von selbst ein Genie sei?"

„Genie — ach, auch hierin werden wir uns schwerlich verständigen. Ihr Begriff vom Genie ist nicht der meine. Was Sie sich darunter vorstellen, das ist doch letzten Endes ein sehr begabter Spielzeugbauer; ich dagegen denke an jemanden, der Gesetze gibt."

„Nur eine unvollkommene Erde bedarf des Gesetzgebers. Der Spielzeugbauer aber, der Künstler, verpflanzt uns in eine Welt der Vollkommenheit."

„Das ist Fiktion! Die Künstler lügen!"

„Gott sei Dank, daß sie lügen. Auf diese Art gewähren sie uns, die Lebenswüste streckenweis wie ein Paradies zu durchziehen; manchmal so dazusein, als hätten alle Absichten aller Gesetzgeber sich längst erfüllt. Die Kunst gibt uns für Minuten das Geschenk einer entzweckten Erde; sie macht uns vergessen, daß all unser Mühen vergeblich ist."

„Es wird um so vergeblicher sein, je vergeßlicher in diesem Punkte wir sind. Erst eine Menschheit, die sich, in jedem ihrer Glieder, jeden Augenblick der Sinnlosigkeit jeden Tuns bewußt bleibt, wird insgesamt unaufhörlich sinnvoll handeln; wird endlich, endlich genügend rational sein, das mystische Ziel zu erreichen, welches Glück heißt."

„Sie stellen damit als weite Forderung auf, was uns Kunstfrohen nahe Wirklichkeit ist. Auf die Entfernung beten Sie an, was Sie in der Nähe verabscheuen."

„Ästhetenglück, Ontologenglück, Kulturkneiperglück verabscheue ich in der Tat; denn ihm mangelt es an Gewissen. Welch eine erstaunliche Verantwortungslosigkeit, benervt in Geist zu schlemmen, wenn daneben Millionen zu benervtem Schlemmen in Geist nicht mal die Zeit haben! Fühltet ihr denn nie, während eurer ruchlosen Beschäftigungen, die Axt eines empörten Sklaven auf euer Haupt sausen? Schämt ihr euch nie?"

„Vielleicht schämten wir uns, hätten wir die Überzeugung, daß es in unsern Kräften stünde, das Los der Menschheit zu bessern. Aber jede Zufuhr von Glücksquanten bringt eine Steigerung des Anspruchs auf Glück mit sich; die Spannung zwischen Haben und Bedürfen läßt niemals nach; wahrhaft glücklich ist bloß der Unbegehrliche."

„Leicht, mein Herr, wie ein Kirchenvater zu sprechen, wenn man seine feste Rente hat. Die Unerschöpflichkeit des menschlichen Wünschens kommt eurer Trägheit gerade gelegen. Nächstens werdet ihr die Ärzte abschaffen wollen, weil jedermann ja doch mal krepieren müsse."

„Muß er das vielleicht nicht? Ich nicht wie alle? Trotzdem möchten Sie mir für meine kurze Frist die harmlosesten Vergnügungen untersagen."

„Ich untersage niemandem ein Vergnügen. Doch ich verlange freilich als Gegenleistung, daß man mir keines auferlegt. Plätschert ruhig weiter in eurem Culte du moi, in euren Komplikatiönchen, in eurer auf ihre Zwecklosigkeit stolzen Kunscht; aber verschont unsereinen mit der moralischen Forderung, diese Spiele ernst zu nehmen. Pläsier bleibt Pläsier; und wem es keins macht, für den kann die sittliche Pflicht nicht bestehn, es sich zu verschaffen. Sonst hätten wir da einen invertierten Puritanismus, komischer und verderblicher als der normale."

„Ich danke Ihnen. Jetzt haben Sie sich in Ihrer ganzen Geistfeindlichkeit enthüllt. Folgte Europa Ihrer Idee, das Leben wäre bald zum Weinen verarmt. Ich begreife nachgerade jene Denkart, die Sie die neupolitische nennen: es ist der Triumph des Banausentums."

„Banause — daß ich dies Wort seit meinen Schultagen zum erstenmal wieder höre! Lassen Sie mich Ihnen ein fabelhaftes Geständnis machen: Ich bin dafür, daß wir von morgen ab eine Zeitlang alle Banausen werden."

Aus Junius' Tagebuch

Welcher Gruppe von Deutschen, welcher politischen Partei, welcher Religionsgemeinschaft gehört Johann Gottlieb Fichte an? Von Zeit zu Zeit taucht diese Frage auf, selbst über die Reichstagsdebatten erhebt sich zuweilen sein asketischer Schatten, und der Streit wird hitzig wie um einen großen lebendigen Besitz: das spricht für den Symbolwert dieses männlichen Mannes und dieser starken sittlichen Kraft. Nur Eines darf man nicht tun: diesem starrsten deutschen Moralisten und Puritaner den vieldeutigen Reichtum unerschöpflichen Geistes, Typus Goethe, andichten. Er war klar und eindeutig, nicht aus Flachheit, sondern aus Prophetenfanatismus, der von Selbstzerfleischung und Sinnenabtötung nicht allzu fern war: und obwohl er in dem berüchtigten Atheismusstreit (1799), der ihn seine Jenenser Professur kostete, den Herrn Geheimrat Goethe als Mittler anrief, ahnte er wohl, was er von seinem Gegenpol, was er von der Autorität dieses „Biedersinns, der größeren Welterfahrenheit und Kälte" (Brief an Professor Reinhold, 22. Mai 1799) zu erwarten hatte. So war auch seine Vaterlandsliebe, war seine Vorstellung vom Wesen und Inhalt des Deutschtums, sein Anspruch an die Denkrichtung und die Gesinnung der Deutschen scharf umrissen: nicht durch Gewalt und Zwang, sondern durch sittliche und Ver-

nunftmittel sollte das Weltreich des deutschen Geistes errichtet werden. Darf ein preußischer Kriegsminister sich darum auf Fichte berufen? Er bekämpfte Napoleon, wie er jeden Despotismus bekämpfte, weil er großen und kleinen Individuen das Recht auf die Autonomie, auf die Gesetzgebung von innen heraus zuerkannte. Er nahm für seine Deutschen das sittliche Erstgeburtsrecht in Anspruch: sie seien auserwählt, dereinst eine Republik autonomer, je um das Zentrum des eigenen Gewissens kreisender Bürger zu bilden, mit so viel Selbstverantwortung und Freiheit als sich nur irgend mit der ‚Notinstitution' Staat vertrüge. Das lehrte Fichte: und lebte es. Es ist die unerhörteste Verdrehung eines sonnenklaren Bekenntnisses, ihn zu den Vorkämpfern eines eng materiell aufgefaßten Nationalitätsbegriffs zu zählen. Es ist unbegreifliche Ignoranz, ihn zum Vorverkünder eines industriellen und kommerziellen Imperialismus zu machen, — ihn, den Verfasser des geschlossenen Handelsstaats, den Verherrlicher wirtschaftlicher Selbstgenügsamkeit, der unsre Welt der Handelsverträge, der Interessensphären, der zur Eroberung fremder Märkte gebauten Riesenflotten, der gierig umlauerten Bilanzen und der heilig gesprochenen Rüstungsindustrie für ein Irrenhaus gehalten hätte. Er ist ein Fremdling in unserer Welt. Dem Nationalstaat, den er so heiß ersehnte, den er erkämpfen half, gab er einen uns (und aller lebendigen Geschichte) wesensfremden Inhalt und wies er Aufgaben zu, die zu den brutalen Tatsachen des Sinnenlebens und dem unerbittlichen Machtkampf in Staat und Gesellschaft in Widerspruch stehen. Er war sozialistischer Utopiker, weil er von einem klassenlosen Gesellschaftszustand die Beseelung und Menschwerdung von uns Triebsklaven erwartete: und es ist darum sehr witzig, daß Lassalle, gerade der Machtpolitiker Lassalle, ihn für sich und seine Zukunftspartei in Anspruch nahm. Für die Bedürfnisse der praktischen Politik, deren Wesen darin besteht, Machtwillen und Kulturwillen beliebig zu verwechseln und zu vertauschen: für sie, das sieht man wohl, wäre dieser Mann nicht zu brauchen gewesen. Alles, alles an ihm ist lästig und unbequem: sein Patriotismus, seine Wirtschaftstheorie, seine Verfassungslehre, seine Rechtsauffassung, seine Religion, seine Pädagogik, sein Haß gegen das nie ruhende Wechselspiel geschichtlicher Kräfte, sein Abscheu gegen die Relativitäten, in denen wir leben und weben. Sogar als Zitatenquelle wird Johann Gottlieb Fichte dem Gebraucher von heute gefährlich: das wird der (fachlich offenbar kluge und tüchtige) Herr von Falkenhayn nun wohl so gut eingesehen haben, wie gewisse Fortschrittsblätter, die sich zu beflissen zeigten, ihn auf ihren Heiligenkalender zu setzen.

Vom Fall Jastrow spreche ich nicht gern. Aber da er von der Tagespresse fast naiv auf ein falsches Geleise geschoben wurde, muß auch ich leider mein Sprüchlein dazu sagen. Als die Handelshochschulen seiner-

zeit begründet wurden, hofften Optimisten, da seien endlich die Anstalten geschaffen, an denen die Soziologie ihre Heimat finden würde. Die Soziologie, d. h. der ganze Komplex von Fragen, an denen die Gesellschaft leidet und an deren Lösung ihr Gedeihen und ihre Zukunft hängen. An den Staatsuniversitäten würde (hieß es) die voraussetzungslose Betrachtung menschlicher Dinge, alles Historischen und Geisteswissenschaftlichen also, eingeengt; und genau so wie die Philosophie im letzten Grunde nicht jene Freiheit zu einer absolut sachlichen Welt- und Werteordnung besäße, wie sie etwa Spinoza in seiner Antwort auf die Berufung des Kurfürsten von der Pfalz für den ehrlichen Philosophen beanspruchte, so führe die Soziologie an den Universitäten eine moralische Zwergexistenz, weil sie täglich zu Konzessionen und Kompromissen gezwungen sei. Nur fühlten die meisten Soziologen es nicht mehr, denn ihre intellektuellen und moralischen Empfindlichkeiten hätten durch den Aufenthalt in der Betriebsatmosphäre gelitten. Etwas Wahres ist natürlich daran. Und die Konsequenzen davon haben Männer wie Schopenhauer, Spencer, Nietzsche und vor mehreren Jahrhunderten Spinoza gezogen. Aber welche Naivität, an diesen hohen Maßstab und diese idealen Forderungen zu denken im Anblick von Instituten, die von Kaufleuten zur Belebung und Schärfung kaufmännischer Instinkte gegründet wurden. Es versteht sich wirklich von selbst, daß den Gründern von Handelshochschulen, seien sie freie und reiche Korporationen wie die Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin, seien es Stadtverwaltungen wie in Köln oder Frankfurt, das Imperium des Handels unbegrenzter Ausdehnung noch fähig scheint und daß sie die Zukunft des Menschengeschlechts unter dem Bilde unbegrenzter kaufmännischer Entwicklungsfähigkeit erschauen. Sonst wäre die Gründung solcher Anstalten sinnlos. Der wissenschaftliche Betrieb hat an den Handelshochschulen von vornherein ein eminent praktisches Vorzeichen; ihre Besucher haben ein ausschließlich praktisches Bild ihrer Zukunft vor Augen; das Interesse, welches im Volke für diese neuen Gründungen entzündet werden soll, ist durchaus praktisch motiviert. Darüber ist nicht der geringste Zweifel. Wie stellt man es sich nun vor, daß an diesen Stätten die Wissenschaft eine unbegrenzte Freiheit der Bewegung finden solle und ein hilfsbereites und zahlungsfähiges Mäzenatentum obendrein, das sich jedes unsachlichen Einflusses auf die Wahl der Lehrer und den Inhalt der Lehre begebe? An den Staat kann man grundsätzlich die Forderung stellen, daß er bei seinen Berufungen sich des unendlichen Reichtums wissenschaftlicher Möglichkeiten und geistiger Standpunkte bewußt bleibe: denn er gehört ja allen. Aber welchen Beruf haben die Berliner Ältesten, die Vertretung eines Interessenverbandes, den Staat an wissenschaftlicher Unbefangenheit und moralischer Großmut zu übertreffen? Das muß angesichts des Jastrowhandels gesagt werden. Die privaten Kontrakte, die Herr Jastrow mit der Korporation geschlossen hat, gehen uns nichts an, und es ist

nur wunderbar, daß dieser so freiheitlich und so kritisch gestimmte Gelehrte nicht gleich bei seinem Kontraktabschluß Forderungen gestellt hat, die sich weniger mit den hohen Zahlen seiner Bezüge (die niemanden interessieren als ihn selber) als mit der Unabsetzbarkeit seiner Kollegen und deren entscheidendem Einfluß auf die Besetzung der Lehrstühle beschäftigten.

Ich möchte ein Wort über Werner Sombart, Jastrows Kollegen an der Berliner Handelshochschule, einfügen: es gehört zur Sache . . . Sombart ist das Enfant terrible seiner Wissenschaft; er war es gleich beim ersten Eintritt in den Tempelbezirk. Seine scharfsinnigen Studien über Karl Marx, den er sich nicht gar so bequem machte wie die junge Generation strebsamer Universitätslehrer, und der geschliffene, in der ‚Zukunft' veröffentlichte Essay über Friedrich Engels warben ihm viele Freunde: er war hinfort mit dem offiziellen Argwohn belastet. Tatsächlich hatte er in seinen verheißungsvollen Anfängen einen sozialpolitischen Willen bekundet, — 's ist lange her. Die umfangreiche Reihe der späteren Schriften zeigen, unabsichtlich, eine die ‚positiven' Kräfte des Staates beruhigende Tendenz. Es waren Feststellungen, Sinndeutung von Tatsachen, etwa: was kapitalistischer Geist sei und wodurch er über die zünftlerischen Bindungen sachlich und seelisch zur Herrschaft gelangte; sie enthielten, (glaubt er), als Forschung, keinen Willensanteil: sie waren (meint er) wertefrei. In der Gesellschaft für Soziologie und den Versammlungen des Vereins für Sozialpolitik rannte er unter heftigen Temperamententladungen gegen die verschämten Ethiker, die einen interesselosen Anteil an den Problemen der Gesellschaftslehre nicht zu nehmen vermochten. Sozialpolitisch dankte Sombart ab. Er hat die Fähigkeit zu interessieren, anzuregen, große Tatsachenmassen um neue Gesichtspunkte zu gruppieren, zur Virtuosität entwickelt; aber diese Gesichtspunkte verblüffen oft oder verstimmen gar seine Freunde von gestern, ohne ihm neue zuverlässige Anhänger zu werben: vergleiche das Judenbuch und den mir besonders sympathischen Bourgeois, den Schmoller für Sombarts beste Leistung erklärt haben soll. Und während er sich angewöhnt hat, von Masse und Publikum nur noch in Gänsefüßchen zu sprechen, schwellen dem die Zunftschranken niedertretenden Schriftsteller die Leser zu Legionen, wird er zur kontroversen Figur des öffentlichen Lebens. Es ist schwer — oder vielmehr nicht schwer, sich zu denken, in wie notwendiger Beziehung Sombarts Botschaft zur Tendenz der jungen Kaufleute, seiner Schüler, und zur Kompetenz seiner ‚Brotgeber', der Berliner Ältesten, stehen kann. Vielleicht ist die Ansicht nicht blasphemisch, daß man nicht die freie, ungebunden über Wissenschaft und Sitte schwebende Intelligenz dieses Mannes, sondern die Werbekraft seines funkelnden Namens dem neuen Institut kaufen wollte. Mit anderen Worten: in dieser Erwerbung lag weder

die Spur einer sozialpolitischen Gesinnung, noch gar das Motiv, der freien Forschung Altäre zu bauen. Ich weiß von keiner Berufung an eine Staatsuniversität, die so äußerlich motiviert gewesen wäre. Enttäuschungen über die Wirksamkeit eines solchen Lehrers, an dem man schon zur Zeit seiner Berufung an die Berliner Handelshochschule die typischen Merkmale eines deutschen Universitätsdozenten vergebens suchen konnte (was seinen Charme machte und macht), sind darum wohl auch nicht ausgeblieben . . . Man wird davon nicht gern sprechen noch sprechen hören; aber im Herzen — denn auch die Ältesten der Kaufleute haben Herzen — wird man sich nach einem ordentlichen, tüchtigen, soliden, in Lehre und Leben berechen- und nutzbaren Dozenten der Wirtschaftswissenschaften sehnen, den man sich hinter dem Rücken des gestrengen Herrn Jastrow verschreibt, woher man ihn gerade beziehen kann.

Das ist nur tragikomisch. Doch rein komisch ist das Geschrei: die freie Wissenschaft sei, im Fall Jastrow, angetastet, ja verraten worden. Als ob sie so unvorsichtig gewesen wäre, sich an der Berliner Handelshochschule eine Stätte zu suchen.

Wenn die verantwortlichen Leiter des „Berliner Tageblatts" zufällig auf unsre Sombart-Notiz den Blick werfen sollten — Warum auch nicht? Es sind doch kluge Leute, die sich bilden wollen! — so bitte ich sie, sich nur ungeniert an dem Schmaus zu beteiligen, der den Ältesten der Berliner Kaufleute hier bereitet wird. Haben sie sich den Gelehrten um eine verhältnismäßig hohe Summe gekauft, weil er sachlich und seelisch zu ihnen gehört, weil er zu ihrem Unternehmen und der Tendenz ihrer Politik und ihren kulturellen Sehnsüchten Ja sagt? Er denkt nicht daran. Er haßt sie: ihre Tendenz, ihre Politik, ihre Kulturvorstellungen. Er sagt ihnen laut und deutlich: Was ihr da anstrebt, für heilig haltet, mit allen euren Sippen, Mächten und Magen fördert, ist der blödsinnig verumständlichte Apparat kultureller Barbarei. Ihr bekennt euch zu Tschandala-Werten; zur Vorstellung von der Wünschbarkeit des Massenglücks, der organisierten Mediokrität. Ihr bestreitet grundsätzlich den Herrenmenschen — was davon, außerhalb Rußlands, noch übrig geblieben ist — das Recht auf ihre Vorrechte. Ihr richtet euere Geschosse auf die Pyramide des Gesellschaftsbaus, ihr wollt sie zu Falle bringen und freut euch, zu mehr Menschen von den oberen Etagen hinabsinken in die Ebene, das leichentuchähnliche Flachland, aus dem nur quantitative Spitzen (Vermögensanhäufungen) und quantitativ bedeutende Menschen (die Kapitalisten) emporragen. Mit einem Wort: Habt ihr das Judenbuch gut gelesen, den Blick gerichtet auf die Hintergründe und meine vor den Schnüffeleien der ethikbesessenen Herren Zunftgenossen schlau versteckten Wertmaßstäbe? und den Bourgeois, das Gegenstück zum seigneurialen Typus, den ich so sehr liebe? Von euch trennt mich instinktiv ein Abgrund; und der wird, je mehr sich meine Ein-

sicht in die Vermeidbarkeiten und die Wünschbarkeiten des gesellschaftlichen Treibens vertieft, täglich weiter und klaffender ... Sagt es, schreit und schreibt es in die Welt hinaus seit zehn Jahren; und denkt natürlich nicht daran, seine Grundanschauungen zu revidieren, weil das „Berliner Tageblatt" ihn (um eine verhältnismäßig hohe Summe) verpflichtet hat, seine kulturglossierenden Kuckucksеier ihm ins Nest zu legen. Es mußte das Gehirn, das Temperament und die Feder des Mannes kennen, den es sich — ich will das häßliche Wort nicht hinschreiben. Es konnte wissen, wie Sombarts Kulturglossarium aussieht: und daß aus andrem seine regelmäßigen Beiträge für eine Tageszeitung nicht bestehen würden. Wir anderen waren mit diesem Apriori vertraut, das allen Einzelbetätigungen bekanntlich sein Gesetz vorschreibt. Wir anderen nehmen Sombarts Kulturphilosophie nicht allzu tragisch, weil sie so wenig wie seine anti-demokratischen, anti-modernistischen Allüren der letzten Jahre die strittigen Grundprobleme ins Herz treffen und an die Stelle allumfassender Erkenntnisarbeit nicht selten das sic volo, sic jubeo eines genüßlichen Ästhetentemperaments setzt: sie läuft, als eine bald amüsante bald überflüssige Beigabe, als ein Parergon neben seiner hauptamtlichen Forscher- und Schriftstellertätigkeit einher, der wir uns in Dankbarkeit oft tief verschuldet fühlen.

Nur das „Berliner Tageblatt" brauchte nicht zu wissen, was jeder reifere Zeitungsleser weiß. Ein nach- und vordenklicher (und offenbar „gern gesehener") Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Herr Professor S. Saenger, hat im Lenzheft die Gefahren des Scherlismus charakterisiert: sollte das Verhalten des so einflußreichen und oft für Zukunfthaltiges tapfer eintretenden „Berliner Tageblattes" ihm nicht auch die Gebarungen des Mossismus als Thema aufzwingen? Man kauft Beiträge eines berühmten Namens ein, läßt sie hinterher auf der redaktionellen Anatomie als corpus vile behandeln: nach allen Regeln der Kunst beschneiden, bald vorn, bald hinten, dazwischen fliegt auch manch saftiges Lendenstück in den allumfassenden Mossischen Papierkorb; und endlich werden abschwächende und aufgeregte Abonnenten beruhigende Kommentare den Artikeln angehängt. Der Autor protestiert. Das „Berliner Tageblatt" druckt weiter ab: nach jener unqualifizierbaren Willkürmethode. Man könnte einwenden: Auch Sombart durfte seine Artikel nimmer dem Berliner Blatt, dessen Haltung er grundsätzlich ablehnt, zum Abdruck übergeben. Geschmackssache. Vermutlich werden aber die in Standpunkt und Geschmackssachen weniger elastischen Leser des „Berliner Tageblatts" stark zweifeln, ob ihm erlaubt sei, was freie Schriftsteller und ein Eigener wie Werner Sombart sich gestatten dürfen.

Wer möchte Woodrow Wilson sein Mitleid versagen! Da sitzt dieser Mann mit dem edelsten Puritanergemüt, das im großen transozeanischen

Reich sich seit Emersons Tagen der salus publica verschrieben hat, wie verstört auf seinem kurulischen Sessel und schaut in blasser Ohnmacht den lauten Schlachten zu, die dahinten weit in der Merikei Machtstaat und Kulturstaat sich liefern. Es mag ein verzeihlicher Irrtum sein, daß er glaubt, er diene der Menschheit, indem er den edelmütigen und verfassungsgetreuen Rebellen Munition und Waffen zuzuführen erlaubte und gegen den Usurpator Huerta mehr als moralische Hilfe leistete; und er mag es in seiner Reinheit nicht spüren, mit wie festem Griff ihm die Guggenheim-Gruppe seinen Standort angewiesen: aber es ist schwer vorstellbar, daß ein Politiker und Gelehrter von seinem Range, der ein langes und, bei Gott, fleißig genutztes Leben der Erforschung amerikanischer Geschichte gewidmet hat, ihren Sinn und die elementaren Gesetze des Wachstums der Vereinigten Staaten so abgründig zu verkennen vermag. Jeder kleine Yankee, der die neuesten Geschichtstabellen seines Heimatlandes überfliegt und die Schulbuchverherrlichung seiner Monroe, Adams, Jefferson bis auf Roosevelt liest, er ahnt die schicksalsschwere Einflechtung der Union in die katastrophenreiche Weltgeschichte, die zwischen Wachstum und Verfall keinen Stillstand kennt und alle innere Politik, wie Dilthey nach Rankes Vorbild pointiert sagte, zur Funktion der auswärtigen Politik machte, — wir sagen lieber: zu machen die Tendenz hat. Und wir begreifen, daß Jakob Burckhardt in seiner Sehnsucht nach Höhe und Schönheit den Staat als Machtorgan haßte, ihn als eine markzehrende Veranstaltung zur Produktion von Bösem scheute. Es ist der pessimistische Haß des elementarsten Lebenstriebes, der aus Funktionszwang ein Zerstörungstrieb sein muß. Wir haben die Hoffnung, daß dieser Funktionstrieb seine bluttriefende Technik ändere, daß er, im Völkerleben, immer mehr dialektisch bestimmt, auf Ausgleich und Verständigung gestellt sein wird; aber — da kommt der Einzelfall, Machtwille und Kulturwille stoßen aufeinander, und der Politiker wird in die alte Explosivbahn zurückgeworfen. Du edler Wilson stehst an der Spitze eines Reiches, das, in den Zeiten stärkster auswärtiger Enthaltsamkeit, seine Polypenfänge automatisch nach Kalifornien, Texas, Neu-Mexiko, nach den Philippinen (und Kanada?) ausgestreckt hat, das sich in der Monroedoktrin eine Richtschnur für die politische Aktivität schaffte, die den Begriff eines Rechtes an sich beleidigt, repräsentierst ein Staatengebilde, das sein Dasein gleich im Anfang seiner Geschichte auf die Enteignung und Entrechtung wesensfremder Menschen gründete: und vergißt, daß dieses Riesenreich als Prinzip seiner Existenz die Erbsünde im Leibe trägt und zu tragen fortfährt: nach dem Gesetz, nach dem es angetreten.

Anmerkungen

Volk und Kunst

Das Problem „Volk und Kunst" ist in seiner entscheidenden Wendung nicht ein Problem des ästhetischen Bewußtseins, sondern ein Problem der objektiven — zu Deutsch: einfältigen — kulturellen Produktivität des Volkes. Mit anderen Worten: die Verbindung der Tatsache Volk mit der Tatsache Kunst ist nicht etwa bloß dann gegeben, wenn das Volk die Kunst in seinem ästhetischen Bewußtsein erlebt, wenn es die Kunst noch mit den letzten Fasern der Erkenntnis und des Gefühls versteht, sondern auch dann und gerade dann, wenn es kunstbiologisch die Kraft besitzt, Künstler und Künste naiv aus sich herauszusetzen, ohne sie deshalb zugleich auch ästhetisch-kritisch abzuschätzen. So müssen wir trennen. Der Wert des Volks für die Kunst ruht nicht notwendig, jedenfalls nicht vorzugsweise im empfindsamen Kunstverständnis der Masse, sondern vor allem in der umgebrochenen Potenz, die blindlings Künstler und Stile zeugt.

Hat das Publikum der gotischen Kathedralkünstler die Dome, die Statuen und die Altartafeln etwa sentimental-kritisch ästimiert oder überhaupt nur künstlerisch-bewußt genossen? Ich glaube es nicht. Ich glaube nicht, daß die gotischen Menschen überhaupt ein Gefühl gehabt haben, daß unserem sublimierten ästhetischen Bewußtsein ähnlich ist. Ich glaube nicht, daß der Zusammenhang zwischen gotischem Volk und gotischer Kunst sich in die kleinen Menschengefühle subjektiver Geschmacksbefriedigung zersplitterte. Ich glaube nicht, daß eine sentimentale ästhetische Wertung im Individuum vor sich ging. Dennoch bestand wahrhaftig ein Zusammenhang zwischen Volk und Kunst, auf den wir neidisch sein müßten, wenn es überhaupt einen Sinn hätte, das zu sein und das zu sagen. Der Zusammenhang zwischen Volk und Kunst war in der Gotik lediglich objektiv. Er war übersubjektiv. Er war überbewußt.

Ich glaube, daß es bei der japanischen Kunst nicht anders war und daß es bei der Kunst der sogenannten Wilden genau das Gleiche ist. Das subjektive Kunstverständnis — ein Akquisit individualistischer Kultur — ist eine Verengerung der objektiven Größe der Kunst. Wo eine Kunst so unübersehbar groß war wie in der Gotik oder auch im Rokoko oder in Japan, da kann sie unmöglich aus dem subjektiven Urteil hervorgegangen sein. Da muß sie aus jenem fast metaphysischen Universalwesen hervorgegangen sein, das man etwas bequem als Tradition zu definieren pflegt. Was ist Tradition nun anderes als die Unterordnung des subjektiven Bewußtseins unter das objektive Schema? Ich möchte sagen, daß ohne das Maß von Abstumpfung des Subjektiven, das in dem Begriff Tradition liegt, Kunst nicht möglich sei.

Darum ist es im letzten Grunde ganz falsch, darüber zu jammern, daß heute das Volk die Kunst nicht versteht. Man sollte froh darüber sein, daß es noch Menschen gibt, die sich noch nicht auf ein kritisch-subjektives, sich selbst genießendes Geschmacksbewußtsein zurückgezogen haben.

Ich glaube, daß diese Logik ihren Wert hat. Aber sie ist selbstverständlich viel zu unkompliziert, als daß sie die Fragen von heute beantworten könnte.

Ich habe beobachtet, daß die Arbeiter im allgemeinen geneigter sind, die jüngste Kunst mit ernsten Augen zu sehen, als das bürgerliche Publikum. Ich habe es in Ausstellungen und bei Vorträgen wahrgenommen. Aber wenn auch die Arbeiter gegenüber der neuesten Kunst einer nicht gemeinen Nachdenklichkeit der Sinne und der Gefühle fähig sind, so ist ihr Geschmack als Klassengeschmack doch anders geprägt — und vor allem: er ist vorhanden. Man kann im ganzen sagen, daß die Arbeiter am unmittelbarsten auf das Naturalistische reagieren. Das stark Formale übt zweifellos Wirkung auf sie. Aber eine direkte Beteiligung wird besonders durch das Naturalistische ausgelöst. Konkret: sie werden eher Hauptmann und Ibsen lesen als Äschylus und Sophokles; sie werden unmittelbarer auf den sozialen Naturalismus Leibls oder des frühen Liebermann reagieren als auf van Gogh oder auf Cézanne. Das heißt nicht, daß sie mit Cézanne oder van Gogh nichts anfangen könnten; ich bin aus eigener Erfahrung überzeugt, daß diese beiden den Arbeitern ohne besondere Mühe nahegebracht werden können — gerade in dem ungewöhnlich Übersetzten, in dem extrem Formalen. Aber aus sich selbst heraus greift der Arbeiter nach Zola und nach allem, was dieses Geistes ist. Und wo er über das Naturalistische hinausgeht, da interessiert ihn zunächst leicht die banalste sozialnaturalistische Allegorie, wie sie in allerlei schauerlichen Postkarten und Festblättern verbreitet wird.

Was beweist das? Beweist es, daß das Volk von heute unfähig ist, Kunst zu tragen? Ich denke nein. Es beweist bloß, daß das Volk heute wie in allen primitiven Situationen die primitivste Form sucht — das heißt die naturalistische. Es kommt heute das Besondere hinzu, daß die Sinne der Masse durch eine grotesk mit Intellekt übersättigte Kultur bürgerlicher Herkunft geschwächt sind.

Es käme also zunächst darauf an, abzuwarten, bis das Intellektualistische zurückebbt, das ohnedies unmöglich der organische Ausdruck proletarischer Kräfte sein kann. Ist es nicht eine ungeheuerliche Paradoxie, daß ausgerechnet der Proletarier, der geborene Mensch der Sinne, der animalischen Kraft und der elementaren sinnlich-seelischen Gefühle um jeden Preis zum Intellektuellen hinaufkorrumpiert werden soll? Der bürgerliche Intellektualismus ist im Grade so wenig die organische Sprache der Masse, als er je die Sprache robuster Feudalität war. Und das ist gut.

Der naturalistische Geschmack oder Ungeschmack der Masse beweist gar nichts wider die Bedeutung der Masse für die Kunst. Wenn er etwas beweist, dann kann es bloß dies sein: man soll überhaupt aufhören, zu meinen, daß die subjektive Empfänglichkeit der Masse für die Kunst, der subjektive kritische Geschmack der Masse das Entscheidende für die Kunst bedeutet. Ohne Zweifel: die Masse hat Empfänglichkeit, und diese Empfänglichkeit muß heute — überflüssig, das eigens auszusprechen — notwendig kunstpädagogisch ausgebeutet werden. Wir können nicht aus der fragwürdigen Struktur unserer Zeit heraus und müssen alle Möglichkeiten so nehmen, wie sie sich objektiv, aus der Zeit heraus, darbieten. Aber zugleich müssen wir wissen: alle diese subjektive Empfänglichkeit ist wie jedes subjektive Verhältnis zur Kunst von vornherein für die Kunst selbst zu klein, und alle pädagogische Arbeit, die das subjektiv-ästhetische Bewußtsein schärfen will, bedeutet nur einen Notbehelf in einer künstlerisch ratlosen Welt. Die eigentliche Zukunft des Verhältnisses zwischen Volk und Kunst läge selbst dann, wenn es gelänge, die Arbeiter zu Fanatikern der jüngsten Kunstformen zu machen, nicht auf dem Feld der bewußten subjektiven Verständigungen mit der Kunst, sondern in der Zuverlässigkeit der allgemeinen kulturellen Zeugungskraft der Völker: in der Stärke ihrer Vitalität.

Es folgt aus dem allen vielleicht zuletzt ein Gedanke, der von aller Kunst weit abzuführen scheint: der Gedanke nämlich, daß man der Kunst am meisten zuliebe tut, wenn man Politik treibt. Je mehr sich der Trieb zu politischer Formung in einem Volk steigert, desto mehr steigert sich der Forminstinkt überhaupt. Desto mehr steigert sich der Instinkt für das Formalste auf der Welt — für die Kunst. Wilhelm Weigand hat in seiner wundervollen Vorrede zu den Denkwürdigkeiten des Duc de Saint-Simon den eminenten Formalismus der Politik im Staat Ludwigs des Vierzehnten als das Geheimnis der künstlerischen Geformtheit jenes Zeitalters und überhaupt der formalen Kultur der französischen Kunst geoffenbart.

Ebenso könnte man sagen, daß die ungewöhnliche Geformtheit der gotischen oder der barocken Kunst oder der japanischen aus einer ungewöhnlichen Geformtheit des staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen Lebens hervorgegangen sei. Und so wird die Geformtheit der künftigen Kunst eines Tages aus der formalen Bedeutung unseres wachsenden politischen Organisationstriebes hervorgehen.

Handelt es sich hier um bloße Assoziationen? Oder um mehr? Um Kausalitäten, in deren Tiefe wir kaum hinabzusteigen vermögen? Um eine Mystik, die wir nicht ausschöpfen werden? Ich glaube ja.

Und gerade weil es wohl so ist, werden wir immer mehr verlernen müssen, das empfindsame subjektiv-kritische Geschmacksbewußtsein zu verhätscheln. Wir werden uns immer mehr jener einheitlichen und höchst mystischen Bewußtlosigkeit nähern, aus deren Abgrund die große künstlerische Produktivität aufsteigt. Das Rationelle, das Rechnerische der Gotik wird nicht bestritten. Aber wie kam es, daß dies Rechnerische diese Höhen erreichte? Wer hat dies Rechnerische mobilisiert? Wer hat die hohe Ordnung, das Methodisch-Sichere japanischer Kunst in Bewegung gesetzt? Niemand anders als die große Formalität des Lebens im Volke in ihrem fast unheimlichen, zu Überschwenglichem drängenden Zusammenhang mit der Kunst. Eine solche Formalität neu und anders heranbilden zu helfen — das ist die eigentliche Aufgabe der Zeit: soweit man hier, wo es sich eigentlich um soziale und psychische Vegetation handelt, überhaupt von Aufgaben reden kann. Je mehr wir wieder an Form, zunächst an rationeller politischer Form etwa im Sinne Shaws, also am Sozialismus, dann an zeremoniöser Form, an Konvention zunehmen und je mehr wir wieder lernen, die prachtvolle Zwecklosigkeit und Umständlichkeit des Religiösen in unser Lebensgefühl einzustellen, desto näher kommen wir dem Zeitpunkt, wo wieder aus gestrafftem Instinkt das Volk Kunst hervorbringt. Das Volk — dieser einzige ganz große Dichter der Erde.

Wilhelm Hausenstein

Roethe und die Frauen

Professor Roethe ist dadurch bekannt geworden, daß sein Haß gegen schwärmerisch in ihre eigene Daseinsform verliebte Demokraten ihn zu verführen pflegt, auch die Werbekraft seiner Art spielen zu lassen. Er befürchtet, die Demokratie als unruhige, allzugegenwärtige Kämpferin werde sich auf die Wissenschaft zu viel Einfluß sichern, die mönchisch-geistige Stimmung ertöten und von den trockenen Tugenden der Wissenschaft wenig halten. Diese Bedenken hätten mehr Wert, wenn sie mit zuverlässig gezügelter, nicht draufgängerischer Männlichkeit vertreten würden und wenn in seiner Gesinnung nicht die Abneigung einer im Grunde statischen Natur gegen jede Bewegung mittönte.

Ebenso widersprach er bisher dem Zeitgeist auf seinem Sondergebiet. Man verlangt, daß ein Literaturhistoriker nicht nur ein werkmeisterlicher Mitarbeiter am Seekartenwerk der Geschichte sei, sondern auch die viel seltenere Begabung des sensitiven

Dichtungsinterpreten habe. Das gesteigerte Interesse am Menschen sucht heute hinter den Dichtungen den Dichter und in diesem den gültigen Menschen, in dem jeder geistig Lebende sich verdeutlicht wiederfinden will. Insbesondere die unmittelbare Art der weiblichen Teilnahme begünstigte diese Richtung. Erich Schmidt war ihr entgegengekommen; er kannte die Verfassung des geistigen Menschen, seine Kreuzigungen und schwimmenden Zustände, er liebte den Trost der Dichtungen, dieser Blumen, die am Abgrund zwischen Leib und Geist erblühen, ihn rankend überbrücken möchten, die einem Menschenantlitz gleichen mit unverbrüchlich traurigen Augen und mit lächelndem Munde.

Aber das gehört nicht in die Wissenschaft, meinte Professor Roethe mit Recht, nicht in die Universität, die Menschenwerk, nicht Menschenwesen erforscht. Nur zwei Generationen solcher weichen Hingebung an die Sehnsucht nach Unmöglichem: und von der Wissenschaft ist nichts mehr übrig; von Dichtern auch nicht. Folgerichtig schloß er Damen aus, wollte keine in seinen Vorlesungen sehen.

Nun hat er nachgegeben. Noch nicht ganz freilich. Dreimal im Semester, wenn das siebzehnte Jahrhundert gar zu männlich zu werden droht, sollen die Hörerinnen unsichtbar sein. Das ist unhaltbar. Seit Homer ist bekannt, daß ein Mädchen jeder Situation gewachsen sein kann; man wird beanspruchen dürfen, zu Nausikaa gerechnet zu werden, nicht zu ihren weglaufenden Mägden. Aber Geheimrat Roethe will wohl nur seine frühere Weigerung rechtfertigen als Ritterlichkeit; der Draufgänger tritt einen geordneten Rückzug an. Nächstens wird er seinen Vortrag ganz den Ohren der Studentinnen anpassen. Wenn nicht er, dann sein Nachfolger. Zu den Beschränkungen der Lehrfreiheit ist durch das Frauenstudium eine neue hinzugekommen, der niemand, scheint es, dauernd zu widerstehen vermag.

Auf dem Wege der Nachgiebigkeit ist Wien schon weiter. Der jetzt auf Minors Lehrkanzel berufene Germanist, ein Verwandter Roethes, verhieß in seiner Antrittsrede, das ganze „Chaos" der modernen Literatur in seinen Vortrag einzubeziehen und dafür in der Strenge der Methode nachzulassen. Statt strenger Geistigkeit Rücksicht auf „geistige Interessen", wohlfeile Modernität, „schöpferisches Erleben": wenn man auf diesem Wege Autorität und Ansehen verloren, eitle Durchgangsgehirne statt geistiger Charaktere erzielt hat, wird man den Geist der Universität reformieren müssen: dabei wird das Frauenstudium vermutlich ausfallen.

Als Ersatz wird man dann Frauenhochschulen brauchen. Darauf scheint sich das preußische Kultusministerium vorzubereiten; es drückt die eigens zur Universitätsvorbildung geschaffenen Studienanstalten zugunsten der mehr spezifisch weiblichen Lyzeumsbildung, an die sich später leicht eine weibliche Akademie wird anschließen lassen. Voraussichtlich wird also das gemeinsame Studium wie jede andere Koedukation ein Übergangsstadium bleiben, für die Zeit, wo die Mittel zur Sonderung fehlen. Aber hoffentlich hat man noch Besseres vor.

Lucia Dora Frost

Der Rücken Antoines

Vor etwas mehr als fünfundzwanzig Jahren hat Antoine seine „Freie Bühne" gegründet. Freunde wollten ihm darum eine Büste aufstellen. Aber er hat ihnen die Sorge fürs Fest abgenommen. Er feiert das silberne Jubiläum mit der Anmeldung seines Bankerotts. Wenn die Gläubiger nicht befriedigt werden, muß er auch den schönsten französischen Lorbeer, die Ehrenlegion, aus dem Knopfloch reißen. Denn die Zahlungsunfähigkeit ist bei den Franzosen heute noch ein so schlimmes Vergehen wie zur Zeit Balzacs und seines Cäsar Birotteau.

Das ist die brutale Tatsache. Antoine wird nicht von ihr erdrückt. Er ist elastisch

und robust. Der Pariser Gamin, der keinen Augenblick aus ihm verschwand, hat auch die angelsächsische stubborn energy, welche nie an eine Niederlage glaubt. Diese Störrigkeit und Ausdauer war ein gutes Teil seiner Genialität. Er hat mit ihr sein Glück gemacht, weil er nie zu entmutigen war. Sie hat ihn jetzt ins Unglück geführt. Er geriet in den finanziellen Ruin nur, weil er meinte, mit dem Kopfe Wände einrennen zu können, wenn der notwendige Eigensinn aufgeboten wird. Im subventionierten Odeon, das mit offiziellen Spielverpflichtungen überlastet ist, künstlerisch und kommerziell glänzend abschneiden zu wollen, war ein solch törichtes Unterfangen.

Antoine ist der Gründer einer neuen theatralischen Ära geworden. Was er in Paris leistete, hat gleich zu Anfang in Berlin ein Echo geweckt. Aber er war nicht der Schöpfer der Bewegung. Als kräftiger Werkmann hat er den Block ins Rollen gebracht, den Zola mit seinem theoretischen Kampf um den Naturalismus an die Kante gewälzt hatte. Bei einem Bouquinisten am Seinequai fand ich eine kleine rote Broschüre aus dem Mai 1890, die heute sehr selten geworden ist. Sie heißt „Le Théâtre Libre". Antoine blickt darin auf seine ersten drei Jahre zurück. Er ist voll von Begeisterung. Er will alles reformieren, Literatur, Spiel, Dekorationen, Theaterraum. Am Boulevard, nahe bei der Oper, soll ein Haus nach Bayreuther Muster gebaut werden. Theoretisch lebt er vollkommen im Gedankenkreis, den zehn Jahre vorher Zola in seinen polemischen Schriften aufgerollt hatte. Was er an Eigenem hinzubringt, ist seine Bewunderung für die Meininger. Bei einem ihrer Gastspiele in Brüssel hatte der Direktor des Pariser Théâtre Libre sie vierzehn Tage lang studiert. „Wie schade, daß Sie das nicht gesehen haben!" schreibt er an den Onkel Sarcey, in dem der kritische Widerstand gegen die junge Strömung verkörpert war.

Bei den Meiningern bewundert Antoine die Massenszenen, die gute Schulung der Statisten, die feine Einordnung der ersten Darsteller in die Truppe, die Beleuchtung. Er bewundert nicht blind, da er schon eigene Ansichten mitbringt. Die meisterhaft geregelten Bewegungen der Gruppen enthalten ihm zu viel mechanischen Rhythmus. Er möchte eine grollende Menge in ein Gewirre von Individuen auflösen. Die Beleuchtungseffekte scheinen ihm oft von rührender Naivität.

Was ihn am meisten entzückte, war die Ermordung Geßlers im „Tell". Da spielte man die Szene der Bittstellerin mindestens acht Meter von der Rampe entfernt. Die Bittstellerin und ihre zwei Kinder kehrten dem Publikum den Rücken zu, ohne sich nur einmal umzuwenden. Für den französischen Zuschauer war das unerhört kühn, genial. Er war daran gewöhnt, daß die ersten und die letzten Darsteller sich an die Rampe drängten und in den Saal deklamierten. Höchstens einem Mimen größten Rufes gestattete man, gelegentlich sich von der Rückseite zu präsentieren.

In Paris ist Antoine bald darauf mit seinem Rücken populär geworden. Der dos d'Antoine war ein künstlerisches Reformprogramm. Sein Besitzer zeigte ihn überall, bei jedem guten und schlechten Anlaß, er zeigte ihn zu viel. „Sie werden mir zugeben," heißt es im Brief an Sarcey, „daß ein passend gezeigter Rücken dem Publikum die Empfindung beibringt, daß man sich nicht um es kümmert."

Sich nicht ums Publikum kümmern, auf der Bühne einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit rekonstituieren, das wurde Antoines Formel. Sie enthielt die radikale Auflehnung gegen das Wichtigste in der französischen Theatralik. Mit ihr machte sich Antoine zum Regisseur des Naturalismus. Und er brachte es zur Vollendung. Im Spiel zwang er seiner Truppe den Stil der Simplizität auf, in dem sein darstellerisches Halbtalent das Beste leistete, in der Ausstattung kopierte

er die Wirklichkeit wörtlich, ohne Phrase, ohne Umschreibung. Zu Zolas Bauern brachte er lebendige Kühe und Hühner auf die Bretter, für Heijermanns Seeleute ließ er gebrauchte Hosen aus Holland kommen. Das waren naturalistische Kindlichkeiten, schematische Pedanterien. Aber sie hinderten Antoine nicht, künstlerische Noten anzuschlagen. Er wußte eine Handlung wunderbar zu tönen und zu skandieren. Alfred Kerr erklärte ihn damals für den Weltmeister dramatischer Tönungskunst.

„Wir schwören auf keine Formel und wollen nicht wagen, was in ewiger Bewegung ist, Leben und Kunst, an starren Zwang der Regel anzuketten," hatte Brahm ins Programm der freien Bühne geschrieben. Antoine schloß sich in seine Formel ein. Sein Zaubersprüchlein wirkte Wunder, aber es schuf kein Leben. Seine Kraft erschöpfte sich in der Revolte gegen die Tradition. Es gab Neues, aber keine Zukunft. Antoine hielt krampfhaft daran fest. Als man in Paris anfing, über die vom Naturalismus gelegte Bresche hinwegzuschreiten, als man in der Regie stilisierte oder die Prospekte mit dem malerischen Impressionismus durchhauchte, ging Antoine nicht mit. Ohne bewußte Tendenz lenkte Carré in der Komischen Oper in diese Wege ein. Wohl suchte auch Antoine den Anschluß, als er im Odeon über die geräumige Bühne und die 100000 Frank Staatssubvention verfügte. Aber er geriet in den Prachtstil der alten Oper. Statt feiner Tönung gab er kolossalen Aufwand. Er erfand sogar ein merkwürdiges Zwitterding von Schauspiel und Oper und er verlor den Respekt vor der Literatur. Einen „Lear" und „Julius Cäsar" inszenierte er unter Anleihen bei der Münchener Shakespearebühne noch mit Demut und Ehrfurcht. Gewiß, er hatte die großen Charakterfiguren schon dem Ensemble geopfert, weil er über keine Darsteller verfügte. Aber er blieb noch der Diener der Dichtung. Beim „Faust" zerschnitt er den großen Monolog und brachte Stücke davon in den Osterspaziergang. Er behandelte Goethe wie Meyer-Förster, in dessen „Alt-Heidelberg" er die Studentenlieder von geschulten Chören vortragen ließ. Niemals wurde in einer deutschen Kneipe der Gaudeamus so künstlerisch gesungen.

Freilich in einzelnen Augenblicken blitzte das Genie seiner Tönungskunst durch. Fausts Stube war wie eine Radierung Rembrandts, und das thüringische Fürstenschloß war nie so voll vom Geiste des Serenissimus wie in der französischen Republik.

Antoine hat nicht wie Brahm in die Literatur und ins Leben geschaut. Er blieb stets der Regisseur hinter den Kulissen. Er gefiel sich in seiner Grundstimmung sozialer Revolte, aber er wußte die neue Literatur nicht zu entwickeln. Die naturalistische Quelle versiegte. Eine Zeitlang lieferte das Ausland, Tolstoi, Ibsen, Hauptmann noch dankbare Aufgaben, die er meisterhaft löste. Dann griff er zu Schriftstellern zweiten und dritten Ranges herab, sogar zu den Schauerdramen des Grand Guignol. Und in der Not beging er Sünden gegen den heiligen Geist seiner Kunst. Er tyrannisierte Dichter und Dichtung, zwang sie in seine Formel. Zola hatte nachgewiesen, daß das Milieu zum wesentlichen Bestandteil unsers künstlerischen Schauens geworden war. Wir sehen die Individuen, nicht die Typen, welche die Klassiker aus den Individuen abstrahierten. Das Individuum gehört in eine bestimmte Umgebung. Daraus folgt für das Theater der Naturalismus in der Regie. Molières „Harpagon" ist die Abstraktion des Geizigen, man kann ihn ohne Dekoration spielen. Aber Balzacs Geiziger, der Père Grandet, kann sein Haus, seine Heimat nicht entbehren. Mit der Schaffung solcher Milieus war Antoine groß geworden. Und nun drängte er seine Routine auch Molière auf. Er umgab den „Tartüffe" mit einer umständlichen Wirklichkeit. Damit war er zur Umkehrung seines höchsten Prinzips gelangt.

Trotzdem ist Antoines Bankerott kein künstlerischer Bankerott. Auch im Irrtum hat er noch strebend sich bemüht, und sein Irrtum war nie ein Kassenstück. Antoine scheidet vom Odeon, den Rücken dem Publikum zugewandt.

Fritz Schotthoefer

Walther von der Vogelweide

Aus den bald siebenhundert Sommern und Wintern, die über das Grab Walthers von der Vogelweide mit Blumen und Schnee dahin gegangen sind, wird sein Gesicht und seine Gestalt nicht leicht zurück zu träumen sein. Die manessische Liederhandschrift zeigt sein Bildnis nach dem bekannten Gedicht als das eines auf einem Stein sitzenden jugendlichen Mannes; das geneigte Haupt hat er auf eine Hand gestützt, das breite Ritterschwert, das er losgebunden hat, in den Rasen gestoßen, aus dem Kräuter und Gräser sprießen. Es ist gewiß, daß hier kein Porträt, sondern nur eine Illustration vorliegt; eine in der Kunst noch unbeholfene Zeit, die vollends über Mittel zu einer individuellen Charakterisierung nicht gebot, hat sie hervorgebracht, und sie wäre wenig anders ausgefallen, wenn es die Darstellung eines anderen Dichters, etwa Wolfram von Eschenbachs oder Hartmanns von der Aue, gegolten hätte. Das Bild vergeht denn auch, wir sehen das Gesicht nicht mehr, wir gewahren nur einen Ritter hoch zu Roß, Schwert und Saitenspiel zu Seiten, durch freie Landschaft ziehen. Wir schauen Walthers Welt mehr denn ihn: Fürstenhöfe und Burgen, Saal und Herd, kleine ummauerte Städte und Weiler, zumeist aber Land, weit im Grün der Forste und Anger, von Wassern durchzogen, oder weiß gebreitet zur Schneezeit, ungeheure Einsamkeiten, viel Himmel mit Vogelflügen, Einsiedlerklausen, Heereszüge, edle Frauen, Tjost und Tanz, die deutsche Krone, den Papst zu Rom, den Traum vom heiligen Grab. Und es schwindet Zeit wie eine Reise in der Niederung gleichmäßig dahin, um an einem Tage plötzlich gewandelt zu sein: verloren, geträumt, Alter.

Mit diesen Worten ist schon viel von einem Dichtertum gesagt, das anders ist als jedes vor ihm: nicht nur eine gestaltete Welt, ein Amt und eine Botschaft ist es auch. Zum ersten Male geschieht es, daß der Dichter in die Geschicke der Zeit mit dem Wort eingreift. Das Altertum der Griechen und Römer hat dafür kein Beispiel, seine Dichter gingen unter in Vergangenheit und Götterwelt; auch Walthers Zeitgenossen waren in Träumen von Heldentaten und im Anschaun des Gralslichtes versunken. Er allein stand vor Volk und Zeit. Während die großen Epiker in den fernen Sagenkreisen sich verlieren und die Minnesänger über Minne der Welt vergessen, schöpft er die tiefste Kraft seiner Gesänge aus der Welt und der Seele, die ihr mit Liebe und Haß, mit Sehnsucht und Zorn erwidert, hierin am stärksten Dante gleichend. Dennoch ist da keiner, der ihn an Traum überträfe; immer wieder beschreitet er die Brücke, die aus der Zeit in Ewigkeit hinüber geschlagen ist, deren Ende in Nebel vergeht. Seine große geistliche Hymne „Got, diner Trinitâte" ist überwältigend. Sein Blick trifft wie der eines Zuschauers der Passionsspiele Himmel, Erde und Hölle in einem. In ihm hat sich zum ersten Male wahrhaft christlicher Sinn mit germanischem Wesen vermählt.

Walthers Größe wird hier zu erfassen sein. Der frohe Sänger, als der er im allgemeinen gilt, wird hinter einer ernsteren Gestalt zurücktreten. Walther ist unendlich viel mehr gewesen als nur ein Minnesänger. Was er bedeutet, ist das Wiedererwachen des germanischen Geistes zu sich selbst und die nun freiwillige Annahme des Christentums als der reinen Lehre der Seele durch ihn. Vor ihm gab es in Deutschland ja kein Christentum; ein auf-

gezwungener fremder Wille, Gewalt und Bekehrung, war Glaube. Nun ist die christliche Weisheit tief erfaßt, so tief wie niemals vor Luther, als dessen Vorläufer Walther denn auch anzusehen ist. Der Dichter der kühnen, gegen die dreifache Krone Roms geschleuderten Lieder und Leiche, weltlicher deutscher Bannsprüche, ist der erste Protestant. In politischem Betracht nimmt er wieder Dante voraus: indem er für die weltliche Herrschaft des Kaisers eintritt, die er so überzeugungstreu verficht, daß er selbst den feindlichen Welfen unterstützt, sich hierdurch in tieferem als dem gewöhnlichen Parteisinn als einen wahren Gibellinen bewährend.

Aber dieses geistige, dieses menschliche Bild ist, so sehr es ein deutsches Beispiel bleibt, doch ferne, zwar nicht so unerreichbar wie die Zeit der Staufenkaiser, aber wie ein Stern, der nur in der Dämmernis des Erinnerns scheint. Unentrückbar jedoch wird der Dichter sein. Von all dem Vielen, das sich zu seinem Lobe sagen läßt, soll Eines neu gerühmt werden — und dieses vielgebrauchte Wort möge jetzt in seinem ganzen, reinen Sinne stehen —: Meisterschaft. Wir wissen, daß die Größe der alten Bildner und Maler nicht zu geringem Teil in einer handwerklichen Beherrschung des Materiales beruht: so beherrscht Walther von der Vogelweide das Wort. Wie ein Baumeister der großen Kathedralen, die damals allerorten aufzusteigen beginnen, bindet er Wortstein an Wortstein zu Wortfigur, zur Strophe, setzt er Strophe auf Strophe zum Lied. Er hat die Kunst der Sprache erlernt wie ein Handwerksmann die seine. Der berühmte Vers: „ze Österrîche lernt ich singen unde sagen" ist immer nur zu biographischer, leider nie zu kritischer Kenntnis herangezogen worden. Walther weiß um jedes Wort, jeden Reim, jede Weise. Sein wenig bildernder, vielmehr bauender, fügender: schaffender Dichtergeist versucht stets Erneuerung der Form, der Melodie. Er schrieb nicht: er sang. So zeigt er an sich alles, was des wahren Dichters Zeichen ist, in einer Einheit und Vollkommenheit, die nicht wieder erschienen ist. Die neue Zeit hat das Handwerk vom Geist geschieden: in Walther, in Dante, in Michelangelo möge man die riesigen Harmonien ihrer Vereinigung erkennen: die gotische Größe, deren Wiederaufbau das tragische Werk Rodins bedeutet. —

Die Gestalt Walthers von der Vogelweide ist in der letzten Zeit öfter aufgerufen worden. Max Dauthendey hat seinem Andenken sein Buch „Frühlingslieder aus Franken" geweiht und nach dem Grabe zu Würzburg: „Das Lusamgärtlein" genannt. Der Österreicher Franz Karl Ginzkey hat ihn selbst, seine Welt und Zeit, in einer Erzählung dargestellt, und indem er ihn als alternden Mann zeichnete, erfüllte er die Figur mit der wunderbaren Trauer der Elegie von den entschwundenen Jahren, die als Walthers letztes Gedicht gilt. Ein Neudruck der Gedichte ist unlängst vom Verlag Kurt Wolff in Leipzig veranstaltet worden, der innerhalb der Sammlung der Drugulindrucke in jeder Hinsicht: Schrift, Satz, Papier, Einband ein kostbares bibliophiles Werk vorstellt. In diesem Buche zu lesen soll zum Ende unserer Worte über Walther empfohlen sein. Die Fremdheit des Mittelhochdeutschen wird sich bei so schöner äußerer Darbietung des Textes bald überwinden lassen. Walther lebt in diesem Buche. Gleich der Blume des Landgrafen von Thüringen scheint die seine durch den Schnee: „sumer und winter blüet sîn lop als in den êrsten jâren."

Felix Braun

Franz Werfel: Wir sind

Zu werden, was er bildet, ist die tiefe Notwendigkeit des wahrhaften Dichters. Sehr bald wird die Lust am Funktionieren, die kleine Göttlichkeit des Erkennens der formbaren Welt, Besitz, Gesetzmäßigkeit,

die der Einsicht zugänglich ist, und büßt damit die erste schöpferische Kraft ein. Zwar bleibt der Dichter auch fernerhin außerhalb jenes Naturgesetzes, das die Psyche in die große Ökonomisierung mitzwingt, indem wenigstens die aufnehmenden Instanzen der Mechanisierung nicht unterworfen sind. Aber jene biologische, d. h. antimusische Ökonomisierung kann noch an der synthetischen Arbeit, der Vereinigung der noch reinlichen erstmaligen Gebilde zu Kunstwerken in Wirkung treten. Und während die inneren Stimmen noch immer im ἱερὸν θαυμάζειν lallen, greift der Routinier des heiligen Wahnsinns mit schon allzu geschickten Händen in seine unbefleckte Empfängnis und schafft, was überflüssig, weil schon von ihm geschaffen war. Wer sich gegen das Biologische stellt, kommt darin um — sobald er sich aussöhnen will.

Und ein Aussöhnen bedeutet jene Gewöhnung im Synthetischen, die Manieriertheit im psychischen Apparat, die Verbürgerlichung der Ekstase.

Welt zu sagen ohne Welt zu sein, ist ein Sich-Hingeben an die Begrifflichkeit, die Trophäe der Ökonomisierung. Mindere Begabungen, in denen bald die Wüste wächst, können mit dem, was die erste Verzauberung an Material und Persönlichem gebracht hat, ausreichen. Aber der große Dichter, der aus einer Fähigkeit zu großer Menschlichkeit erwächst, müßte elend werden in der Voraussicht dieser Selbstverständlichkeit des Künftigen.

Franz Werfel, ein großer Dichter, der den Zustand der Kindheit rein und unvergeßlich gebildet hat, schien eine Spanne Zeit nahe an jener Gefahr psychischer Routine. In dem Buche „Wir sind" gibt es einige Gedichte und Strophen, die die Angst um den Dichter zur Furcht hätten machen können, gäbe es nicht ebendort Stücke, die ganz befreiend sind, neu, voll Zukunft. Bis zum Rande voll drängender Menschlichkeit. Und dann steht in dem Buche ein Nachwort, aus der Erschütterung des Künstlers entstanden, der seine Augenblicke und Verzückungen jäh Wort und Kontinuum geworden sieht.

In der reinen Aufrichtigkeit und Einsicht dieser Seiten ist alle Sicherheit beschlossen, daß Werfel, der seine Gedichte jetzt „tief dort unten, wo die Wahrheit eben zu atmen beginnt", spürt, doch immer wieder am Anfange des Lebens stehn wird.

Noch eine Tatsache sei erwähnt, die der von jener Angst aufatmende Leser beglückt als ein Zeugnis des künstlerischen Weiterwachsens Werfels empfinden wird. Die Lyrik der neueren Zeit sucht, indem sie sich immer mehr vom Ansichdichterischen im Stofflichen entfernt, neue Kreise des Wortes und der Bedeutung in ihre Gebilde einzubeziehen. Doch der einzige Dichter dieser neuen Generation, in dessen Werk nicht ein Wort isoliert klafft, ist Werfel. Jede alltägliche gemeine Vokabel ist seinem Pathos selbstverständlich, weil seine Atmosphäre voll Gesetz ist, und nur das Zufällige gewagt oder originell erscheinen kann.

Und: daß aus seinem Buche, wenn Inhalte und Gestalten untergetaucht sind, ein Duft voll Figur bleibt, ein Reichsein um eine neue Welt und um einen neuen Menschen.

Emil Alfons Rheinhardt

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die Kunst

Monatshefte für freie und angewandte Kunst

Seit den fünfzehn Jahren ihres Bestehens hat sich „Die Kunst“ als das führende Organ unter den Kunstzeitschriften bewährt.

Ein Abbildungsmaterial von unerreichter Fülle und größter technischer Vollendung machen die Zeitschrift zu einer Enzyklopädie zeitgenössischer Kunst von erlesener Güte.

Monatlich ein Heft mit ca. 100 Seiten Text u. 130 Abbildungen. Preis vierteljährlich 6 Mark

Urteile der Presse:

Es dürfte auch im Ausland kein der bildenden Kunst gewidmetes Journal geben, das in besserer Weise eine so umfassende Kenntnis vom modernen Kunstleben vermittelt, wie die Bruckmannsche „Kunst“. (Bremer Nachrichten)

Es gibt keine illustrierte Zeitschrift in Deutschland, die in der künstlerischen und technischen Vollendung ihrer Illustrationen mit der Bruckmannschen „Kunst“ konkurrieren könnte. (Frankfurter Zeitung)

„Die Kunst“ steht an Reichtum der dargebotenen Illustrationen und des stofflichen Interesses allen anderen Organen, soweit sie sich nur mit Kunst beschäftigen, voran ... (Westermanns Monatshefte)

Textlich und illustrativ steht „Die Kunst“ auf höchster Höhe. (Basler Nationalzeitung)

Verlag von F. Bruckmann A.-G., München

Die Lese

Die große deutsche Wochenrevue

Bringt in jedem Heft gute literarische Beiträge aus den Geistes-Schätzen aller Völker und aller Zeiten. Populär-wissenschaftliche Abhandlungen über alle wichtigen Gebiete der Wissenschaft, insbesondere aus Naturkunde, Technik, Kulturgeschichte und Philosophie. Aufsätze über Kunst und Kunst-Betrachtung. Beiträge über das Theater, Humor und Satire usw.

Die Lese ist reich illustriert, zeitgemäß ausgestattet und kostet vierteljährlich nur

M. 1.80.

In diesem Preise ist die Lieferung von 4 Büchern Werke anerkannter Autoren, im Jahre inbegriffen.

Abonnements-Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen (Bestellgeld beim Postbezuge 12 Pfg. v. Quartal). Probenummern werden kostenlos versandt.

Verlag Die Lese G. m. b. H., Stuttgart, Ludwigstr. [illegible].

ANTIQUARIAT, BIBLIOPHILIE UND GRAPHIK

Das erste Heft — Frühjahr 1914



Freunde der Literatur wollen die periodisch erscheinenden „Mitteilungen“ von ihrer Buchhandlung verlangen. Wo keine Buchhandlung erreichbar ist, sendet der Verlag auf Wunsch die „Mitteilungen“ direkt zu.

Inhalt:

S. Fischer, Verlag, Berlin

Die Neuerscheinungen des ersten Halbjahre

Zur Einführung

Man hört nicht selten von Leuten, deren Bildung über jedem Zweifel ist, Aussprüche von vornehmer oder vornehmtuerischer Abwehr gegen die zeitgenössische Literatur. Sie sagen dann, daß sie mit der Bibel und Shakespeare, mit Dante und Goethe für ihr Leben vollauf genug hätten, daß diese höchsten Erscheinungen weder an Kraft noch an unmittelbarem Nutzen für die menschliche Seele übertroffen werden könnten. Es mag das ganz wörtlich richtig und im einzelnen Fall des seinen eigenen Arbeiten hingegebenen Mannes nichts dawider zu sagen sein. Prinzipiell jedoch verfehlt eine solche Auffassung sich gegen das Lebensgesetz der Kunst. Wenn Lichtenberg es als eine Geckerei empfindet, daß Werther in „seinem" Homer lese, so steckt, bei sonstiger Rückständigkeit seines Urteils gegen das neue Himmelslicht, ein gesunder Kern in seinem Spott. Er war ja selbst sein Leben lang in der Schule der klassischen Literatur. Aber er war zugleich ein Mensch der Gegenwart, ein großer Verehrer und Versteher des Gegenwartselementes in der englischen Literatur, dem englischen Theater, der englischen Lebenshaltung, zudem als Mann der Wissenschaft von vornherein auf Gegenwart gestellt. Als solcher betrog er sich durch keine Liebhaberei über das Bedürfnis hinweg, seine Zeit in allen ihren Äußerungen kennen zu lernen, sich mit ihr herumzuschlagen und ihr damit soviel Dienst zu erweisen, wie er von ihr empfing. Schließlich kommt auch der erhabenste Mitlebende nicht ohne seine Zeit aus. Wer immer nur Beethoven hören will, hört gewiß einen falschen Beethoven; und wenn Bismarck, der in jungen Jahren, wie aus allen Bächen des Lebens, so auch aus dem der Literatur in tiefen Zügen trank und z. B. ein bewundernswerter, in manchem Sinne einziger, weil wahlverwandter Kenner Shakespeares war, später zuviel zu tun hatte, als daß ihm noch Zeit für die neuen Romane, Theaterstücke und Gedichte geblieben wäre, so blieb ihm doch noch Zeit, mit Stindes „Familie Buchholz" in allen ihren Deklinationen mitzuspazieren. Auf solche Leser wie Bismarck von vornherein verzichten zu müssen, beraubt eine Literatur eines Ansporns und einer nur mit großem Nachteil zu vermissenden Prüfung; und sie selbst leben in der oft verhängnisvollen Täuschung, daß ihnen die Gegenwart durch die Denkmäler der Vergangenheit gedeutet werde, indessen diese Vergangenheit viel häufiger durch die Gegenwart Farbe, Geschmack und Tendenz bekommt. Dem kann sich auch der Geistesmächtige nicht entziehen; jede Generation zum Beispiel sieht und versieht eine andere Antike.

Der Typus, der es mit Shakespeare und Stinde hält, ist überhaupt bei uns nicht selten; auch unter Universitätslehrern der Literatur ist er zu finden. Und es scheint fast in der Konsequenz davon, daß man in Berlin nahe daran ist — oder war —, der

modernen Literatur die Ehre eines gleichwürdigen Universitätsfaches zu entziehen. Die moderne Literatur könnte das am Ende ohne Schaden ertragen, die Universität kaum. Man versteht eine Kunst nicht, wenn man sie nicht als eine Kraft versteht; kein Meisterwerk und kein Meister darf uns die Kunst selbst ersetzen oder verdecken. Als Kraft aber ist sie immer Gegenwart.

Und darum muß man mit Freude sehen, wenn in die Beruhigung eines literarischen Zustands immer wieder neue Unruhe tritt; es ist die alte Unruhe, ist das Leben. Sie dokumentiert sich zwar schon in jedem neuen Werk, stärker noch in jedem neuen Autor, am stärksten und heftigsten in der neuen Generation, der die Eroberungen der vorigen als Erbe zufallen. Seit der Bewegung der achtziger Jahre ist ein Menschenalter vergangen; noch blüht und fruchtet die Kraft von damals ungeschwächt; um so schwerer hat es die junge Generation. Aber sie ist da, und wenn sich zwar ihre verschiedenen, auch untereinander gegensätzigen Tendenzen nicht zu einem einheitlichen Willen zusammenfügen, so ist doch das Verlangen, Eigenes zu sagen, nicht zu tausend Variationen, talentvoll un gewohnheitmäßig, noch eine zu fügen, unverkennba

In Zeiten literarischer Unruhe war immer d Lyrik das empfindlichste Instrument, Neuwetter anzu sagen. Lyriker waren auch vor dreißig Jahren d ersten Sturmschwalben, die ersten Sieger und d ersten Besiegten. Und aus der Stimmung, die s mitschufen, kamen das gültige neue Drama un der Roman. Eine solche Stimmung scheint sich vo zubereiten.

Der Poesie als einer steten Kraft, als einer stet Zeugung und Erneuerung zu dienen, ist die Aufga eines Verlages, der überhaupt seine Aufgabe zu e kennen vermag. Wieviel wir davon zu betreuen habe bedarf keiner Erklärung; wir werden darüber von je an in unseren „Mitteilungen", wovon das vorliegen Heft das erste ist, Bericht und Rechenschaft gebe Die besondere Aufgabe indessen dieser „Mitteilunge wird es sein, das Interesse literaturfreundlicher Kre für solche Verfasser und Werke zu gewinnen, den die üblichen Wege der Ankündigung wenig zu nütz vermögen.

Die gottlosen Jahre
Gedichte von Alfred Wolfenstein

Wolfenstein gehört zu den neuen Lyrikern, die, ohne sich zu einer Gruppe vereinigt zu haben, doch in gewissem Sinne zusammengehören, als Frondeure und Neutöner. Aber in Wolfenstein finden wir nichts mehr bloß von einem Programm, von einer kecken Überrumpelung; sondern seine Gedichte sind ein Bekenntnis und sprechen mehr aus, als das Erlebnis eines einzelnen, zufälligen Menschen. Ein Klang von seelenvoller Schwermut ist darin, eine Verzweiflung oft, die von der Sehnsucht, vom Glauben, fast schon vom Wissen um die neue Blüte vertieft wird. Gottlose Jahre nennt er sein Buch, er meint: Noch gottlose Jahre, denn es dämmert doch an seinem Horizont vom wiedergeborenen Licht, und bis zur Erfüllung dieser Hoffnung stärkt und hält ihn in der peinvoll gefühlten Leere des Augenblicks der Trost der Kunst. Ja die Wohltat dieser Kunst fühlt er so, als ob sie einzig ihn am Leben bewahrte. Es handelt sich bei Wolfenstein um höchst geistige Schwingungen der Hypochondrie, und nicht nur hat er die Kraft, diese unfaßbaren, irrationellen Regungen der Einsamkeit, eines Zimmers, einer Straße, einer Nacht, eines Morgens zu fassen, sondern sie in Rhythmus und Form so zu fassen, daß sein Erlebnis unmittelbar das unsere wird. Auch die Stadt als Landschaft ist ihm nicht mehr Stoff, sondern schon Gefühl; er hat nicht mehr die übergroße Lust am Wort, am Handwerk, denn das heißt: die Untreue gegen das Erlebnis. Und weil es ihm nicht darauf ankommt, Gedichte zu machen, sondern ein Dichter, eine Einheit und ein Zeugnis des Lebens zu sein, deshalb ist sein Buch repräsentativ.

Nichts

Endlich kroch die zwingende Nähe der Nacht fort,
Schlossen die flatternden Träume ihr Nahen und
Fliehen
Die ihn, wie Stangen die steigenden Drähte, zerstückten .
Und er ging, sein stetiges Gehn zu fühlen,
Als ein Kommen Gott verschenkender Gipfel.
Aber wie Wände eng lagen Lüfte und Flächen,
Und sein Haar stieß niedrig klebenden Dunst an.
Dann zwar langsam weitete Hitze den Himmel,
Raum geschah, Raum wartete, daß er sich fülle:
— Und auch diesmal wurde nur höhlendes Lügen,
Nicht das krumme, kleine des Traumes in Häusern,
— Leichter, versüßter, göttlicher, hohler, gelogener
Und wie immer stand seine Gier ohne Gruß da.
Bis ein Chor von runden enthaupteten Wolken
Zwischen dem Nichts darüber, dem Nichts darunter
Sich erhob, weiß, — und wie verkörpertes Nichts
schwieg.

Städter

Dicht wie Löcher eines Siebes stehn
Fenster beieinander, drängend fassen
Häuser sich so dicht an, daß die Straßen
Grau geschwollen wie Gewürgte sehn.

Ineinander dicht hineingehakt
Sitzen in den Trams die zwei Fassaden
Leute, ihre nahen Blicke baden
Ineinander, ohne Scheu befragt.

Unsre Wände sind so dünn wie Haut,
Daß ein jeder teilnimmt, wenn ich weine.
Unser Flüstern, Denken . . wird Gegröhle . .

— Und wie still in dick verschlossner Höhle
Ganz unangerührt und ungeschaut
Steht ein jeder fern und fühlt: alleine.

Sie und die Stadt
Gedichte von Max Herrmann

Max Herrmann ist ein Vertreter der jüngsten Lyrik, die die Weide des Lyrikers, Feld, Wald und Wiese, verlassen hat und sich zur Stadt bekennt. Nicht daß er die Stadt im direkten Sinne schön fände; aber sie besitzt ihn, weil sie ihn quält, weil er sie liebt, weil sie ihn im Schauen und Fühlen lebendig hält. Seine poetischen Schilderungen sind mitleidlos, doch nicht bloß im Hohn gegen die kleine oberschlesische Stadt, in deren Straßen ihn sein Schicksal verschlagen hat; er ist mitleidlos gegen sich, er versagt es sich, blind zu sein. Er sieht den Stumpfsinn, den Trott, das öde

Triebleben, die Trivialität und die Unergründlichkeit seiner Umgebung; und er stellt das alles dar in Versen, deren Rhythmus weich und zäh und boshaft korrekt ist und deren Reime zu Pointen des Hohnes werden. In Gesängen an ein geliebtes Mädchen befreit er sein Herz, doch klingt ihm die Melodie vom öden Strand auch auf diese Insel des Gefühls hinüber.

Verspielte Nacht

Ich kehr aus Kneipen heim — ich krabble in die Kissen:
Ich schäme mich und fühle mein Gewissen.
Was ließ ich mich wieder — trunken — durch Töne betören,
Lange bei Lampen zu lottern, um Geigen zu hören? — — —
Mädchengesichter — flache — fielen in Wände.
Wie auf einem Klavier spielten auf dem Tisch meine Hände.
Sie spielten schale Lieder, die mich zu Tränen rührten,
Und Walzer, die — welk — mich dennoch zu inneren Tänzen verführten.
Ich summte die Melodien und rauchte immer noch eine Zigarette
Und dachte, Geliebte, an Dich und Dein inselstill Bette!
Rosen rankten sich aus den Geigen, Dornen drohten meinen Nerven,
Daß ich mich wieder jetzt wund, zerwittert und wüst in die Kissen muß werfen — — —
(Viel Menschen lachten dort im Licht — und ich blieb dennoch dunkel und allein —
Rot reift Dein Mund als wie ein Rosenrain . . .)

Gedichte

von Grete Gulbransson

Labung

Ich bin der Labung Trägerin!
Den tiefsten Quell hab ich gesehn
Darf still mit meiner Schale gehn
Und biet' sie dem, der dürstet, hin.

Sommertag

Großgeballte Wolken ziehn
Weiß und gelb mit Licht und Schatten
Niedrig über Wipfeln hin.
Zu dem sonnenbogensatten
Endlos tiefen Himmel schwingen
Sich die leichten, federglatten
Lerchen auf und singen — singen.
Weite bunte Felder sprießen
Überreich in Duft und Prangen
Kelch um Kelch ist aufgegangen
Sommerseliges Erschließen.

Wolke

Ich sehe dich, ich fühle deine Hand,
Ich höre deine Stimme noch,
Und doch, wie Wolken himmelhoch
Schwebst du unfaßbar über meinem Land,
Ein fernes Bild dem großen Licht entgegen,
Dem großen Glanz!
O sei die Wolke ganz,
Lös' auf dich, spende, spende Deinen Regen.

Die Bürger von Calais

Bühnenspiel von Georg Kaiser

Wer sind die „Bürger von Calais?" Wer sie aus der Geschichte nicht kennt, kennt sie aus Rodins Skulpturen. Aber wer ist Georg Kaiser, daß er es wagt, die Erinnerung an einen Großmeister der Kunst heraufzubeschwören? Er ist kein Neuling, obgleich die Bühnen sich vor ihm verschlossen halten, der fern vom Markt in Strenge seiner Arbeit lebt. Zwei Dramen sind in Buchform bisher von ihm erschienen, dieses ist das dritte, und über kurz oder lang wird seine eigenwüchsige Gestaltung sich d[illegible] Aufmerksamkeit erzwingen. Vor Calais, dessen Me[illegible] und felsigem Ufer die Bürger der Stadt einen sich[illegible] ren Hafen abgetrotzt haben, liegt der englische Kön[illegible] und fordert, bei Zerstörung von Stadt und Hafe[illegible] Übergabe der Schlüssel und Auslieferung von sec[illegible] edlen Bürgern, barfuß, im Bußgewand, den Stri[illegible] im Nacken. Wider die Stimme kriegerischer Ve[illegible] zweiflung rät Eustache de Saint-Pierre, einer d[illegible]

Reichsten und Besten, zur Auslieferung, weil die drohende Vernichtung des Hafens, ihres allgemeinen Werks, furchtbarer wäre als der Abfall von einem Schemenkönig. Die zum Opfergang Bereiten melden sich, aber mit Saint=Pierre sind es sieben statt sechs. Das Los soll einen befreien.

Doch die Kugeln, die Saint=Pierre bereitet hat, zeigen alle auf Tod. Auch ein neues Schicksalslos versagt. Von den Sieben, die am andern Morgen zum Marktplatz aufbrechen, fehlt der Letzte, den das Volk als Ersten erwartete, fehlt der Siebente, dem das Leben geschenkt werden soll, Saint=Pierre. Die aufschäumende Erbitterung der Menge braust fortstürmend gegen ihn, aber zurückgeworfen von einer Bahre, die seinen Leichnam trägt, erkennen sie ihn wie einen Heiligen, der vor den andern starb, damit keiner der Sieben die Schmach des Lebens trage. Mit ironisch schmetternden Fanfaren wischt das Schicksal die Tat weg, nur um sie zu erhöhen: ein englischer Hauptmann dringt in die Stadt, auf den Platz —, dem König von England ist diese Nacht ein Sohn geboren worden, die Stadt ist frei. Vor der Leiche seines Überwinders kniend, hält der König Dankgottesdienst. — Kaisers Drama hat Stil, es ist aus einem Herzen gekommen, das von Ehrfurcht für seine Helden höher schlug. Nach vielen Werken der Kunstfertigkeit und der Absicht ist hier eines der Ergriffenheit, und es gehört sich, wenn die Bühnen es nicht tun, daß Leser sich darum kümmern.

Aus dem zweiten Akt

Die sieben Bürger versammeln sich zum ersten Los.

Der Saal im Stadthause: ein langes Viereck mit geringer Tiefe. In der Rechtswand eine niedrige Tür. Den ganzen Hintergrund schließt — von einer Stufe, die wie eine erhöhte Schwelle ist, aufsteigend — ein mächtiger Bildteppich ab. In seinen drei Feldern zeigt er mit der Kraft der Formen und Farben einer frühen Kunst den Bau des Hafens von Calais, links ragt die steile Küste, an die das Meer wild stürmt — rechts stellt sich die rege Tätigkeit während des Baues dar — die breitere Mitte zeigt den vollendeten Hafen: auf geraden Kaien lange Speicher und fern die Einfahrt in die weite und glatte Bucht.

Der fünfte Bürger (zu dem alten Vertrauten, in der Nähe der Tür zögernd). — Ich kann dich auch jetzt nicht in Entschließungen, die ich am geheimsten hege, einweihen. Es könnte sein, daß ich es bin, der von hier frei herausgeht. — Dann kehrte ich — wenn ich zu dir vorher gesprochen — leer und überflüssig an meine Geschäfte zurück. Ich hätte gleichsam mit meinen Plänen — meinen Hoffnungen mein Wesen mit dir vertauscht — und du besetztest meine Stelle so gut wie ich selbst. Damit fiele zugleich das beste Glück von meinen Entwürfen ab. Denn es ist so mit diesen: sie vertragen die Mitteilung nicht. Daran würden sie dürr und kahl — und versickern kraftlos und gelangen nicht zu ihrer Wirkung. Nur solange wir sie in uns verbergen — wie der Schoß der Erde den Keim lange verschließen muß — nährt sie unser Glauben — schwellt unsere Kühnheit — stößt sie unser Willen — oft mit Irrtum! — doch stets in die Vollendung. Du verstümmelst deine hohe Lust, wenn du ihre Wurzel — auch vor dem nächsten Vertrauten — ausgräbst! — Der bist du. — (Er seufzt.) — Ich weiß nicht, wie diese Stunde über mich entscheiden wird. Wüßte ich es — so wäre alles mit einem Male leicht und klar. Das macht es dunkel und schwer. — (Er gibt dem Vertrauten die Hand.)

Der Vertraute (nimmt sie schnell und küßt sie).

Der fünfte Bürger. Nun ist die Nacht kurz, um noch alles zu sagen. Warum hatten wir nicht den langen Tag?

Der Vertraute (bückt sich tiefer über die Hand).

Der fünfte Bürger (lächelnd). Weil einer das lange Leben gewinnen kann!

Der Vertraute (schwach). Du bist es!

Der fünfte Bürger. Siehst du zwischen meinen Fingern das Los?

Der Vertraute. Deine Pläne — deine Entwürfe können nicht untergehen. Sie schieben es in deine Hand!

Der fünfte Bürger. Der Siebente ist unter uns —

Der Vertraute. Du wirst als Siebenter gezählt!

Der fünfte Bürger. Jeder ist es doch — und keiner! (Er geht von ihm — durch den Teppich ab.)

Der Vertraute (entfernt sich ohne aufzublicken).

Der dritte Bürger (kommt — geleitend die Mutter an ihren vorgestreckten Armen — bis zur Mitte. Nach einem Warten — gedämpft). Mutter!

Die Mutter (röchelnd). Sohn —!

Der dritte Bürger (besorgt). Willst du hier warten?

Die Mutter. Ich — kann nicht warten! — — Ich habe gewartet — ich habe mich nicht geschont. Ich bin nicht schwach geworden — ich bin nicht feige gewesen — ich habe nicht gerastet — ich bin nicht um Gliedesschmale abgewichen —: ich bin den Weg hierher gestrauchelt — hundertmal vom Morgen an! — Ich habe meine Füße in die Dornen gesetzt — hin und her! — Ich habe das Schwert aus meinem Herzen gezogen und wieder hineingestoßen — hundertmal — nun ist alles Blut ausgeflossen — nun zittern meine Knie — nun schwanken meine Kräfte von mir — ich wollte sie halten!

Der dritte Bürger (blickt stumm auf sie).

Die Mutter (sich mehr aufrichtend). Was ist Schmerz vor diesem: — Worte zu stammeln — die dumm sind! — graue Motten, die flattern!

Der dritte Bürger. Mutter — ich höre dich!

Die Mutter (heftig). Wie sollen sie mir kommen? Wie sollen, die unter meinem Herzen drängen, sich lösen? — — (Ruhiger.) Du machst mich arm in dieser Stunde — du stiehlst mir meine Liebe — du schlägst auf meinen Mund und auf meine Brust wie mit dicken Tüchern! — Du gehst mit mir — du stehst neben mir da — ich taste und streife dein Haar und dein Kleid — — ich bin gleich außer aller Sorge — (Fast verwundert ihn anschauend.) — Das Kind ist ganz unversehrt! — Was geschieht denn? — Dein Haar ist es und dein reichstes Gewand! — — Warum trägst du es nur heute? Welcher Tag fiel von den Glocken? Ich bin nicht gerüstet wie du — sie sind in den Straßen alle nicht geschmückt wie du — sie feiern kein Fest — — (Verwandelt starr.) Ist deine Hand kalt — oder heiß? Ist sie noch heiß oder — — (Mit wachsendem Ausbruch.) Sie ist steif und schauerlich kühl — sie hebt sich nicht — sie lockert nicht im Nacken — sie zerrt die Schlinge nicht auf — sie schleudert den Strick nicht weg — nun weiß ich ja! — Nun bin ich nicht mehr lahm — nun kann ich mich über dich werfen — und dich umschlingen — eng wie nie! — Nun bin ich nicht mehr stumm — nun bricht der Schrei aus mir, der das letzte weckt: — du bist mein Sohn — ich bin deine Mutter!

Der dritte Bürger (sucht sie sanft von sich zu lösen).

Die Mutter (sich dicht an ihn schmiegend). Nun sinkt das Dunkel — das nimmt mich auf — und beschwichtigt meine Mühe. Kein Stoß rüttelt mic — Angst hetzt mich nicht — um was noch Angst — Ich sitze geborgen in meinem Leid — das Lei schattet über mir — Leid ist die Zuflucht — Leid is Frieden, der alle Zweifel milde tötet!

Der dritte Bürger. Du mußt dich an diese Hoffnung aufrichten, Mutter — die noch ist!

Die Mutter (sieht ihn an, dann hell). Ic habe dich mit Ächzen geboren — ich habe dich mi Lachen gesäugt — ich habe dich mit jubelnde Tränen erlitten — je und je! — Du bist aus mi geschritten und in mich heimgekehrt zu jeder Zeit! — Gestern — eben noch — du kommst heute wieder — dich trifft das erste und das sechste nicht — du leg mir dein Los in den Schoß — (Ihre Hände wie un einen Gegenstand schließend.) — das ich lachend dreh wie meinen bunten Spielball! — — (Sie wende sich ab.) Jetzt kann ich warten — jetzt bin ich star — jetzt gehe ich hoch und starr meinen Weg. Wa kümmert mich das hier? (Tief gebückt und schleppen den Ganges gelangt sie zur Tür — ab.)

Der dritte Bürger (strafft die Schultern un schreitet über die Schwelle durch den Teppich).

(Der vierte Bürger — die Frau des vierten Bürger und die alte Wärterin mit dem jungen Kinde auf den Arm kommen.)

(Der vierte Bürger und die Frau gehen bis i die Mitte.)

Der vierte Bürger (schon einen Fuß auf di Schwelle stellend, heiter). Es ist nicht mehr al ein Gang aus dem Tor an einem schönen Sommer tage. Über dem Sande flimmert die erhitzte Luf doch vom Meer bläst eine linde Kühle. Ist nich beides in dieser Stunde? — Dieser Druck ist Ab schied — und dieser Druck wird Begrüßung. Da liegt so dicht beieinander, daß wir es nicht trennen Die Wage taumelt — bis sie anhält. Heischt e nicht die kleinste Klugheit von uns, froh zu bleiben

Die Frau (blickt ihn lächelnd an).

Der vierte Bürger. Wir wollen nicht klug sei und um die winzige Spanne feilschen. Wer würfel die Pfennige, wenn die Schulden sich über ihm tür men? Selbst von dieser Schwelle drehen sich unser Blicke zurück. Damit tilgen wir ein wenig an ihnen War die Zeit zwischen uns nicht wuchernd von Reich tum? Unsere Jahre gereiht ohne Lücke zu Ringe einer blanken Kette? Du nicht Glanz am Morge — noch abendliches Glück? — Nun schleppen wi die schimmernde Last um Schultern und Leib, da

vir fast nicht schreiten können. Wir stehen blinkend
gefesselt — wie Schuldige!

Die Frau (hebt die Hand gegen ihn).

Der vierte Bürger (verwundert). Nicht sprechen
– nicht danken?

Die Frau (schüttelt verneinend den Kopf).

Der vierte Bürger (begreifend). Nun bist du
ie Klügere. Du bist Frau, die besser sorgt. Du hütest
ie Kammer im Hause und verteilst heute mit vorsich-
igem Maß. Morgen sind wir vielleicht wieder
ungrig!

Die Frau (nickt).

Der vierte Bürger. Morgen vielleicht — ich
veiß nicht! — Heute vergeuden wir — heute messen
vir nicht — heute schlagen die blühenden Wogen um
ns zusammen — was sättigt uns, wenn wir morgen
uftauchen? — (Stärker.) Wenn wir jetzt das Bild
ufrollen — und in einem Blick, der ganz umfaßt,
as volle Leben in einer Flamme versammelt auf-
rennt? Muß der Tag davon morgen nicht blind
ein? Ein Tag, der dunkel kriecht, unter dem Leucht-
euer, das wir jetzt mit jäher Hand anzünden? Dieser
ag — und Tage, die einzeln kommen — und ihren
ufwand noch schürfen müssen aus jedem kleinen und
einsten? — Es ist leichtsinnig, zu danken, wer nicht
n Ende aller Gaben rastet. Das nächste Geschenk
achen wir dürftig — und die wir es empfangen,
erwandeln sich ärmer mit jedem Glück!

Die Frau (blickt fest zu ihm auf).

Der vierte Bürger. Drückt es auf dich nicht
hwerer — stumm zu stehen? Wer kennt den Wan-
el der kommenden Stunde? Wie wir darin ver-
ndert sind? Dann kann es spät sein — uns macht
e Entscheidung dumpf und stumm. Dann haben
ir uns versäumt — uns — uns! Über dein ein-
mes Leben fällt nicht dieser Schein heißesten Ge-
ändnisses — ich habe dich verlassen, wie man in
r Dämmerung von Haus und Liebe schleicht! —
ch mache dich bettelarm — ich häufe nicht die Schätze
i deiner Tür — du wirst nicht essen — du frierst
- du bist in den Straßen ein lungerndes Ding!
- Ich kann dir nichts geben — dies nicht und jenes
cht mehr — siehst du es jetzt: — ich bin [illegible]
erer Schatten zwischen jetzt und nun!

Die Frau (legt ihre Hand auf sein [illegible]
eist auf die Wärterin).

Der vierte Bürger (lächelt und führt sie mit
h hin).

Die Frau. Dein Kind — mein Kind!

Der vierte Bürger (überwältigt und mit einer
schützenden Gebärde das Kind an sich reißend —
mit erstickter Stimme). Um dich — um dich —

Die Frau (sinkt an ihm nieder).

Der vierte Bürger (mit einer freien Hand
nach ihrer Schulter greifend, um sie aufzurichten).
Ich komme — ich komme. — (Er gibt das Kind
der Wärterin zurück; die Frau dicht an sich schließend.)
Ich — komme! (Mit raschen Schritten erreicht er
die Öffnung im Teppich und verschwindet ohne Blick
und Gruß).

Die Frau (auf die Wärterin gestützt — ab).

(Von rechts: Jean d'Aire — an einer Seite eng
die zwei Töchter, die sich umschlungen halten, unter
seinem Arm führend — zur anderen gehen Jacques
de Wissant und Pierre de Wissant nebeneinander
her.)

Jacques de Wissant (den Arm Jean d'Aires
angreifend). Du sollst nicht hineingehen. Du mußt
umkehren. Halte hier an und schicke uns hin! (Zu
Pierre de Wissant.) Unterstütze mich doch — und
beschwöre ihn mit deinen Bitten. Soll es nicht ge-
nug sein, wenn zwei aus einem Kreise scheiden?

Jean d'Aire. Wollt ihr mich zum Mörder der
anderen da drinnen machen?

Pierre de Wissant (kopfschüttelnd). Da ist es
nicht!

Jean d'Aire. Gaukelt nicht über jedem
Haupte da drinnen noch eine Möglichkeit, an die
wir geklammert sind — wenn sich auch unser
bester Willen sträubt! — Das Leben ist stark —
ich sehe auf ein langes Leben zurück und finde es
in allem überwiegend. Diese Erfahrung könnt ihr
nicht teilen!

Jacques de Wissant (Pierre de Wissant an-
sehend — wie dieser vorher). Das ist es nicht!

Jean d'Aire. Ihr eilt mit euren Wünschen
hinaus — und wo das Bedeutende winkt, lauft ihr
hinzu. Das ist eurer Jugend Tollheit. Euer Ziel
ist ohne Weg. Aber der Weg ist oft wichtiger als
die Ankunft — und schwieriger zugleich. — (Die
Aufmerksamkeit auf seine Töchter lenkend.) Am Wege
bleibt vielerlei — ihr hastet vorüber. Dürft ihr von
jeder Möglichkeit schon ablassen? — Ihr begehrt
nach dieser Tat, die euch hoch stellt und in eure
Namen ein Brausen füllt, das nicht mehr [illegible]
weht!

Jacques de Wissant und Pierre de Wissant
(verneinen heftiger).

Jean d'Aire. Euch ruft es an — (In bezug auf die Töchter.) — diese erstickt der Schwall. Da sind Tat und Opfer in ein unentwirrbares Knäuel verstrickt! — (Stärker.) Was schickt ihr mich hinaus — mit welchem Vorteil bin ich entlassen? Was gebe ich hin — womit bringe ich mich noch dar? Was bleibt mir noch schwer zu verschenken? Was geizt der noch, der seine Töchter in die Arme von Männern — in eure Arme legt? — Es ist so gering, daß ich einen von euch — spielt sich das eine Los mir zu — es hinzunehmen bitte! (Die Töchter drängen sich an ihn.)

Jacques de Wissant und Pierre de Wissant (blicken zu Boden).

Jean d'Aire. Ihr versteht mich nicht. Ich schweife an euch vorbei. Es ist schade um diese letzte Gelegenheit. Danach ist jeder mit sich selbst beschäftigt — und ihr verliert einander — ohne halten und hemmen. Ich warne euch hier!

Pierre de Wissant (sich aufraffend). Du sollst umkehren — du kannst hinausgehen — du bist älter als jeder. Darum kann es niemand außer dir noch. Und wäre einer hier — nicht du — nicht dieser — nicht der — der mit irgendeinem Rechte aufbräche — wir würden ihn bis an die Tür geleiten und den Saum seines Kleides küssen!

Jean d'Aire (sieht ihn erstaunt an).

Jacques de Wissant (ausbrechend). Dieser Tag wäre zu Ende — der steinigt mit nein und ja!

Pierre de Wissant (schwer). Der uns die Frist verkümmert — für Worte!

Jacques de Wissant (ungestüm wie früher). Sie glühen uns auf der Zunge — sie verbrennen unsere Lippen — wir sollen nicht aufschreien!

Pierre de Wissant. Wir müssen warten — und die Zeit verstreicht!

Jacques de Wissant (ganz wirr). Um nic lächerlich vor uns hinauszugehen — mit dem siebe ten Los!

Jean d'Aire (verstand, lächelnd). Sucht i Worte? Seid ihr nicht Liebende? Suchen Wo einen Wunsch — erfüllen ihn Worte? — Schelt nicht auf das ja und nein dieses Tages — das h euch bewahrt. Worte — das lerntet ihr noch ni — schmälern vom Wert. Und haltet ihr nicht ei Liebe am höchsten? — Treibt ihr Schacher mit de Tag? Gilt der Tag euch einen Deut? Für Bra und Bräutigam? — Die Hoffnung, unter sieb der Siebente zu sein, ist ungewiß — so freut e an dieser Zuversicht: — in der letzten Nacht e erstes Fest zu feiern! (Er schiebt die Töchter geg die zwei, wendet sich um und geht durch d Teppich. — Die vier stehen einander stumm gegenüber.)

Jacques de Wissant (die erste Tochter u-schlingend, stammelnd). Ich will nicht — der S-bente sein!

Die erste Tochter. Jetzt warte ich auf dich

Pierre de Wissant (hat die zweite Tochter a sich gerissen). Ich lüge mich um das siebente L für diese Nacht!

Die zweite Tochter (hingegeben). Ich will dieser Nacht leben! (Dann gehen die Schwest langsam von ihnen — den Kopf nach ihnen wendet und schwach winkend kommen sie bei Tür an. Ab.)

(Jacques de Wissant und Pierre de Wissant ste auf der Schwelle: wie sie sich umdrehen, wird Bildteppich nach den Seiten geöffnet.)

Fischers illustrierte Bücher

Das illustrierte Buch ist ein Wunsch und Bedürfnis der Leserwelt schon seit längerer Zeit. Die Augenfälligkeit der Handlung, die die Dichter selbst wieder immer mehr zu ihrer Aufgabe gemacht haben, regt die bildenden Künstler an und die Schwarz-Weiß-Ausstellungen sind ein Beweis für die wachsende Fabulierfreude unserer Maler. Der Verlag will diesen Wünschen und Tendenzen mit einer Reihe illustrierter Bücher entgegenkommen, als deren erste er drei Bände vorlegt, auserlesene Stücke vorzüglicher heutiger Dichter:

‚In der alten Sonne‘ von Hermann He,
‚Harmonie‘ von E. von Keyserling und
‚Tonio Kröger‘ von Thomas Mann.

Die Illustrationen von Schulz, Walser und Sin decken sich in ihrem Stil künstlerisch mit dem S des Dichters. Walsers modern empfindsame, rom-

sche Zeichnung gehört zu Keyserling; die scharfe, ronisch-phantastische, das Detail bis in seine kleinste Charakteristik verfolgende Betrachtungsweise Manns wird von dem jungen Künstler Simon glücklich nachgefühlt, und Hesses Volkstümlichkeit findet in Wilhelm Schulz den mitempfindenden Interpreten. Der Charakter der Zeichnungen bestimmt die Reproduktionsart, und für jeden zeichnerischen Stil ist auch eine entsprechende Type gewählt, so daß die Illustration und das Druckbild künstlerisch zusammen geben. — Die illustrierten Bücher sind in handkolorierten Pappband gebunden und kosten 1 M. 50 Pf. Wir lassen einige Abbildungen aus den ersten Bänden hier folgen.

Roßhalde

Roman von Hermann Hesse

Hesses „Roßhalde" ist von einer großen und ernsten Reife. Hier ist nichts mehr von Schwärmerei, nichts sogar von einer Liebesgeschichte, dafür aber eine Ehegeschichte, von einem wissenden, zuschauenden Manne erzählt, von einem tapferen obendrein, der auch die Bitternis von Resignation und Selbstbescheidung in ein tätiges, seiner Aufgabe gewachsenes Leben münden läßt. Die Ehe, von der der Dichter erzählt, geht nicht durch eine Katastrophe zugrunde; keine von außen hereinbrechende Leidenschaft, kein Mißgeschick, kein Gelüst und keine Untreue zerstören das Verhältnis. Nur die immer mehr sich herausstellende, allerdings radikale Unstimmigkeit der Temperamente scheidet die Ehegatten so voneinander, daß außer der Höflichkeit sie nichts mehr verbindet; denn die beiden Söhne sind auch nur Grund zur Trennung; der älteste, fast erwachsene, steht in voller Feindlichkeit zum Vater, um den zweiten geht noch der Kampf. Als dieses Kind erkrankt und stirbt, vollzieht sich bei allem Opfer des Schmerzes die Trennung der Ehegatten mit der ganzen Strenge so, daß nichts von Resignation und Rückwärtsschauen in dem Manne bleibt, sondern eine neue, gefestigte Kraft. — Hesses Kunst fordert wieder Bewunderung heraus. Die Sprache hat einen stillen, tiefen Glanz. Und auf höchst natürliche, weil meisterhafte Weise bewegt sich die Erzählung mit der gleichen Sicherheit, wenn sie Zuständliches des äußeren Lebens oder Vorgänge der seelischen Entwicklung schildert.

Ehemannsbeichte

Die Dämmerung hatte begonnen, als Otto Burkhardt aus dem schon vom großen Leuchter erhellten Hausflur trat und sich von Albert verabschiedete. Unter den Kastanien blieb er stehen, [illegible] die zart gekühlte, laubduftende Abendluft ein und wischte sich große Schweißtropfen von der Stirne. Wenn er seinem Freunde ein wenig helfen konnte, mußte es in dieser Stunde geschehen.

Im Atelierhaus war kein Licht und er fand den Maler weder in der Werkstatt noch in den Nebenräumen. Er öffnete die Tür gegen den Weiher und ging suchend mit leisen Schritten rund um das Haus.



Titelzeichnung von G.

Da sah er ihn sitzen, in dem Rohrstuhl, in dem er ihn heute gemalt hatte, die Ellbogen aufgestützt und das Gesicht in den Händen, so ruhig, als schliefe er.

„Johann!" rief er leise, trat zu ihm und legte ihm die Hand auf den gebeugten Kopf.

Es kam keine Antwort. Er blieb stehen, schweigend und wartete und streichelte dem in Müdigkeit und Leid Versunkenen das kurze grobe Haar. In den Bäumen ging der Wind, sonst war es still und

abendfriedlich. Minuten vergingen. Da kam plötzlich vom Herrenhause her durch die Dämmerung eine breite Klangwoge geschwollen, ein voller lang ausgehaltener Akkord, und wieder einer. Es war der erste Takt einer Klaviersonate.

Da hob der Maler den Kopf, schüttelte die Hand seines Freundes sanft von sich und stand auf. Er



Zeichnung von Karl Walser zu Keyserling, „Harmonie"
Fischers Illustrierte Bücher

sah Burkhardt still aus müden, trockenen Augen an, versuchte ein Lächeln aufzubringen und ließ davon wieder ab, indem seine starren Züge erschlafften.

„Wir wollen hineingehen," sagte er mit einer Gebärde, als suche er die von drüben heranflutende Musik von sich abzuwehren.

Er ging voran. Bei der Türe zum Atelier blieb er stehen. „Ich denke, wir werden dich wohl nimmer lange hier haben?"

Wie er alles fühlt! dachte Burkhardt. Mit beherrschter Stimme sagte er: „Es kommt ja auf einen Tag nicht an. Ich denke, ich reise übermorgen."

Veraguth tastete nach den Drückern. Mit einem feinen Metallton strahlten alle Lichter der Werkstatt blendend auf.

„Dann wollen wir noch eine schöne Flasche Wein miteinander trinken."

Er schellte nach Robert und gab ihm Aufträge. Mitten im Atelier stand Burkhardts neues Porträt, nahezu fertig. Sie standen davor und sahen es an, während Robert Tisch und Stühle rückte, Wein und Eis herbeitrug, Zigarren und Aschenschalen aufsetzte.

„Es ist gut, Robert, Sie können ausgehen. Morgen nicht wecken! Lassen Sie uns jetzt allein!"

Sie setzten sich und stießen miteinander an. Unruhig rückte der Maler im Sessel, stand wieder auf und drehte die Hälfte der Lichter wieder aus. Dan[n] ließ er sich schwer in den Stuhl fallen.

„Das Bild ist nicht ganz fertig geworden," fin[g] er an. „Nimm dir eine Zigarre! Es wäre nich[t] schlecht geworden, aber schließlich liegt nicht sovie[l] daran. Und man sieht sich ja wieder."

Er suchte sich eine Zigarre aus, schnitt sie be[-] dächtig an, drehte sie zwischen nervösen Fingern un[d] legte sie wieder weg.

„Du hast es diesmal hier nicht gerade glänzen[d] getroffen, Otto. Es tut mir leid." Seine Stimm[e] brach plötzlich, er sank vornüber, griff nach Burk[-] hardts Händen und nahm sie fest in seine.

„Du weißt ja jetzt alles," stöhnte er müde, un[d] ein paar Tränen fielen auf Ottos Hand. Allein e[r] wollte sich nicht gehen lassen. Er richtete sich wiede[r] auf, zwang seine Stimme zur Ruhe und sagte ve[r-] legen: „Entschuldige! Wir wollen einen Schluck trin[-] ken! Rauchst du nicht?"

Burkhardt nahm eine Zigarre. „Armer Kerl!"

Sie tranken und rauchten in friedlichem Schwe[i-] gen, sie sahen das Licht in den geschliffenen Gla[s-] kelchen blitzen und in dem goldenen Weine wärm[er] leuchten, sahen den blauen Rauch unentschlosse[n] durch den weiten Raum schwanken und sich in la[u-] nische Fäden verschnörkeln, und sahen zuweilen ei[n-] ander an, mit gelösten offenen Blicken, die kau[m] der Sprache mehr bedurften. Es war, als sei sch[on] alles gesagt.

Ein Nachtfalter strich surrend durch die Wer[k-] statt und stieß drei-, viermal heftig mit einem dum[p-] fen Schlag wider die Wände. Dann saß er st[ill] und betäubt, ein sammetgraues Dreieck, am Pl[a-] fond.

„Kommst du im Herbst mit mir nach Indien[?"] fragte Burkhardt endlich zögernd.

Wieder war es lange still. Der Schmetterling b[e-] gann langsam zu wandern. Grau und klein kro[ch] er vorwärts, als habe er das Fliegen vergessen.

„Vielleicht," sagte Veraguth. „Vielleicht. W[ir] müssen ja noch miteinander reden."

„Ja, Johann. Ich will dich nicht quälen. Al[so] ein wenig mußt du mir noch erzählen. Ich hatte n[och] erwartet, daß es zwischen dir und deiner Frau wied[er] gut werden würde, aber —"

„Es war ja von Anfang an nicht gut!"

„Nein. Aber es hat mich doch erschreckt, daß [es] so weit gekommen ist. So kann es ja nicht bleib[en.] Du gehst zugrunde."

Veraguth lachte rauh. „Ich gehe nicht zugrunde, ein Junge. Im September stelle ich in Frankfurt twa zwölf neue Bilder aus."

„Das ist schon gut. Aber wie lang soll das so ehen? Es ist ja sinnlos ... Sag, Johann, warum ast du dich nicht von deiner Frau getrennt?"

„Das ist nicht so einfach ... Ich will dir erzählen. Es ist besser, wenn du das Ganze einmal in der echten Ordnung erfährst."

Er nahm einen Schluck Wein und blieb vorge-eugt im Stuhle sitzen, während Otto sich weiter om Tische zurückzog.

„Daß ich mit meiner Frau von Anfang an Schwie-igkeiten hatte, weißt du ja. Es ging ein paar Jahre ang, nicht gut und nicht schlecht, und vielleicht wäre amals noch allerlei zu retten gewesen. Aber ich onnte meine Enttäuschung zu wenig verbergen, und ch verlangte von Adele immer wieder gerade das, as sie nicht zu geben hatte. Schwung hat sie nie ehabt; sie war ernsthaft und schwerlebig, ich hätte as vorher wissen können. Sie konnte niemals fünf erade sein lassen und sich mit Humor oder Leicht-inn über etwas Schweres weghelfen. Sie hatte einen Ansprüchen und Launen, meiner ungestümen Sehnsucht und meiner schließlichen Enttäuschung nichts ntgegenzusetzen als Schweigen und Geduld, eine ührende, stille, heldenhafte Geduld, die mich oft ewegte und mit der mir und ihr doch nicht geholfen var. War ich ärgerlich und unzufrieden, so schwieg ie und litt, und kam ich bald darauf mit dem Willen u einem besseren Verständnis, bat ich sie um Ver-eihung oder suchte ich sie in einer Stunde froher Laune mitzureißen, so ging es nicht, sie schwieg auch a und beharrte immer verschlossener in ihrem treuen, chwerfälligen Wesen. War ich bei ihr, so schwieg ie nachgiebig und ängstlich, sie nahm Zornausbrüche und lustige Stimmungen mit gleicher Gelassenheit in, und war ich fort, so spielte sie für sich allein Klavier und dachte an ihre Mädchenzeit. So kam ch immer tiefer ins Unrecht und hatte schließlich eben auch nichts mehr zu geben und mitzuteilen. Ich fing n fleißig zu werden und habe so allmählich gelernt, nich in die Arbeit wie in eine Burg zu verschanzen."

Offenbar gab er sich Mühe, ruhig zu bleiben. Er vollte erzählen, nicht anklagen, aber hinter den Worten stand fühlbar eben doch die Anklage, min-destens die Klage über die Zerstörung seines Lebens, über die Enttäuschung seiner Jugenderwartung und über die lebenslange Verurteilung zu einem halben, freudlosen, dem Innersten seiner Natur beständig widersprechenden Dasein.

„Schon damals dachte ich zuweilen daran, die Ehe wieder aufzulösen. Aber das war nicht so ein-fach. Ich war an Stillsitzen und Arbeit gewöhnt und schreckte immer wieder vor dem Gedanken an Ge-richte und Anwälte, vor dem Abreißen aller kleinen täglichen Lebensgewohnheiten zurück. Wenn mir da-mals eine neue Liebe in den Weg gekommen wäre, hätte ich den Entschluß leicht gefunden. Aber es zeigte sich, daß auch meine eigene Natur schwer-fälliger war als ich dachte. Ich verliebte mich mit einem gewissen wehmütigen Neid in hübsche junge Mädchen, aber es ging nie tief genug und ich sah mehr und mehr, daß ich an keine Liebe mehr mich so weggeben könne, wie an meine Malerei. Alles Verlangen nach Austoben und Selbstvergessen, jeder Wunsch und jedes Bedürfnis richtete sich dahin, und wirklich habe ich in diesen vielen Jahren keinen ein-zigen neuen Menschen in mein Leben aufgenommen, keine Frau und keinen Freund. Du begreifst, ich hätte ja jede Freundschaft mit dem Bekenntnis meiner Schande beginnen müssen."

„Schande?!" sagte Burkhardt leise mit einem Ton des Tadels.

„Gewiß, Schande! So empfand ich es damals schon und das ist seither nicht anders geworden. Es ist eine Schande, unglücklich zu sein. Es ist eine Schande, sein Leben niemandem zeigen zu dürfen, etwas ver-



bergen und bemänteln zu müssen. Genug davon! Ich will dir erzählen."

Er starrte finster in sein [illegible]
löschene Zigarre weg und fuhr fort.

„Inzwischen war Albert ein paar Jahre alt ge-worden. Wir hatten ihn beide sehr lieb, die Ge-

spräche über ihn und die Sorgen um ihn hielten uns beisammen. Erst als er sieben oder acht Jahre alt war, begann ich eifersüchtig zu werden und um ihn zu kämpfen — genau so, wie ich jetzt mit ihr um Pierre kämpfe! Ich sah plötzlich, daß der kleine Junge mir unentbehrlich lieb geworden war, und ich habe mehrere Jahre lang mit beständiger Angst zugesehen, wie er ganz langsam kühler gegen mich wurde und mehr und mehr zur Mutter hielt.



Zeichnung von Karl Walser zu Keyserling, „Harmonie"
Fischers Illustrierte Bücher

„Da wurde er bedenklich krank, und in jener Zeit der Sorge um das Kind sank alles andere für eine Weile unter und wir lebten eine Zeitlang so einmütig wie nie zuvor. Aus dieser Zeit stammt Pierre.

Seit der kleine Pierre auf der Welt ist, hat er alles besessen, was ich an Liebe irgend geben konnte. Ich ließ mir Adele wieder entgleiten, ich ließ es geschehen, daß Albert nach seiner Genesung sich immer enger an meine Frau schloß, daß er ihr Vertrauter gegen mich und allmählich mein Feind wurde, bis ich ihn aus dem Hause entfernen mußte. Ich hatte auf alles verzichtet, ich war ganz arm und anspruchslos geworden, ich hatte mir auch das Schelten und Herrschen im Hause abgewöhnt und hatte nichts dagegen, im eigenen Haus nur ein geduldeter Gast zu sein. Ich wollte nichts für mich retten als meinen kleinen Pierre, und als das Zusammenleben mit Albert und der ganze Zustand im Hause unerträglich geworden war, da habe ich Adele die Scheidung angeboten.

Ich wollte Pierre bei mir behalten. Alles andere konnte sie haben: sie konnte mit Albert zusammen bleiben, sie konnte die Roßhalde behalten und die Hälfte von meinen Einnahmen, meinetwegen auch mehr. Aber sie wollte nicht. Sie wollte gerne in die Scheidung willigen und nur das Notwendigste von mir annehmen, sich aber nicht von Pierre trenne[n]. Das war unser letzter Streit. Noch einmal versuch[te] ich alles, um mir meinen Rest von Glück zu rette[n], ich bat und versprach, ich habe mich gebückt und g[e]demütigt, ich habe gedroht und geweint und schlie[ß]lich getobt, aber alles vergebens. Sie willigte sog[ar] darein, daß Albert weggegeben werde. Es zeigte s[ich] plötzlich, daß diese stille, geduldige Frau keinen Fi[n]ger breit nachzugeben gesonnen war; sie fühlte i[hre] Macht sehr deutlich und war mir überlegen. Dam[als] haßte ich sie geradezu, und etwas davon ist imm[er] hängen geblieben.

Da ließ ich den Maurer kommen und habe m[ir] die kleine Wohnung hier angebaut, und hier woh[ne] ich seither und alles ist so, wie du es gesehen hast."

Burkhardt hatte nachdenklich zugehört und ihn [n]unterbrochen, auch nicht in Augenblicken, wo Ver[a]guth es zu erwarten, ja zu wünschen schien.

„Ich freue mich", sagte er vorsichtig, „daß [du] selber alles so klar siehst. Es ist alles ungefähr [so,] wie ich mir's gedacht hatte. Laß uns noch ein W[ort] darüber reden, es geht jetzt in einem hin! Seit [ich] hier bin, habe ich ja ebenso auf diese Stunde gewar[tet] wie du. Nimm an, du hättest ein unangenehmes G[e]schwür, das dich quält und dessen du dich ein wen[ig] schämst. Ich kenne es jetzt und dir ist schon wohl[er,] daß du es nimmer zu verheimlichen brauchst. A[ber] wir müssen damit nicht zufrieden sein, wir müss[en] zusehen, ob wir das Ding nicht aufschneiden u[nd] heilen können."

Der Maler sah ihn an, schüttelte schwerfällig d[en] Kopf und lächelte: „Heilen? So etwas heilt nimm[er.] Aber schneide ruhig zu!"

Burkhardt nickte. Er wollte zuschneiden, gew[iß,] er wollte diese Stunde nicht leer vorüber lassen.

„In deiner Erzählung ist eines mir unklar [ge]blieben," sagte er nachdenklich. „Du sagst, du hab[est] dich Pierres wegen nicht von deiner Frau schei[den] lassen. Es ist die Frage, ob du sie nicht dazu hätt[est] zwingen können, dir Pierre zu lassen. Wärt ihr v[om] Gericht geschieden worden, so hätte man dir d[och] wohl eines der Kinder zusprechen müssen. Hast [du] denn daran nie gedacht?"

„Nein, Otto, daran habe ich nie gedacht. [Ich] habe nie daran gedacht, daß ein Richter mit sei[ner] Weisheit das wieder gutmachen könne, was ich v[er]fehlt und versäumt habe. Es ist mir damit nicht [ge]dient. Da meine persönliche Macht nicht ausreich[t,] meine Frau zum Verzicht auf den Jungen zu

vegen, blieb mir nichts übrig als zu warten, für wen
Pierre selbst sich später einmal entscheiden werde."

„Es handelt sich ja einzig um Pierre. Wenn der
icht da wäre, wärest du ohne Zweifel längst von
einer Frau geschieden und hättest doch noch ein Glück
n der Welt gefunden oder wenigstens ein klares,
ernünftiges, freies Leben. Statt dessen bist du in
inem Wirrwarr von Kompromissen, Opfern und
leinen Notbehelfen eingeklemmt, in denen ein Mensch
vie du ersticken muß."

Veraguth blickte unruhig und stürzte hastig ein
Glas Wein hinunter.

„Du redest immer von Ersticken und Zugrunde-
ehen! Du siehst doch, ich lebe und arbeite, und der
Teufel soll mich holen, wenn ich mich unterkriegen lasse."

Otto achtete nicht auf seine Gereiztheit. Mit leiser
Eindringlichkeit fuhr er fort: „Verzeih, das stimmt
nicht ganz. Du bist ein Mensch mit ungewöhnlichen
Kräften, sonst hättest du diese Zustände überhaupt
nicht so lange ausgehalten. Wieviel sie dir geschadet
und dich gealtert haben, spürst du selber, und es ist
ine unnütze Eitelkeit, wenn du das vor mir nicht
wahrhaben willst. Ich glaube meinen eigenen Augen
mehr als dir, und ich sehe, daß es dir miserabel geht.
Deine Arbeit hält dich aufrecht, aber sie ist dir mehr
Betäubung als Freude. Die Hälfte von deiner schö-
nen Kraft verbrauchst du in Entbehrung und in klei-
nen täglichen Widerständen. Was bestenfalls dabei
herauskommt, ist nicht Glück, sondern höchstens Re-
signation. Und dazu, mein Junge, bist du mir zu gut."

„Resignation? Das mag sein. Es geht auch an-
dern so. Wer ist glücklich?"

„Glücklich ist, wer hofft!" rief Burkhardt nach-
drücklich. „Was hast du zu hoffen? Nicht einmal
äußere Erfolge, Ehren und Geld; von dem allen hast
du mehr als genug. Mensch, du weißt ja gar nim-
mer, was Leben und Freude ist! Du bist zufrieden,
weil du nimmer hoffst! Ich begreife das, meinet-
wegen, aber es ist ein scheußlicher Zustand, Johann,
es ist ein übles Geschwür, und wer so eines hat und
es nicht aufschneiden mag, der ist ein Feigling."

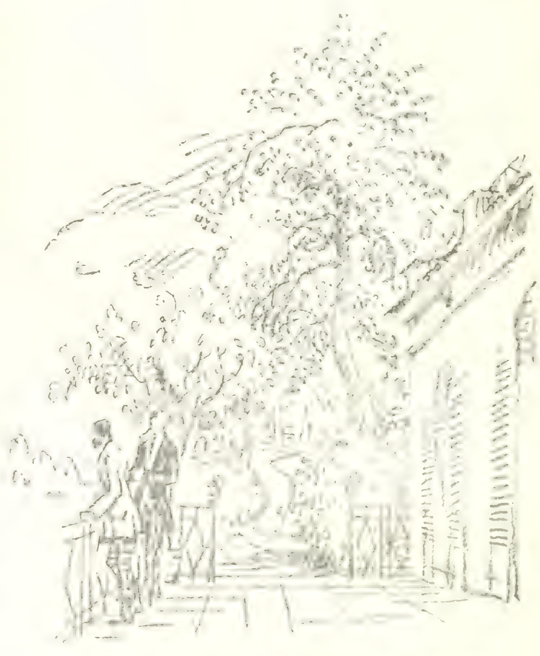
Er war warm geworden und ging in heftiger Be-
wegung auf und ab, und während er mit gespannten
Kräften seinen Plan verfolgte, sah ihn aus der Tiefe
der Erinnerung Veraguths Knabengesicht an und es
schwebte ihm das Bild einer Szene vor, da er einst
ähnlich wie heut mit ihm gestritten hatte. Auf-
blickend sah er des Freundes Gesicht, er saß zusam-
mengesunken und blickte vor sich nieder. Nichts von
den Zügen des Knabenkopfes war mehr vorhanden.
Da saß er, den er mit Absicht einen Feigling geheißen,
an dessen einst so peinliche Empfindlichkeit er gerührt
hatte, und wehrte sich nicht.

Er rief nur in bitterer Schwäche: „Nur zu! Du
brauchst mich nicht zu schonen. Du hast gesehen, in
was für einem Käfig ich lebe, nun kannst du ja ohne
Sorge mit dem Stock hereindeuten und mir meine
Schande vorhalten. Bitte, fahr fort! Ich wehre mich
nicht, ich werde nicht einmal böse."

Otto blieb vor ihm stehen. Er tat ihm so leid, aber
er bezwang sich und sagte scharf: „Du sollst aber böse
werden! Du sollst mich hinauswerfen und mir die
Freundschaft aufsagen, oder du sollst zugeben, daß
ich recht habe."

Auch der Maler stand nun auf, aber schlaff und
ohne Frische.

„Also du hast recht, wenn dir daran liegt," sagte
er müde. „Du hast mich überschätzt, ich bin nimmer



Zeichnung von Karl Walser zu Keyserling „Harmonie"
Fischers Illustrierte Bücher

so jung und nimmer so leicht zu beleidigen. Ich habe
auch nicht so viel Freunde, daß ich damit Verschwen-
dung treiben könnte. Ich habe nur dich. Setz dich
her und trinke noch ein Glas Wein, er ist gut. Du
kriegst in Indien keinen solchen, und vielleicht findest

du dort auch nicht viele Freunde, die sich so viel Dickköpfigkeit von dir gefallen lassen."

Burkhardt schlug ihm leicht auf die Schulter und sagte beinahe ärgerlich: „Junge, wir wollen doch jetzt nicht sentimental sein — gerade jetzt nicht! Sag mir, was du an mir zu tadeln hast, und dann wollen wir fortfahren."

„O, ich habe nichts an dir zu tadeln! Du bist ein tadelloser Kerl, Otto, ohne Zweifel. Du siehst mir seit bald zwanzig Jahren zu, wie ich untersinke, du siehst mit Freundschaft und vielleicht mit Bedauern zu, wie ich allmählich im Sumpf verschwinde, und du hast nie etwas gesagt und mich nie dadurch gedemütigt, daß du mir etwa Hilfe anbotest. Du hast zugesehen, wie ich jahrelang jeden Tag Zyankali mit mir herumtrug, und du hast mit edler Befriedigung bemerkt, daß ich es nie geschluckt und es schließlich weggeworfen habe. Und jetzt, wo ich so tief im Dreck sitze, daß ich nimmer heraus kann, jetzt stehst du da und hast zu tadeln und zu mahnen . . ."

Er starrte mit geröteten heißen Augen trostlos vor sich hin, und Otto, da er sich ein neues Glas Wein einschenken wollte, und nichts mehr in der Flasche fand, bemerkte erst jetzt, daß Veraguth die Flasche in der kurzen Zeit allein geleert hatte.

Der Maler folgte seinem Blick und lachte grell. „O entschuldige!" rief er heftig. „Ja, ich bin ein wenig betrunken, du darfst nicht vergessen, m auch das anzurechnen. Es passiert mir alle pa Monate einmal, daß ich aus Versehen einen klein Rausch trinke — — zur Anregung, weißt du . . .

Er legte dem Freunde beide Hände schwer auf d Schultern und sagte mit plötzlich erschlaffter, hoh Stimme klagend: „Sieh, mein Junge, das Zya kali und der Wein und das alles wäre entbehrli gewesen, wenn jemand mir ein bißchen hätte helfe wollen! Du, warum hast du mich so weit komm lassen, daß ich jetzt um das bißchen Nachsicht un Liebe bitten muß wie ein Bettler? Adele hat mi nicht ertragen, Albert ist von mir abgefallen, Pier wird mich auch einmal verlassen — und du bist d neben gestanden und hast zugesehen. Hast du den nichts tun können? Hast du mir gar nicht helf können?"

Des Malers Stimme brach und er sank in d Stuhl zurück. Burkhardt war todesblaß geworde Es stand ja viel schlimmer, als er gedacht hatt Daß dieser stolze, harte Mensch durch ein pa Gläser Wein zum wehrlosen Geständnis seines hei lichen Makels und Elends verführt werden konnt

Er stand neben Veraguth und sprach ihm lei ins Ohr wie einem Kinde, das man trösten muß.

„Ich helfe dir, Johann, du kannst mir glaube ich helfe dir."

Abendliche Häuser

Roman von E. von Keyserling

Es ist etwas von Chopin in Keyserlings Melodie; dieselbe Mischung aus Melancholie und Lebensrausch, eine Leidenschaft, die mit aristokratischem Trotz Schicksale herausfordert und ihre morbide Süße daran steigert; der eine, bestrickende, durch alles Wissen nicht gebrochene Klang von Frauenverehrung durchgängig durch alle Variationen. In seinem neuen Buch ist die Süße noch tiefer und hoffnungsloser. Seine Häuser sind „abendlich"; nicht nur, daß alte Leute darin wohnen, sondern altes Blut, alte Gesinnung herrscht darin und siegt über die ungebärdige Jugend, verdirbt sie oder lähmt sie. An den Männern und Frauen im rüstigen Alter geht Keyserling, wie immer, so auch in diesem Roman gleichgültig vorüber; aber die greisen und die jungen Leute zeichnet er mit seiner ganzen künstlerischen Liebe; und Park und Schloß, Dorfkrug und Landstraße, Schne nacht und Dämmerungen aller Art nimmt seine Lyrik einem Akkord von einzigartiger Stimmung zusamme

Quadrille

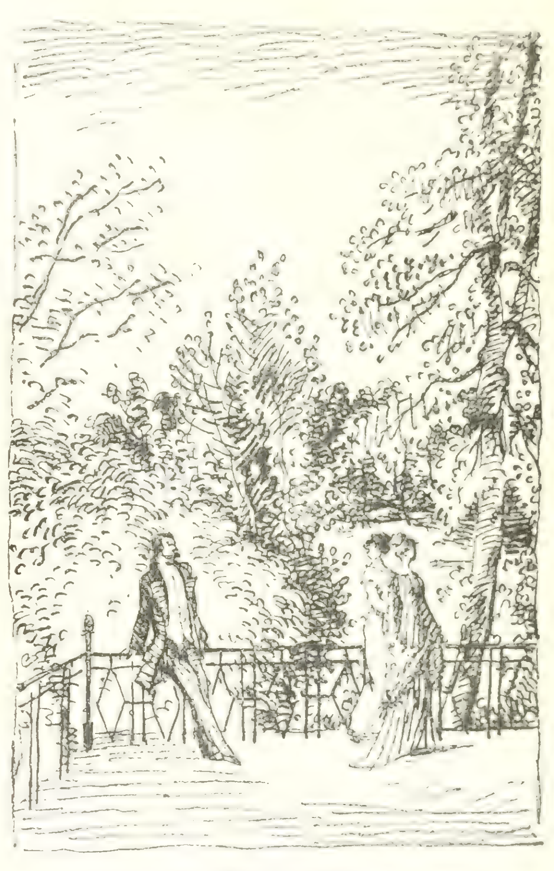
Man rief nach den Schlitten, die Damen wurd wieder in die Pelzdecken gehüllt. „Ich fahre S wenn Sie gestatten," sagte Egloff und setzte s zu Fastrade. Er führte den Zug an und bog einen engen Waldweg ein. Hier herrschte die blei Dämmerung des Schneelichts und unendliche G borgenheit unter den weißen Bogen der verschneit Äste. Wie ein kleiner dunkler Schatten huschte e Hase lautlos über den Weg, ein aufgescheuchtes R brach durch das Dickicht, die Schellen der Schlitt

angen fremd und gespenstisch, und aufgeschreckt von
nen schlug ein Vogel mit den Flügeln im Wipfel
ner Tanne. Egloff und Fastrade schwiegen, nur
nmal bemerkte Egloff: „So allmählich fühlt man
h hier zugehörig." Der Waldweg führte auf eine
eine, runde Wiese, die jetzt hell vom Monde be-
hienen war. „Halt!" kommandierte Egloff, „hier
ird ausgestiegen, hier wird eine Quadrille getanzt."
– „Dietz, du bist ein famoser Kerl," rief Dachhausen,
natürlich wird hier eine Quadrille getanzt, man
uß nur darauf kommen. Darf ich bitten, Baro-
esse Gertrud. Liddy bleibt im Schlitten, der Pelz
zu schwer."

Die Paare gingen nun über den hartgefrorenen
chnee der Wiese. „Wie das hübsch leise kracht,"
gte Gertrud, „es ist, als ob wir über den Zucker-
uß einer Torte gingen." „Antreten, antreten!"
ef Egloff und die Paare stellten sich auf, das
Mondlicht gab den Bewegungen der Tanzenden et-
as seltsam Huschendes und Schattenhaftes, die
estalten der Mädchen wurden wunderlich schlank,
enn sie über den weißen flimmernden Boden hin-
itten und dabei kleine Schreie ausstießen wie in
nem kalten Bade und als sei das Mondlicht eine
Welle, die über sie hinrieselte. „Chaîne, s'il vous
laît," kommandierte Egloff sehr laut, und aus den
annen, die ernst um den Platz umherstanden,
iederholte ein Echo ein geisterhaftes s'il vous
laît." „Grand galop," kommandierte Egloff. Die
eiden Paare drehten sich, entrüstet begann ein
ehbock am Waldrande zu schmälen, da hielten sie
, standen beieinander ganz atemlos und lachten ein-
nder an.

„Das war schön," sagte Gertrud und lehnte sich
hwankend an Dachhausens Arm, „was ist ein Ball-
al dagegen." „Das wissen die Hasen schon längst,"
widerte Dachhausen munter. „Aber jetzt müssen
e Damen schnell wieder in die Pelzdecken." Man
ng zu den Schlitten zurück. Die Baronin Lydia
ß dort in ihrem Schlitten ganz in ihr weißes Pelz-
erk verkrochen. „Ach, Liddy, es war herrlich,"
gte Gertrud, „endlich mal wieder etwas, das zu
leben verlohnt. Aber was hast du? Du weinst ja."
iddy weinte, weinte, daß ihr ganzer Körper ge-
hüttelt wurde. Nun kam Dachhausen und schalt
nd tröstete: „Ich sage es immer, du verträgst die
roßen Natureindrücke nicht, sie erschüttern dich zu
hr. Machen wir, daß wir heimkommen."

„Sie ist eifersüchtig auf mich," flüsterte Gertrud
Fastrade zu. Egloff, die Hände in den Taschen
seines Pelzes, stand ruhig da und lächelte. Als man
sich nun trennen mußte, wurde auch Gertrud gefühl-
voll. Sie umarmte Fastrade. „Wie enge wird es
jetzt zu Hause sein," flüsterte sie, „es wird dort nach
Zwieback riechen und der Papa wird unangenehme



Zeichnung von Karl Walser zu Keyserling, „Harmonie"
Fischers Illustrierte Bücher

Bemerkungen machen." — „Du kannst doch singen,"
wandte Fastrade ein. — „Ach, der Vater hört das
nicht gern," erwiderte Gertrud, „gleichviel, es war
schön. Egloff ist dämonisch und Dachhausen, glaube
ich, unglücklich in seiner Ehe."

So fuhr man denn ab auf der blanken Landstraße,
der Mondschein machte das Land unendlich weit, und
in der schnellen Bewegung schien das Licht an den
Fahrenden vorüberzusausen wie etwas Flüssiges und
Eiliges.

Bendel & Co

Roman von Henning Berger

Ein Kaufmannsroman. Wir haben heute nicht wenig Bücher, belletristische und essayistische, die Lebensgebiete des Auslands zu ihrem Thema nehmen; es sind Bücher von Rang und Bedeutung darunter. Viel seltener ist es, daß wir ein Buch bekommen von einem ganz in der europäischen Kultur wurzelnden Menschen, der lange Zeit im Ausland lebte, es nicht bloß mit den sei es noch so geschärften Sinnen eines Besuchers kennt, sondern am eigenen Leibe das fremde Leben, aus Not, nicht aus Fürwitz, erlitten hat. Dieses letztere ist der Fall mit Henning Berger und mit seinem Roman „Bendel & Co." Berger lebte in Chikago, nicht um es kennen zu lernen, sondern weil sein Schicksal, seine Arbeit, die Not, sich dem Leben gegenüber zu behaupten, ihn dorthin gebracht hatten, und so kennt er Chikago mit feineren Sinnen als der geistreichste Besucher. Sein Roman ist zu gleicher Zeit einer der interessantesten Kaufmannsromane, und die Geschichte eines großen Börsenmanövers, eines Weizencorners, wird mit einer solchen Kenntnis und zu gleicher Zeit mit einer so dramatischen Spannung erzählt, daß man ohne weiteres spürt: hier ist nicht Gerede, sondern Leben. Die Bilder der Stadt, die ungeheuren klimatischen Exzesse, das Temperament des Erlebens: alles das macht den Roman zu einem der besten, die wir seit langer Zeit nicht nur aus dem Ausland bekommen haben. Und wenn am Schluß des Buches der brave Schwede Bendel sich von dem unbezwungenen Amerika verabschiedet, um in der Heimat aufzuatmen, wirkliche treue Mutterluft einzusaugen, so fühlen wir, daß damit mehr gemeint ist als ein nicht gelungenes Abenteuer.

Der Weizen brennt.

— Drüben auf der Westseite brennt es — am westlichen Flußufer — es muß ein Elevator sein . . .

Und schon wußte auch jemand Ort und Stelle:

— Es sind Reuters Getreideelevatoren!

Von Mund zu Mund wiederholte sich der Name:

— Reuter — Reuters Weizen!

Und man hörte an den Straßenkreuzungen die [illegible]undwagen rattern, Pferde schnauben, eilende Füße und Trompetenstöße.

Plötzlich begann Bendel zu laufen wie die übri-gen. Er geriet in eine Menge, die an der Madiso[n] Street abbog und darauf westwärts stürmte.

Lange eh sie die westliche Tunnelbrücke erreich[t] hatten, sahen sie Flammen in dem dicken Rauch, de[r] in einer ungeheuren Spiralsäule meilenhoch empor zuwachsen und sich dann in Kegelform auszubreite[n] schien. Helge stellte sich vor, der Ausbruch eine[s] feuerspeienden Berges müßte so aussehen wie diese[r] Brand.

Die Brücke war von der Polizei gesperrt.

Helge folgte ein paar Männern, die jetzt qu[er] durch den Kohlenhof sprangen, von wo aus sie a[n] die Strandgasse des westlichen Flußarms, ein m[it] schwarzem Kohlengestübb und verfaulten Holzabfä[l]len bestreutes, von einem zermorschten Bretterzau[n] eingefaßtes Gelände kamen. Es war dicht gedrän[gt] voll Menschen, und auf den Dächern der Holzba[]racken, auf Zaun und Pfählen, in den Flußprahme[n] und sogar auf den Ketten standen, saßen, lagen, w[ie] Fliegen sich festklammernd und -haltend, Tausen[de] von Neugierigen. All diese Gestalten leuchteten, a[ls] brennte jede einzelne aus sich selbst heraus. D[er] Riesenbrand auf dem andern Ufer illuminierte d[ie] ganze, hier sich senkende östliche Stadthälfte, als [ob] sie mit roter Farbe überstrichen.

Es war wirklich Reuters Getreide, das in eine[m] blendenden Feuerwerk, in Form von glühende[n] Sternen, gen Himmel sprühte, um darauf in eine[m] prächtigen Funkenregen als schwarzer Rußkörne[r]schwarm in den spiegelnden Fluß zu fallen. Ab[er] es waren nicht seine Magazine, sondern ein ganz[er] Komplex von Elevatoren, hoch wie Bergfesten, hä[ß]lich wie Gefängnisse, der der großen Nord-We[st]-Eisenbahnlinie gehörte. Mit einem sarkastischen L[ä]cheln horchte Bendel auf die Bemerkungen d[er] Zunächststehenden. Sie meinten, daß hier der Sp[e]kulant große Kapitalien verlöre und daß die Feuer[s]brunst als eine Art Strafe anzusehen wäre für sei[ne] vermessenen Versuche, sich zum Alleinherrscher üb[er] das Brot des Volkes zu machen. Aber so war [es] gar nicht; nicht einen Cent verlor Reuter; alle[s] Getreide, Wagen, Mauern und Maschinen war[en] versichert, und wenn irgend etwas, so gewann [er]

och dabei, weil überhaupt nicht Fahrzeuge genug a waren, um in vertragsmäßiger Zeit seinen ganen erhofften Weizenreichtum zur Ausfuhr zu bringen.

Die Feuerwehr versuchte augenscheinlich den Vulkan ur zu begrenzen, nicht zu löschen; denn die Dampfoolken, die in weißen Ballen erst zwischen dem Rußauch aufgezischt waren, hatten aufgehört. Das Wasser andelte sich durch die Hitze zu Dunst, noch längst eh es ie Mauern erreichte, und so brannte, scheinbar ohne Widerstand, das gewaltige Weizenopfer gen Himmel.

Die Menge verfolgte stillschweigend die ganze Entwicklung. Wenn eine Mauer fiel oder ein Dachgiebel usammenstürzte, ging ein langgezogenes Murmeln urch den Volkshaufen. Dann wieder tiefes Schweigen.

Nachdem Helge lange Zeit auf den Brand hinbergestarrt hatte, kam es ihm vor, als flössen Wasser und Luft ineinander. Der Fluß war eine lanke Flamme, und die großen, brennenden Häuser ie Ritze eines Tors, aber nicht zum Himmel, sonern zur Hölle.

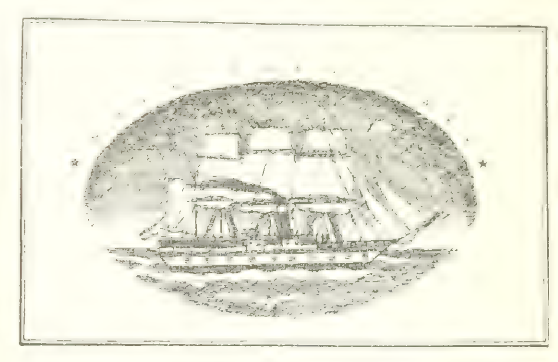
Nachdem es ihm gelungen war, sich durch die Massen hindurchzupuffen und auf ein paar Umwegen n eine der westlichen Winkelgassen zu gelangen, wunderte er sich über das Dunkel, das hier herrschte. Die Nacht war gekommen; und in den Streifen, die mit dem Feuerherd parallel liefen und also bergene Hausmauern hatten, tastete er sich vorwärts wie in Blinder, mit noch vom Flammenschein geblendeten Augen. Ab und zu öffneten sich Ausblicke wie große Fensterlöcher, und dann sah er das rasene Feuermeer. Funken und Feuerbrände begannen wischen den Giebeln emporzuschießen. Ein breiter Weg öffnete sich. Es war die Milwaukee-Avenue, ie quer das große Stadtviertel durchschneidet. Langam fuhr hier eine Reihe von Ambulanzwagen daon mit roten und weißen Kreuzen, katholischen Namen und einer Menge von Hospital- und Krankenausabzeichen. Die Szene gemahnte ihn an die Rückkehr der Soldaten von den pestverseuchten Kubaküsten des spanischen Kriegs.

Die breite Avenue stand unter Wasser wie bei einer Überschwemmung. Mindestens zwanzig Feuerspritzen standen hier aufgereiht; ein Teil davon pfiff eben nach Kohlenzufuhr. Kohlenwagen fuhren im ganzen Viertel umher mit roten Signallaternen. Durch das Umhauen von mehreren Telegraphenstangen und elektrischen Lichtpfosten waren die Leitungen unterbrochen und alles Licht erloschen. Die gähnenden, nachtschwarzen Räume zwischen den stark rot beleuchteten Flächen wirkten verwirrend auf Pferde und Kutscher. Die Feuerwehrmannschaft ging ein paarmal fehl bei ihren Manövern und nahm Häuser zur Isolierung in Angriff, die außerhalb des Brandkreises lagen.

— Gesperrt! Zurück!

Helge fühlte den Stoß eines Polizeistocks an seiner einen Rippe.

Er wanderte ein paar Querstraßen weiter nach Westen. Der Fluß machte hier eine Biegung, und an der ersten nördlichen Brücke war keine Bewachung mehr. Eine kleine, brennende Öllaterne über der Dreheinrichtung des Brückenturms zeigte sogar an, daß der Schuppen leer war. Hier ging er hinüber.



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger“
Fischers Illustrierte Bücher

Sofort, als er den Fuß auf das nordwestliche Kaiufer setzte, verspürte er einen heißen Hauch von der Brandstelle, als ob eine unsichtbare Flamme seine Wangen leckte. Und zugleich vernahm er ein dröhnendes Brausen, das immer mehr zunahm. Es ratterte wie große Eisenbahnzüge über Felsenviadukte und stahlschienige Hängebrücken.

Das Geräusch und die Hitze wurden stärker.

Laute Rufe und schrille Dampfpfeifen wechselten miteinander ab. Ein heftiges Zischen, das fast in Sieden überging, wie das Brodeln über einem riesigen Dampftopf, erfüllte Bendel mit nervösem Entsetzen. Er erwartete eine Explosion zu hören.

Das Dach war zwischen den vier Ecktürmen zusammengestürzt, auf deren Zinnen man von hier aus noch die Ausschnitte der ersten Buchstaben des Alphabets, A, B, C und D sehen konnte, die die Stellen der verschiedenen Elevatoren bezeichnet hatten. Von Turm B stieg eine Feuersäule senkrecht gen Himmel, und die Rauchmassen darüber flossen gleich geschmolzenem Kupfer in nördlicher Richtung davon.

Ein unerträglicher Geruch von Hitze und Brand, der sich nicht definieren ließ, kam stoßweise aus diesem Krater. Und mit dem heißen Wind verspürte man jetzt deutlich von Süden her den Aas- und Blutgeruch.

— Das ist die Hölle! murmelte Bendel.

Eine schwarze Gestalt sprang an ihm vorüber, stolperte über eine Weiche, fiel und überkullerte sich. In dem starken Lichtschein sah Helge, daß es ein Reporter war; er trug an der Sportmütze sein Berufsabzeichen. Wie eine Katze war er wieder auf den Beinen und in dem flammenden Wirrwarr von Schatten und Lichtbrechungen verschwunden.

Das Vermächtnis der Marianne Terburg

Roman von Maria Seelhorst

Der Held des schönen Romans von Maria Seelhorst ist ein Forschungsreisender, der, von Asien nach Europa hin und wieder gehend, Schicksal leidet und sät; während er jeden Aufenthalt immer nur als etwas Interimistisches nimmt, gerät er, seiner unbekümmerten, starken Reisenden-Natur zum Trotz, den zerstörenden Mächten in die Hände. Einmal auf der Rückreise hat er auf einem Schiff eine schöne Frau getroffen und ist ihr in Freundschaft nahe gekommen. Erst nach Jahren kann sich, bei seinem Beruf, die Beziehung fortsetzen, und als er der Freundin einen Besuch macht, kommt ihm ihr Töchterchen wie einem tief vertrauten Freunde entgegen. Daraus sieht er, daß er der Freundin mehr war, als er geahnt hat, und als er wieder weg muß, bleiben sie eine Liebesnacht zusammen. Dann reist er jahrelang in fernen Erdteilen, kehrt wieder zurück — immer nur an Herzensdingen so viel beteiligt, wie einem leidenschaftlichen Berufsmenschen und lebenskräftigen Manne dafür übrigbleibt, und erfährt, daß seine geliebte Freundin gestorben ist, von ungefähr, an einer Krankheit. Und damit wird es mit einem Schlage ernster in seinem Leben und in seiner Seele, als ihm seiner Anlage nach beschieden zu sein schien. Die Tochter der Verstorbenen wird ihm eine Art Vermächtnis, und als er sie aufsucht, kommt sie ihm wieder, wie in Kinderjahren, mit der tiefsten Vertrautheit entgegen. Doch sie ist inzwischen zu einem schönen Weibe herangereift und erregt die Leidenschaft des Freundes, dem sie selbst innerlich hingegeben ist. Aber die beiden Menschen können nicht zusammenkommen. Und der Mann, unschlüssig, ohne recht zu wissen warum, und doch zu dem Mädchen hin erregt, begeht einen häuslichen Fehltritt mit seiner Wirtschafterin, der Folgen hat und ihn jetzt für immer von [illegible] geliebten Frau trennt. Sein Zustand wird so [illegible]lichthaft, der heitere, berühmte, ganz klar im Leben stehende Mann wird eine derartig unsichere Erscheinung, daß ihm nichts übrig bleibt, als wieder davonzugehen und den Weg hinter sich zuzuschütten.

Also ein Roman, Abenteuer, halbe Zufälle, Ungewöhnlichkeiten, und doch ein Buch, bei dem die Bezeichnung Roman keinen Tadel bedeuten darf. Es ist eine Sicherheit des Lebensblicks darin, den nur die besten Frauen haben. Gestalten, Leidenschaften, Konvenienzen sind mit einem ungewöhnlich seelenvollen Realismus gegeben. Und das schönste Verdienst der Verfasserin ist, daß sie die Erinnerung an das Erlebnis mit der Mutter keineswegs ausdrücklich zum Hauptthema macht und doch der diesem Erlebnis innewohnenden Grundmoral ihr Recht gibt.

Heimkehr

Als Vonlanden Marianne verließ, war es fünf Uhr und heller Morgen. Diesmal ging er nicht über Rasen und Zäune. Er durchschritt die Halle, sie bot den ungemütlichen toten Anblick von Räumen, die ganz und gar auf Gesellschaft eingerichtet sind; die Sessel breiten ihre Arme ins Leere, während sie verlassen stehen, die Tische sind abgeräumt. Im Vorzimmer schritt er seinem eigenen Bilde im Glase des Spiegels entgegen; er zögerte und sah seinem Abbild in die Augen, er hob ein wenig die Arme und tat einen tiefen Atemzug. Und blinzelnd erinnerte er sich und er lächelte — lächelte.

„Schön ist das Leben!"

Er drehte den Schlüssel in der Haustür um und öffnete; sie fiel schwer ins Schloß, und er stand wieder auf den Stufen und blickte die stille, grade Straße entlang. Kein Mensch war hier draußen wach oder unterwegs. In dem gleichmäßigen Licht eines dunstigen Morgens war das Trottoir nüchtern hellgrau anzusehen wie Gummi. Die eckig gestutz-

ten, starken und niedrigen Bäume an den Straßen-rändern bildeten ein grünes Dach, an der anderen Seite liefen die Eisenzäune der Vorgärten den Weg entlang. Hellgrüne Büsche, blühender Flieder, rosige Prunusbäumchen, Tulpen und Narzissen wuchsen dort. Die Häuser dahinter mit geschlossenen Jalousien, verhängten Fenstern, alle gleichartig, bürgerlich ge-baut in einer gewissermaßen uniformierten Bauart, wirkten musterhaft solid, wohlanständig und nüchtern.

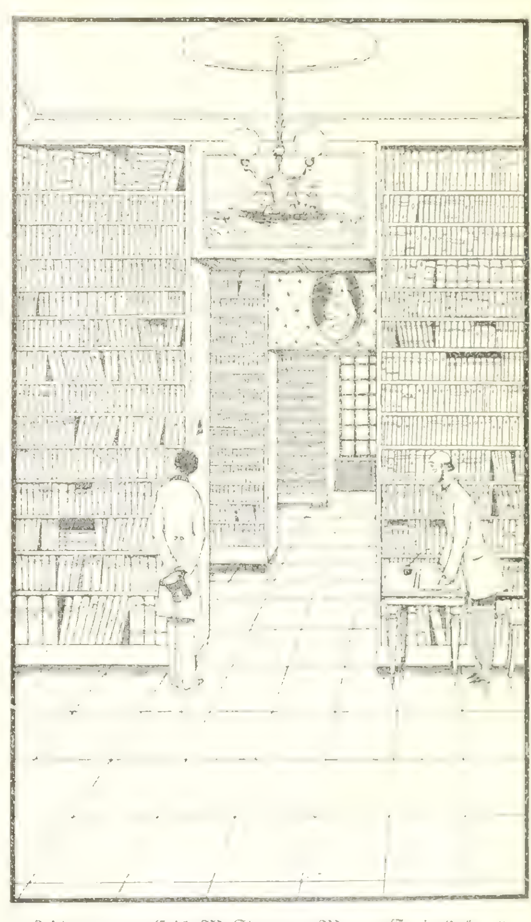
Vonlanden hätte singen mögen oder ein Liedchen pfeifen, während seine Schritte gleichmäßig auf den Steinen klappten, doch die schweigsame Solidität der Umgebung hieß auch ihn schweigen. Aber an seiner Statt erhob plötzlich ein Vogel seine Stimme. In langen Trillern und schmetternd ertönte sein Liebeslied. Der Doktor stand still, durch den Zaun konnte er den kleinen Künstler beobachten Der saß auf einem biegsamen Zweig des blühenden Flieders und mit geblähter Kehle, das Köpfchen erhoben, jubilierte er. Die Gewalt seiner Anstrengung machte den Ast, auf dem er saß, schaukeln. Wenn er einen Moment Atem schöpfte, tat er ein paar kleine Sprünge, trippelnd und hastig, auf seinem zierlichen Sitz. Er äugte mit kurzen Rufen ins dichtere Laub des Flie-ders. Vielleicht erspähte er diejenige, der zum Preis und zum Entzücken sein Gesang ertönte, und von neuem gab er sich seiner Seligkeit hin, jubelnd, schluchzend, triumphierend, flehend.

Der Beobachter hinter dem Zaun umfaßte mit den Händen die Eisenstäbe des Gitters, er legte sein Gesicht gegen die Hände und lauschte mit ganzer Seele hingegeben dem Rausch der Stunde. Ihm war, als dränge der Jubel seines eigenen Herzens, ein Hymnus an das Leben, in den Tönen des kleinen Sängers empor, als befreie sich seine von Seligkeit übervolle Brust. ‚Leben,‘ dachte er, immer nur ‚Leben!‘ Alle Wonnen umfaßte das arme Wort.

Dann ging er nach Hause, legte sich nieder und schlief bis tief in den Tag hinein und schlief hin-über in einen neuen Abschnitt seines Lebens.

Vier Jahre später kehrte Vonlanden aus Asien zurück.

Diesmal war ihm nicht eine ruhige Seereise in Einsamkeit und Stille beschieden. Seit seiner ersten Begegnung mit der Zivilisation, als er aus dem Inneren Tibets, darin er solange verschwunden ge-wesen, wieder auftauchte, glich seine Reise einem Triumphzug. Bei der Ankunft in Europa schwoll die Begeisterung für sein Heldentum zum Sturm. Er hielt stand und mußte standhalten. Wochenlang fand er keine Minute, sich auf sich selbst zu be-sinnen; die Zeit, die ihm Bewunderung und Wiß-begierde übrig ließen, verging in dumpfem Schlaf nach der Überanstrengung der Tage; sie war knapp



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger“
Fischers Illustrierte Bücher

genug bemessen. Aber endlich hatte er sich durch Vorträge, Berichte, Ehrungen und Festessen hin-durchgearbeitet. Was noch zu tun, zu leiden blieb, mußte warten. Seine Nerven versagten, und wie ein Geretteter landete er in seinem alten Quartier der kleinen deutschen Universitätsstadt, um sich hier zu verbergen, auf sich selbst zu besinnen und nun endlich seine Arbeiten zu ordnen. Nur die alte getreue Wirtin erwartete ihn, auch sie in höchster Aufregung ob seines Ruhmes, den sie durch die Zeitungen Zeile für Zeile natürlich verfolgt hatte und mit ihr die niedliche Marie. . . .

Vonlanden stand eines Nachmittags vor den beiden Frauen; soeben war die letzte Hand an die Einrichtung gelegt, und nun dankte er ihnen durch kleine, auserlesene Geschenke und sprach davon, daß er hier



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger“ Fischers Illustrierte Bücher

bleiben, immer wieder zurückkehren und seine Schätze dauernd ihrer Fürsorge anvertrauen wollte. Die guten Weiber strahlten vor Genugtuung und nach der ersten Rührung hielt die Wirtin sich berechtigt zu einem kleinen Schwatz. Sie begann auszumalen, wie des berühmten Mannes Leben sich gestalten möchte, wie sie ihn vor Zudringlichkeit und Störung bewahren würde und wie nett es andererseits für ihn wäre, in Stunden der Erholung ein bißchen Verkehr zu pflegen, Familienverkehr, wie er ihn vor vier Jahren so angenehm getroffen hätte. Sie erinnerte sich einzelner Professoren, einige waren fortgezogen, nach anderen Universitäten berufen, die und jene Veränderung war eingetreten. Burkarts, die so eigentlich den Mittelpunkt eines großen Kreises bildeten, seien augenblicklich verreist, erzählte sie, ja, sie seien zur Hochzeit des Schwagers gereist; es sei doch eigentlich traurig, wie schnell der seine erste Frau vergessen habe.

Vonlanden hörte mit halbem Ohre und ohne großes Interesse das Geschwätz der Hausfrau.

„Ich kannte den Schwager gar nicht,“ meinte er, nur um etwas zu antworten.

Doch Marie lachte: „Na, Herr Doktor, freilich doch, der war ja hier vorm Hause am letzten Tage vor vier Jahren und hier oben war er auch und fragte nach dem Herrn Doktor, und die arme Dame, ja die wartete damals unten im Auto mit dem kleinen Mädchen.

„So?“ machte Vonlanden und erhob sich von seinem Stuhl unwillkürlich, ohne sich noch recht klar zu sein, was ihm plötzlich einen so betäubenden Schrecken verursachte. „Ist bei Burkarts jemand gestorben?“

„Nein, bei Burkarts niemand,“ meldeten die beiden Frauen zugleich, „Frau Terburg ist doch gestorben, die junge Frau, es ist keine einundeinhalb Jahre her.“

Vonlanden richtete sich auf. Seine Augen starrten ohne zu sehen.

„Unsinn,“ sagte er, „Marianne Terburg,“ und er hörte nichts als den Namen. Und auf den weißen Sommerwolken draußen vor dem Fenster leuchtete, wie durch einen Zauber geweckt, deutlich ihr Bild auf, so deutlich, daß seine Augen aufblitzten in Entzücken. Ihr Bild, das Bild jenes ganzen Erlebnisses, das der Name Marianne Terburg erzählte. Er versank in Träume. Die Augen auf die Tischdecke geheftet, die Arme auf den Tisch gestützt, fühlte er einen wonnigen Strom von Erinnerungen über sich hereinbrechen. Die Frauen sollten gehen, er wollte allein sein, sich erinnern.

„Ich muß ja arbeiten.“ Er hob den Kopf und sah die Hausfrau an; er wollte sie gewiß nicht kränken durch das plötzliche Abbrechen der Unterhaltung. „Wer ist also gestorben?“ fragte er noch einmal, und während er die Frage tat, war ihm, als erwachte er und die gutmütigen farblosen Augen der alten Frau schienen eine Drohung zu enthalten.

„Marianne Terburg. Ja sie starb an einer Blutvergiftung.“

Die Liebende

Novellen von L. Andro

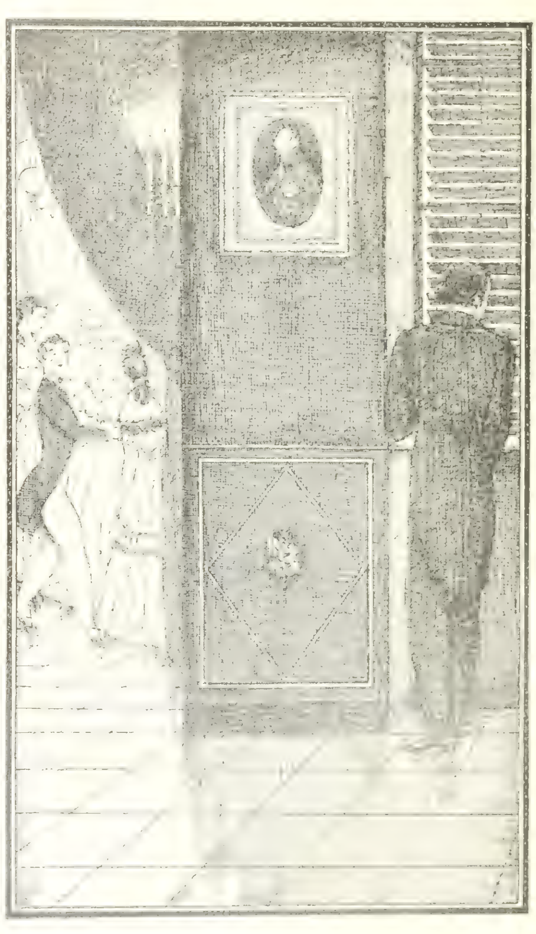
Drei sehr verschiedene Menschen stellt uns in ihren drei Novellen L. Andro hin: eine leidenschaftliche und intellekte Frau, eine kleine Bürgerin ohne jegliche Romantik und einen jungen Mann, der als Halbkünstler und Halbnatur dem Leben nicht gewachsen ist. So verschieden diese drei sind, so ähnlich ist ihr Schicksal. Sie wehren sich nicht gegen den Untergang, sehen ihm vielmehr bewußt entgegen,

nd wenn sie doch einmal einen kleinen Widerstand
ersuchen, so werden sie dadurch nur gewisser ihrer
Niederlage entgegengeführt. Diese drei Menschen
aben es ein jeder mit einem stärkeren zu tun, der
ine Kraft an ihnen erprobt, und sie entgehen ihren
Widersachern nur dadurch, daß sie ihr Schicksal wissen
nd es auf sich nehmen. Sie lassen das Leben ver=
ichtend über sich hinweggehen, nicht ohne eine letzte
enußsüchtige Empfindung. Frisch und lebhaft er=
ählt, wie diese drei Novellen sind, bekommen sie
ren Hauptwert durch die spontane weibliche Fähig=
it, menschliche Probleme von ungewöhnlicher Art
nmittelbar zu erfassen. Sie geben dem Leben, aber
uch seinen besiegten Kreaturen ihr Recht; das gibt
nen Gehalt und Reiz.

Haushalt

Elisabeth ging ihren gewohnten Nachmittagsweg,
r Töchterchen von der Schule abholen, und auch
re Gedanken gingen auf gewohnten Wegen: daß
as Fleisch wieder teurer werden würde, wie der
leischhauer versichert hatte; daß die Dienstboten
och immer frecher würden; daß ihr dunkelblaues
ostüm vielleicht noch ginge, wenn es ein neues
utter bekäme, aber modern würde es doch nicht
ehr. Dann schweiften ihre Gedanken einen Augen=
lick lang zu Lady Rowena Springfield, die in der
omanfortsetzung (aus dem Englischen) des heutigen
bendblattes ihrem Gatten hochaufgerichtet zuge=
fen hatte: „Elender, meine Rache an dir ist be=
its vollzogen!" Da hier die Fortsetzung abbrach,
ußte man leider bis morgen warten, ehe man
fuhr, was Lady Rowena ihrem Gatten eigentlich
ngetan hatte. Und von da glitten Elisabeths Ge=
anken zu ihrem eigenen Mann, und sie fand, daß
er Professor wieder nervöser und verträumter war
enn je, und daß er sie schon lange über Ge=
ühr vernachlässigte. Wie Elisabeths Gedanken
er den gewohnten Rundgang abhalten und wie=
r zum Fleischer zurückkehren wollten, wurde sie ge=
ahr, daß der Blick eines Mannes sich auf sie richtete.
Es war ein langer bewundernder Blick. Es er=
llte Elisabeth fast unbewußt mit Genugtuung,
aß er gerade in einem Augenblick kam, in dem
e sich über die Gleichgültigkeit ihres Mannes be=
agen zu müssen glaubte. Sie fühlte einen Moment
ng die Vorzüge ihrer Person: obgleich zu derb,
n schön zu sein, war sie doch groß und üppig
gewachsen, hatte goldenes Haar und sehr frische
Farben. Als Mädchen hatte sie bei einem festlichen
Aufzuge einmal eine Germania dargestellt, und bei
dieser Gelegenheit hatte sich der Professor in sie
verliebt. Das war nun acht Jahre her, aber er war
schließlich einmal doch in sie verliebt gewesen wie sie
in ihn, und in ihrem einfachen Sinn dachte Elisa=
beth, daß so etwas zwischen Eheleuten eben bestehen
bleiben müsse.

Sie trat in eine Pfaidlerei und kaufte eine Rolle
Zwirn, und wie sie herauskam, merkte sie, daß der



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger"
Fischers Illustrierte Bücher

Fremde ihr gefolgt war und ihr auch jetzt noch
folgte. Das machte sie verlegen und sie fühlte selbst,
wie ihr Gang ungeschickt wurde. Daß einer ihr
„nachstieg", war ihr schon passiert, aber diese Hart=
näckigkeit überraschte sie doch. Sie ging sehr rasch

und kam zu früh vor die Schule, wo sie noch ein paar Minuten warten mußte. Der Herr stellte sich ihr gegenüber auf die andere Seite des Fahrwegs und betrachtete sie unaufhörlich, aber diskret. Nun mußte auch sie ihn ansehen, ob sie wollte oder nicht. Er sah gut aus. Mittelgroß, schlank, mit hellgrauen Augen, die seltsam zu den sehr schwarzen Wimpern und Brauen kontrastierten. Eine etwas grell lila Krawatte stand gut zu dem olivenfarbenen Teint und dem dunkeln Schnurrbart. Er trug sich elegant und hatte sogar ganz neue hellgelbe Handschuh an, wobei sich Elisabeth mißvergnügt erinnerte, daß ihre eigenen Zwirnhandschuhe an den Spitzen mehrfach gestopft waren.

Die Schulglocke läutete, die Kinder kamen paarweise heraus, und die kleine Mizl stürzte der Mutter an den Hals. Nun verschwand auch ihr Verfolger, aber Elisabeth war doch noch so mit ihrem Abenteuer beschäftigt, daß sie zu Hause ihrem Gatten gleich beim Eintreten zurief: „Denke dir, heut ist mir einer nachgestiegen!" Der Professor zuckte zusammen, wie immer, wenn er tief in seiner Arbeit stak und man ihn unvermutet anrief. Elisabeth hatte ihm gleich noch etwas Interessantes mitzuteilen: „Was sagst du nur, das Fleisch wird schon wieder teurer?" Und als er auch darauf nicht reagierte, spielte sie ihren letzten Trumpf aus: „Die Mali hat heut wieder eine Kaffeetasse zerschlagen! die dritte in einer Woche. Na, ich hab ihr auch gekündigt. Was man heutzutag mit den Dienstboten für ein Kreuz hat!" Der Professor regte sich noch immer nicht. Er starrte nur gequält in sein Manuskript, als könnte er nicht erwarten, daß sie fertig werde. „Schrecklich, so ein Mann, der sich für gar nichts interessiert!" dachte Elisabeth geärgert und ging in die Küche.

Sie dachte an sein feines, über die Bücher gesenktes Profil und seufzte. Ihr Mann gefiel ihr immer noch besser als alle anderen Männer, aber es war doch traurig, daß er, der unbesoldete außerordentliche Universitätsprofessor mit seinen geringen Kollegiengeldern, seinen paar schriftstellerischen Arbeiten und einigen Privatvorlesungen so karg verdiente, daß sie leben mußten wie ganz kleine Leute. Wenn sie an ihre Schwester dachte, die einen reichen Materialwarenhändler in Linz geheiratet hatte! Freilich, ihr Professor gefiel ihr tausendmal besser als der dicke Materialwarenhändler. Nur, daß er sie nicht mehr ansah . . . Warum nicht? Sie war doch eine junge fesche Frau und wirtschaftlich und häuslich! Was wäre er, der Zerstreute, Verträumte geworden ohne sie! Daß sie sich für seinen ägyptischen Kram nicht interessierte, hatte er immer gewußt, sie hatte es ihm bei der Verlobung gleich gesagt, und er hatte gelacht. Ach was! Sie trug die Jause hinein und rief mit ihrer vergnügten lauten Stimme: „Der Kaffee ist fertig! Ganz ein frisches Kaffeetscherl!"

Der Professor machte wieder sein gequältes Gesicht: „Schau Kind — du siehst doch, daß ich über einer schweren Arbeit bin! Stör mich doch nicht immer!" sagte er mit einer Sanftmut, der man anhörte, daß sie erkünstelt war. Dieser Ton — wie man zu einem unvernünftigen Kinde spricht, das für seine Taten nicht verantwortlich ist —, ärgerte Elisabeth viel mehr als ein heftiger Ausbruch. „Dann kriegst du ihn halt kalt," sagte sie zornig und ging in die Küche. Dort setzte sie sich an den Tisch und bröckelte eine Semmel in ihre Tasse ein. Kaffeetrinken ist etwas sehr Wichtiges. Wenn einem der Kaffee nicht mehr schmeckt, das ist schon das letzte, pflegte ihre verstorbene Mutter zu sagen.

Das Seil

Eine Ehegeschichte von Richard A. Bermann

Eine große Liebe zu den Bergen klingt daraus, man spürt den Menschenrespekt, den der Dichter vor der Welt der Hochgebirge hat, spürt, wie sie ihm auf seinen Wanderungen immer von neuem Erlebnis wird. Es ist ein Buch von der Kameradschaft; Mann und Mädchen, Studiengenossen, machen sich zusammen auf die Reise, durch die das Mädchen dem Manne ein anderes Bild von sich geben will, als er bisher hatte. Sie will nicht länger für ihn die Millionärin und Kommerzienratstochter sein, er soll den guten Kameraden in ihr finden. Und durch mancherlei Hindernisse, Schwierigkeiten und drollige und halbtragische Situationen hindurch findet er ihn wirklich. Diese beiden Menschen, die Hauptgestalten der Erzählung, sind fein und amüsant gezeichnet und gehen fest-vergnüglichen Schrittes mitten durch di

nmerbunte Welt, von der man mit einem leisen
edauern Abschied nimmt, wenn man das Buch zu
nde gelesen hat, fast so, als wenn man nach schönen
eisetagen selbst wieder in den Alltag zurück muß.

Ferien

Toni stand auf und holte sich den „Zillertaler
oten", der in einem Holzrahmen an der Wand hing.
„Man muß jede Gelegenheit benützen, so etwas
lesen," sagte er. „Wenn ich die schönsten Kunst-
tschriften haben könnte oder aber eine Fleischer-
tung, lese ich die Fleischerzeitung. Wer weiß, wann
wieder etwas über Fleischerfragen erfahren kann!"
„Löblich!" sagte Lilli apathisch. Toni errötete wie
ertappter Schuljunge und begann das dünne
ättchen systematisch zu lesen.
Er war noch lange nicht fertig, als die stattliche
tasi zurückkam und zwei Teller mit Schweinebraten
d Kartoffeln sowie einen großen Holznapf voll
alat auf den Tisch stellte.
Toni begann mit großem Appetit zu essen, nicht
Lilli Trebitsch, die an dem fetten Fleisch keinen
efallen fand und höchstens von dem frischen, mit
ter saurer Sahne angemachten Salat ein größeres
tückchen nahm. Sie sah anscheinend nur auf ihren
ller, bemerkte aber dabei sehr wohl, daß Toni über
n Tisch hinweg ein bißchen mit der Stasi lieb-
gelte, die sich hinter den Schanktisch gesetzt hatte
d klappernd an einem großen braunen Strumpf
ickte. Toni kokettierte übrigens nur aus schlechter
ewohnheit und dachte sich nicht viel dabei. Aber
Stasi war Feuer und Flamme.
„So," sagte Toni. „Fräul'n Stasi, räumen's den
ller weg, sonst tut's mir zu leid, daß nix mehr drauf ist!"
„Ich kann Ihnen ja noch was bringen, wannst
agst!" sagte die Stasi eifrig. Sie animierte ihn
ht als Kellnerin, sondern als gute Freundin, das
rte man ihr schon an.
„Bitte, könnte ich ein Glas Wasser haben?" fragte
li. (Das sollte heißen: Kellnerin! es klang auch
nz genau so.)
Die Stasi aber merkte kaum etwas, sondern ver-
wand diensteifrig. „Ein hübsches Mädchen, nicht?"
gte Lilli.
„Jetzt fehlt Ihnen nur eine Lorgnette," sagte Toni.
Ohne Lorgnette sind Sie doch noch nicht hoheits-
ll genug. Einen Augenblick, ich hole nur Feuer
meine Pfeife!"

Und schon war er in der Küchengegend verschwun-
den. Das mit dem Feuer war eine unhaltbare und
kaum aufrichtig erlogene Ausrede, schon aus dem
Grunde, weil auf allen Tischen mehrere Behälter mit
gelben Phosphorzündhölzern standen.
Lilli stand hastig auf, setzte sich aber sofort wieder
und blickte auf die Hände, die sie auf den Tisch ge-
legt hatte. Sie sah nachdenklich aus und hatte ihre
schwarzen Augenbrauen hochgezogen.
Toni kam übrigens schnell zurück. Im Mund trug
er die ungestopfte und kalte Holzpfeife, in der Hand



Zeichnung von Erich M. Simon zu Mann, „Tonio Kröger"
Fischers Illustrierte Bücher

ein Tablett, auf dem ein großes Bierglas voll
Wasser stand. Die Stasi kam nicht wieder zum
Vorschein.
„Nun, wie sind die Stasis im Zillertal?" fragte
Lilli keck, aber nicht höhnisch, sondern eher kamerad-
schaftlich teilnehmend.
Er sah sie mißtrauisch an, fand aber in ihrem
Gesicht den gesuchten Anlaß zu einer heftigen Ent-
gegnung nicht. Darum sagte er nur: „Wollen wir
nicht ein bißchen hinausgehen und uns an den Fluß
setzen? Wir können ruhig noch eine kleine Stunde
ausruhen!"
Sie ließen die Rucksäcke in der Stube, aber Toni
nahm seinen Lodenkragen und seinen Bergstock mit.
Draußen überschritten sie die Dorfstraße, nahmen
einen kleinen Weg, der durch das hohe Gras der

Wiesen führte und kamen so nach einigen Minuten zu der Weidengruppe am Ufer des Zillers.

„Was meinen Sie, werde ich jetzt tun, edle Dame? Die Schuhe und Strümpfe werd' ich mir ausziehen und ordentlich in diesem schönen grünen Wasser herumpanschen!"

„S' accomodi pure!" sagte Lilli. (Die Romanisten mischen gern italienische, spanische und französische Brocken ins Gespräch, und die Romanistinnen noch viel lieber.)



Zeichnung von Wilhelm Schulz zu Hesse, „In der alten Sonne"
Fischers Illustrierte Bücher

In einem Nu hatte Toni die Nagelschuhe ausgezogen, die dickwollenen Touristenstrümpfe hineingestopft und die Hosen bis zur Mitte der Schenkel aufgekrempelt. Man sah ihm eine gewisse Routine an.

„Ecco!" sagte er und stieg ins Wasser. Das heißt, zuerst liebkoste er das strömende, kühle, grüne Element leicht mit der rechten Hand, dann steckte er die Fußspitze hinein und verzog das Gesicht, dann stand er plötzlich mit beiden Beinen auf dem Grund, daß der trübe Schlamm aufwirbelte. Toni mußte den Bergstock fest aufstützen, denn das Wasser war auch an dieser seichten Stelle reißend genug. Er ging zuerst vorsichtig mit gespreizten Beinen ein Stückchen flußabwärts, und Lilli sah nur seinen zerdrückten Lodenhut aus dem Ufergebüsch hervorragen. Dann stapfte Toni kindisch vergnügt wie ein Knabe, der über ein tiefes Waschbecken geraten ist und nun nach Herzenslust panscht und spritzt, mit großen, geräuschvoll rudernden Schritten gegen den Strom und stellte sich der auf dem erhöhten Uferrand sitzenden Lilli gegenüber. Das Wasser brandete um seine Füße und suchte ihn fortzudrängen, aber er stand breitbeinig da, und seine starken Muskeln leisteten mit ein wahren animalischen Wonne dem Drucke Widerstan

„Wissen Sie, daß das wundervoll ist?" sagte atemlos. „Wollen Sie nicht auch probieren? Es i eine prachtvolle Rauferei mit dem Ziller. Er möcht daß ich ein Vollbad nehme, das ist sehr gastfreundli von dem Herrn. Passen Sie auf, wenn Sie au hereinsteigen, Sie holt er sich. Haben Sie kei Schneid?"

Da sah er auf einmal, daß das Mädchen, währe er entfernt gewesen war, in aller Stille Schuhe u Strümpfe ausgezogen hatte und nun die bloßen Fü im dunklen Schatten einer Weide ins Wasser hina hängen ließ.

„Bravo!" sagte er anerkennend. „Sie hab manchmal Anfälle von akuter Vernunft. Wenn i jetzt nur ein kleines bisserl so aussähe wie ein Kultu mensch, der sich erlauben darf, Klassiker zu zitiere dann würde ich jetzt den Petrarca auffsagen. S wissen, Laura am Bach:

> E le foglie caddeano, caddeano —
> Und die losen Blätter fielen, fielen — —

„Hol Sie der Teufel!" sagte er auf einmal se wenig petrarchisch. Lilli hatte nämlich mit einer lang Weidengerte einen sehr geschickten Hieb ins Waß geführt und ihn von oben bis unten angespritzt.

„Oho!" machte Toni, und wischte sich die Tropf aus dem Gesicht. Dann bückte er sich und schleuder mit beiden Händen eine Menge Wasser gegen d Ufer, traf aber nicht und erhielt, als er sich wied aufrichtete, eine zweite Breitseite mitten ins G sicht.

„Oho!" sagte er noch einmal und begann du das Wasser zu laufen, schwer, stampfend, schwanke wie ein Zentaur, der eine Nymphe verfolgt. Li stand auf und hob die Gerte, um ihn mit neu Spritzsalven zu empfangen. Aber als er bis auf d Schritte herangekommen war und sie sein Gesi sehen konnte, schwang sie sich plötzlich aufs Uf packte ihre beiden Schuhe und ging, ohne zu laufe aber so schnell sie mit ihren bloßen Füßen auf de Kies vorwärts schreiten konnte, landeinwärts. E auf der Wiese setzte sie sich nieder und zog sich has die Strümpfe an. Die beiden hatten kein W mehr gewechselt, und Toni hatte das Ufer nicht v lassen.

Geschichten aus zwei Welten

von Arthur Holitscher

Der Titel bezeichnet nicht nur den Schauplatz dieser
[Ges]chichten: Amerika und Europa. In den rapiden
[Szen]en der bewegten Handlung entwickeln sich elemen-
[tare] Katastrophen zwischen der Unterwelt der Ver-
[lor]enen und den heute siegreichen Klassen der Ge-
[sells]chaft; zurückbleibende Rassen stürzen sich auf die
[vor]wärtsschreitenden; Tierinstinkte nehmen Rache an
[der] Zivilisation. Daneben verkörpern sich in phan-
[tasti]schen Mittelspersonen die Konflikte unseres sicht-
[bare]n Daseins mit den noch ungenügend erforschten
[Gre]nzgebieten der Geisterwelt, deren Einflüsse in so
[viel]en unserer täglichen Emotionen und Handlungen
[nach]zuweisen sind. Alle diese Gestalten aber, fremd-
[arti]ge nach Himmelsstrich und Seelenzone, tragen den
[Ste]mpel der Lebenswahrheit überzeugend zur Schau.

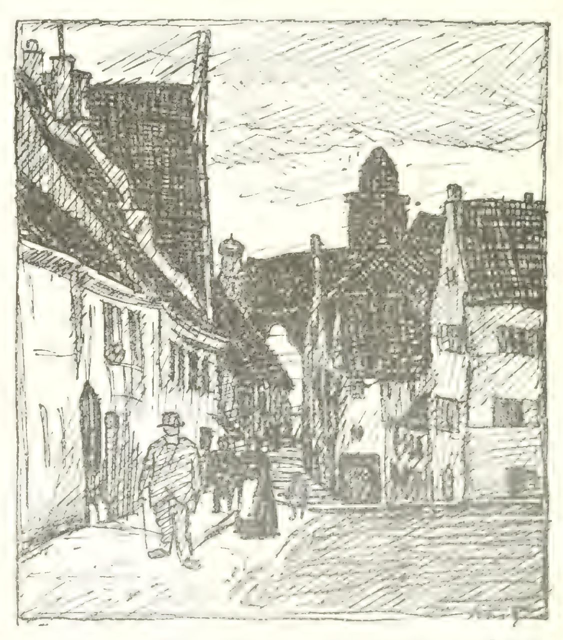
[Ei]ne Begegnung mit Herrn Howard Curle. Novelle

[W]ir sind früh in den Palazzo Pitti gekommen, in
[den] Sälen ist kaum noch ein Mensch. Gleich schiebe
[ich] mir einen Sessel vor Giorgiones Konzert, mein
[W]egefährte schlendert durch die Säle. —

[I]ch bin noch gar nicht recht ins Schauen hinein-
[gera]ten, da kommt er schon, ganz rasch, auf Fuß-
[spitz]en, durch alle Türen zu mir zurück. Er ist weiß
[wie] Linnen, über dem linken Auge hat er einen
[rote]n Fleck auf der Stirn — so bleibt er vor mir
[steh]en, etwas hat ihm die Rede verschlagen! Es
[wird] Jahr um Jahr unerquicklicher, mit ihm zu
[reis]en. Jetzt geht er zu seinem Kölnischen Wasser
[…]n und es vergeht ein Tag, es vergehen zwei, eh
[ich i]hn wieder zu Gesicht bekomme.

[„]Drüben vor dem Kardinal von van Dyck steht
[ein] Mensch . . . geh und sieh: Ob du es glaubst
[ode]r nicht: es ist Oscar Wilde!"

[I]ch sehe ihn an. Der rote Fleck hat sich aus-
[geb]reitet, hat die Schläfe gewonnen. „Oscar Wilde,"
[bem]erke ich ruhevoll, „geboren 1850 zu Dublin,
[lieg]t seit dem Herbst 1900 in Bagneux begraben,
[eine]m kleinen Vorort von Paris . . . übrigens, da
[du] hier bist gerade, willst du, bitte, den Jüngling
[mit] dem Federhut hier im Bilde in Augenschein
[neh]men? Dieses leere Gespenst! Erinnere dich an
die Jünglinge von Giorgione, den Berliner, den
Braunschweiger, den aus Hampton Court: auf Treu
und Glauben, dieser hier nie und nimmer!" — „Ich
bin, wie du weißt, Wilde wiederholt begegnet, vor
seinem Prozeß in Oxford, nachher in Sizilien, in
Assisi . . ." — „Verzeih: aber das Konzert — eine
alte Freundschaft, die in die Brüche geht, ist
wohl eine wert, die man erneuern möchte? Wenn
ihr euch begegnet seid, wird der Mann dort drin
dich wohl wieder erkennen. Hat er dich wieder
erkannt? — „Selbstverständlich: nein. Ich stand
neben ihm und er sah mich. Nichts dergleichen."
Sein Gesicht zieht sich vor Leiden zusammen: „Ver-



Zeichnung von Wilhelm Schulz zu Hesse, „In der alten Sonne"
Fischers Illustrierte Bücher

sprich mir, daß du das nicht auf sich beruhen läßt! Denn
ich habe ja leider genug für heute! Frage am Abend im
Hotel nach mir!" — Schon ist er davon. —

Allmählich gleitet alles aus dem Bereich der Auf-
merksamkeit hinweg, der Jüngling, der Ordensbruder,
die inbrünstige Mittelfigur, ich rückte den Sessel an
die Wand zurück und gehe durch die Säle. Vor
van Dycks Kardinal steht ein Mann.

— Ein einziges Mal habe ich Oskar Wilde gesehen, einige Wochen vor seinem Tode, im Pavillon Rodin auf der Pariser Weltausstellung. Er war mit einem jungen Franzosen da und sah ruiniert aus. Ich fühlte Trauer in mir wie einen körperlichen Schmerz, als ich ihn so vor mir stehen sah und erkannte. Aber da blickte er zu den Statuen auf und mir wurde im Nu frei und warm zu Sinne. Ich habe den wundervoll beschwingten Blick, mit dem der zerstörte Mensch die Geschöpfe der Kunst grüßte, lebendig in mir erhalten wie eine Lehre. Ich sah



Zeichnung von Wilhelm Schulz zu Hesse, „In der alten Sonne“
Fischers Illustrierte Bücher

dem Mann vor dem van Dyck ins Gesicht. Er hatte sogar den Blick. — Am Nachmittag lief der Portier des kleinen Palazzo Sibillini am Arno mit ehrerbietigem Rücken durch den Flur vor mir her, die Treppe hinauf und schellte an der alten Eichenpforte, auf der das Wahrzeichen der ausgestorbenen Familie der Sibillini als Türklopfer zu sehen war: eine geharnischte Frau mit offenem Buch in den erhobenen Händen. Außerdem war ein kleines silbernes Sicherheitsschloß in die Eichentür eingelassen und ein Metallschild mit den Worten: „Mr. Howard Curle“.

Mr. Curle saß in einem prächtigen grünen Damastzimmer zwischen alten Boulemöbeln, hinter deren Scheiben man Porzellan, Bronzemünzen und Pergamentbände erblickte. Er ließ mich in einem Lehnstuhl gegen das Licht niedersitzen, die Junisonne vom Arno her floß glorreich und blendend über sein Gesicht, seine Hände, über die ganze weichliche und ein wenig gedunsene Gestalt mir gegenüber. Ich begann gleich mit der Erklärung: ich komme aus Deutschland, in den Zeitungen steht alle drei, vier Monate einmal die Nachricht, Oskar Wilde sei hier und dort gesehen worden; ich selber habe Wilde ein einziges Mal gesehen, in Paris, auch habe ich über Wildes Sterben und Begräbnis glaubwürdige Mitteilungen empfangen
durch einen Freund, der zugegen gewesen ist, ei
der wenigen, die die tristen Tage vor dem Tode,
beschämend dürftigen Veranstaltungen nach dem T
Wildes mit erlebt haben.

Herr Howard Curle: „Ihr Freund ist der M
van 'sGravenhage.“

Ich: . . . „ja, jawohl Sir, Sie scheinen unt
richtet zu sein?“

„Ich bin über alles unterrichtet, was sich von Wil
Tode bis zu seiner Beerdigung zugetragen hat.“

„Das genügt mir, ich danke Ihnen, Mr. Cu
Denn das heißt soviel, daß Sie nicht Oscar Wilde sin

„Vorausgesetzt . . . Nun, ich war ja nicht
gegen und habe auch nur meine ebenfalls recht gla
würdigen Informationen, die allerdings wo and
herkommen als die Ihren!“

„Wie meinen Sie denn das: vorausgesetzt, M
Curle?“

„Ich meine damit: ebensowenig der Vater ei
Menschen mit Sicherheit zu bestimmen ist, eben
wenig kann man es mit Sicherheit behaupten,
ein Mensch gestorben ist und begraben wurde.“

„Van 'sGravenhage war dabei, als man
Sarg zugeschlossen und vernietet hat.“

„Sie sprechen ein passables Englisch, Sir,
sprechen das Londoner Englisch, ich nehme an,
haben sich eine Zeitlang in London aufgehalten. Ha
Sie sich da nicht in einer müßigen Stunde die
genannten ‚ägyptischen Mysterien‘ von Maskel
und Devant angesehen? Zu meiner Zeit war d
Zauberbühne in der Nähe von Piccadilly. Da kon
man und kann man ohne Zweifel heut noch ei
lebenden Menschen in Adamsgröße vor den Au
des Publikums verschwinden, einfach in Nichts
auflösen und verschwinden sehen! Diese Illusion w
durch eine Kombination von geschickt aufgestellten Sp
geln erreicht. Wollen Sie sich nun einen Sarg auf ei
Bahre vorstellen, das heißt: einen ziegelförmigen H
kasten, der auf einem mit schwarzen Tüchern verhä
ten, im übrigen vollständig hohlen Brettergerüst ruh

„Ja, ja, ich sehe das. Wir haben im Deutsc
einen trefflichen Ausdruck für dergleichen: wir nen
es Spiegelfechterei. Das gute englische Wort Hu
bug sagt aber vielleicht dasselbe.“

„Ich kenne die Sitten Deutschlands wenig, Sir,
uns in England wählt man für den Fall, man hätte
mand Unhöflichkeiten zu sagen, einen neutralen Ort,
Büro eines Rechtsanwalts, seltener den Klub, niem
die Behausung dessen, den zu beleidigen man vorha

Ferne liegt es mir, Sie für einen Scharlatan
ren zu wollen, Mr. Curle, ich bitte Sie, dies
lauben. Nach den ersten Minuten unserer Unter-
ung erblicke ich in Ihnen vielmehr einen Mann,
seine Bestimmung unter den Menschen nicht zu
n vermocht hat und sich, begünstigt durch einen
rordentlichen Zufall, mit plötzlichem Entschluß
wenn auch beschwerliche, so doch unbedingt
ende Pose angeeignet hat, die es ihm ermög-
nun endlich Einer zu sein, Einen vorzustellen.
n dieser Eine auch ganz und gar und deutlich
ausgesprochen ein Anderer ist als er selbst!"

err Curle sah mich eine Zeitlang nachdenklich
nd darauf: „In dieser Lage befindet sich viel-
jeder Gestorbene? Ein rechtschaffener Toter
a gewiß ein schauderhafter Poseur, aber nicht
ist's, was ich meine."

ch nickte: „Ich verstehe Sie vollkommen, Mr.
e. Jawohl, an eine Art von Totsein habe ich
i selber gedacht."

Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, mir
Art ein wenig zu verdeutlichen, Sir?"

Gewiß, ich will's versuchen. Ich meine: wie-
von denen, die in Wahrheit leben, erleben den
enblick ihres physischen Todes? Wieviele solcher
erlieblinge gibt's unter denen, die wirklich ge-
haben? Der Tod, den ich meine, tritt den leben-
das heißt den tätigen Menschen in dem Augen-
an, in dem er zu sich spricht: ich muß meine
ik ändern. Es ist der Augenblick, in dem der
er reaktionär wird und sich bemüht, den Nach-
enden die Möglichkeiten, die ihm selber zum
verholfen haben, abzuschneiden. Es ist der
enblick, in dem der Untergekriegte sich mit seinem
cksal versöhnt und die Spuren seines Kampfes
ichtet, sozusagen die Namen der Götter, die auf
m Wege standen, an die er geglaubt, an denen
erzweifelt hat, aus seinem Herzen stößt, zerbläst,
wie schlechte Gase . . Es ist aber auch der
enblick, in dem Einer die totale Selbstvernichtung
hen wird, weil in ihm der Glaube lebt: Drüben
verde er sein menschenwürdiges Los finden. Tod
auf alle Fälle. . . so ungefähr dachte ich mir's.
scheint es schwer zu sein, mit Anstand und ohne
ebens stille zu liegen. Wie oft, wenn mir die
en gellen, sage ich vor mich hin: schreit doch
so was schreit ihr denn, wir wissen ja, daß
nur die Stimme überschreien wollt, die in euch
ht: tot, tot, tot!"

„Nachdem Sie mir auf diese Weise die Art meiner Selbstvernichtung verdeutlicht haben, möchten Sie mir nun nicht sagen, wann in Wildes Leben jener Augenblick eingetreten ist?"

„Der Spötter und Weltmann Wilde wird wahrscheinlich, als er im Gefängnis seine hohe und reine Zuchthausballade entstehen fühlte, in die Nähe des Augenblicks geraten sein. Vielleicht hat er ihn früher schon gestreift, zur Zeit, da er jene Abhandlung über



Zeichnung [illegible] Wilhelm Schulz zu Hesse, „In der alten Sonne"
[illegible] Illustrierte Bu[illegible]

den Sozialismus und die Menschenseele niedergeschrieben hat. Er hat den Augenblick, in dem sein Leben sich hätte verklären können, wohl in einer Distanz empfunden, gestreift vielleicht, er wurde nicht berührt von ihm und er ist als ein Lebender gestorben, vermute ich. Denn ich kann mir den Augenblick jenes Todes, von dem wir sprechen,

nicht anders vorstellen als einen Blitz, der ein Leben jählings in ein Vorher und ein Nachher auseinanderspaltet. Auf dem Feld stehen Bäume, schwarz, aufrecht, ohne Laub . . . nein, das ist's nicht, was ich sagen will. Ich drücke mich schlecht aus, verzeihen Sie . . ."

„Nehmen Sie an, Sir, die Legende wäre Wahrheit und Wildes Körper erfüllte noch heute die vorgeschriebenen Bedingungen der Existenz im Fleische. In diesem Falle würde sich die Umkehr ganz gegen Ihre Annahme in Wilde vollzogen haben und der Augenblick seines angeblichen Todes und Beerdigtwerdens gäbe für Sie und mich das Signal ab dafür, daß der Verschwundene seine Umkehr in die Tat umgesetzt hat. Ist es nicht so? Sie haben indes sicherlich gehört, daß Wilde kurz vor seinem Tode katholisch geworden ist. Die Prozedur war wohl nichts weiter als das Bemühen eines schlauen Komödianten, seinen gut vorbereiteten Abgang von der Bühne möglichst wirkungsvoll einzuleiten?"

„Nein, ich glaube in Wildes Katholizismus den Beweis dafür zu haben, daß er weiterzuleben gedachte. Ich kenne einige Künstler in England und weiß, wie sie unter ihrem Protestantismus seufzen. Vielleicht wollte Wilde nur sein Erdenleben in einer erhobenen, frei gesteigerten Form weiter führen, sich als Phantasiemensch nicht mehr mit den Wahrheiten des kleinen Einmaleins herumschlagen und wurde katholisch aus dem Grunde, aus dem ein aufgeklärter katholischer Priester, den ich in Rom kannte, es ein für allemal ablehnte, über das Dogma der unbefleckten Empfängnis, der Unfehlbarkeit und so weiter zu debattieren — aus Bequemlichkeit, sagte er, in Wahrheit, weil die Flügel an seinen Schultern schon anfingen, etwas lahm zu werden."

„Vielleicht ist Wilde katholisch geworden, ganz einfach um seinen Selbstmord, den die Kirche ja verbietet, zu verheimlichen."

„O, Selbstmord, Mr. Curle?!"

„Nun, ebensowenig es sich mit Sicherheit feststellen läßt, ob einer richtig begraben wurde oder nicht, ebensowenig genau kann man nachweisen, ob einer des geruhsamen oder des schlimmen Todes gestorben ist, wenn's der Verstorbene nur einigermaßen ungeschickt angefaßt hat. Wilde hatte alle Ursache, seinen Selbstmord zu vertuschen. Er hat den Selbstmord als die schmachvollste Art der Kapitulation des Einzelnen vor der Gesellschaft verworfen!"

Ich sah Herrn Curle an. Vielleicht wurde ich jetzt erst seiner ganz verblüffenden Ähnlichkeit m
Wilde gewahr.

„Wie, glauben Sie, Mr. Curle, hätte Wilde de
weiter gelebt, wäre er hinter dem Rücken der Mensch
von den Toten auferstanden?"

Herr Curle sah mich mit lustigem Zwinkern a
führte eine italienische Handbewegung aus und sprac
„Schwer zu sagen, Sir! Es gibt nur einen Prä
denzfall und den haben die Theologen verpfusch
Auf jeden Fall ist das Ableben ein Erlebnis schwe
wiegender Art, es muß dem, der's aushält, gestat
sein, sich auf die ihm eigenste Weise aus der Affä
zu ziehen. Ich denke, ein höflicher und geistvol
Mann wird nach seinem Tode nicht ruhen, ehe
eine Dankesschuld von sich gewälzt hat, die er
Lebzeiten nicht abtragen konnte. Ich meine: Wil
wird vor allem beim Lord Queensbery vorgesproch
haben, der seinen Prozeß, die späteren Ereignisse u
somit auch Wildes Erlösung von der Mitwelt in
Wege geleitet hat. Es ist aber gar nicht unmögli
daß er den zu Reading hingerichteten Reiter in
Kgl. Leibgarde, C. T. W., dem die Zuchthausballa
gewidmet ist, aufgesucht hat . . ."

„Man hat Wilde kurz nach seinem Tode in Amer
gesehen!"

Man hat ihn, soviel ich weiß, in Avignon,
Turin, in Rom, in Tanger gesehen, all dies
weist natürlich nicht das geringste."

„Nein, in der Tat, nicht das geringste. De
ich habe ihn ja heute im Palazzo Pitti gesehen u
sogar besucht."

„Teilen Sie das einer Ihrer deutschen Zeitung
mit und man wird Sie für einen nicht ernst
nehmenden Menschen erklären, wahrscheinlich
einen Narren, den man binden sollte."

„Ich kann's auch einer französischen Zeitung m
teilen!"

Man wird den Verstorbenen für einen sa
farceur erklären und sich weiter nicht aufregen!"

„Teilte ich's einer englischen Zeitung mit —"

„Es würden nur ein paar Tische in Bloomsb
und Pimlico, deren Beruf das Sichdrehen ist,
Bewegung geraten, sonst niemand."

„Übrigens unterschätzen Sie die mögliche W
kung auf die Gemüter in Deutschland. Wilde
nämlich nach seinem Tode in Deutschland popu
geworden."

Herr Curle, mit allen Zeichen tiefsten Abschei
„Er hatte also nicht nur recht, sich beizeiten dav

nachen, er hat auch guten Grund, nicht körperlich
zuerstehen. Die Popularität — ha! — ich will
ht sagen die Popularität in Deutschland, ich will
allgemeinen sagen: die Popularität! Sir, ich will
nen etwas Heiliges aus einem Narrenleben ver=
en: die Tragik in Wildes Leben ist nicht in den
viß furchtbaren Begebenheiten während seines Pro=
es und in den nachfolgenden zu suchen. Das
agische in Wildes Leben hat sich während seiner
anzzeit begeben. Er hat zu viele weltliche Vor=
e, zu viel Eitelkeitsnutzen aus seinen Fähigkeiten
ogen. Als er dies einsah, kam das Grauenhafte
r ihn: er fing die Welt, in der er lebte, er fing
und vor allem seine Werke um ihrer Wirkung
len zu verachten an. Er beschloß, diese Welt,
ihm sein eitles Bild entgegenwarf, wie einen
piegel mit einem Schlag des Spazierstockes zu zer=
mmern. Er beschloß, ins Fegefeuer hinabzusteigen,
später geläutert die Werke aus den Träumen
ner Jugend schaffen zu können — aber o weh!
stieg verbrannt aus dem Feuer und nicht geläu=
t, starrte in den Spiegel und entsetzte sich, als er
Bild darin nicht mehr erblickte. Die Sucht zu
nzen, Mittelpunkt und ein Erreger des Neides
sein, saß zu tief drin im Blut seiner Pulse; um
Selbstbewußtsein bis zu dem Grade zu erhitzen,
dem seine Dichterkraft zu quellen, zu brausen an=
g, benötigte er Beifall und Staunen um sich her=
. So wurde Wilde ein Schönsprecher, Witzbold
Anekdotenborn der Kneipen und Kaffeehäuser,
Leuten, die sich mit dem Gesicht gegen die Wand
en, um nicht von sich sagen zu hören: ei, sieh da,
habe den ja neulich mit Wilde gesehen! Und die
erke, die hellen Werke alle blieben ungeschrieben.
sagte sich eines Tages dieser gewitzigte Geist:
billig hält Gott eben die Buße nicht feil — das
es. Für jene, die ihre Person zu weit in den
rdergrund gedrängt haben, bis an den Platz, wo
r das Werk, aber nicht sein Schöpfer stehen darf,
sie gibt's nur eine Sühne, nur ein Zurücktreten:
Tod, das radikale Verschwinden."

„Und dennoch — Howard Curle?" . . .

„Was würden Sie zu einem sagen, der sich die
üsante und lohnende, immerhin etwas unbehagliche
fgabe gestellt hätte: den Menschen eine Lehre zu
eilen, indem er sie mystifiziert, weil er weiß, daß
s Geheimnisvolle eine ungleich stärkere Sug=
tion ausübt als die bestgefügten Worte es je
nten?"

„Sie wollen doch nicht sagen, Sir, daß Sie von Gründen der Menschenliebe, von erzieherischen Grün=den sich bestimmen ließen, als ein posthumer Oscar Wilde herumzugehen?"

„Wir vergeuden den wunderhellen Junitag, mein Herr, wir vergeuden ihn. Lassen Sie mich kurz sein: die Methode des Lebens, die ich Ihnen da expliziert habe, ist eine Methode, die sich ein ganz phantasie=armer Kopf zurechtgelegt hat und gewiß nicht des Mannes würdig, der von sich sagt:

„ . . . he who lives more lifes than one,
more deaths than one must die."

Dies müssen Sie als untrüglichen Beweis dafür gelten lassen, daß ich der Mann bin, dessen Namen Sie auf dem Schild vor meiner Tür gelesen haben und niemand anders. Nur werden Sie jetzt vielleicht etwas besser von mir denken als vor einer Viertel=stunde, und das also wäre gewonnen. Denn ich habe Ihnen klar gemacht, wie hier einer seine Pose nicht eigentlich um seines eigenen Nimbus willen auf sich genommen hat, sondern um diesen Nimbus einem andern zu verleihen, der nicht mehr fähig ist, ihn sich selber zu erwerben. Dies ist übrigens der ein=zige, mir bekannt gewordene Fall, in dem aus einem Dandy ein Heiliger geworden ist. Eine Figur, die der arme Oscar hätte verewigen sollen!"

„Sie werden mir aber zugeben, daß Sie ge=fallen sind, ins Unheilige, sehr Menschliche, Unter=dandyhafte, soeben! Da Sie mir gestanden, nicht Wilde zu sein. Wenn es die höchste, unverbrüchliche, einzige Pflicht des Dandys ist, in seiner Rolle zu bleiben, so steigert sich diese Pflicht mit ihm ins Heilige empor. Ich brauche jetzt bloß hinzugehen und einem Freunde, der im Hotel auf mich wartet, mitzuteilen, daß ich dem Wilde aus Avignon, Tunis und Turin persönlich begegnet bin, und daß es niemand anders ist als ein Herr Howard Curle, begabt mit einer erstaunlichen Ähnlichkeit mit Wilde und der es im übrigen selber willig zu=gibt, Herr Howard Curle zu sein — — die Legende ist weggeblasen, und Sie sind der letzte und infamste, entlarvte Snob und ein Spott der Welt!"

„Sie haben unrecht. Sagen Sie es getrost, be=weisen Sie es unwiderleglich, daß ich Howard Curle bin und nicht der andere — die Menschen werden erst recht an die Legende glauben!" Er hatte sich erhoben und geleitete mich zur Tür.

Ich: „Es ist furchtbar, was Sie da von den Menschen sagen;"

Herr Curle: „Man muß gestorben sein, um das von den Menschen zu wissen."

Ich: „Und wer das von den Menschen weiß kann nichts Klügeres tun, als sterben."

Herr Curle: „In der Tat, Sir, jawohl, jawohl Guten Tag."

Der Bogen des Odysseus

von Gerhart Hauptmann

Hauptmanns neues Drama gehört schon den Bühnen; gegeben sei an dieser Stelle die schöne Anrufung des Odysseus an seine Heimatserde.

Aus dem ersten Akt

Odysseus

(enthüllt sein Haupt wiederum. Rätselhaft scheint die ausgebreitete Insellandschaft seinen Blick anzuziehen.)

Trug der Dämonen! — Wälder, ihr umgrünt
Des Felsens Flanke wie ein Vlies! zur Bucht
Ergießt ein Strom sich! Weiden stehen dort
Und Pappeln! Fischer liegen auf dem Fang
Und draußen kreuzen Segel! — Schließ ich nun
Mein Auge oder tu ich's auf: es ist
Das gleiche Bild! dem innren Sinn und
Dem äußeren die gleiche Wohltat! Und
Beschränkt, befriedet gleichsam, ruht der Blick,
Obgleich ihn sichtbar keine Schranke einschließt,
Wie ein Verfolgter, auf dem Bette der
Herberge eines Gottes, selig aus! —
Und doch ist's Trug.

Leukone

So wäre dir dies Land
Nicht fremd?

Odysseus

Gemach, und laß mich sinnen! Sage:
Liegt hinter jenen sanften Hügeln dort,
Die, vom Gewölk des Ölbaums grau umschattet,
Den Strom verbergend, nach der Küste streben ...?
Liegt hinter ihnen ...? zwar verborgen ...? nein? —
Du lügst! ich weiß es! und dort ist die Stadt
Und liegt der königliche Sitz des Mannes,
Den du mit Namen nanntest!

Leukone

Ja, so ist's!

Odysseus

Pallas Athene, Göttin, sprachst du das?
Teilst du die Nebel mir mit einem Strahle,
Der mich nicht tötet! —? Heimat, bist du das? —
Stehst du noch da? — noch immer hier? — hast d[u]
Gewartet, treu, als wäre nichts geschehen?
Bist du von irdischem Stoffe:

(Er hebt eine Handvoll Erde auf.)

Ja, hier ist —
Gold! nicht Erde ... ist Ambrosia!
Nicht Erde —: nein, nur Erde ist's!
Nicht schlechtes Gold und nicht Ambrosia!
Nur Erde! Erde! —
Sieh, hier dieser Staub
Ist köstlicher als Purpur, köstlicher
Als alle Frachten der Phönizier!
Ist wundervoller als Kalypsos Bett!
Süßer als Kirkes Leib, der Zauberin,
Und schmeichlerischer anzufühlen! Biete
Mir Helena — ich bin ein Bettler, habe nichts
Außer diesen Lumpen! — biete mir
Die heilige Troja, wie sie ging und stand:
Ein Korn von diesem Staube wiegt sie auf!

Vom Bosporus bis zu van Zantens Insel

von Laurids Bruun

Der dänische Dichter Laurids Bruun ist bei uns am vorteilhaftesten bekannt durch seine Erzählungen vom paradiesischen Südseeinselleben, als eine Art [illegible]voller Gauguin. Jetzt legt er das Buch einer Reise vor, die ihn über Konstantinopel, Palästina, Indien und Japan auch wieder auf van Zantens glücklicher Insel landen ließ. Dieses Ziel erklärt am besten die innere Tendenz eines Reisenden wie Bruun

uch Bruun gehört zu den Männern, denen es in
rem kleinen Lande zu eng wird, die aber vom Kos=
opolitismus unbefriedigt sind und eine Sehnsucht
ach reinen, klaren Lebensformen nicht zum Schweigen
 sich bringen. Nur daß die Sehnsucht sich bei dem
reitschulterigen, starken Manne nicht als Sentimen=
lität niederschlägt. Sie wird in ihm zur Kritik,
um scharfen Blick für alles, was er unterwegs an=
ifft. Und so, wach und unberauscht, hat Bruun
esehen und erzählt. Das Kritische seines Auges
ßt ihn das Menschentreiben, sowohl das ethno=
raphische, als das der darüber gaukelnden inter=
ationalen Gesellschaft zu scharfen, oft starken, bitteren
ildern formen. Bruuns Reisebuch hat dadurch seine
gene Note, und man wird die kühle, klare, immer
nterhaltende Schilderung, die sich niemals selbst=
efällig verliert, mit Vergnügen lesen.

Das Herz von Indien

Wir erreichten Kutub Minar, einen Riesenturm,
6 Meter hoch, rund, kanneliert, durch fünf Etagen
ie ein langgestreckter Kegel ansteigend, mit Galerie
n jedes Stockwerk. Das ist das Minarett einer
ralten Moschee, die als Ruine am Fuß desselben liegt.

Der Führer erzählte uns die Geschichte des Turmes.
Kutub, Delhis Beherrscher, hatte eine Tochter, die
 über alles in der Welt liebte. Sie war ver=
ätschelt und wollte ihr Morgenbrot nicht essen, be=
or sie den heiligen Fluß Jumna nicht gesehen hatte.
er Fluß aber war zwölf englische Meilen von ihrem
eim entfernt. In Indien haben Fürstenkinder
ine Unarten, folglich gibt es auch keine Mittel da=
egen. Man richtete sich nach ihren Wünschen, und
den Morgen führten acht auserwählte Diener ihre
errscherin auf Pferderücken zum Ufer des Flusses.
atürlich wurde die junge Dame hungrig, wie sehr
e sich auch beeilten, und den Rest des Tages war
e gegen ihren unglücklichen Vater verdrießlich und
ürrisch. Die acht Diener bekamen täglich Prügel,
ber da die zwölf englischen Meilen dadurch nicht
ürzer wurden, versprach der Herrscher von Hindustan
emjenigen eine große Belohnung, der einen Aus=
eg finden konnte. Da meldete sich ein Weiser, ein
rahmine. Er schlug vor, daß man einen Turm
auen solle, so hoch, daß man von seiner Spitze den
luß sehen könne. Der Brahmine wurde auf Lebens=
it versorgt. Der Turm wurde gebaut. Die junge
ame wurde jeden Morgen die 375 Stufen hinauf=
getragen. Das gab ihr Appetit, ohne sie zu überan=
strengen. Sie erblickte den Fluß, aß ihr Morgenbrot,
ohne es hinunterzuschlingen, und es war wieder
Friede im Reich.

Nach einer halbstündigen Fahrt erreichten wir die
Ruinen von Indrapat, der ältesten indischen Festung,
ein Bauwerk aus den frühesten arischen Einwan=
derungszeiten. Sie wird bereits in dem altindischen
Werk Mahabharata genannt und ist der letzte Rest
des ältesten Delhi. Das Fort selbst ist freilich
jüngeren Datums.

Der Wagen hält auf der Landstraße. Rechts,
einige hundert Schritt entfernt, liegt die Burg hinter
einem längst zugewachsenen Graben, schwer und hoch,
ihr verwitterter Mauergürtel buchtet sich zwischen
runden Turmresten und gedeckten Laufgängen, durch
deren meterhohe Schießscharten der Himmel lugt.
Die tote Wehr um den geraubten Besitz unserer
ältesten Vorfahren. Die Mauer ist über vier Meter
dick, eine Zyklopenmauer von aufeinandergeschich=
teten, unregelmäßigen Steinblöcken. Dahinter führt
ein Weg zwischen Mauergeröll, dessen Unebenheit
längst von Sand gedeckt ist und aus dem Kaktus und
Aloe ihre trockenen Lederblätter stecken.

Ein dunkler Kinderkopf guckt hinter einem Stein=
haufen hervor. Ein struppiger Hund bellt uns an,
als Beschützer einer menschlichen Wohnung. Wo
ein Stück des Laufgrabens freiliegt, ist eine Bretter=
wand zwischen den Mauerresten aufgeschlagen. Im
Halbdunkel hocken zwei Frauen und mahlen Mehl
zwischen flachen Steinen.

Die Frauen betrachten uns scheu ohne Gruß und
ziehen die schmutzigen Hemden fester um den Körper.
Der Hund folgt uns aus der Entfernung. Ein
Zebuochse, dessen eines Horn abgebrochen ist, kommt
zwischen den Sandhaufen angetrottet, bleibt einen
Augenblick stehen, betrachtet uns stumpf und schlendert
weiter. Ein spindeldürrer Paria flickt ein Eisen=
gerät über einem Steinamboß, während zwei nackte
Jungen mit großen Köpfen ihm dabei helfen.

Es sind die ärmsten von Delhis Armen, die hier
hausen. Sie bezahlen weder Miete noch Steuer,
erklärt unser Führer und hebt verächtlich die Füße
hoch, damit nichts von dem, was ihr ist, an ihm
kleben bleibt.

Dann deutet er auf eine achteckige Sandsteinruine
zwischen den haushohen Sandhaufen. Dort starb
der Großmogul Humayan. Er hatte den Turm be=
stiegen, um den Abendstern zu beobachten, wenn er

am Horizont aufstieg. Er trat zurück, um besser zu sehen, stürzte die Treppe hinunter und starb an den Folgen des Falles.

Auf dem Heimwege begegnete uns ein einsamer Wandersmann, der unserem Wagen auswich und von dem Staub der Räder überpudert wurde.

Seine gelbe Toga war über die linke Schulter geworfen. Er hielt einen flachen Sonnenschirm über seinen glattrasierten Kopf, in seinem Gürtel trug er ein Messinggefäß, Löffel und viele andere Dinge, die ich nicht unterscheiden konnte. Seine Haltung war hoheitsvoll, seine weitgeöffneten, bleichen Augen, die uns im Vorbeigehen streiften, ohne unseren Gruß zu erwidern, blickten fest.

Es war ein Yogi, ein heiliger Wandersmann, der seine väterliche Erde von den Ufern des In[illegible] und Ganges bis zum Hochland von Dekan und wi[illegible] zurück durchwandert. Der Himmel ist sein Dach, [illegible] bloße Erde sein Bett. Er wandert, um die Befrei[illegible] seiner Seele zu erlangen. Das Ziel ist Nirwa[illegible]

Der Führer beugt seinen Kopf vor ihm; er k[illegible] an dem unbeschreiblichen Frieden in den Augen [illegible] Inders erkennen, daß das Ziel nicht mehr weit [illegible] Die Flamme seiner Seele zuckt über dem letzten [illegible] des Öls. Bald wird das Licht verlöschen.

Dieser Wandersmann ist alles, was von der Gr[illegible] übriggeblieben ist. Das Volk beugt sich vor [illegible] und liebt ihn. Er ist so reich, wie ein Mensch [illegible] den kann, eine Seele, die gesiegt hat. Seine Kr[illegible] ist unüberwindlich.

Im Ruderboot durch Deutschland

von Marie von Bunsen

Marie von Bunsen hat etwas Vorbildliches getan und gibt in einem anregenden und reizvollen Buche Kunde davon. Sie nahm sich ein Ruderboot und fuhr ganz allein auf deutschen Flüssen in die deutsche Welt hinein. Sie ruderte, setzte, wenn sie vollen oder halben Wind hatte, ein kleines Segel auf, badete in Wasser und Luft, nahm den Hafen, wo es ihr paßte, und hielt Augen und Seele offen. Und diese köstlichen Fahrten auf der Havel, auf Werra und Weser und auf der Oder hat sie in einem Buche beschrieben, das sich Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zur Seite stellt. Sie schildert nicht nur die Landschaft, sondern die Kultur. Sie sch[illegible] heute in einem märkischen Dorfwirtshaus, mor[illegible] in einem herzoglichen Schloß. Ihr Auge hat [illegible] selbe helle Lebenskraft, wenn es auf Felder [illegible] Wiesen oder wenn es auf Architektur und Interie[illegible] fällt. Wie Fontane liebt sie das Anekdotische und [illegible] Historische. Sie ist in der vaterländischen und in [illegible] Kunstgeschichte beschlagen, und jeder bemerkenswe[illegible] Platz wird ihr von verschollenen, vor ihrer Ph[illegible] tasie aufs neue erstandenen Gestalten lebendig.



1. Im Ruderboot durch Deutschland“

Breslau und Kardinal Ko[illegible]

Breslau war schon früh eine rei[illegible] Stadt, ihre Kaufleute vermittelten [illegible] Handel zwischen Polen und Deuts[illegible] land und Böhmen, kauften Landgüt[illegible] liehen den Herzögen Geld. Wäre Bre[illegible] lau eine steinerne oder backsteiner[illegible] Stadt gewesen, noch heute könnte m[illegible] sich an herrlicher Bürgerarchitektur [illegible] freuen. Aber auch so wäre es sch[illegible] lohnend, tagelang den Erinnerung[illegible] der Straßen nachzugehen. Hier [illegible] diesem klassizistischen Eckhaus zeigte s[illegible] Friedrich am Einzugstag dem Vo[illegible] gewann ihre Herzen. Hier in [illegible] Nikolaistraße, in welcher die Tro[illegible]



Aus „Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland“

en so mancher Truppen erklungen sind, waren diesem Tage viele Illuminationen zu sehen. Eine gte die Landkarte Schlesiens und die Zeilen:

> Vor diesem ging man hier nach Wien,
> Nunmehro aber nach Berlin!

Hier in der alten, Schmiedebrücke genannten Straße hnte Freiherr vom Stein. All diese Häuser ben die Erregung des „Aufrufs an mein Volk“ terlebt, hier wurde er gedruckt, hier erst verbrei-. Gerade in den Ostprovinzen, sowohl oben im rden als hier im Süden, begann die Auflehnung gen die Fremden; nicht in den ältesten Provinzen, ht im Herzen der Monarchie, nicht im altkulti-rten Westen!

Hier ist das Tauenziendenkmal, ten wird einem Monument eine so deutsame Stelle zuteil. Während der neral, unermüdlich alles anspornend, Verteidigung der Stadt leitete, schlug ade an dieser Fläche, dicht neben n, eine Geschützkugel nieder; er be-nmte, später hier beerdigt zu werden. wäre hübsch, nicht nur das Wohn-us seines Sekretärs Lessing aufzu-hen, sondern auch das „Goldene rn“, in dem dieser nachts mit den fizieren saß, die „Goldene Gans“, in ein kleines Begebnis den Anstoß Fabel der „Minna von Barnhelm“ , zu der ersten Verherrlichung des preußischen Geistes. Breslau war, wie er sagte, „die ernstliche Epoche seines Lebens,“ trotz seines Zechens, trotz seines Pharaospiels. Da ist das Molinarische Bankhaus, hier lebte Gustav Freytag als Haus-lehrer, in dieser Umgebung, in dieser Stadt fand er die Typen zu „Soll und Haben“.

Stattlich schön ist die Universität; sehr glaublich, daß dieses vornehme Barock die schlesische Architek-tur stark beeinflußte. Sie steht an Stelle der alten Burg. In diesem Wasserschloß lebten die Piasten-herzöge, als ansprechendste Erinnerung Herzog Heinrich IV., „von Breslau“, der glänzendste Ritter Schlesiens, Veranstalter prächtiger Turniere,



Aus „Bunsen, Im Ruder…

Beschützer der Sänger. Tannhäuser hat als Gast hier geweilt, der Herzog hat selber Minnelieder gedichtet; wie dies geschmackvolle Dilettanten meistens tun, nach guten Mustern. Er war nicht nur ein kühner Krieger, er war ein gewissenhafter, energischer Regent, ein humaner, beliebter Landesfürst. Seine dankbaren Untertanen nannten ihn „den Biederen"



Aus „Bunsen, Im Ruderboot durch Deutschland"

nach dem lateinischen „probus" ganz ohne den gutdümmlichen Beigeschmack, den wir später dem Wort gaben.

In ähnlich gediegenem Barackpomp ist die jetzige Universitätsbibliothek. Ich hielt das Gebäude für den erzbischöflichen Palast, die Kirche daneben für den Dom. Es hätte gut gepaßt; ein alter schattiger, ummauerter Garten liegt an der Oder, der alte gotische Backsteinbau ist innen hell geweißt, einheitlich im reichvergoldeten, bemalten, verschnörkelten Barock schmückt. An jedem Pfeiler geschnitzte, schwere Alt mit tieffarbenen Bildern, das eichene Gestühl na gedunkelt, prächtig geschmackvolle Logenfenster. Nic restauriert, eine satte, harmonische, ungemein maleri Wirkung. Wahrscheinlich werden nächstens Spuren des „bedauerlichen Schnörkelstiels" entfe werden, dann prangt sie in der von allen P listern geliebten Gotik des 20. Jahrhunde Für einen so künstlerischen Zweck wird das G nicht fehlen.

Nicht weit davon liegt der Dom. Interess das Portal mit seinen romanischen Löw hier büßte am 12. Dezember 1262 der H zog Boleslaw. Er hatte den Bischof, dem er haderte, in den Kerker geworfen, wie meistens hatten die klugen Herren di Sandinsel, dieser Hochburg der Klerisei, Spiel gewonnen. Boleslaw, ein toller, wund licher, leidenschaftlicher Mensch, zog barfuß hundert Rittern und Knechten im woller Büßergewand von Goldberg nach Bresl hier vor dem Portal demütigte er sich vor d Erzbischof, berührte kniend das von diesem i entgegengehaltene Kreuz. Innen ist es ein wir Durcheinander; Gotik, Barockaltäre, schle neue Glasbilder, stilvoll schlimme Restaurati Daneben der unbedeutende, nüchterne erzbisch liche Palast; in keiner Weise entspricht er d Glanz der Stellung. Lebhaft gedachte ich mei Begegnung mit dem Kardinal; auf einer flü tigen Durchreise war ich in Breslau zu such, nahm an einem großen Diner teil. waren versammelt, da geleitete der Haush der kommandierende General, den Kardinal auf, die Erbprinzessin, Schwester des Kais ging ihm entgegen und machte ihm eine V beugung. Im Saal waren wir aufgestellt, ging herum und hielt Cercle. Zufälligerweise h ich diesen Vorgang bei sehr vielen Purpu borenen erlebt, nur einige verstanden ihre Sache u mit Ausnahme einer greisen Fürstin, keiner und k besser als dieser ehemalige Telegraphist. Eine abso Ruhe, Leichtigkeit und Würde. Der Name mei Großvaters hat einen aggressiv protestantischen Kl konnte ihn nicht angenehm berühren, aber mit licher Gemessenheit ging Seine Eminenz auf de Persönlichkeit und Bedeutung ein. Die Note zur Vollendung getroffen.

Der Künstler

Essays von Emil Ludwig

Man kennt von seinem Bismarck-Buch her Lud-
gs glänzende Gabe, einen Stoff zu disponieren,
Hauptlinien eines seelischen oder ideellen Zu-
mmenhanges sofort zu fühlen und mit den einfach-
n, energischsten Mitteln aufzuzeichnen. Diese Fähig-
feiert in den Essays einen neuen Triumph. Lud-
ist im einzelnen geistreich und voller Blick für
Leben, elastisch, kühler Haltung und warmen
rzens, selbst ein Künstler und damit in Gefahr,
nem Stoff überlegen zu sein — eine Gefahr des-
b, weil zu den Themen Ludwigs sowohl Rem-
ndt gehört wie Goethe, Grünewald und Schopen-
ner, Byron und Lassalle und im allgemeinen die
nstlerseele in ihren zweideutigsten und tragischsten
echungen — aber er unterliegt nicht der Verführung,
ihm von seinem großen Talente droht. Er trägt
t sich vor, sondern wirklich die Dinge, um die
sich handelt. Und sieht man diese kleinen Aufsätze
au an, so merkt man, wieviel Studium und Arbeit
aufdringlich in ihnen enthalten ist. Man nimmt
jedem dieser Essays sofort ein Ganzes in sich auf
spürt erst bei der Nachprüfung, wieviel vortreff-
es Einzelne man zu durchdenken und zu lernen bekam.

Die Pawlowa

Die Pawlowa ist nicht nur an Rang die erste Tän-
n dieser Zeit, sie ist auch die interessanteste. Man
gt vor ihr: Wie kann eine Frau von höchstem sinn-
en Raffinement doch von Grund aus geistige Ein-
ücke erregen? Hierin liegt ihr Geheimnis versteckt.
Jede Tänzerin ist vom Erotischem aus zu ver-
en: dies Fluidum ist Überlieferung. Und doch
der Habitué der einzige, auf den diese Russin
t wirken kann. Sie geht höhergeschürzt als irgend-
e Ballerina, aber Üppigkeit fehlt ihr ganz. Während
die rassigen Jünglingsbeine bis zu den Hüften
t, geht sie weniger dekolletiert als eine dame
monde. Sie ist schlank, beinahe hager wie ein
nnpferd, ihr Hals scheint durch, die Arme sind
t voll. Dies alles ist bemerkenswert bei einer
nzerin, die jedes Körperglied zum Tanze braucht.
Sind die Wirkungen einer Tanzenden spirituell,
ist sie meist langweilig. Weil aber die Pawlowa
die geistigen Wirkungen aus einem sinnlichen Zentrum leitet, regt sie auf, reißt sie hin. Dieser Grad von Neutralität mag den Zuschauer zuweilen zur Raserei bringen. Sie gleicht darin gewissen Porträten der mailändischen und römischen Renaissance, hinter deren kühlen Mienen eine Welt gefährlicher Dinge schweigt. Das ist ein Stück von ihrem Geheimnis.

Hände und Füße sprechen mit der gleichen Mimik. Das sind gar keine Füße, das sind wieder Hände, die sprechen können! sagte der alte Björnson, als er sie kurz vor seinem Tode sah. Hier spricht die Feinheit jedes Fingers, das schmelzende Feuer jedes Blickes, die unersättliche Schmalheit dieser Lippen. Was sie sprechen — sind sehr wenig geistige Dinge.

Die Pawlowa ist weder naiv noch sentimentalisch, sie hat etwas Bacchisches. Eine Sucht zur Befreiung ist in ihr, zur Auflösung, wie in den Bacchanalien. Unstillbar wie sie ist, lechzt sie umher. Aber dies alles wird von vollendeter Kunst zur Freiheit entwickelt.

Die ältesten Pas und Pirouetten erneuert sie, indem sie sie nicht mit jenem sterilen Lächeln, vielmehr mit einer Skala von Mienen begleitet, die sie von Sekunde zu Sekunde kommentieren. Es ist, als phantasierte sie in genialen Improvisationen über die alten Themen. Und wirklich ist sie in solchem Maße Künstlerin, daß sie, wenn der Beifall ihr die Wiederholung einer Nummer abringt — die gefährlichste Prüfung für Virtuosen — gewisse Momente anders bringt als zuvor. Ist auch dies Kunst, so ist es doch ein Zeichen höchster Souveränität.

Während diese Füße, aufgewachsen in der hohen Schule des italienischen Balletts, mit der Sicherheit bewährter Adjutanten ihre Rolle spielen, scheint der ganze Körper zwischen Überraschungen und Einfällen zu zittern. Wirklich blickt sie in einer Masurka mit reizender Koketterie auf diese Füßchen, und ihre Miene fragt: Seid ihr toll? Wollt ihr mir entfliehen? Was macht ihr da unten?

Man hat sie der Duse verglichen. Aber die Duse gleicht sich im Grunde in allen Rollen, und aus allen Masken blickt, Erlösung suchend, dies melancholische Auge, als wolle sie jede Maske fliehen. Die Pawlowa ist gänzlich variabel, von einer Nummer zur anderen nicht zu erkennen und eher jenen Schau-

spielern vergleichbar, deren vollkommenen Typus Matkowsky darstellte oder der jüngere Salvini.

Sie selbst ist Schauspielerin: nicht nebenbei, sondern mit jedem Schritte. Hier gibt es keinen Abgang, keine Verneigung, keinen Augenblick des Zurücktretens, die sie nicht mit einem Biegen, Lächeln, Locken belebte, in unmittelbarer Folge ihres Tanzes. Man denkt: Jetzt, da sie hinter der Kulisse verschwindet, spricht sie, was sie nicht mehr tanzen kann — oder verschweigt es. Denn wie aus gefügten Formen dieser Körper immer neu improvisiert, mag auch diese Seele, anscheinend sichtbar gemacht und fast unheimlich dargestellt, sich mit den Phantasien der Stunde erfüllen.

Nie war der Körper einer Frau mehr Geist als dieser, und dennoch reizt ihr Spirituelles unablässig, auf das Körperliche zurückzuschließen. Hier liegt ein anderes Stück von ihrem Geheimnis.

Das Licht wird blau. Ein Nocturne steigt empor. Auf Zehenspitzen schwebt etwas herein, wie eine Phantasmagorie. Ist es die Ballerina, die getroffen von dem kleinen Dolche eines Eifersüchtigen, im Tanze zu sterben sich anschickt? Oder ist es eine Prinzessin, die sich vor dem lauten Maskenfeste in das Mondlicht rettet, liebeskrank? Es ist ein Schwan, der stirbt. Und sterbend gleitet er in den schönen Körper einer Tänzerin. Sie, ganz Bewegung, trägt nun die Seele des Ermatteten in sich. Wie lautlos sie zusammensinkt, lautlos sich hebt, um ihren Mund ein Lächeln schwermütigen Wissens, die Flügelarm leidend aufgehoben: so bebt sie auf den Zehenspitz hin und wieder. Mit Kinn und Mund streift sie d Flügelfedern — sie sinkt — ihr Blick bricht aufwärt Eine kleine Pause lang halten tausend Mensch den Atem an. Starb der Schwan? Starb die Pri zessin? Dann erhebt und verneigt sich die hol Ballerina.

Das Scherzo, das dem Largo folgt — das der Schmetterling. Gelb strahlt ihr Rock, winz zittern die Flügel am Rücken. Nun gaukelt sie üb die Bühne hin mit flackernden Füßen, mit flatternd Armen, mit windbewegten Fingern. Nun ist Eros der Knabe, zum Schmetterling verwande Nun summt und blinzelt sie im Morgenlichte, schwi über den Blumenkelch dahin, taumelt hinein in d einzigen Tag, den sie zu leben hat.

Aber im bacchischen Finale vergißt sie sich selb Die Steifheit ihrer Röcke ist fort, ein Schleier sprü von ihrem Knie empor, einem Bogenstrich glei nun der durchscheinende Körper. Groß fallen roten Rosen aus den Locken, sie wirft sich de Baachanten zu, entspringt ihm, flieht und braust z rück zu sinnberaubtem Laufe. Plötzlich dunkelt vor ihrem Blicke, sie starrt in die dionysische Nac sie stutzt, er greift nach ihr. Der neue Wirbel pa sie an, sie rast, sie wirft sich in die Luft, sie fä Und über der Bacchantin stürzt die russische We zusammen.

Das billige Buch

Was heißt: das billige Buch? Gewiß nicht ein Buch, das bloß wenig Geld kostet. Denn davon hat es immer mehr gegeben, als denen lieb war, die dem Volk eine gesunde Lektüre wünschten. Es ist nicht ein Buch, das liederlich und geschmacklos hergestellt ist und für seine äußere Erscheinung eher zu viel als zu wenig kostet. Das billige Buch ist ein Buch, das wenig Geld kostet und dabei in jedem Sinne vorzüglich ist. Diese doppelte Aufgabe zu erfüllen, hat sich unsere Bibliothek zeitgenössischer Romane vorgesetzt, in einer Einschränkung, die die Schwierigkeit erhöht. Denn sie will nicht aus den unermeßlichen Schätzen der Vergangenheit neu drucken, sondern will der lebendigen heutigen Literatur dienen. [illegible]re, die der Unterhaltung dient, braucht nicht der Trägheit des Geistes und des Gemüts zu dien Es gibt eine Art gedankenloses Lesen, das, währ es sich einredet, Neues zu empfangen, in Wirklich sich immer nur auf den ausgeleierten Wegen des Alt trotz der wechselnden Verkleidung Wohlbekann treiben läßt. Die Lust an solcher Lektüre ber darauf, daß man von Anfang an und Schritt Schritt genau weiß, was kommen wird. Frü waren es Verlobungen auf Umwegen, jetzt sind Ehebrüche; aber ob Pseudoromantik oder Pseu realismus, der Leser, in überwiegender Anzahl Leserin, kennt aus tausendfach vertrauten Anzeic den Verlauf der Wirrnisse und Lösungen. Di Art verheerender Müßiggängerei nicht entgegen kommen, gehört zu den Aufgaben unserer Bibliot

ie soll und wird immer nur wirkliche Bücher bringen, Bücher, die es mit dem Leben und der Kunst ernst einen und vom Leser dasselbe verlangen. Ein Blick das Verzeichnis der über sechzig bisher erschienenen Bände wird genügen, um zu zeigen, daß in diesen r 1 Mark zu kaufenden, nobel aussehenden Büchern usgezeichnetes vom Kern unseres heutigen Schrift=ms enthalten ist. Den berühmten Namen, die der Literaturfreund mit Achtung nennt, den Bang d Lie, den Fontane und Tolstoi, den Hesse und trauß, den Schnitzler und Wassermann, Keyserling d Schaffner usw. sind die weniger bekannten durch=s würdig, zur Seite zu treten.

Frau Hempels Tochter
Roman von Alice Berend

Daß eine Berliner Portierstochter einen Grafen iratet, ist zwar kein alltägliches Ereignis, aber bei chtiger Einstellung unserer sozialen Verhältnisse in ne humoristische Behandlung nicht unerhört. Und lice Berend hat einen Humor, der so echt aus ihrer latur kommt, aus Verstandes= und Gefühlselemen=n so gut gemischt ist, daß sie uns mit ihrem Hempel=hen Lebenslauf überzeugt. Der Hauptreiz der Er=hlung liegt aber nicht in dem sozialen Nivellement. lice Berend ist, als Humoristin, mit besonderer ebe eine Malerin des Kleinen, Zuständlichen, ein harfes und liebevolles Auge. In bester Laune und irklicher Wärme sind die Situationen und Gestalten s ins einzelne durchgeformt, und die kleinbürger=che Welt erscheint trotz ihres im Grunde nur auf en Nutzen gerichteten Geistes durchaus liebens=ürdig. Es wird einem wohl, wenn man Alice erend liest, und man wünscht, daß viele sie lesen.

Frauenmacht
Roman von Gustaf af Geijerstam

„Frauenmacht" steht innerlich dem „Buch vom rüderchen" nahe, das Geijerstams Namen in eutschland berühmt gemacht hat. „Frauenmacht" t die Lebensgeschichte eines Spintisierers, eines atenlosen, eines, bei dem sich aller Lebensdrang msetzt in Reflexion und darum unfruchtbar bleibt. ie Geschichte eines feinen, reinen, begabten Men=hen, dem das Leben alles schuldig bleibt. Wie dieser ütigmeinende, kluge, tieffühlende Mensch eigentlich och leer ausgeht, sich selbst und denen, die ihm nahestehen, das Leben nicht zum Gedeihen zu wen=den versteht, weil er eben im Grunde ein Untaug=licher, ein Allzufeiner, ein Blutloser ist, das führt der Verfasser in seinem stillen, durchsichtigen Stil



Titelzeichnung von E. R. Weiß zu Hermann Stehr, „Leonore Griebel"

uns vor. Den Mittelpunkt der Handlung bildet ein zu frühem Tode bestimmtes Kind, ein Mädchen, das das einsame Gemüt ihres Vaters mit allen schmerzlichen Zärtlichkeiten ihrer an das Tragische streifenden Seele beschenkt.

Mao
Roman von Friedrich Huch

Friedrich Huchs, des edlen, zu früh abgeschiede=nen Dichters, „Mao" ist die Geschichte einer Kind=heit; — ein Thema, das in der neuen Literatur recht häufig, vielleicht kann ein männlicher Geschmack fin=den: zu häufig behandelt ist. Aber Huch hat es auf eine neue und tiefe Art ergriffen und durchgeführt. Seltsam heimisch und seltsam exiliert in dem ver=standen=unverstandenen Leben findet sich der Kind=mensch; den Zauber dieser wunderbaren Existenz bringt die Erinnerung dem späteren Alter nur selten und nur auf Augenblicke. Diesen entfliehenden, schwer faßbaren Zauber hat Huch zu gestalten und zu fassen vermocht. Er hat das Rätsel der Kindheit, ihr halb freiwilliges Grauen zu einem Phantom verdichtet, das eine tiefere Realität besitzt, als das ganze nahe, reale

Leben sonst. Wie dieses Phantom den Knaben reich und einsam macht, wie es ihn die Verzweiflung lehrt und wie es ihn tötet, das hat der Dichter in einem so stillen, zwingenden Stil erzählt, daß der Leser nicht ein zufälliges, fremdes, gleichgültiges Knabenschicksal, sondern das Symbol seiner eigenen, verlorenen und doch so wunderbar vertraut von ferne wiederklingenden jungen Jahre anzuschauen glaubt.

Leonore Griebel
Roman von Hermann Stehr

Leonore Griebel ist ein Hauptwerk Stehrs und, wie das Publikum einsehen sollte, eines der stärksten Bücher über Frauen, vielleicht das stärkste der neueren Literatur. Diese durch ihre Geburt und persönliche Anlage verfeinerte Frau erlebt neben ihrem starken, wie ein Balken tüchtigen Mann ein Schicksal, das, bei aller Eigentümlichkeit, doch ein Spiegel jedes Frauenlebens ist. Es ist leicht zu sagen, daß Leonore Griebel hysterisch ist; die Frauen wissen es anders. Das Krankhafte an Leonore Griebel bedeutet dichterisch nicht eine Trübung, sondern ist Mittel und Form, das Tiefste der Frauenseele, das Schmerzlichwahre, meist Verhüllte und Verschwiegene auflodern zu lassen. Leonore Griebel ist ein Werk de Intuition, der Fähigkeit, Seelengeheimnisse bis i die letzten Fasern aufzuspüren. Die neue Ausgabe des Buches unterscheidet sich von der früheren. De Dichter hat einige Kürzungen vorgenommen un insbesondere den Dialekt, mit Beibehaltung eine leisen Färbung, aufgegeben. Auch dadurch wird das Buch hoffentlich einem breiten Publikum zugänglicher als bisher.

Pantheonausgabe

Die Pantheon-Ausgabe hat sich in der letzten Zeit zu einer Ausgabe der deutschen Lyrik spezialisiert. Zu den bisher erschienenen, in der Textgestaltung mustergültigen, in der äußeren Form handlichen und gediegenen Bänden kommen als wünschenswerte und notwendige Ergänzung drei weitere Bände hinzu Bürger, Hölderlin und Chamisso. In den beide ersten haben wir die Pole der deutschen Lyrik vo uns, in Bürger das Volkstümliche in seiner unmittelbaren, leidenschaftlich stärksten Erscheinung, i Hölderlin die lauterste und geistigste Humanität. Gehören die Werke dieser beiden Dichter zum Grundstock unseres nationalen Besitzes, so ist auch Chamissi in die Liebe des deutschen Volkes unzerstörbar verwachsen, als ein Fremdling, der vollkommen heimisc geworden ist, als ein Dichter, der reich an Einfällen Humor, Gestaltungskraft, Naivität ist. Zu Bürge und Chamisso hat Julius Bab die Einleitungen geschrieben und die Textanordnungen geschaffen un eine musterhafte Ausgabe geliefert, die er durch kurze präzise Anmerkungen noch nutzbarer machte. Di Ausgabe des Hölderlin verdanken wir Emil Strauß der Text ist eine Auswahl, seine Einleitung, selbs ein Stück klassischer deutscher Sprache, stellt di menschlich-geistige Erscheinung des in mancher Beziehung geliebtesten unter den deutschen Dichtern i klarem Umriß dar. Strauß hat alles Schulhafte de Hölderlinschen Poesie weggelassen und bietet i den gültigen Gedichten den tief- und klarsinnigen jeder Generation neuen, unvergänglichen Hölderlin. Jedem Band ist ein Porträt des Dichters beigegeben.



Bildnis Chamissos aus „Chamisso, Gedichte" (Pantheonausgabe)

An das Herz

Sonett von G. A. Bürger

Lange schon in manchem Sturm und Drange
wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
ruh ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange,
jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt
fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!



Bildnis G. A. Bürgers aus „Bürger, Gedichte"
(Pantheonausgabe)

Nachtwächterlied

von Adalbert von Chamisso

Eteignons les lumières
Et rallumons le feu.
Béranger.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
gute, nicht gelehrte Leute;
seid ihr einmal doch gelehrt,
sorgt, daß keiner es erfährt.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
und der König absolut,
wenn er unsern Willen tut.
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen,
von den gutgesinnten Frommen;
blase jeder, was er kann,
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren,
um die Ketzer zu bekehren
und die Philosophen auch,
nach dem alten, guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
geht nach Haus, und ohne Sorgen
schlaft die lange liebe Nacht,
denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

Der Zeitgeist

von Friedrich von Hölderlin

Zu lang schon waltest über dem Haupte mir
du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!



Bildnis Hölderlins aus „Hölderlin, Gedichte“ (Pantheonausgabe)

Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! Wie ein Knabe seh ich zu Boden oft,
such' in der Höhle Rettung vor dir, und möcht',
ich Blöder, eine Stelle finden,
Alleserschüttrer, wo du nicht wärest.

Laß endlich, Vater, offenen Aug's mich dir
begegnen! Hast denn du nicht zuerst den Geist
mit deinem Strahl aus mir geweckt? Mich
herrlich ans Leben gebracht, o Vater!

Wohl keimt aus jungen Reben uns heilige Kraft;
in milder Luft begegnet den Sterblichen,
und wenn sie still im Haine wandeln,
heiternd ein Gott; doch allmächt'ger weckst du

die reine Seele Jünglingen auf, und lehrst
die Alten weise Künste; der Schlimme nur
wird schlimmer, daß er bälder ende,
wenn du, Erschütterer, ihn ergreifest.

Die neue Rundschau

25. Jahrgang

Eine Zeitschrift, die, wie die „Neue Rundschau“, fünfundzwanzig Jahresbände nebeneinanderstellen und sich dabei rühmen darf, in diesem ganzen Vierteljahrhundert nicht nur der vorwärtsdrängenden Zeit gefolgt, sondern immer ihr Ausdruck, oft ihr Führer gewesen zu sein, ist in Deutschland noch seltener als anderswo. Die „Neue Rundschau“ hat das Recht, ihre Jahre nicht als Last, sondern als Kraft zu fühlen. Sie war begründet worden, dem lebendigen Leben an ihrem Teil zu seinem geistigen und sozialen Recht zu verhelfen, und diese Aufgabe ist identisch mit ihrer Existenz. Da sie weiter existieren und weiter wachsen will, so wird sie auch weiter arbeiten, ausschauend und vorurteilslos.

Als die Zeitschrift entstand, verlangten die Mächte, die man unter dem Namen Naturalismus und Sozialismus begreift, das Wort. Daß diese Mächte nicht bloß obenhin siegreich, sondern in der Seelenverfassung der Zeit legitim wurden, das war die Bemühung der Neuen Rundschau, und so hat sie an einer der denkwürdigen, niemals zurückrevidierende[n] Entfaltungen menschlichen Wesens mitgewirkt.

Täuscht nicht alles, so ist heute weniger denn j[e] Ursache zum gemächlichen Ausspannen — wir stehe[n] wieder vor nationalen Aufgaben — die ohne Kamp[f] nicht zu erfüllen sind. Und so erneuert sich auch fü[r] die „Neue Rundschau“ der Ansporn, auf dem Poste[n] zu sein und für das Bekenntnis, wie für die Debatt[e] der Zeit die feinste Witterung zu haben und allen Wertvollen, das zutage will, Raum zu schaffen.

Bekenntnis liegt vornehmlich im Wort de[s] Dichters; danach in Memoiren, Reisen un[d] Briefen, als unmittelbaren Dokumenten der Per[-]sönlichkeit.

In Briefen und Memoiren spiegelt sich ein gleich[-]sam geheimer künstlerischer Zustand des Schriftsteller[s] wider; in den Reisen setzen sich große wachsend[e] Kulturgebiete in persönliche Eindrücke um. All[e] Regungen sammelnd und verklärend, stellt die dichte[-]rische Produktion das innere Licht der schaffenden Zeit dar

Dieses Bekenntnis mannigfacher Art betrachtet
sere Zeitschrift als ihren eigentlichen Kern. Es
d ergänzt durch produktive Kritik auf jedem Gebiet.

Im Mittelpunkt der Rundschau stand anfangs die
rarische Kritik, insbesondere der Streit um die
neuerung unsers Theaters. Aber die sozialen,
ischen und naturwissenschaftlichen Probleme wurden
leich mit in die Debatte hineingezogen.

Das Ideenmaterial der Zeit war ungeheuer; auf
en Gebieten gab es einen Kampf um neue Prin-
ien, neue Fundamente und neue Anwendungen.

Unsere Zeitschrift war für alle diese Erscheinungen
eine freie Bühne, und mehr: sie ließ die Kräfte nicht
nur sich austoben, sondern sammelte sie, klärte sie
gegeneinander und machte sie fruchtbar.

Um das zu können, pflegt sie — sei es in verein-
zelten, regelmäßigen oder periodischen Aufsätzen —
jede Form; sie hat Platz für das frische Raufen der
Gelegenheit und für den weit ausholenden, aufbauen-
den Essay. Sie bringt praktische Kritik und grund-
legende Philosophie, sie überredet und unterrichtet,
führt und begleitet.

Ihre Jahrgänge enthalten die geistige Geschichte
des letzten Vierteljahrhunderts.

us dem Inhalt der ersten fünf Hefte 1914:

on Asher, Die chemische Eigenart des Indi-
viduums.

alter Curt Behrendt, Monumentalarchitektur
der Gegenwart.

skar Bie, Kunst-Tagebuch.

thur Bonus, Fichtes schriftstellerische Per-
sönlichkeit.

chard Dehmel, Das Haus des Dichters.

thur Eloesser, Erbgut und Gedankengut.

cia Dora Frost, Generationspolitik.

iedrich Glaser, Westminster.

rl Goldmann, Der Biograph der mensch-
lichen Dummheit.

illi Handl, Das Ende der Romantik.

erhart Hauptmann, Der Bogen des Odysseus.

nst Heilborn, Der Heilige und das Tier.

oritz Heimann, Zum Thema: Goethe.

erhard Hildebrand, Arbeitslosigkeit und
Wirtschaftskrisen.

thur Holitscher, Mojave-Wüste. Novelle.

hannes V. Jensen, Unser Zeitalter.

hannes V. Jensen, Die Tropen.

rl Jentsch, Die Scholastik und der Kapi-
talismus.

Eduard Graf Keyserling, Abendliche Häuser.
Roman.

Alfred Kerr, Tagebuch des Kritikers

Oskar Loerke, Hermann Stehr.

Julius Meier-Graefe, Kunst oder Kunst-
gewerbe?

Wichard v. Moellendorff, Taylorismus und
Antitaylorismus.

Robert Musil, Anmerkung zu einer Meta-
psychik.

Gustavus Myers, Das Carnegie-Vermögen.

Daniel Ricardo, Rentnerstaat Frankreich.

Samuel Saenger, Der Briefwechsel zwischen
Marx und Engels.

Bernard Shaw, Die große Katharina.

Elisabeth Siewert, Weggenossen. Novelle.

Hermann Stehr, Der Schimmer des Assi-
stenten. Novelle.

Theodor Storms Briefe an Tycho Mommsen.

Paul Schlenther, Fritz v. Unruhs „Louis
Ferdinand".

Bruno Schröder, Die neuen Ausgrabungen
in Tell el-Amarna.

Ernst Schweninger, Zur Krebsfrage.

Neue Auflagen des ersten Halbjahrs

Peter Altenberg, Wie ich es sehe. 8.—9. Auflage. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark

Hermann Bahr, Der Meister. Komödie. 4. Auflage. Geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark

Herman Bang, Die Vaterlandslosen. Roman. 7.—8. Tausend. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark

Walter Calé, Nachgelassene Schriften. 4. Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark

Richard Dehmel, Hundert ausgewählte Gedichte. 21.—22. Tausend. Gebunden 5 Mark

Otto Erich Hartleben, Vom gastfreien Pastor. Novellen. 31.—33. Auflage. Geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark

Gerhart Hauptmann, Einsame Menschen. Drama. 28.—30. Auflage. Geheftet 2 M, gebunden 3 Mark

Gerhart Hauptmann, Atlantis. Roman. 25.—27. Auflage. Geheftet 5 Mark, gebunden M 6.50

Hugo von Hofmannsthal, Jedermann. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes. 17.—18. Auflage. Geheftet 1 Mark, gebunden 2 Mark

Johannes V. Jensen, Der Gletscher. Roman. 9.—10. Tausend. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

Bernhard Kellermann, Der Tor. Roman. 11.—14. Auflage. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark

Bernhard Kellermann, Der Tunnel. Roman. 101.—110. Auflage. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

Aage Madelung, Die Gezeichneten. Roman. 7.—8. Tausend. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Thomas Mann, Buddenbrooks. Verfall einer Familie. 61.—66. Auflage. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark

Thomas Mann, Der Tod in Venedig. Novelle. 14.—18. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Arthur Schnitzler, Anatol. Einakterzyklus. 16.—18. Auflage. Geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark

Arthur Schnitzler, Frau Beate und ihr Sohn. Novelle. 11.—12. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Bernard Shaw, Pygmalion. Komödie. 5.—6. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Hermann Stehr, Das letzte Kind. Erzählung. 2. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

Emil Strauß, Menschenwege. Erzählungen. 2. Auflage. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Jakob Wassermann, Die Geschichte der jungen Renate Fuchs. Roman. 12.—13. Auflage. Geheftet 6 Mark, gebunden M 7.50

Oscar Wilde, De profundis. Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthaus in Reading. 19. Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark









Fiſchers Bibliothek zeitgenöſſiſcher Roman

Jeder Band gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 P

Gabriele d'Annunzio, Feuer (2 Bände)
Gabriele d'Annunzio, Luſt (2 Bände)
Hermann Bahr, Theater
Herman Bang, Am Wege
Herman Bang, Die vier Teufel
Herman Bang, Zuſammenbruch
Martin Beradt, Go
Alice Berend, Frau Hempels Tochter
Alice Berend, Sebaſtian Wenzel
Björnſtjerne Björnſon, Mary
Johan Bojer, Unſer Reich
L. Bruun, Van Zantens glückliche Zeit
L. Bruun, Die Inſel der Verheißung
Anny Demling, Oriol Heinrichs Frau
Theodor Fontane, L'Adultera
Theodor Fontane, Cecile
Theodor Fontane, Irrungen Wirrungen
Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel
Guſtaf af Geijerſtam, Paſtor Hallin
Guſtaf af Geijerſtam, Frauenmacht
Guſtaf af Geijerſtam, Die Brüder Mörk
Knut Hamſun, Redakteur Lynge
Otto Erich Hartleben, Die Serenyi
Wilhelm Hegeler, Das Ärgernis
Hermann Heſſe, Unterm Rad
Georg Hirſchfeld, Das Mädchen von Lille
Sophie Hoechſtetter, Paſſion
Felix Hollaender, Das letzte Glück
Felix Hollaender, Sturmwind im Weſten
Friedrich Huch, Geſchwiſter
Friedrich Huch, Mao
Norbert Jacques, Der Hafen
Hans von Kahlenberg, Eva Sehring
Bernhard Kellermann, Yeſter und Li
E. v. Keyſerling, Beate und Mareile
Charlotte Knoeckel, Maria Baumann
Hans Land, Stürme
Jonas Lie, Eine Ehe
Jonas Lie, Auf Irrwegen
Th. Mann, Der kleine Herr Friedemann
Karin Michaelis, Treu wie Gold
Peter Nanſen, Julies Tagebuch
Gabriele Reuter, Ellen von der Weiden
Gabriele Reuter, Liſelotte von Reckling
Felix Salten, Olga Frohgemuth
Jakob Schaffner, Die Erlhöferin
Jakob Schaffner, Irrfahrten
Arthur Schnitzler, Frau Berta Garlan
Hermann Stehr, Leonore Griebel
Emil Strauß, Der Engelwirt
Emil Strauß, Kreuzungen
Leo Tolſtoi, Chadſchi Murat
Ruth Waldſtetter, Die Wahl
Jakob Waſſermann, Der niegeküßte Mund

Noch niemals iſt eine ſolche Waffe gegen die Unſitte, Bücher nicht zu kaufen, ſonder aus Leihbibliotheken zu entleihen, geſchmiedet worden. (Berliner Tageblatt

Redaktion und Verlag von S. Fiſcher, Verlag, Berlin W, Bülowſtraße 90. Druck der Spamerſchen Buchdruckerei in Leipzig.









